Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

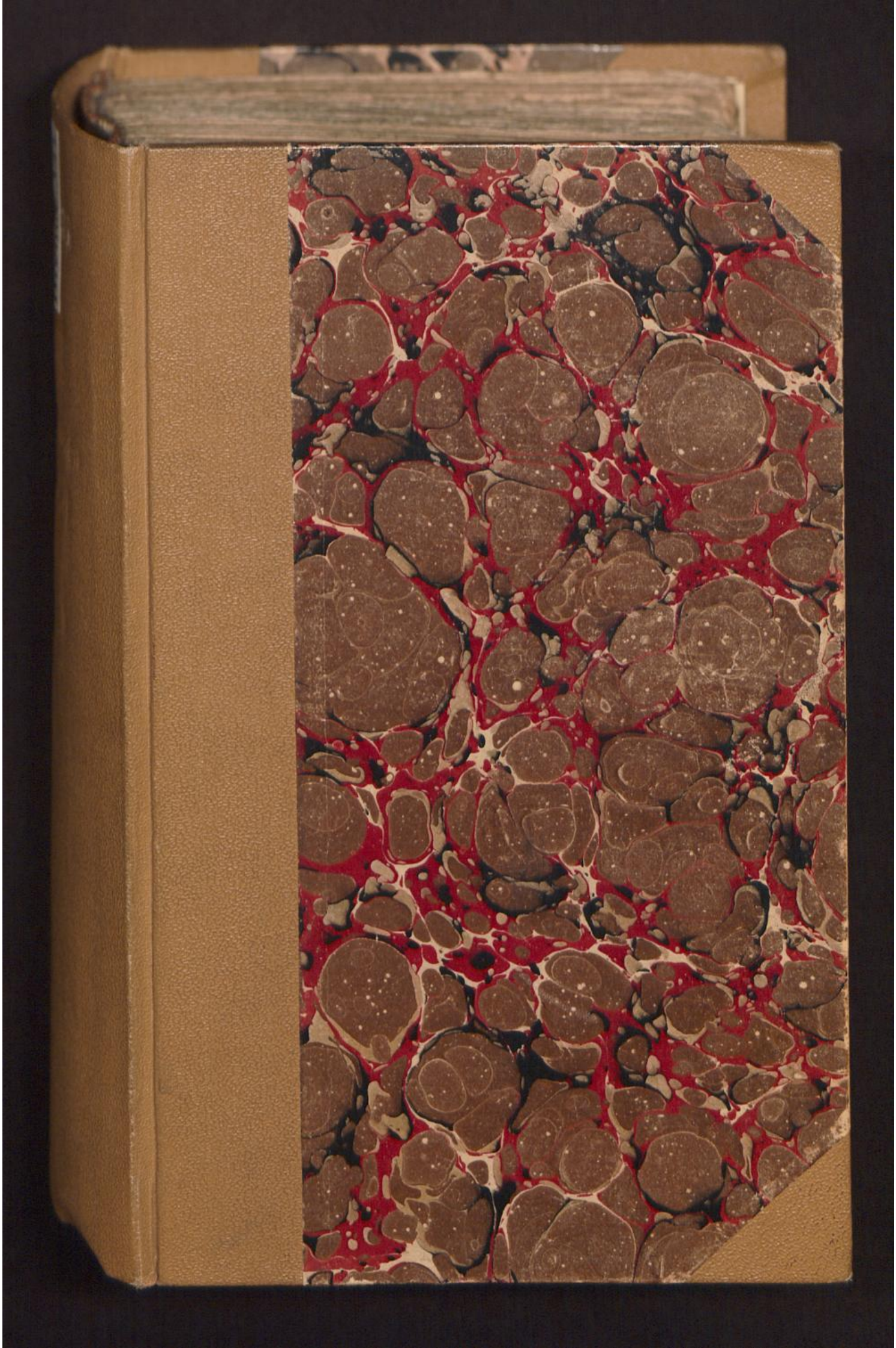
Digitale Sammlungen

1770

Visual Library

Brem.c.341

Magyar



Brem. c 341

3. 4. 2.

J. P. Cassel.

Von diesem Kunst- Vermischten Magazin ist wenig mehr zu bekommen als das 4te Band das 1 Stück, welches fünfzig mit angebunden ist.

Brem:
C & L. 341.

Brem. c 341

Neues Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammlet und herausgegeben.



Des dritten Bandes erstes Stück.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1770.



Hdschr. c. 341

Inhalt

des dritten Bandes ersten Stücks.

Seite

I. Gerechtigkeit und Großmuth oder merkwürdige Geschichte des Herrn Wilbraham Wentworth. 1

II. Dr. Backers Untersuchung der mancherlei Arten wie das Gift des Bleies unvermerkt in den menschlichen Körper komme. 21

III. Dr. Linds Vorschlag dem Mangel des süssen Wassers auf der See leicht abzuhelfen. 37

IV. Einige Warnungen für die Sammler der Kupferstiche. 42

V. Hrn. Wildmans Methode den Honig aus den Bienenkörben zu nehmen. 52

VI. Auszug eines Briefes über die leuchtenden Würme in den Austern. 60

Inhalt.

Seite

VII. Edgar Bocharts Erklärung, warum der Mond im Horizont größer erscheint als im Meridian. 65

VIII. Fortsetzung der unparteiischen und kurzgefaßten Nachricht von dem Ursprung und Fortgange des letzten Krieges. 68

IX. Ausführlicher Auszug aus Herrn Murphy neuen Trauerspiele Zenobia. 117

X. Urtheil über die Suttonische Methode bei Einpfropfung der Blattern. 127

XI. Vermischte Nachrichten. 131

XII. Auszug aus den philosophischen Transactionen. 142

XIII. Auszug eines Schreibens aus Wien, bei Gelegenheit des letzten Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe. 169

XIV. Anmerkungen über verschiedene Nachrichten, welche man von der Fruchtbarkeit der Fische hat. 173

XV. Bremische Kirchen- und Litteraturneuigkeiten. 186

XVI. Fortgesetzte Anzeigen, Auszüge und Beurtheilung der neuen Englischen Bücher vom Jahre 1768. 198

* * *

I.

Gerechtigkeit und Großmuth

oder

merkwürdige Geschichte

des Herrn

Wilbraham Wentworth.

Lond. Mag. 1768. May S. 236 u. f.

Es giebt eine Art Ungerechtigkeit unter den Menschen, die, ob sie gleich in die Augen fällt, dennoch bisher unbemerket geblieben, und so sicher für Tadel ist, daß man sie an den Schuldigen nie als strafbar betrachtet. -- Diese Ungerechtigkeit ist die Gewohnheit einiger

niger Leute, Güter, die ihre Vorfahren mit Ungerechtigkeit erworben haben, ohne Gewissensbisse zu besitzen. Ein Mensch wird leicht zugeben, daß seines Vaters Reichthümer durch die Unterdrükkung der Unglücklichen entstanden sey; er wird aber, wenn sie in seine eigene Hände gekommen, keinen einzigen Schilling dem gesetzmäßigen Eigenthümer wiedergeben. -- Im Gegentheil denket er, ob er gleich überzeuget ist, daß es wirklich das Gut eines anderen sey, er könne es ohne den geringsten Schatten von Vorwürfen behalten; und die Welt ist so ausnehmend fein, daß sie zur selben Zeit, da sie vielleicht das Gedächtniß des ersten Räubers verfluchet, den letzteren mit dem Ruf einer unstreitigen Ehrlichkeit schmeichelt. -- Diesen Satz deutlich zu erläutern und meinen Lesern zu zeigen, auf was Art Leute sich betragen sollten, die Erben übel erworbener Güter sind, soll die Absicht folgender kleinen Erzählung seyn.

Sir John Wentworth war ein junger Baron von guter Herkunft, welcher durch das Absterben eines seiner Oheime in Oxfordshire der Besitzer eines Titels, aber von nichts weiter geworden. Der Baron, welchem er in seinen Titeln folgete, hatte es in seiner Gewalt, jeden Fußbreit seiner Ländereien, wem er wollte, zu geben; und da er nie eine große Neigung gegen den Sir John gehabt hatte, so vermachte er es an weitläuftigere Anverwandte.

wandte. Dieses war eine unglückliche Sache für Sir John, dessen Einkünfte eben nicht die blühendsten waren. -- Inzwischen da seine Person artig, sein Umgang angenehm und er gut erzogen war, ließ er nicht gänzlich den Muth sinken, ein Glück zu erhalten, das mit seinem Stande einigermaaßen übereinkäme; -- Auch war unsers Barons Hofnung nicht ganz ohne Grund. -- Ausser denen Vorzügen die wir bereits beschrieben haben, besaß Sir John noch eine große Verstellungskunst, und ein sehr gefälliges Nachgeben. --- Er kannte die Menschen wohl, und war geneigt, bey jeder Gelegenheit sowohl von der Schwäche als Freygebigkeit seiner bekanten Stützen zu profitiren. Es fehlte ihm auch nicht lange an Gelegenheit, seinem Geize Genüge zu thun. - Eine junge Wittwe, welche durch das Testament ihres Mannes in dem Besitz eines großen Vermögens geblieben war, sahe Sir John von ungefähr zu Bath, liebte und heirathete ihn. Da die Liebe selten durch die Vernunft begleitet gehet, so wollte sie auch auf keine Weise ihr Vermögen für denjenigen Mann, den sie mit ihrer Person beehret hatte, verschliessen. Es ist wahr, sie hatte eine Tochter von ihrem vorigen Mann, aber was gieng ihr das an? Genug, sie liebte ihren jetzigen Mann -- und wir glauben durchgängig diejenigen unserer Achtung würdig zu seyn, wovon wir sehr wünschen, daß sie solche verdienen möchten. -- Ueberdem besaß

Miß Milmour ihre Tochter 10000 Pfund, die ihr durch den letzten Willen ihres Vaters vermacht worden, welches Lady Wentworth ein sehr gutes Vermögen zu seyn glaubte, wie es auch in der That war, wenn nicht ihre Mutter die Verwalterin darüber gewesen, und dieser ihr Schicksaal gänzlich von der Willkühr des Sir John abgehangen hätte. Es ist unnöthig, sich hier in Kleinigkeiten einzulassen -- unser Baron hatte blos aus eigennützigen Absichten geheirathet, und war, wie wir schon erinnert haben, eben nicht der Gewissenhafteste. -- Dem zufolge war er kaum zwey Jahre mit ihr verheirathet, da er schon in dem Besitz von Miß Milmours Vermögen war, und in weniger als zweien Jahren ließ er so wohl Mutter als Tochter in einem verlassenen Zustande, auf einem elenden alten Landhause, über 200 Meilen von der Hauptstadt entfernet, sitzen. Hier muste Lady Wentworth jede Art von Verdruß erfahren, und da sie wußte, daß der Mann, den sie aufs äusserste liebte, öffentlich mit anderen Frauenspersonen zuhielte, starb sie vor Herzeleid, und hinterließ Miß Milmour, die nunmehro gänzlich von der Gunst eines Nichtswürdigen abhieng, den sie als einen Menschen kante, der nicht allein von Empfindung, sondern von Scham gänzlich entblösset wäre, und nicht einmal Ehrlichkeit, geschweige denn Dankbarkeit, besäße.

Bey diesen Umständen nahmen die Anverwandten das junge Frauenzimmer zu sich, und da sie ihr Vermögen von Sir John vergeblich gefodert hatten, versuchten sie, es durch die Gesetze wieder zu erhalten. Aber unglücklicher Weise gelinget es der gerechten Sache nicht allemal. Sie waren viele Jahre zwischen Furcht und Hofnung vor den Gerichten, und fanden sich endlich in ihrer Erwartung gänzlich betrogen. Dieses verminderte sehr die Zärtlichkeit der Freunde dieses jungen Frauenzimmers, deren Achtung schon seit einiger Zeit, so wie ihre Sache nicht viel gutes mehr zu versprechen schien, abgenommen hatte; und sie ward endlich aus Gründen der Klugheit so wohl als Zärtlichkeit bewogen, sich in die Arme eines rechtschaffenen jungen Menschen zu werfen, der eine Compagnie bei einem Regiment zu Fusse hatte, und dem sie wegen des traurigen Ausganges ihrer Sache nur noch liebenswürdiger geworden war.

Man muß bekennen, daß die Welt zu der Zeit sehr frey über Sir John Wentworths Charakter urtheilte. Sie schrie, in demselben Augenblicke worin sie seine Höflichkeit bewunderte, über seine Unmenschlichkeit; und obgleich die Gesetze zu seinem Besten gesprochen hatten, so vertrieb doch dieser Spruch auf keine Weise die Anmerkungen, welche unaufhörlich über seinen Charakter gemacht wurden. -- Ob man aber gleich seinen Namen oft mit

Abscheu erwehnete, so vermied man doch nie seine Gesellschaft. Diejenigen, welche seine Grausamkeit kanten, waren die ersten die ihn einluden, und ob sie gleich seine Grundsätze nicht rühmen konten, waren sie doch immer bereit zu bekennen, daß er überaus angenehm wäre. Der Tod gieng aber nicht so höflich wie die Welt, mit ihn um. Er ward mitten unter seinen übel erworbenen Gütern hinweggeraffet, ohne einen Augenblick zu haben sich auf den Tod zu bereiten, und ein Schlagfluß nahm mitten in einer großen Versammlung, einem Nichtswürdigen das Leben, der so gut als je einer verdienet hatte, eine Schande des menschlichen Geschlechts zu heissen.

Sir John ward von seinem Sohn beerbet, der, ob er gleich seine Laster nicht besaß, doch nicht ein solcher war, den jeder rechtschafne eines liebenswürdigen Charakters wegen hochschätzen muste. Er wußte, daß sein Vater der Miß Milmour, nunmehro Fr. Ormsby, ihr ganzes Vermögen gestolen hatte (denn die Gerechtigkeit leidet keine Bemäntelung in der Benennung). Es dauerte ihn, daß diese Fr. Ormsby, mit ihrem Mann und einer Tochter, unter den grösten Bedrückungen seufzten. Er war aber so weit entfernet, ihr das was ihr geraubet worden, wieder zu geben, daß er es vielmehr für eine ausserordentliche Freigebigkeit hielte, ihr zuweilen fünf Guineen zu einer kurzen

Er=

Erquickung zu senden. -- Selbst die Welt betrachtete es ebenfalls als eine ausnehmende Freigebigkeit, und Sir Charles ward in Ansehung dieser Begegnung, als der allergütigste Mann allenthalben gepriesen. -- Sein Sohn Wilbraham aber, der Held dieser kleinen Geschichte, hatte kaum sein zwölftes Jahr erreichet, als er schon sehr viel Mitleiden gegen Fr. Armsby bey sich empfand. Er bat oft seinen Vater, dieser unglücklichen Familie etwas zu senden, und fügte diesem Geschenke oft insgeheim, wenn er wußte, daß der Bediente zu ihr gesandt wurde, sein Taschengeld bei. Jedoch ungeachtet dieser seiner Fürsorge hatte er sie nie gesehen. -- Der einzige Bewegungsgrund seiner Handlung, war sein natürlich gutes Herz; und er wünschte oft, Sir Charles mögte sie in einen unabhängigen Zustand versetzen. -- Als er älter ward, empfand er noch viel stärkere Triebe gegen sie, und erröthete oft insgeheim über seines Großvaters Grausamkeit: seine Studien aber, und die Reise durch Europa zerstreuten in etwas seine Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfniß, und da seine Einkünfte von einem strengen und kargen Vater erbärmlich klein wurden, konte er nichts weiter, als sich heimlich den traurigen Zustand ihres Schicksals zu Herzen ziehen. --

Ueberdem trug sich noch während seines Aufenthalts in Italien ein Umstand zu, der seinen

Schmerz sehr vergrösserte. -- Er hatte in Sienna das Unglück, einem Edelmann, der ihm sehr schimpflich begegnete, eine gefährliche Wunde beizubringen; weswegen er vor nöthig fand, so geschwind als möglich, nach einem benachbarten Gebiete zu flüchten, um der Rache der vielen Anverwandten des Edelmanns, die öffentlich ihren Freund zu rächen droheten, zu entgehen. Er änderte seinen Namen, und lebte einige Zeit sehr geheim. -- Ungeachtet dieser Behutsamkeit in seiner Aufführung entdeckte eine Englische Familie, die damals an dem Ort seines Aufenthalts wohnte, daß einer ihrer Landsleute in der Stadt wäre. Diese ersuchten ihn auf eine so dringende und gutherzige Art, zu ihnen zu kommen, daß er ihre Bitten mit doppelten Vergnügen Statt finden ließ, indem er dadurch seinen Aufenthalt nur desto mehr verbarg, und Gelegenheit hatte, manche Stunde, welche zu der Zeit ihm zur Last war, überaus angenehm zuzubringen.

*) Diese gutherzige Familie, welche sich so gütig um Hrn. Harrington (dieses war der Name, den Hr. Wentworth angenommen) bekümmerte, war die des Obersten Mortimers. -- Sie bestand aus dem Obersten, seiner Gemahlin, ihrer Tochter, und Miß Dashwood, einer weitläuftigen Anverwandtin. -- Der Oberste und seine Gemahlin waren die höflichsten Leute, und wenn man etwas

mit

*) Lond. Mag. Juny 1768. p. 285.

mit der Freundlichkeit ihres Umgangs vergleichen könnte, so war es der Hang ihres Herzens, Wohlthaten zu erweisen. -- Miß Mortimer war, obgleich eine künftige Erbin eines großen Vermögens, und eine sehr liebenswürdige Person, dennoch leutselig und herunterlassend. -- Sie glaubte nicht, daß Reichthum ihr einiges Recht gäbe, auf ausserordentliche Hochachtung Anspruch zu machen, noch auch, daß ein feines Aussehen sie zum Stolz berechtigen könte. Im Gegentheil achtete sie die Sanftmuth für ein wesentliches Stück des fräulichen Charakters, und bemühte sich mehr, die gute Meinung ihrer Freunde zu verdienen, als ihre Bewunderung zu erhalten. Ihre Schönheit aber und artige Sitten waren nicht das einzige, was man an ihr bewunderte; sie besaß einen feinen ausgebildeten Verstand, und ein so bezauberndes aufgewecktes Wesen, daß sie, um uns eines starken Wortspiels zu bedienen, ihre Bekannten bis zu einer wirklich schmerzhaften Lustigkeit vergnügte.

Hr. Harrington fand in dem Umgang dieser liebenswürdigen jungen Frauensperson ein grosses Vergnügen; allein die gerechte Hochachtung, die er für ihre Verdienste empfand, konte ihn doch gegen die Miß Dashwood auf keine Weise unempfindlich machen. Diese junge Frauensperson war, nicht weniger als ihre schöne Anverwandtin, zu allgemeiner Bewunderung gebildet, und doch war

sie von derselben durch ganz andere Vollkommenheiten unterschieden.

Denn Miß Mortimer war die Fröhlichkeit selbst, dahingegen eine beständige Schwermüthigkeit auf Miß Dashwoods Stirne saß. Die erste liebte Gesellschaft und Gespräche, die letztere war sehr stille, und liebte die Einsamkeit. -- Dem ohngeachtet übertraf doch Miß Mortimer die Dashwood weder an gründlichem Verstande, noch an Grösse der Seele: und wenn ihre schöne Nichte durch ihre Lebhaftigkeit beliebt war, so besaß sie eine Stimme, welche, um uns eines Ausdrucks des Miltons zu bedienen, die in Entzükkung gesetzte Seele gefangen nehmen, und in ein Elysium versetzen konnte. --

Kurz, wenn in Miß Mortimers Bildung eine Sanftmuth herrschte, welche Liebe erweckte, so war in der Miß Dashwood ihrer eine Majestät, welche Ehrerbietung forderte; und wenn das beständig aufgeweckte Wesen der einen jederman vergnügte, so war in der Schwermüthigkeit der andern so was sanftes, welches die ganze Seele mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit erfüllete. -- Mit einem Worte, um nicht unnöthiger Weise des Lesers Geduld zu ermüden: Hr. Harrington hatte Hochachtung für Miß Mortimer, und für Miß Dashwood Ehrerbietung. Seine verschiedene Neigung für jede dieser Frauenzimmer

nahm

nahm mit seiner Bekantschaft zu, und indem die erste unvermerkt seine Freundschaft fesselte, so nahm die letztere eben so unvermerkt Besitz von seinem Herzen. Hr. Harrington war von Natur ernsthaft, und fand etwas gleiches in Miß Dashwood, welches seine Neigung befestigte. Da er also nur begehrte, sich einer Frauensperson, wovon sein Glück unmittelbar abhieng, angenehm zu machen, so verdoppelte er seine Bemühungen, ihr zu gefallen, und zweifelte nicht an seines Vaters Einwilligung, wenn er nur so glücklich seyn könnte, sie seinen Wünschen geneigt zu machen. Indem er hievon überzeuget war, gieng er so weit, daß er dem Obersten Mortimer, und den beiden Frauenzimmern seine geheime Leidenschaft entdeckte, und sie ersuchte, ihr Ansehen bey Miß Dashwood für ihn anzuwenden, anbei erklärete, daß er, wenn sie nicht seiner Anwerbung Gehör gäbe, auf ewig unglücklich seyn würde. -- Der Oberste Mortimer besaß eine große Klugheit, war aber dabei ein sehr redlicher Mann. Er konnte sich eines Mannes, dessen Stand und Verbindung ihm gänzlich fremd waren, bei einer solchen Sache nicht mit Eifer annehmen. -- Er glaubte, daß Hr. Harrington ein Mann von Stande sey, er fand an demselben viele persönliche Annehmlichkeiten, die ihm so wohl die Natur reichlich mitgetheilet, als eine gute Erziehung ausgebildet hatte: aber dem ohngeachtet war eine Heirath

rath mit einer Verwandtin, und zwar einer solchen, die gänzlich unter seiner Aufsicht war, eine so wichtige Sache, daß keine Gefälligkeiten dabei Statt finden konnten; demnach schlug er den Hr. Harrington vor jetzo seinen Beistand ab, gab ihm aber zugleich auf eine höfliche Weise zu verstehen, daß er in kurzem wieder nach England gehen würde, und daß, wenn Hr. Harrington noch beständig eben die Gesinnung gegen die Miß Dashwood beibehalten, und ihr ein ihren Mitteln gemäßes Glück verschaffen sollte, er keinen Menschen wüßte, den er ihr lieber als ihn, zum Manne vorschlagen wollte.

Eben da der Oberste Mortimer diese Antwort gegeben hatte, kam Miß Dashwood ins Zimmer, und nachdem sie Hrn. Harrington ersuchet, sie auf eine kleine Weile anzuhören, fuhr sie folgender gestalt fort: „so eben hat mich Miß „Mortimer berichtet, daß Sie, mein Herr, mich „mit einer sehr günstigen Meinung beehren, und „ich will weder ihre Aufrichtigkeit, noch meine kleine „Verdienste so weit in Zweifel ziehen, um zu glauben, daß eine Sache von dieser Art gänzlich unmöglich wäre. -- Ich würde jedoch der Zuneigung, „die sie gegen mich hegen, gänzlich unwehrt seyn, „wenn ich Sie auch nur mit dem Schatten einer „Hofnung bey einer Sache aufhielte, die ich nicht „willens bin mit der geringsten Aufmunterung zu

„unter-

„unterstützen. Dieserwegen sehe ich mich in die „Nothwendigkeit gesetzet, ihnen zu erklären, daß ich „nie die Ihrige seyn kann. -- An Ihrer Person und „Sitten, Hr. Harrington, ist nichts auszusetzen, „und es ist kein Edelmann von meiner Bekantschaft, „den ich höher achte als Sie. -- Diesem ungeachtet „aber muß ich Sie ersuchen, ihre Anträge fahren zu „lassen -- und um sie zu überzeugen -- ich muß, ich „will es ihnen jetzt nur aufrichtig gestehen, was ich „vorher nie bekannt habe -- das einzige Herz das „ich besitze, ist bereits verschenket; verschenket, mein „Herr, romanenhaft genug, oder vielmehr lä„cherlich, an einen Mann, den ich nie gesehen, und „wahrscheinlicher Weise nie sehen werde -- aber es „ist unwiederruflich beschlossen. -- Ich habe ein „Recht, meiner besonderen Neigung nachzugeben. „Und da sie also dieses wissen, so bin ich versichert, „Sie werden zu viel Stolz und Menschlichkeit besitzen, „mich mit ihrem weiteren Anhalten zu beunru„higen.„

Sobald als Miß Dashwood ausgeredet hatte, verließ sie mit sehr merkbarer Verwirrung das Zimmer; Hr. Harrington saß in der Stellung einer unbeschreiblichen Verwunderung, und starrete den Obersten Mortimer mit wilden Blikken an, welcher seiner Seits in keinen geringen Grad des Erstaunens versetzt zu seyn schien. -- Endlich kam Hr. Harrington mit einem tieffen

Seuf-

Seufzer wieder zu sich selbst, und versprach, sein Schicksal mit so vieler Standhaftigkeit als möglich zu ertragen, indem er eine ununterbrochne Glückseligkeit dem jungen Frauenzimmer anwünschte; obgleich er seiner Seits nichts als einen unaufhörlichen Jammer hoffen könnte. Der Oberste Mortimer sahe seine Traurigkeit und hatte Mitleiden mit ihm, aber das Mitleiden des Obersten war ein sehr leidiger Trost, vornämlich da er sagte, das seine Nichte ein sehr ausserordentliches Frauenszimmer wäre, und man ihr ihren Willen lassen müsse, weil sie sonst wahrscheinlicher Weise seine Familie verlassen würde, da sie nicht allein gänzlich von sich selbst abhienge, sondern sich überdem in den besten Umständen befände.

Kurze Zeit darauf gieng der Oberste Mortimer mit seiner Familie wieder nach England, und verließ den armen Harrington, der insgeheim unter der Qual seiner eigenen Gedanken seufzete. -- Harringtons Abschied von diesen verdienstvollen Leuten vermehrte sehr seine Betrübniß. Ob er gleich vorhin nicht als Liebhaber bei Miß Dashwood kommen können, so hatte er sie doch fernerhin eben so fleißig bei dem Obersten Mortimer besuchet, und war selbst mit einer vermehrten Achtung, die aus der gänzlichen Unterwürfigkeit gegen ihre Befehle entstand, empfangen worden. Dieses versüßte in etwas die Bitterkeit seiner fehlgeschla-

schlagenen Hofnung. Er fand eine traurige Art des Vergnügens darin, den Vorwurf seiner Neigung zu sehen und zu sprechen, und schmeichelte sich, daß die Zeit ihm seine vorige Ruhe wiederbringen würde. Den Augenblick aber, da er diesen Trost verlohr, ward er ein Opfer der äusserſten Verzweiflung, und würde wahrscheinlicher Weise das Schlachtopfer seiner Leidenschaft geworden seyn, wenn nicht der Tod seines Vaters, der sich um diese Zeit zutrug, dem Strom seiner Schmerzen einen neuen Lauf angewiesen, und ihm ein Feld von Beschäftigungen eröfnet hätte, die gewissermaaßen ihn aus dem Labyrinth seiner Einbildung herauszuziehen behülflich war.

Er war nun schon seit der unglücklichen Begebenheit, worin Hr. Harrington seinen Gegner verwundete, so viel Zeit verflossen, daß er nach der ersten Nachricht keinen Anstand nahm, vornehmlich da der Edelmann völlig wieder hergestellet war, nach England überzugehen. Derowegen gieng er mit der größten Eilfertigkeit dahin. -- Da sein Vater begraben, alle Schulden bezahlet, und seine Mutter, die er herzlich liebte, nach ihren Wünschen versorget war, so fielen zuerst seine Gedanken auf die Summe, wovon man gesaget hatte, daß sein Großvater sie der armen Frau Ormsby entwendet hätte. Nach einer kurzen Untersuchung der Sache fand er, daß die Beschuldigung gegen seine Voräl-

tern völlig gerecht wäre, und entschloß sich, sogleich das, was ihm nicht rechtmäßig zugehörte, wiederzugeben. Seine Mittel waren sehr groß, und beliefen sich auf nicht weniger als 8000 Pf. jährlicher Einkünfte, ausser einer großen Summe baaren Geldes, so daß es nicht nöthig war, die Bezahlung zu verschieben. Deswegen befahl er seinem Haushofmeister, Bankzettel bis auf 20000 Pfund in Bereitschaft zu halten, und verlangte, daß er solche nebst einem Brief, den er an Capitain Ormsby geschrieben, demselben überbringen sollte. „Mein „Herr, antwortete dieser, Cap. Ormsby und seine „Frau sind todt. Grosser Gott! erwiederte Hr. „Wilbraham, und wie unglücklich -- aber sie ha„ben eine Tochter. -- Einer von ihres Vaters An„verwandten, antwortete der Haushofmeister, hat sie „zu sich genommen, mein Herr, und sie ist, wie wir „gehöret haben, durch den letzten Willen einer ih„rer Großtanten, die, da der Hauptmann noch leb„te, keinen Schilling zu ihrer Bedürfniß hergeben „wollte, in sehr gute Umstände versetzet worden. „Gut, Mr. Willis, erwiederte Sir Carl, ich „will einen Brief an das junge Frauenzimmer „schreiben -- ich vermuthe, ihr werdet sie leicht ausfin„den. Ja, mein Herr, ich glaube ich kann es, „sagte Mr. Willis;„ worauf Hr. Wilbraham sich sogleich hinsetzte und ihn mit folgendem Schreiben fortschickte.

Ma-

Madame,

Mit dem größten Schmerze erinnere ich mich, daß ihre verehrungswürdige Mutter durch einige nicht zu rechtfertigende Mittel von meiner Familie sehr vervortheilet worden, und ich erröthe, wenn ich daran denke, das die Erstattung so lange ist verschoben worden. Erlauben Sie mir also, Ihnen die Summe, welche Miß Milmours Eigenthum war, zu bezahlen, und ich ersuche Sie, die in diesem Briefe eingeschloßene 20000 Pf. anzunehmen, auch die überschüssende Zehntausend als eine rechtmäßige Schuld, für die Zinsen der Foderung, auch der Unkosten, anzusehen, die ihre Mutter bei ihren unglücklichen Versuchen, es wieder zu erhalten, angewendet hat. Stehen sie keinen Augenblick an, ihr Eigenthum anzunehmen; und seyn Sie versichert, daß die Nachricht von Ihrem Glück allemal die größte Zufriedenheit verschaffen werde

ihrem gehorsamsten und ergebensten Diener
Wilbraham Wentworth.

Der Haushofmeister überbrachte den Brief wie ihm befohlen war, kam in kurzer Zeit wieder, und zeigte die Quittung des empfangenen Geldes vor. Er berichtete überdem seinem Herrn, daß das Frauenzimmer sogleich persönlich ihre Aufwartung bei ihm machen wollte. -- Ungefähr eine Stunde darauf kam sie in Begleitung eines Edelmannes an, und ward zu dem Sir Wilbraham ins Zimmer

geführet, welcher ausrief: Miß Dashwood! Oberster Mortimer! ich bitte Sie, wie lange sind Sie zur Stadt gewesen? Beide antworteten mit der Frage: wie lange er in England wäre? und bezeugten ihre große Freude ihn so wohl zu sehen. -- Nachdem die ersten Höflichkeitsbezeugungen von beiden Seiten vorüber waren, fieng der Oberste Mortimer damit an, daß er fragte, wo Sir Wilbraham wäre, mit Beifügung, er und seine Nichte wären gekommen, demselben für eine ausserordentliche Art der Großmuth zu danken, und ließ einige Verwunderung merken, daß er ihn nicht im Zimmer fände. -- Hierauf antwortete Sir Wilbraham, „mein lieber Oberste, wenn Sie nun den „Sir Wilbraham Wentworth in ihrem alten „Freunde Harrington erkennen, so werde ich sehr „glücklich seyn.„ --

Der Baron würde fortgefahren haben, wäre er nicht durch ein starkes Geschrey der Miß Dashwood unterbrochen worden, welche rief: „Sie Sir „Wilbraham!„ und ohnmächtig zur Erden fiel. War der Schrecken des Obersten und des Sir Wilbraham bey diesem unvermutheten Vorfall groß, so war ihre Verwunderung noch größer, als Miß Dashwood, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen, also zu reden anfieng:

Wenn sie Sir Wilbraham Wentworth sind, so thut der Himmel gewiß Wunder. -- Da ich

noch

noch glaubte, daß sie würklich Herr Harrington wären, sagte ich Ihnen, daß meine Neigung auf eine Person, die ich nie gesehen, fest geheftet wäre; sie war aber schon damals auf Sir Charl Wentworths Sohn gerichtet. -- Nachdem mein armer Vater genöthiget worden, seinen Abschied zu nehmen, und mit seiner kleinen Familie von allen Anverwandten verstossen worden, gerieth er in die grösseste Armuth. Denn wir wußten damals nicht, daß der Oberste Mortimer unser Verwandter war. Zu tausend malen habe ich meine unglücklichen Eltern ihre ausnehmende Menschenliebe rühmen hören. Tausend mal haben sie sich geäussert, daß sie ohne ihren Beistand nothwendig Hungers sterben müssen. Ich liebte meine Aeltern zärtlich, Herr Wentworth, und mein Herz sog frühe die Gesinnungen der Dankbarkeit gegen ihren Erhalter in sich. Da ich größer ward, fand ich, daß sich diese Dankbarkeit unvermerket in Zärtlichkeit verlor, und die Beschreibung, die man uns beständig von Ihnen machte, war so liebenswürdig, daß ich mich entschloß nie meinen Stand zu verändern, es wäre denn, daß ich den Herrn Wentworth zum Mann bekommen könnte. So einfältig, thöricht, und eingebildet mein Entschluß auch scheinen mögte, war er doch unwiederruflich gefasset, und ich erröthe nicht zu bekennen, eine herzhafte Verehrerin der Tugend zu seyn. Nach dem Tode meines Vaters und

Mutter, welche starben, da Sie draussen waren, nahm mich Frau Dashwood, eine Tante meines Vaters, die vorher keine Acht auf mich gegeben hatte, in ihren Schutz. Ich hatte daß Glück, mich so in ihre Gunst zu setzen, daß sie mir bey ihrem Absterben, unter dem Beding ihren Namen anzunehmen, große Mittel hinterließ. Den Namen nahm ich gleich an; die Mittel besitze ich noch, und wenn Sir Wilbraham Wentworth noch derselben Meinung ist, die Herr Harrington vormals äusserte, so sind meine Person und Mittel, so bald er solche fodert, zu seinen Diensten. Ich bin noch keine zween Tage in der Stadt, und unterzeichnete unter dem Empfang der 20000 Pf. meinen Geburts-Namen, weil ich willens war sogleich nach Sir Wentworth zu gehen, und ihm für die auserordentliche Großmuth zu danken, und die glückliche Veränderung meines Zustandes bekant zu machen.

Sobald Miß Dashwood geendet hatte, erzählte Sir Wentworth, was ihn genöthigt hätte den Namen Harrington anzunehmen, wodurch aller Irrthum völlig aufgekläret wurde. Die beiden Hauptpersonen wurden kurze Zeit darauf vereiniget, und leben bis jetzt in der vollkommensten Glückseligkeit, derer die Menschlichkeit nur fähig ist. Sie bezeugen ohne Widerspruch, daß, wenn gleich die Tugend eine Zeitlang leidet, sie doch gemeiniglich, selbst noch in dieser Welt, zuletzt belohnet werde.

II.

D. Backers
Untersuchung der mancherlei Arten
wie das
Gift des Bleies
unvermerkt
in den menschlichen Körper komme.
Eine Vorlesung
im medicinischen Collegio zu London,
gehalten
1767. d. 13. Heumonats.

Vniuers. Mag. 1768. Nov. p. 264.

Die Aerzte haben eine fast tägliche Erfahrung, daß Maler, Bleigiesser, und eine Menge anderer Leute, die entweder mit Verfertigung der Bleipreparationen, oder derselben Anwendungen beschäftigt sind, nach ausgestandenen langen Martern der Kolik von Poitou, wieder genesen und davon frei bleiben, so lange sie sich ihrer gewöhnlichen Arbeit enthalten, oder wenigstens dieselbe mit grösserer Vorsichtigkeit treiben. Es of-

fenbaret sich aber auch nicht selten eine noch fürchterlichere chronische Art dieser Krankheit, welche, wie ich bemerket habe, Personen von hagerer, zarter und reizbarer Leibesbeschaffenheit, am meisten angreift. Die meisten Anfänge sind unerheblich, und werden deswegen nicht geachtet. In dieser Station pflegt man sie eingebildeten Ursachen zuzuschreiben, und begegnet ihr mit Arzeneien, die vielleicht die Krankheit verärgern. Mitlerweile schleicht sie langsam fort; der folgende Paroxismus wird immer heftiger als der vorhergehende, bis der Patient endlich in den bedaurenswürdigsten Zustand geräth. Die Muskeln schwinden, die Gliedmassen ziehen sich zusammen, das Athemholen wird schwer, und nachdem er sich lange gequälet, stirbt er zuletzt an Convulsionen oder am Schlag. Die zuerst bemeldete Arbeiter in Blei scheinen eine große Quantität des Gifts in ihrem Körper zu empfangen, welches mit einem male die heftigsten Wirkungen hervorbringt: bei den letztern aber sammlet es sich allmälich in kleinen Quantitäten, wirket langsam, unvermerkter Weise, und legt den Grund eines unüberwindlichen Uebels ohne vorher zu warnen.

Die Wahrnehmung dieser so langsamen als unhintertreiblichen Wirkung des Bleies hat muthmaßlich die Franzosen und Italiener veranlasset, ihre berüchtigten poudres de succession zu machen,

chen, deren Basis dieses Metall zu seyn geglaubet wird. Zeller gedenket eines Chymisten auf den Gränzen von Böhmen, welcher, nachdem er sich auf die Zubereitungen von allerlei Gift geleget, aus dem mit flüchtigen und ätzenden Materien zusammengesetzten Blei, ein sehr langsames Gift hervorgebracht, welches Hunde und andere Thiere, ohne heftige Zufälle, erst nach Verlauf etlicher Wochen, ja Monate, tödtete.

Ungeachtet der strengen Gesetze in Frankreich und Deutschland wider die Verfälschung des Weins durch Glätte (lithargyrium), verspüret man doch noch gar zu oft in den gemeinen weissen Französischen, wie auch den Rheinschen und Moselweinen, Merkmale dieses höchst schädlichen Betrugs. Dies bestätiget das Zeugniß des D. Warren, welcher mir schreibt, daß i. J. 1752. in Hannover 30 Personen von einer Familie die Kolik von Poitou bekommen, weil sie süssen Französischen Wein, worin eine Präparation von Blei aufgelöset worden, getrunken hatten. Daß man vorsetzlich auch den Eßig auf dieselbe Art verbastern sollte, ist nicht zu besorgen, weil er dadurch seine vornehmste Eigenschaft verlieren würde. Indessen habe ich doch wohl Eßig, der augenscheinlich mit Blei geschwängert war, gesehen; doch weiß ich nicht, ob solches von glasurten irdnen Töpfen, worin er mag aufbehalten gewesen seyn, oder aus andern Ursa-

chen hergerühret. Gewiß ist, daß man eine Feuchtigkeit, die wir so stark bei unsern Speisen geniessen, nicht sorgfältig genug für ein Gift, welche darin so leicht aufgelöset wird, bewahren kan.

In Holland, und vielleicht auch andern Ländern, ist es gewöhnlich, vermittelst dieses Metalls eckelhafte Oele zu verbessern, so daß man sie statt des Baum- oder Mandelöls geniessen kan. Hr. von Haen schreibt, daß, wie vor einigen Jahren das Viehsterben die Butter ungemein theuer gemacht, einige Bauern in den Niederlanden derselben Gewicht durch eingemischtes Bleiweiß vermehret haben. Was solche Oele und Butter im Magen wirken müssen, kan man sich leicht vorstellen.

An glasurten Töpfen, worin eingesalzene Speisen aufbehalten worden, habe ich zuweilen augenscheinliche Merkmale der Aezung wahrgenommen; und es ist ausser Zweifel, daß diejenigen Küchengeschirre, welche mit einer Zusammensetzung von Zinn und Blei überzogen sind, den sauren Speisen schädliche Eigenschaften mittheilen können. Diese Gewohnheit, kupferne Geschirre zu verzinnen, damit sie keinen bösen Geschmack, noch die schädliche Wirkung des aufgelöseten Kupfers mittheilen, ist schon sehr alt: indessen hat man sich doch für die Mischung dieser Metalle, deren man sich in der Küche so vielfältig bedienet, sehr zu

fürch-

fürchten, wenn man bedenket, wie leicht dieselbe so wohl durch alle Säuren aus dem Pflanzenreiche, als ölichte und fette Substanzen aufgelöset werden. Nach genauer Untersuchung derjenigen Zusammensetzung, womit kupferne Geschirre durchgehens verzinnet werden, habe ich gefunden, daß sie aus Blockzinn und Blei, in verschiedenen Proportionen bestehe, welche mit einer Auflösung von rohen Salmiack, oder Harz aufgetragen wird. Der Künstler thut, glaube ich, nach seinem Wohlgefallen bald mehr bald weniger Blei hinzu. Es ist in unserer Stadt einer, welcher versichert, daß er mit lauterm Blockzinn, ohne einiges anderes Metall verzinne. Andere seines Handwerks aber sagen, daß dies nicht möglich sey. Einige behaupten gar den Zusatz des Bleies, und versichern, daß das Zinn dadurch glänzender und dem Silber ähnlicher werde. Nach genauerer Untersuchung aber habe ich befunden, daß es beides schwerer und kostbarer ist, die Geschirre mit lauterm Zinn zu überziehen; daß die Zusammensetzung beider Metalle zäher ist, und deswegen sich leichter über das Kupfer ziehen läßt, und daß die Auftragung des lautern Zinnes eine Fertigkeit erfodere, die wenig oder gar keine von unsern gemeinen Künstlern besitzen. Man hat auch versichert, daß, wenn sie auch aufs ehrlichste und nach bestem Vermögen damit verfahren wollen, wenn sie gleich einen Ueber-

zug von reinem Zinn auf ein rein gescheuertes, und mit der Auflösung von rohem Salmiak gewaschenes Kupfer legen; sie doch die Kunst nicht verstehen, der Arbeit ihre Vollkommenheit zu geben, es sey denn, daß sie die Oberfläche mit einer Zusammensetzung von vielem Blei, nämlich 12 Unzen zu 16 Unzen Zinn, bedecken: allein diese vermehrte Quantität des Bleies macht die ganze Composition derjenigen, welcher man sich bei der gewöhnlichen Verzinnung bedienet, wieder gleich. Ich höre auch von einer in dieser Kunst wohlerfahrnen Person, daß man leicht gewahr werden könne, ob in dem überzogenen Zinn Blei vorhanden sey, wenn man die Oberfläche nur mit einem Finger reibet. Ist Blei darunter gemischet, so wird der Finger schwarzblau; ists aber lauter Zinn, so nimt er gar keine Farbe an. Hieraus ersiehet man, daß die Gesundheit einer schwächlichen Person von den in solchen Geschirren bereiteten sauren Brühen und Suppen oft angegriffen werde; und besonders erhellet hieraus die Wahrscheinlichkeit, daß die Eingeweide der Kinder manchmal von denen Speisen, die solchergestalt etwas giftiges angenommen haben, sehr leiden müssen. Man hat Grund zu glauben, daß die leichteren Zerrüttungen in ihren ersten Wegen, zuweilen nichts anders als die ersten Wirkungen eines verborgenen Gifts sind: ungeachtet mancher Arzt dieselbe aus dem Mangel

der

der Verdäuung herleitet, oder ein anderer diese Zufälle gallicht, nervicht, scorbutisch, oder mit noch andern Namen, die oft nur unsre Unwissenheit ausdrücken, nennet. Sollte nicht auch der Vortheil, welchen unsre Gesundheit von der Veränderung der Luft und des Aufenthalts empfängt, zum Theil daher entstehen, daß wir zugleich die Speise verändern, und nicht mehr das Giftige genieſſen, welches wir vorhin täglich mit unserer gewöhnlichen Nahrung hinunter schluckten?

Nicht geringere Gefahr entsteht aus dem Gebrauche der gewöhnlichen glasurten irdnen Töpfe. Man weiß, daß das kalcinirte Blei leichter als das rohe Metall durch die vegetablen Säuren aufgelöset wird. Eßig gekocht mit Bleiglas, oder in einem glasurten Topfe, wird von der schädlichen Kraft dieses Metalls stark geschwängert, und liefert nach der Abdünstung ein wahres Saccharum Saturni. Ja selbst kalter Eßig greift diese Glasur an. Und daher ist klar, daß die nur gar zu allgemeine Gewohnheit, mit Eßig ingemachte Sachen in solche Geschirre aufzubehalten, der Gesundheit müsse nachtheilig seyn. Dies hat auch seine Wahrheit bei der Gewohnheit, die Fruchttorten in wohlfeilen glasurten Töpfen zu backen. Ein Freund erzählte mir neulich, daß er, wie man eine Korinthentorte in dergleichen Geschirre aufgetragen, der Hausfrauen die daraus zu befürchtende

Gefahr

Gefahr vorgestellet, aber zur Antwort erhalten hätte: sie bedienete sich der glasurten irdnen Gefässe vorzüglich vor andern aus einem Grundsatze der guten Wirthschaft, indem es bei allen erfahrnen Hausmüttern eine ausgemachte Sache wäre, daß die Früchte nicht so viel Zucker in diesen Geschirren als in irgend einem andern erforderten. Hier ist also ein sehr verrätherisches Gift, welches sich unsre Nothdurft zu Nutze macht, und sich durch eine Eigenschaft anpreiset, welche zugleich der Wirthschaft dienet, dem Gaumen schmeichelt, und den Grund einer peinlichen schleichenden Krankheit legt, welche ärger als der Tod ist.

Wie das Destilliren der Kräuter erst aufkam, bediente man sich dazu bleierner Kolben, weil man glaubte, das Blei könte, wegen seiner Kälte die aufsteigende Dämpfe am besten in Wasser verwandeln. Matthiolus versichert, daß man durch bleierne Destillirkolben mehr Wasser als durch die von irgend einer andern Materie erhalte; gesteht aber, die Erfahrung habe ihn gelehret, daß das Blei einige Unbequemlichkeiten verursache. Das abgezogene Wasser, sagt er, schmecke als nach Rauch, und verliere den eignen Geschmack und Geruch der Pflanzen oder Blumen; es schmecke etwas süßlich von dem Blei, und sey nicht allein den Kranken widerlich, sondern verursache auch zuweilen groß Ungemach in der Brust, dem Ma-

gen,

gen, der Leber und andern Eingeweiden, weil es von dem Metalle eine schädliche Eigenschaft angenommen. Obschon die bleierne Kolben itzt nicht mehr im Gebrauch sind, so läßt sich doch leicht erachten, daß des Matthiolus Anmerkung Grund habe. Daß bei dem Destilliren der Kräuterwasser zuletzt etwas Saures aufsteigt, ist ganz gewiß. Wenn der Kolbe nicht gehörig verzinnet worden, geht es ja oft von Kupfer geschwängert über; und Boerhave hat bewiesen, daß das Blei sich in Bleiweis verwandele selbst durch das gelinde Saure, welches bei der Destillation des Eßigs am ersten aufsteigt, und sich durch den Geschmack nur kaum erkennen läßt.

Hätten wir Gelegenheit uns genugsam zu erkundigen, so würden wir muthmaßlich überzeuget werden, daß die in unserm nordlichen Amerika und westindischen Inseln so gewöhnliche Krankheit, welche man daselbst das trockne Bauchgrimmen (dry-belly-ach) nennet, keiner andern Ursache als dem Blei zuzuschreiben sey. Auf Jamaica haben, wie man mir berichtet, die kupferne Zuckerpfannen bleierne Ränder; die Röhren sind inwendig mit Blei überzogen; der Kolbe ist verzinnet Kupfer, der Kopf (still-head) ist Zinn oder Bleizinn, *) so wie auch der Wurm im Kühlfasse.

Meine

*) Engl. Pewrer. Dies ist die Materie, woraus die zinnerne Schüsseln und andere Geschirre gemacht werden.

Meine Nachrichten von der Insel Antigoa sind folgende: Der Zucker wird in kupfernen Pfannen gekocht; die Schäum- und Schöpflöffel sind von Kupfer; die Wand, woran die Pfannen gehänget werden, ist mit Blei gedeckt; der dicke Sirup wird in einer hölzernen Kufe aufgefasset, in hölzernen Eimern ins Destillirhaus getragen; in hölzernen Gefäßen gegohren; in kupfernen Kolben destilliret, mit Deckeln (heads) von Bleizinn oder verzinnten Kupfer, und bleizinnernen Würmen. Die Würme und Kolben werden gemeiniglich von London und Bristol nach Antigoa geschicket. Alles Bleizinn, welches hier verfertigt wird, die beste Art nicht ausgenommen, ist mit Blei vermischet. Das von Holland hat eine sehr große Quantität davon. Die allerbeste Art soll eine Zusammensetzung von Zinn und regulus antimonii seyn, in der Proportion, daß zu 100 Pfund von jenem, 17 Pfund des regulus genommen werden. Die von hieraus nach Westindien geschickte Würme sollen allezeit von der schlechtesten Art derjenigen Composition, so man Pewter oder Bleizinn nennet, seyn.

Ich

werden. Es wird gemacht wenn man 100 Pfunden Zinn, 15 Pf. Blei, und 6 Pf. Meßing zusetzet. Eine andere Art Pewter besteht aus Zinn, regulus antimonii, Bismuth und Kupfer, in verschiedenen Proportionen. Siehe Diction. of arts and scienc. under *Pewter*.

Ich bin in meinem Verdacht auf das Blei sehr gestärket worden durch D. Franklyn in Philadelphia. Dieser Herr meldet mir, daß man zu Boston, vor etwa 40 Jahren, bei Destillirung des Rums sich bleierner Würme bediente. Dieses verursachte denen, die sich gewöhnt hatten, frischen Rum zu trinken, so heftige Schmerzen, daß die Regierung es nöthig fand, ein Gesetz zu geben, daß man keine andere Würme als von reinem Blockzinn gebrauchen sollte. Nachdem dies Gesetz zur Ausführung gekommen, hörete man lange so viel nicht mehr von der verschlossenen Kolik als vorhin. Man gehorchte aber dem Gesetze nur halb. Denn seit der Zeit bis auf den heutigen Tag gebraucht man statt des Blockzinns das Bleizinn, welches so viel Blei enthält. D. F. schreibt mir auch, daß die Kolik von Poitou itzt in unsern Colonien nicht mehr so gemein ist als ehemals, wovon man zur Ursache angiebt, daß die Leute itzt ihren Punch viel schwächer trinken, als vorhin, da sie Rum und Wasser zu gleichen Theilen nahmen. Er meldet ferner, daß sie itzt mehr Lemoniensaft dazu nehmen, und daß dieser Saft, welchen sie mit gewissen Laxativen verbinden, ihr gewöhnliches Mittel gegen itztbemeldete Krankheit sey, und für das beste Verwahrungsmittel gehalten werde. Ich hoffe, was ich hier von der wahrscheinlichsten Ursache derjenigen Kolik, welche in Amerika und Westindien eine

Land-

Landkrankheit ist, gesagt habe, werde denen, welche die Sache genauer untersuchen können, ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig scheinen.

Nachdem Galen das reine Regenwasser als das bequemste zur Bereitung der Arzeneien angepriesen, lehret er, daß man insonderheit das durch bleierne Röhren fliessende Wasser vermeiden müsse. Aber schon lange vor ihm hatte Vitruv die bleierne Röhren für ungeschickt erkläret um das Wasser herzuleiten. Verschiedene Versuche haben mich aber überzeuget, daß die Warnung sowohl des Galens und Vitruvs, als auch des Aetius (welcher das von einem bleiernen Dache abfliessende Regenwasser verwirft) unnöthig sey, ausser allein in dem Falle, wo zu vermuthen ist, daß eine gewisse Quantität der vegetablen Säure das Blei auflösen möchte. Hr. Tronchin versichert, daß daraus einmal in Amsterdam eine epidemische Kolik, die der von Poitou ähnlich gewesen, entstanden. Doch zeigte D. Heberden mir neulich Wasser, das 12 Jahr über kleinen Stücken Blei gestanden. Die Flasche worin es war, hatte nicht allein eine große weisse Präcipitation am Boden, sondern war auch an den Seiten mit einer Kruste von derselben Farbe fast bedecket.

Hieronymus Merculialis glaubt, daß die alten Römer sich durchgehens für der Gefahr, die aus dem Gebrauche des Bleies entsteht, sehr gefürchtet

fürchtet haben. Seine über die Reste ihrer Wasserleitungen gemachte Beobachtungen brachten ihn auf die Gedanken, daß die alten Einwohner dieser Stadt sich so viel möglich, der bleiernen Röhren enthalten hätten, vornämlich bei Leitung desjenigen Wassers, dessen sie sich nicht blos zur Reinigung sondern auch Zubereitung der Speisen bedienen wollten. Er kan sich kaum einbilden, daß das Wasser, welches von den Bergen Tiburs (itzt Tivoli, 15 Engl. Meilen von Rom) hergeleitet worden, sonderlich, wo jemals, bei ihren Speisen und Getränken sey gebraucht worden; da Galen, jener scharfsichtige Beobachter aller Römischen Sachen, versichert, daß alles von Tibur hergeleitete Wasser hart und zum Kochen ungeschickt gewesen: zumal da es der Stadt Rom nicht an vielen vortreflichen, beides den Kranken und Gesunden sehr dienlichen Quellen fehlete.

Es ist noch nicht lange, daß Hr. Thierry, Regent der mediciniſchen Facultät in Paris, seine kurzen Anmerkungen über die Kolik von Madrid und derselben Nachbarschaft bekannt gemacht hat. Sind, wie Hoffmann sagt, die Weine bei Madrid herbe und zum versäuren geneigt, so ist freilich dagegen nichts bequemer als dasjenige Gift, welches fast in allen Ländern dazu gebraucht wird. Und wenn Neumann uns recht berichtet, daß die Spanier Decoctionen zu ihrem Most gieſſen, so

läßt sich leicht erachten, wie die Weine, welche solcher Gestalt bereitet worden, eine Landkolik verursachen können. Sollte man nicht auch mit Grunde vermuthen, daß diese Krankheit in und um Madrid, zum Theil den glasurten irdnen Gefässen zuzuschreiben sey, weil man daselbst in den Küchen fast keine andere gebraucht? Ein gewisser Arzt, welcher sich lange in Portugal aufgehalten hat, ist der Meinung, daß dies die vornehmste Ursache sey, warum dieselbe Krankheit so stark in Lissabon regieret. Aus dem was ich gesagt, läßt sich sicher schliessen, daß Blei, wenn es in den Magen gebracht worden, ein Gift ist. Ich sage nicht ex proprietate naturae, et tota substantia, sondern in so ferne es bei allem bekannten Gebrauch, den man davon macht, geschickt ist, den Menschen mehr Schaden als Gutes zu thun, folglich nicht sorgfältig genug kann vermieden werden.

Sollte aber dies Metall, wenn es nur äusserlich gebraucht wird, unverdächtig und ganz unschuldig seyn? Ich habe Gründe zu fürchten, daß die Glätte, die gewöhnliche Basis unserer Pflaster, wenn sie bei offenen Schaden gebraucht wird, bei leicht gereizten Körpern, dieselbe Wirkungen hervorbringe, als die Bleipräparationen innerlich gebraucht verursachen. Man hat Beispiele von Kindern, welche den Anfall davon bekommen, daß man Bleiweis auf eine verwundete Stelle gestreuet.

Zeller führt auch ein merkwürdiges Beispiel von den schädlichen Wirkungen der äusserlich gebrauchten Glätte an. Daß der aus geschmolzenen Blei aufsteigende Dunst die Krankheit, wovon ich rede, verursache, erweisen die vielen Beispiele der Bleigiesser und Töpfer. Die Erfahrung hat gelehret, daß den Setzern von dem Handhaben derer Buchstaben, welche um zu trocknen, zu lange am Feuer gestanden, die Finger lahm und zusammengezogen worden. Ja verschiedene Vorfälle, welche mir von glaubwürdigen Personen erzählet worden, haben bei mir den Verdacht erwecket, daß der Dunst dieses Metalls, wenn es auch nur durch Reiben erwärmet worden, die Kolik von Poitou mit allen ihren Folgen zu Wege gebracht habe. Boerhave, welcher dem Blei wegen seines Gifts gar nicht trauete, lehret, wie vorsichtig man bei dem äusserlichen Gebrauche des Bleießigs seyn müsse. Auch fehlet es nicht an genugsamen Zeugen, daß das gar zu gemein gewordene Auflegen des Bleiweisses auf die Haut, halstarrige Kolicken; Pein, Zittern und Schwachheit der Glieder; schleichende zehrende Fieber und Schwindsucht nach sich gezogen hat. Dies Schicksal haben diejenigen oft erfahren, welche das Blei gebrauchet, die Fehler ihrer Haut durch eine eitle und kurze Verschönerung zu verbessern; uneingedenk, daß Gesundheit

die einzige hervorbringende und erhaltende Ursache der Schönheit ist.

Merkwürdig ist es, daß die muskulösen Theile des menschlichen Körpers auf eine besondere Art von dem Bleigifte angegriffen werden. Denn die Muskeln, welche entweder durch Arbeiten in calcinirtem Blei, oder Annehmung seines Salzes lahm (paralytisch) geworden, werden kleiner, trockner oder zäher; das Faserngewebe wird sichtbarer, milchrahmfärbicht, und vollkommen undurchsichtig. Hr. Hunter, welchem ich diese Anmerkung zu danken habe, meldet mir, daß er ein Beispiel davon in S. Georgs Hospital gesehen habe. In dasselbe wurde ein Maler gebracht, der das Schenkelbein gebrochen, und drei Wochen nach dem Zufall starb. Hr. Hunter betrachtete genau die Muskeln seiner Hand und Arms, weil man wahrgenommen, daß diese Muskeln vor seinem Tode sehr geschwunden waren. Er befand sie alle milchrahmfärbicht, ganz undurchsichtig, und die Fasern auseinander gesetzt, (distinct) aber trockner in ihrem Gewebe, und zäher als gewöhnlich. Dieser Vorfall wollte ihn überreden, daß alle Muskeln, welche eine Zeitlang paralytisch gewesen, eben so aussehen würden. Allein einige mit Hunden gemachte Versuche neigten ihn zu der Meinung, daß diese Gestalt die besondere Wirkung des Bleigifts

gifts sey, und daß Muskeln, die aus andern Ursachen ihre Wirksamkeit verloren haben, ganz anders aussehen. Denn er befand daß er durch Bleizucker an den Muskeln des Hundes, in kurzer Zeit dieselben Veränderungen hervorbringen konnte, welche er an den Muskeln des itztbemeldeten Malers wahrgenommen hatte.

III.

Dr. Linds Vorschlag dem Mangel des süssen Wassers auf der See leicht abzuhelfen.

Vniuers. Mag. 1768. Nov. p. 245.

Dr. Lind war 1761 so glücklich, zu entdecken, daß man durch einfältiges Destilliren, ohne Beihülfe irgend eines Ingredienzes, aus dem Seewasser ein eben so reines und gesundes Wasser ziehen könne, als das beste Quellwasser

ist. Eine gewisse Person wollte die Ehre dieser, wie vieler andern nützlichen Entdeckungen, dem Hr. L entziehen, und behauptete, daß sie schon vorhin bekannt gewesen, und mit vielen Einwürfen bestritten worden. Dr. L. giebt über die beiden ersten Puncte seine Erklärung, widerleget die Einwürfe und giebt eine Anweisung, wie man ohne viele Umstände Seewasser destilliren könne, zur Rettung derer, denen es auf der See an süssem Wasser gebricht, und die vergessen haben eine Brennkolbe mitzunehmen.

Wenn Seewasser in einem dicht zugedeckten Topfe oder andern Geschirre gekocht wird, sieht man, daß der davon aufsteigende Dampf, welcher sich inwendig an den Deckel setzt, in süß Wasser verwandelt wird. Aus einem Topfe von 13 Zollen im Durchmesser, wenn man den Deckel oft abnimt, und das daran gesammlete Wasser ablaufen läßt, erhält man in einer Stunde ein Viertheil eines Nösels süß Wasser. Der Deckel muß wenigstens 5 bis 6 Zoll von der Oberfläche des Wassers abstehen, damit dieses nicht im Aufbrausen daran stoße. Man stelle ein Schiff mit 8 Mann, welches auf der See Mangel an Wasser leidet, habe einen Kochtopf von 12 Zollen im Durchmesser, welcher $5\frac{1}{2}$ Gallons (etwa 22 Quartier) fasset; so wird man bloß mit Hülfe eines Theekessels, einer Flinte und einer Wassertonne, allemal in Zeit von drei

drei Stunden 4 Quartier süß Wasser, das ist, für jeden Mann ein Nösel, machen können. Feilet die Handhabe des Theekessels ab, kehret ihn um, und stecket seine Oefnung in ein ausdrücklich dazu gemachtes Loch des Topfdeckels. Nehmet den Lauf einer Flinte aus dem Schafte, und laßt ihn, nachdem die Hinterschraube herausgedrehet worden, durch die 2 Löcher gehen, welche ihr in der Wassertonne solchergestalt bohren müsset, daß der Lauf schräg zu liegen komme. Stecket die Pfeife des Theekessels in die obere Mündung des Laufs, stopfet die Löcher in der Tonne fest zu, und füllet diese mit Wasser, so habt ihr beides einen Kolben, und ein Kühlfaß zur Verdickung des Dampfes. Alle Fugen und Oefnungen, woraus der Dampf herfürdrängen kan, müssen verschlossen werden mit einem Kütte, der aus gleichen Theilen von Kreide und Mehl mit Seewasser verfertigt wird. Auch muß der Theekessel mit dem Topfdeckel durch Gewicht beschweret werden, damit der Dampf ihn nicht in die Höhe treibe.

Meinet man, daß das Kühlfaß zu nahe am Feuer stehe, so darf man nur den Flintenlauf, durch Hinzufügung eines andern, oder auch einer hölzernen Röhre, verlängern. Ist die Mündung des zweiten Laufs nicht so weit, daß das Ende des ersten könnte hineingestecket werden, so muß man ihn glühen, und durch Hülfe eines starken Schiffnagels

erweitern. Will man sich aber einer hölzernen Röhre bedienen, so muß sie nicht durch ein glühendes Eisen gebohret worden seyn; weil ich aus der Erfahrung weiß, daß das gebrennete Holz dem abgezogenen Wasser einen untilgbaren widrigen Geschmack giebt. Sollte auf dem Schiffe kein Theekessel seyn, so kan man die hölzerne Handpumpe, mit welcher man das Wasser oder Bier aus den Fässern zieht, schräg durchschneiden und so wieder zusammen setzen, daß sie einen scharfen Winkel macht. Das eine Ende dieser Röhre wird an dem Loche des Topfdeckels, das andere aber am Flintenlaufe befestigt. Auf diese Art wird man fast eben so viel Wasser, als durch Hülfe des Theekessels erhalten.

Man kan annehmen daß die Kochkessel oder Töpfe auf jedem Schiffe so groß sind, daß sie für jeden Mann an Boord etwas über zwo Quart Wasser halten: dieses ist aber hinlänglich, für jeden Mann drei Nösel süsses und gesundes Wasser abzuziehen.

Aus denen Verbesserungen im Destilliren, welche der scharfsinnige Dr. Hales, i. J. 1757 gemacht hat, erhellet, daß man in 5 Minuten drei Nösel, mithin in 12 Stunden 50 Gallons oder Stübchen (etwa 200 Quart.) erhalten kan, von Hr. Durands kleinen cylindrischen Destillirmaschine, mit Hülfe von 6 zinnernen Tellern, welche

in

in dem Kolben auf ihren Ecken gestellet werden. Diese Maschine hatte nur 15 Zoll im Durchmesser, wo sie am weitesten war, und fassete 6 bis 7 Gallons. Eine Maschine von 22 Zoll, welche 30 Gallons enthält, wird also in 12 Stunden 100 Gallons geben; und eine von 32 Zoll, wird in derselben Zeit 200 Gallons liefern, und nicht mehr als anderthalb Bushel Kohlen (etwa drei Vierthel eines Deutschen Scheffels) oder anderer Feurung nach Proportion, erfodern. Drei Chaldrons (jeder enthält 36 Bushels) Kohlen, sind also übrig genug, 400 Mann, die gewöhnliche Bemannung eines Schifs von 60 Kanonen, zween Monate lang, mit süssem Wasser, auf jede Person täglich einen halben Gallon gerechnet, zu versorgen. Hieraus ist demnach zu ersehen, daß niemand auf oder an der See aus Mangel an süssem Wasser sterben darf, wenn er nur die Mittel ergreifen will, welche Klugheit und der Trieb der Selbsterhaltung ihm an die Hand geben. Folgender Auszug eines Schreibens an Dr. Lind, aus Hatrannoch vom 1. Herbst. 1762, erweiset, daß die Sache verdiene in ernstliche Erwägung gezogen zu werden. „Vor Uebergabe der Stadt haben wir, wegen „Mangel an Wasser unbeschreibliches Elend aus„gestanden. Ich hätte für ein Nösel von dem de„stellirten Seewasser, das ich mehrmalen bei Ihnen „getrunken habe, gerne eine halbe Guinee gegeben.

„Viele von unsern Leuten starben, weil sie gar „kein Wasser bekommen konten; und noch „mehr, weil sie ungesundes und schädliches Was„ser getrunken.„

IV.

Einige Warnung

an die

welche Sammlungen

von Kupferstichen

anlegen *).

Vniuers. Mag. 1768. Iune, p. 324.

Der Sammler muß sich vor allen Dingen hüten, daß ihm die Lust, alle Werke irgend eines Meisters zu bekommen, nicht anwandle. Denn es ist kein Meister, dessen Stücke allesamt schätzbar sind, und kein Mensch ist sich in allen seinen Werken gleich. Ich kenne einen Sammler von Rembranten, welcher für 2 bis 3 Stücke,

*) Der Uebersetzer hatte diesen Auszug schon zum Verleger geschicket, ehe die Englische Abhandlung, woraus er genommen ist, verdeutschet worden.

Stücke, die ihm mangelten, alles was man fodern möchte, gegeben hätte; obwohl es Rembrant zur Ehre würde gereichet haben, wenn sie wären unterdrücket worden. In Wahrheit, der dritte Theil seiner Werke, würde, wenn er mit einer scharfen Kritik sollte untersuchet werden, sehr viel von seinem Werthe verlieren. Der große Prinz Eugen war ein großer Sammler von Kupferstichen, und soll sich bestrebet haben, alle Werke von allen Meistern zu besitzen. Seine Sammlung war auch ungeheuer, und kostete ihm 80,000 Pf. St. Wollte man sie aber mustern, würden sie nicht so viele Hundert, als er Tausende dafür bezahlet, werth seyn.

Man hüte sich demnächst für die abergläubische Verehrung berühmter Namen. Ein wahrer Kenner sieht nicht auf den Meister, sondern auf das Werk; ein seichter Kopf aber urtheilet nach dem blossen Namen. Dieser hat die Zauberkraft, handgreifliche Fehler zu bedecken und eingebildete Schönheiten zu schaffen. Die wahre Kritik untersuchet die verschiedenen Manieren verschiedener Meister, um einzusehen, auf wie mancherlei Art eine gute Wirkung könne hervorgebracht werden, und welche Manier die beste Wirkung habe. Aber den Meister in der Absicht auszuspähen, damit man auf seinen Namen das Urtheil gründe, ist eine schlechte und unanständige Kritik. Das heißt,

nach dem Meister von dem Werke urtheilen, da man doch allezeit nach dem Werke von dem Meister urtheilen soll. Daher komt es, daß solche jämmerliche Kupfer, als die Frau im Kessel, und der Berg Parnaß von den Liebhabern so hoch geschätzet werden. Frägt man, worin denn die Schönheit bestehe? so heißt es, sie sind vom Marc Antonio gestochen. Will man sich damit nicht zufrieden geben, so höret man, sie seyn Kopien vom Raphael. Dieser ungereimte Geschmack machte den geschickten Künstler Picart recht böse. Nachdem derselbe durch seine vortrefliche Nachahmungen der Welt gezeiget hatte, wie lächerlich es sey, ein blinder Anbeter der Namen zu seyn, versichert er, er hätte einige Kupferstiche alter Meister mit den Originalgemählden verglichen, und sie nur als schlechte Kopien erfunden. Er redet von dem über dem ganzen Stücke sich ausbreitenden steifen Wesen -- von Kinderhaaren wie ein Topfhenkel -- von der Unwissenheit dieser Kupferstecher in der Anatomie, Zeichnung, und Austheilung des Lichts und der Schatten.

Eine hiemit verwandte Thorheit ist es, wenn man den herrschenden Geschmack zum Maaßstab macht. Dieser ist aber ein sehr wankender Richter. Die Mode herrschet in allen Dingen. So lange man sie nur bei der Kleidung und dem Visitenceremoniel regieren läßt, hat es nicht viel auf

sich:

sich: will sie sich aber zur Schiedsrichterinn in dem Gebiete der Künste aufwerfen, so wird die Sache zu ernsthaft. Indessen geschieht es wirklich. Wir nehmen uns selten die Mühe, nach den Regeln der Kunst von der Schönheit zu urtheilen. Wir folgen der Mode, und stimmen unsern Beifall und Tadel nach dem angegebenen Tone. Daher haben bald dieses bald jenes Meisters Werke den Vorzug. Rembrant ist seit geraumer Zeit in der Mode gewesen. Hier wird gar kein Unterschied gemacht. Sind die Kupfer nur Rembrante, so müssen sie gut seyn. Vielleicht erreichet Rembrant über 2 bis 3 Jahren das Ende seiner Periode; und man wird seine Werke wohlfeil kaufen, wenn das Publicum sich einen andern Liebling zugelegt hat. Um dies zu behaupten, darf ich mich nur auf diejenige, welche mit alten Kupferstichen handeln, berufen, welche allesamt am besten von dem ungewissen Preise ihrer Waare überzeugt sind. Diese wissen, daß die edlen Werke eines P. Testa so wenig geachtet werden, daß man die ganze Sammlung dieses Meisters, welche, ohne die kleinern, aus fast zwanzig Kapitalstücken besteht, für einen geringern Preis erstehen kan, als zuweilen für einen einzigen Rembrant gegeben wird. Ich rede nicht von seinem Kapitalstücke; denn dessen Preis ist ausschweifend. Der wahre Kenner kehrt sich nicht an die Stimme der Mode; er hat einen zuverläßigern Maaßstab,

nach

nach welchem er von der Schönheit urtheilet, die Verdienste des Meisters; wie sehr dieselbe auch manchmal mit dem herrschenden Geschmack in Widerspruch stehen.

Man hüte sich viertens, den Werth eines Kupferstichs nach dessen Seltenheit zu messen. Die Seltenheit macht freilich ein schätzbares Stück noch schätzbarer: aber nach derselben den Werth eines Kupfers bestimmen, heißt einen Zufall zum Verdienst machen. Diese Thorheit gründet sich auf Pralerei. Sie entspringt aus der Begierde etwas zu besitzen, das sonst niemand besitzen kan. Der Mangel eines wahren Verdienstes soll durch ein eingebildetes ersetzet werden, und man schaffet sich das Stück an, nicht um es zu betrachten, sondern nur aufzuheben. Dieser falsche Geschmack ist so gemein als ungereimt, und man wird manchen Tändler antreffen, der für Hollars Schrecken zehn Guineen giebt, welche in der That nicht so viele Schillinge werth sind. Man könte eine Menge Beispiele dieser Thorheit geben. Le Clerc hatte in seinem Triumph Alexanders, diesen im Profil gezeichnet. Man zeigte den Kupferstich dem Herzog von Orleans, welcher ihn überhaupt lobte, aber, wie er auch Recht hatte, das halbe Gesicht nicht leiden konte. Der gefällige Künstler kratzte es aus, und setzte an dessen Statt ein ganzes. Man hatte aber schon einige wenige Abdrücke von der

Platte

Platte in ihrem ersten Zustande gemacht, und diese wurden von den Liebhabern zehnmal so theuer bezahlet, als diejenigen, welche nach Verbesserung der Kupferplatte herauskamen. Dem Tallot gefiel eine seiner geätzten Platten so sehr, daß er ein Loch darin machte, und sie in einem dadurch gezogenen Bande trug. Alle Abdrücke, die nach eingebohrtem Loche abgezogen worden, sind eine große Seltenheit, und erstaunlich theuer. In einem Kupferstiche der heiligen Familie, vom Vandyke, legte Johannes seine Hand auf der h. Jungfrauen Schulter. Der Künstler zeigte das Bild, ehe es öffentlich heraus kam, seinen kunstverständigen Freunden, von welchen einige der Meinung waren, die Handlung des Johannes käme gar zu vertraulich heraus. Der Mahler ließ sich überzeugen, und löschte die Hand aus. Allein er hat sich sehr geirret, wenn er geglaubet, daß er durch die gemachte Veränderungen dem Kupferstiche einen Werth beigesetzt hätte. Denn der Abdruck mit der Hand, welcher schon unter die Leute gekommen war, würde in einer Londner Auction dreimal so theuer verkauft werden als alle übrigen. Sehr viele Rembrantische Kupfer sind durch dergleichen zufällige Veränderungen unglaublich theuer geworden. Man hat Abdrücke von einer Platte, worauf ein Hund noch nicht steht; von einer andern, worauf der weiße Pferdeschweif noch nicht in einen

schwar-

schwarzen verwandelt worden; von einer dritten, auf welcher das nachher hinzugefügte Schild des Wirthshauses fehlet; und alle diese sind, ungeachtet die Platten, durch die nachherige Veränderung, wirklich verbessert worden, seltene, mithin sehr schätzbare Kupferstiche; die andern aber nur etwas gemeines und wohlfeiles. Ich füge nur noch das Beispiel eines neuerlichen Sammlers von Gemählden hinzu. Dieser zeigte einmal mit großem Vergnügen seine Sammlung. Nachdem er verschiedene Meisterstücke des Guido, Maratti und anderer weitläuftig gelobet hatte, wandte er sich plötzlich zu dem Herrn, der ihn besuchte, mit den Worten: Nun, mein Herr, will ich ihnen eine wahre Seltenheit zeigen. Sehen sie hier einen Wouwerman ohne Pferd! Dies war freilich etwas seltenes, aber zum Unglück eben dasjenige, was das Gemählde schlechter machte.

Man nehme sich ferner in Acht, daß man sich keine Kopien statt der Originale anschwärzen lasse. Die mehresten Werke der größesten Meister sind kopiiret, und viele derselben so gut, daß wer sich nicht wohl auf Kupferstiche versteht, leicht damit betrogen wird. Wären die Kopien vollkommen so gut als die Originale, so würde der bloße Name keinen Unterschied machen: allein es geht hier wie mit den Uebersetzungen; sie können den Geist der Urschriften nicht völlig erreichen; die stetige Furcht

der

der Abweichung, welche den Pinsel führet, macht die Kopei etwas steif. Betrachtet man sie für sich, so ist sie schön genug: hält man sie aber gegen das Original, so fällt der Unterschied in die Augen. Callots Bettler sind so glücklich kopiiret, daß man die Verschiedenheit derselben von den Originalen nicht alsobald merket: vergleicht man sie aber mit einander, so offenbaret sie sich klar genug. Die Striche sind nicht frei: die Charaktere sind nicht stark genug ausgedruckt: die Umrisse sind nicht vollkommen richtig. Es ist schwer, Regeln zur Unterscheidung der Kopeien von den Originalen zu geben. In den mehresten Fällen kan des Meisters Name oder Werk (welches uns wohl bekannt seyn muß) hinlänglichen Unterricht geben: denn der Kopiist hat selten das Herz einen fremden Namen zu stehlen. Aber bei Kupfern ohne Namen giebt es mehr Schwierigkeit. Hier läßt sich nichts weiter thun, als auf die Freiheit in der Manier, besonders bei den Umrissen, wo der Kopiist am leichtesten fehlet, genau Acht zu geben. Ist man mit der eignen Manier eines Meisters wohl bekannt, so kan man sich nicht leicht irren. Wo nicht, so thut man am besten, daß man sich von denen, die sich darauf verstehen, zu Rechte weisen läßt.

Die letzte Warnung, welche ich den Liebhabern von Kupfersammlungen gebe, ist, daß man keine schlechte Abdrücke kaufe. Drei Dinge ma-

chen einen Abdruck schlecht. Das erste ist, wenn das Kupferbild nicht gut abgezogen worden. Es giebt einige, an welchen man einen unterbrochenen Druck der Walze gewahr wird. Der Abdruck ist doppelt, und betrügt das Auge als mit einem Schimmer. Ein Abdruck wird demnächst schlecht, wenn die Platte schon abgenützt ist. Der erste und letzte Abdruck sind sich so wenig ähnlich, als zween verschiedene Kupferstiche. Ein schwacher Abdruck stellet den Gegenstand nicht mehr vor, es ist ein mattes Bild ohne Leben und Stärke. Besonders siehet man bei der schwarzen Kunst auf einen starken Abdruck. Das Lebhafte, ohne welches das Blatt das abgeschmackteste von allen Kupferblidern ist, verfliegt bald. In gestochenen und geätzten Kupfern bleibt allezeit hier und dort ein starker Strich übrig, welcher ihnen noch etwas Leben erhält; aber bei der schwarzen Kunst ist eine flache Oberfläche, worauf, so bald es anfängt abzuschleifsen, alles mit einander matt wird. Nur gar zu viele Werke der größten Meister, welche entweder in den Auctionen vorkommen, oder in den Läden feil liegen, sind in diesem schlechten Zustande; und es ist ein Glück, einen recht guten Abdruck zu bekommen. Die Salvators, Rembrante, Waterloen, welche man itzt antrift, sehen, wenn man einen und andern in auserlesenen Sammlungen ausnimt, fast wie eine umgekehrte Seite aus. Man

sieht

sieht was es seyn soll, aber die schönen Meisterzüge sind verschwunden. Vorder- und Hintergrund sind, weil man keinen Abstand mehr unterscheiden kan, eins geworden; und man hat mehr einen Schatten des Bildes als das Bild selbst. Das dritte, was ein Kupfer schlecht macht, ist das aufkratzen der Platte. Zuweilen thut dies der Meister selbst; und dann kan das Kupfer noch Leben behalten. Gemeiniglich aber ist die Platte von einem Pfuscher, in dessen Hände sie gerathen, retouchiret worden; in diesem Falle wird sie ganz abscheulich. Auf einer abgenutzten Platte ist doch das, was noch übrig geblieben, gut; man hat den Rest einer Vertreflichkeit, und wenn man sich auf die Werke des Meisters versteht, ist es ein Vergnügen, das Verlorne durch die Einbildungskraft wieder zurückzubringen. Ist aber die Platte von den Händen eines Pfuschers bekratzet worden, so erkennet man den Meister nicht mehr daran, und hat nichts weiter als grobe, rauhe und unbedeutende Striche, auf einem matten Grunde, welches die eckelhafteste Zusammensetzung ist die man nur sehen kan. Dergleichen Kupferstiche, welche in Menge vorkommen, wenn sie auch Rembrante und Waterloen gewesen, sind wenig oder nichts werth. Die Meister würden sie nicht für ihre Arbeit erkennen. Indessen da wir so nur nehmen müssen, was wir kriegen können, so bleibt doch ein schwacher Abdruck allezeit besser als ein retouchirter.

V.

Herrn Wildmans Methode den Honig aus den Bienenkörben zu nehmen, ohne die Bienen zu tödten.

Aus Wildmans treatise of the management of bees *)

Lond. Mag. Iun. p. 314. 1768.

Bringe, sagt Hr. W., den Bienenkorb, woraus das Wachs mit dem Honig soll genommen werden, in eine nur wenig erleuchtete Kammer, damit es den Bienen gleich Anfangs vorkomme, als ob es schon später Abend sey. Kehre ihn sanft um, und stelle ihn zwischen die Beine eines Stuhls, oder auf sonst ein Gestell, wo er

*) Von diesem Wildman und seiner ungemeinem Gewalt über die Bienen, siehe N. Br. Mag. B. II. S. 217.

er fest steht; dann setze einen ledigen Korb solchergestalt oben darauf, daß sein Rand an der Seite nach dem Fenster etwas in die Höhe gehoben werde, um den Bienen hinlängliches Licht zu geben, in denselben hinauf zu kriechen. Mittlerweile man diesen ledigen Korb zwischen dem linken Arm und der Seite über der Oefnung des vollen Korbes recht fest hält, klopfet man mit der rechten Hand rund um dem vollen Korbe, von oben bis unten, herum, so werden die Bienen durch das stetige Getöse an allen Seiten erschrecket, aus dem vollen in den ledigen Korb hinaufsteigen. Mit diesem Klopfen, welches etwas hurtig aber nicht gar stark geschehen muß, halte man so lange an, bis alle Bienen heraus sind, welches gemeiniglich in fünf Minuten geschehen ist. Je voller ein Korb von Bienen ist, je geschwinder verlässen sie ihn. Wenn eine gute Anzahl sich schon in dem ledigen befindet, muß er ein wenig höher über dem vollen gehalten werden, um zu verhüten, daß die Bienen nicht hin und her aus dem einem Korbe in den andern laufen, sondern sich auf einander setzen.

So bald alle Bienen den vollen Korb verlassen haben, wird derjenige, in welchem sie sich nunmehr befinden, an den Ort gesetzet, wo der vorige gestanden hatte, damit die, welche von ihrem Herumstreifen zu Hause kommen, sich auch hinein begeben. Thut man dieses etwas frühe im Jahre, so

muß man die königlichen Zellen genau beobachten, damit alle diejenigen, worinnen Junge sind, sowohl als auch alle Kuchen, welche eine junge Brut enthalten, unverletzet bleiben. Diese müssen nicht angerühret werden, wenn gleich ein gut Theil Honig darüber zurückbleiben müßte. Dann werden die übrigen Honigkuchen mit einem langen, breiten und beugsamen Messer, dergleichen die Apothecker zu brauchen pflegen, herausgeschnitten. Diese müssen aber sowohl oben als an den Seiten, so rein als möglich ist, weggenommen werden, um den Bienen die Arbeit zu ersparen, den verschütteten Honig hernach wegzulecken, und das zurückgebliebene Wachs aus dem Wege zu schaffen. Was das Messer zurückgelassen, wird mit einem Löffel von den Wänden des Korbes rein abgeschrappet. Während dieser ganzen Operation wird der Korb nach der Seite gelehnet, von welcher man die Wachskuchen wegnimt, damit der sich verschüttende Honig die Kuchen, welche drinn bleiben sollen, nicht beflecke. Kan man es zuweilen nicht vermeiden, einige Kuchen, worin sich auch Junge befinden, mit wegzuschneiden, so müssen die Stücke worin Junge sind, wieder in den Korb zurückgebracht, und daselbst mit Stecken so gut als sich thun läßt, befestiget werden. Setze dann den Korb eine Weile aufrecht, damit wenn noch etwas Honig darinnen hängt, derselbe ablecke. Sind die Kuchen in einer

ner geraden Richtung nach den Eingang, oder in rechten Winkeln mit demselben gebauet, so sind diejenigen, welche am weitesten vom Eingange liegen, die besten, weil sie den meisten Honig, und die wenigsten Jungen haben.

Nachdem Honig und Wachs solchergestalt herausgenommen worden, ist die nächste Sorge, die Bienen wiederum in ihren vorigen Korb zu bringen. Zu dem Ende setzt man neben dem Standplatze der Körbe einen mit einem reinen Tuche bedeckten Tisch, setzt auf denselben mit einem schnellen Stoße den Korb worin die Bienen sind, an welchem man zugleich stark klopfet; so werden sie auf das Tuch fallen. Augenblicklich darauf bedecke man sie mit ihrem alten Korbe, welcher an der einen Seite ein wenig aufgehoben wird, damit alle bequemlich hineinkriechen können; und wenn dies geschehen, setzt man den Korb an seine gewöhnliche Stelle. Kehret man das Unterste des Korbes, worin die Bienen sind, zu oberst, und hält den alten Korb darüber, so werden sie auch in diesen hinaufsteigen, besonders wenn man an den äussern Seiten des untersten Korbes mit den Händen herumtrommelt.

Da die Hauptbeschäftigung der Bienen im Frühlinge und Anfange des Sommers, die Fortpflanzung ihres Geschlechts ist, so wird in der Zeit nicht so viel Honig als hernach, zusammengetragen;

und daher lohnt es kaum der Mühe, den Korb vor dem Ende des Brachmonats auszuleeren. Eben so wenig ist es rathsam gegen das Ende des Heumonats, weil ein einfallendes Regenwetter sie abhalten könte, die verlorne Wachskuchen durch neue zu ersetzen, und einen hinlänglichen Vorrath auf den Winter zu sammlen; es wäre denn daß man Gelegenheit hätte, sie an einen Ort zu bringen, wo reichliche Nahrung anzutreffen ist.

Wenn man die verschiedenen Methoden sowohl der Alten als Neuern, den Honig auszunehmen, erwäget, muß man sich verwundern, daß die itzt angegebene, welche so einfältig ist, ihnen nicht beigefallen; besonders daß Hr. Dr. Reaumur nicht darauf bedacht gewesen, dasjenige was er in seinen Versuchen thunlich gefunden, zum allgemeinen Gebrauch und Nutzen einzurichten. Es scheint, daß er nicht genugsam eingesehen habe, was für Wirkung die Furcht, welche den Bienen durch ein anhaltendes Getöse eingejaget wird, bei denselben habe, und wie man sie dadurch nach seinem Willen regieren könne. Diese Furcht wirket so stark auf sie, daß sie, wenn man ihnen nur einen Ruheplatz anweiset, an demselben lange stille liegen, und so fromm und geschmeidig werden, daß sie, wenn man sie nur nicht verletzet, alles mit sich anfangen lassen, ohne die geringste Bösartigkeit sich merken zu lassen. In diesem Falle scheinen sie nichts anders

ders zu verlangen, als daß sie mit dergleichen Beunruhigung, wodurch sie in ihren verzweiflungsvollen Zustand gesetzet worden, mögen verschonet bleiben. Wer mit den Bienen umgänglich geworden, kan vermittelst der ihnen eingejagten Furcht, und einer durch Uebung zu erlangenden Fertigkeit, mit ihnen in diesem Zustande alles machen, was er will. Meine Zuschauer sind erstaunt gewesen, daß ich einen Bienenschwarm an einer jeden beliebigen Stelle meines Leibes versammlen kan *). Sie wünschen dies Geheimniß zu wissen. Da ich einmal unbedachtsamer Weise versprochen habe, es zu offenbaren, so muß ich Wort halten. Wenn ich indessen versichere, daß die Furcht und die Königinn der Bienen, meine beiden Hauptmittel sind, wodurch ich meine Kunststücke verrichte, so muß ich zugleich meinen Lesern zur Warnung sagen, daß hiezu eine Uebung erfodert werde, die ich ihnen nicht geben kan, und sie nicht so geschwinde zu erlangen vermögend sind. So lange sie diese Fertigkeit nicht erlanget haben, wird es ihnen manchen Bienenkorb kosten, wie ein jeder bei seinem ersten Versuche erfahren wird.

Eine lange Erfahrung hat mich gelehret, daß so bald ich einen Korb aufhebe, und an demselben oben und unten etwas klopfe, die Königinn sich sehen läßt, um sich nach der Ursache des Lärmens zu

*) S. N. Br. Mag. wie oben.

erkundigen, aber gleich darauf sich wieder unter ihrem Volke verstecket. Da ich sie auf diese Art sehr oft gesehen habe, erkenne ich sie bei dem ersten Blick, und habe durch eine lange Uebung mir die Fertigkeit erworben, sie augenblicklich zu ergreifen, ohne sie im mindesten zu drücken. Hierauf kommt alles an. Denn wird sie nur im geringsten verletzet, so ist der ganze Bienenkorb verloren, es wäre denn, daß man eine andere Königinn in Vorrath hätte, womit man ihren Platz ersetzen könnte; wie ich in meinen ersten Versuchen oft zu meinem Schaden erfahren habe. Wenn ich sie gefangen habe, kan ich sie, ohne sie zu drücken oder zum Stechen zu reizen, in die andere Hand bringen, und darin so lange halten, bis nach wieder aufgestelltem Korbe die Bienen, so bald sie ihre Königin vermissen, zu schwärmen anfangen, und in die äusserste Verwirrung gerathen. In dieser ihrer Noth setze ich die Königin dahin, wo ich will, daß der ganze Schwarm sich hinsetzen soll. Augenblicklich entdecken etliche Bienen ihre Königinn, und machen solches denen die ihnen am nächsten sind, diese aber den übrigen bekannt. Diese Nachricht wird in kurzem so allgemein, daß in etlichen Minuten alle mit einander sich um ihr versammlen, und über ihre wiedergefundene Königin, die einzige Stütze ihres Staats, sich so sehr erfreuen, daß sie in dieser Lage lange Zeit ruhig verharren. Ja ihr Geruch

Geruch locket sie so stark an, daß wo die Königinn, im Fortkriechen irgend einen Ort nur berühret hat, die Bienen alsobald darauf fallen, und in ihrer Spur ihr nachkriechen. Da ich die Königinn sehr liebe, und für ihr schätzbares Leben ungemein besorget bin, so wollte ich, daß ich hier die umständliche Beschreibung dieser Operation schliessen dürfte; weil ich voraus sehe, daß die Versuche einer ungeübten Hand mancher Königinn das Leben kosten werden. Allein die Liebe der Wahrheit nöthiget mich zu bekennen, daß ich durch Uebung die Fertigkeit erlanget habe, ihr ohne die geringste Beschädigung einen seidenen Faden um den Leib zu knüpfen, und sie an einem Orte, wo sie sonst nicht gern ist, anzubinden. Zuweilen bediene ich mich eines sicherern Mittels, und beschneide ihr an der einen Seite die Flügel.

VI.

Auszug eines Briefes

des

Hn. de la Voye

an

Hn. Auzout

von den

leuchtenden Würmen in den Austern.

Aus den Mem. de l'Acad. de Sciences à Paris.

Ich konte Ihr Schreiben, betreffend die leuchtenden Würme in den Austern, womit Sie mich beehret haben, nicht früher beantworten; weil ich täglich frische Austern zur genauern Untersuchung erwartete. Diese habe ich endlich gestern bei mehr als zwanzig Dutzend derselben angestellet, welche ich theils beim Lichte, theils im Finstern geöfnet. Um nun Ihrem Verlangen genug zu thun, berichte, daß die leichtenden Würme, welche ich sehen können, theils so dicke als eine kleine Nähenadel, und 5 bis 6 Linien lang; theils aber

von

von der Dicke einer grossen Stecknadel, und drei Linien lang, andere aber noch kleiner und kürzer sind. Ich habe wahrgenommen, daß diejenigen Würme, welche leuchten, von dreierlei Gattung sind. Einige sind weißlich, und haben an jeder Seite ungefähr 25 gabelförmige Füsse. Sie haben an der einen Seite des Kopfs einen schwarzen Flecken, welchen ich für den Augenchristall halte, und der Rücken sieht wie ein abgestreifter Aal aus. Die andere Gattung ist roth, mit Falten oder Ringen auf dem Rücken, wie unsre gewöhnliche leuchtende Würme auf dem Lande; die Füsse sind wie die vorigen gestaltet, das Maul wie eines Hundes, und an einer Seite des Kopfes ein Auge. Denn dafür sehe ich den kleinen schwarzen Flecken an, der dem Augenchristall ähnlich ist. Die dritte Gattung hat verschiedene Farben, mit einem Kopfe, der einer Scholle ähnlich ist, und verschiedenen Büschlein als eines Barts an beiden Seiten, als welche aus einem Aestchen entstehen, als wenn verschiedene kleine Büschlein Schweinsborsten zusammen gebunden sind.

Ich zweifle nicht daß es noch viele andere Gattungen gebe, dies sind aber allein diejenigen, welche ich leuchtend gesehen habe. Ich sahe zwar noch andre ziemlich grosse, von grauer Farbe, mit einem grossen Kopfe, zweien Hörnern als einer Schnecke und 7 oder 8 weissen Füssen an jeder

Seite

Seite, womit der vierte Theil ihrer Länge besetzet war, so daß die übrige Länge des Körpers nach dem Schwanz hin keine Füsse hatte. Sie sind 8 bis 9 Linien lang, geben aber, wie genau ich sie auch bei Nachtszeit betrachtete, keinen Schein von sich.

Die beiden ersten Gattungen dieser Würmer bestehen aus einer leicht zerfallenden Materie. Wenn man sie nur eben anrühret oder sanft schüttelt, zerschmelzen sie in eine klebrichte wässerichtige Feuchtigkeit; und wenn diese Materie im Fallen aus der Schale an den Fingern klebt, leuchten sie daran bei zwanzig Minuten: fällt aber bei stärkern Schütteln etwas davon auf die Erde, siehet es wie ein Stücklein brennenden Schwefels aus; stürzet es schnell nieder, formiret es eine kleine glänzende Linie, welche aber erlischt, ehe sie die Erde erreicht. Diese leuchtenden Materien sind von verschiedener Farbe, einige weißlich, einige röthlich, beide aber geben ein violetfärbiges Licht. Es ist fast unmöglich, diese Würme ganz und unzerstückt zu betrachten, weil sie auf die geringste Anrührung zerplatzen und in eine klebrichte Feuchtigkeit zerfliessen. Man hat sie darum nur in Stücken, und würde sie nicht für Würme halten, wenn man die kleinen Füsse nicht in den Theilen der Materie gewahr würde. Die andern, so wohl grossen als kleinen, so rothen als weissen Würme, welche ich ganz gesehen habe, gaben kein Licht von sich: da ich indessen

dessen in den Stücken der weißlichen scheinenden Materie kleine Füsse bemerket habe, welche denen an den noch ganzen weissen Würmen glichen, so ist es vermuthlich, daß jene auch leuchten, obwohl ich keinen von ihnen der noch ganz war, leuchtend gesehen habe. Was die rothen betrift, so habe ich einen unzerstückten leuchten gesehen.

Der Ort ihres Körpers, wo das Licht seinen Sitz hat, ist schwer zu bestimmen, weil es so schwer ist sie ganz zu bekommen. In demjenigen, welchen ich betrachtet habe, zeigte es sich durch dessen ganze Länge. Ich brachte ihrer zween heraus, welche von etwas dichterer Zusammensetzung seyn musten als die übrigen, weil sie nicht zerknirschet wurden, und diese leuchteten so lang ihr Körper war. Wie sie von der Auster herabfielen, glänzten sie wie ein grosser heller Stern, und schossen zu wiederholten malen zwanzig Secunden lang, violetfärbige Lichtstralen von sich. Ich schreibe dieses Stralen der Ursache zu, daß sie lebendig waren, und indem sie bald den Kopf, bald den Schwanz erhuben, wurde das Licht bald stärker bald schwächer. Wie sie zu leuchten aufhörten, ließ ich ein Licht bringen, und fand sie todt. Wenn die Schale im finstern stark geschüttelt wurde, sahe man sie zuweilen ganz von Stralen erleuchtet, welche manchmal so groß als das Ende eines Fingers waren, und dabei eine Menge derjenigen klebrichten, so rothen als weissen

Ma-

Materie, welche zweifelsohne nichts anders ist als die in ihren Hölen zerborstne Würme. Beim Schütteln sahe man auch den Zusammenhang als dieser Löcher, so wie in wurmstichichen Holze. Unter mehr als 20 Dutzend Austern, die ich schüttelte, waren nicht mehr als 10 oder 12, welche nicht dies Licht von sich gaben; ja ich habe es in mehr als 16 Austern selbst gesehen. Es findet sich mehr in den grossen als kleinen, mehr in den von Würmen durchbohrten als unverletzten, in der erhabenen als flachen Oberfläche, in frischen als alten Austern. Ich habe bemerket, daß wenn man die erhabene Schale abblättert, um die Gemeinschaft der Löcher, in welchen die klebrichte Materie in Gestalt der Würme liegt, zu entdecken, ein Gestank gleich einer todten Auster verspüret wird. Diese Würme geben, wenn sie gereizet worden, nicht dasselbe Licht, als sie bei Schüttelung der Schale von sich geben: allein das violetfärbige Licht scheinet nur auf eine sehr kurze Zeit, da hergegen dasjenige, welches die nicht vorhin gereizte Würme von sich geben, sehr lange dauert. Denn ich habe sie in diesem leuchtenden Zustande mehr als zwo Stunden lang erhalten.

VII.

Edgar Bocharts Erklärung warum der Mond im Horizont größer erscheint als im Meridian.

Gentl. Mag. 1767. act. p. 494.

Wie ich eines Abends auf einem an unsern Flecken stoßenden Hügel wandelte, erweckte der Anblick des am Horizont stehenden Monds meine Aufmerksamkeit. Weil es ein heller Abend war, maß ich mit einem Quadranten den Winkel, welchen er meinem Auge subtendirte. Gleich darauf erhub sich ein Nebel, und ich fand nach wiederholtem Messen den Winkel viel kleiner. Dies brachte mich auf den Gedanken, ob nicht der Nebel, die so oft, aber vergeblich versuchte Erklärung dieser Erscheinung gewähren könnte. Molineux in seiner Dioptrik Smith in seiner

Optik, Rowning und andere Naturkündiger scheinen auf einen falschen Grund gebauet zu haben. Sie wollen die Größe des Monds, wenn er am Horizont steht, erklären, ohne die Natur und Beschaffenheit des Körpers, durch welchen wir ihn sehen, in Betrachtung zu ziehen. Es ist ein in der Naturlehre ausgemachter Satz, daß die aus der Erde emporsteigenden Dünste nahe an derselben Oberfläche verdünnet sind, und nicht eher verdicket werden, als bis sie die oberen Gegenden der Dunstkugel erreichen. Daß sie an der Oberfläche der Erde verdünnet sind, erhellet daher, daß sie von der geringsten Bewegung der Luft sich so leicht zerstreuen lassen. Daß sie in den oberen Gegenden der Dunstkugel sich verdicken, erweisen die Wolken und Lufterscheinungen, welche aus ihnen entstehen. Betrachten wir den Mond am Horizont, so geht unser Blick in gerader Linie über die Oberfläche der Erde, mithin sehen wir den Mond durch einen dazwischen liegenden Körper, welcher durch keine sonderlich dicke Dunsttheilchen verstopfet ist. Betrachten wir ihn hergegen im Meridian, so sehen wir ihn durch einen dichten groben Körper, in welchem ein großer Theil seiner Stralen verschlungen werden. Nun ist es eine bekannte Regel in der Optik, daß, je weniger wirksame Stralen bis zum Auge durchdringen, desto kleiner der Gegenstand erscheine; ungeachtet man aus der

Optik

Optik schliessen sollte, daß der Mond im Meridian grösser erscheinen müsse als am Horizont, weil er im Meridian uns fast einen halben Erddurchmesser näher ist. Will man sagen, wir sähen ja den Mond im Meridian nicht durch einen verdickten Zwischenkörper, wenn wir ihn an einem heitern Himmel sehen; so ist dies ein Irrthum. Wir bilden uns nur ein, der Himmel sey klar und rein, wenn wir keine Wolken sehen. Er ist freilich rein von Wolken, aber voll von Dünsten, doch Dünsten von anderer Art als diejenigen, woraus die Wolken bestehen, welche in einem hohen Grad verdicket sind. Dies werden wir oft durch die Erfahrung gewahr, wenn wir in einer sternvollen Nacht in die Höhe schauen. Jenes Funkeln in der Dunstkugel, je wellenartige Bewegung derselben, welche die Sterne uns sichtbar machen, jenes Lodern der leuchtenden Materie, die wir fallende Sterne nennen, erweisen hinlänglich, daß die Luft voller Dünste sey. Folgender Versuch bestättiget meine Meinung. Nim ein Becken und fülle es mit klarem Wasser. Lege einen Gulden oder Thaler hinein, und nim das Maaß seines scheinenden Durchmessers, so wie derselbe vom Grunde des Beckens dem Auge vorkommt. Wenn dies geschehen, verdicke das Wasser mit 2 bis 3 Löffel voll rothen Wein, Milch, Bier oder sonst einer Feuchtigkeit; nur nicht so stark, daß das Wasser

undurchsichtig werde. Wenn es solchergestalt verdicket worden, wird ein aufmerksamer Beobachter wahrnehmen, daß der scheinbare Durchmesser des Thalers beträchtlich kleiner geworden.

Ich weiß nicht, daß diese Erscheinung, welche in den Schulen zu Cambridge so viel Disputirens veranlaßet hat, aus meinem Grundsatze bisher ist erkläret worden; wünschte derhalben, daß die Philosophen der Sache weiter nachspüren möchten, um den Vorhang, welcher bisher vor der Wahrheit gehangen hat, endlich wegzuziehen.

VIII.

Fortsetzung

der unparteiischen und kurzgefaßten Nachricht

von dem

Ursprung und Fortgange

des letzten Krieges.

Lond. Mag. 1761. July, p. 358.

Ungeachtet des großen Verlustes der Preussen in dieser Schlacht, kan man doch mit Wahrheit sagen, daß sie nicht so sehr geschlagen worden, als vielmehr ihres Zwecks verfehlet haben; weil sie sich in solcher Ordnung zurück zogen, daß

daß die Oesterreicher es nicht wagen durften, sie, auch nur mit ihren leichten Truppen oder Husaren zu verfolgen. Der Verlust war indessen so wichtig, daß er den König zum Entschluß brachte, die Einsperrung von Prag so bald möglich aufzuheben. Ungeachtet er den ganzen Tag nicht vom Pferde gekommen, und bey jedem Angrif der feindlichen Verschanzung gegenwärtig gewesen war, eilte er doch noch in derselben Nacht, von nicht mehr als 12 oder 15 Husaren begleitet, nach seinem Lager vor Prag; nachdem er seiner Armee Befehl gegeben, ihm so geschwind, als die Sorge für die Verwundete nur erlauben wollte, zu folgen. Diese begab sich demnach des folgenden Tages auf den Marsch, und traf den 20. frühe unaufgehalten im Lager vor Prag ein. Der König, welcher gegen die Zeit alles zum Abmarsch veranstaltet hatte, brach desselben Abends mit dem Lager an der rechten Seite der Moldau auf, nachdem er alle sein Geschütz, Kriegsvorräthe und Gepäcke schon vorausgeschicket hatte, ehe die Oesterreichische Besatzung einmal von der Schlacht etwas gehöret hatte. Des folgenden Morgens setzte Marschal Keith, welcher mit dem an der linken Seite des Flusses stehenden Theil der Armee den Nachzug ausmachen sollte, sich in Bewegung, und überzeugte hiemit die Besatzung der Stadt, daß sie wirklich entsetzet wäre. Diese stürzte darum unter Anführung

rung des Prinzen Karls heraus, in der gewissen Hoffnung, einige Vortheile über den fliehenden Feind zu erhalten: allein Keith hatte seine Einrichtungen so gut gemacht, daß die Oesterreicher, ungeachtet der grösseste Theil von Dauns leichten Reuterei zu ihnen gestossen war, ihm nichts anhaben konten, so daß die Preussen ihren Rückzug, ohne sonderlichen Verlust bis Leitmeriz ungehindert fortsetzten.

Hier war der König entschlossen, den Feind zu erwarten; in welcher Absicht er sein Heer an beiden Ufern der Elbe lagerte, um im Stande zu seyn, ihn, an welcher Seite er ihn auch möchte angreifen wollen, wohl zu empfangen. Ueber den Theil, welcher an der rechten Seite kampirte, nahm er selbst den Befehl auf sich; den an der linken Seite aber übergab er dem Marschall Keith, nachdem er Communicationsbrücken zwischen beiden schlagen laßen, damit einer dem andern zu Hülfe kommen könte. Dadurch versicherte er sich sowohl der Schiffahrt des Flusses, als der Päße an beiden Ufern aus Böhmen nach Sachsen, wodurch es den Oesterreichern unmöglich gemacht wurde, gerades Weges auf Dresden loszugehen, ehe sie ihm eine Schlacht geliefert hätten. Doch dies fanden sie auch nicht rathsam, ungeachtet damals ihre ganze Macht unter dem Prinzen Karl und Grafen Daun vereinigt war. Nachdem sie derhalben ein

starkes

starkes Korps leichter Truppen unter dem Gen. Nadasti, zur Beunruhigung der Preussen, an der linken Seite der Elbe zurückgelassen; giengen sie zu Melnike über diesen Fluß, und drangen in den Bunzlauer Kreis ein, wo sie durch ein Detaschement unter dem Herzog von Ahrenberg und den Hrn. Maquire den wichtigen Posten von Gabel angriffen und sich desselben endlich bemächtigten, wobei die Preußische Besatzung unter dem Generalmajor Putkammer, nach einer hartnäckigen Gegenwehr genöthiget wurde, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

Dies öfnete ihnen den Weg in die Lausitz, in welche Provinz sie auch alsobald eindrangen, und den 23. Heum. der Stadt Zittau, so wie die Preussen es mit Prag gemacht hatten, auf eine entsetzliche Art mit Bomben und glühenden Kugeln dergestalt zusetzten, daß diese kleine schöne Stadt, unangesehen sie ihrem eignen Bundsverwandten, dem Churfürsten von Sachsen zugehörete, binnen 24 Stunden in einen Steinhaufen verwandelten, welches die Preussen zur Uebergabe nöthigte.

Gleichwie die Eroberung von Gabel, und der Einbruch in die Lausitz sie in den Stand setzte, die Gemeinschaft zwischen Breslau und Dresden, an deren Erhaltung den K. von Pr. so viel gelegen war, abzuschneiden; verließ dieser den 21. Heum.

sein Lager bei Leitmeritz, und kam am Ende dieses Monats mit seiner ganzen Armee aus Böhmen in Sachsen an; von wannen er in die Lausitz marschirte, nachdem er nicht mehr als 12 Bataillonen und 10 Schwadronen unter dem Prinzen Moriz in dem berühmten Lager bei Pirna, zur Aufhaltung der Oesterreichischen Irregulairen unter dem Nadasti, stehen lassen. So bald er in die Lausitz eingedrungen war, lagerte er sich zwischen Görliz und Zittau, welches die Fortgänge der Oesterreicher hemmete, und dieselbe nöthigte, nicht allein den Nadasti mit seinen leichten Truppen zurück zu rufen, sondern auch ein festes Lager an dem Flusse Neisse ein wenig über Görliz zu beziehen, weil sie es nicht für dienlich achteten, sich in eine Hauptschlacht einzulassen, wovon der Ausgang, unangesehen der überlegenen Menge, allezeit zweifelhaft ist. Gleichwie hergegen auf den K. von Pr. von allen Seiten feindliche Heere anzogen, erfoderten seine Umstände das zu suchen, was seine Feinde vermieden, und obwohl er an Menge schwächer war, bemühete er sich doch, weil er sich auf die vorzügliche Fertigkeit und Tapferkeit seiner Truppen verließ, den Feind zu einer Schlacht im ofnen Felde zu bringen. In der Absicht rückte er bis Bernstättl fort, schlug hier ein Lager auf, und marschirte den 15. August aus demselben der Oesterreichischen Armee, bis fast unter ihren Kanonen

nen entgegen, in dem Vorhaben, sie wo möglich, anzugreifen. Zu dem Ende war er persönlich Tag und Nacht beschäftigt, die Lage der Feinde, und alle zu ihrem Lager führende Zugänge mit der äussersten Genauigkeit auszukundschaften; und fand sie in solcher Stellung, daß ihr rechter Flügel an die Neisse stieß, alles übrige der Armee aber sich auf einer Anhöhe, bis zu einem mit Gehölze bewachsenem Berge, durch welchen der linke Flügel genugsam bedeckt wurde, erstreckte. Längs der Fronte, am Fuße der Anhöhe, floß ein Bach, welcher nur an dreien Stellen, und an diesen nur von 4 oder 5 Mann in einem Gliede konte durchwatet werden. Am linken Flügel war zwar, ehe man an den Berg kam, eine Oefnung, in welche drei bis vier Bataillonen in einer Reihe einmarschiren konten; allein man hatte hinter dieselbe drei Linien Infanterie gestellet, und auf einem Hügel, von welchem die Seite der Oefnung mit kleinem Gewehr konte beschossen werden, standen 4000 Fußvölker nebst 40 bis 50 Kanonen; daß also dies wirklich der stärkste Ort ihres Lagers war. Es war also unmöglich, sie in dieser Stellung mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs anzugreifen. Um indessen kein Mittel unversucht zu lassen, schickte er den Gen. Winterfeld mit einem starken Detaschement über die Neisse, um wo möglich, das feindliche Hintertreffen anzugreifen: allein auch

dieses wurde unthulich befunden. Der König sahe sich demnach genöthiget, nachdem er vier Tage im Gesichte, und fast unter den Kanonen der Oesterreicher gestanden, nach seinem Lager zu Bernstättl zurück zu kehren, welches er den 20. wirklich that, ohne das geringste von den feindlichen irregulären Truppen zu leiden, welche bei keiner Gelegenheit ermangelten, ihn, wiewohl oft zu ihrem Schaden, zu begleiten.

Ehe ich fortgehe, die weiteren Folgen zu erzählen, muß ich auf einige Augenblicke zum Anfang des Feldzugs zurückkehren. Dem Reichsschlusse zu Regensburg, betreffend den K. von Preussen zu folge, sollte eine Reichsarmee gegen denselben, und alle die ihm beizustehen sich erkühnen möchten, errichtet werden. Gleichwie aber übel vereinigte Staaten, dergleichen das Deutsche Reich ist, allezeit so langsam in der Ausführung sind, so hitzig sie wohl im Entschlusse zu seyn pflegen; so währete es bis zum Anfang des Augusts, ehe diese Armee zusammen kam, wovon das Commando dem Reichsgeneral, Herzog von Sachsen-Hildburgshausen, gegeben wurde. Indessen hätte der König, auch nachdem sie endlich wirklich zum Stande gekommen war, sich nicht sonderlich dafür fürchten dürfen, wenn sie durch keine fremde Truppen verstärket würde; weil einige Fürsten und Stände des Reichs sich wegerten ihre Contingente zu schikken,

ken, und viele sie wider Willen schickten. Es hatten aber die Franzosen, ausser der großen Armee, welche unter dem Marschall d'Etree in Westphalen eingedrungen war, ein anderes sehr beträchtliches Heer am Oberrhein formiret, dessen Anführung dem Prinzen von Soubise, mit dem Befehl, sich so bald möglich mit der Reichsarmee zu vereinigen, anvertrauet wurde. Auch bekamen einige Oesterreichische Regimenter und Irreguläre Befehl, zu derselben zu stossen. Solchergestalt wurde eine sehr starke und fürchterliche Armee zusammengebracht, welche schon den 20. August bis Erfurt vorgedrungen war. Alles dieses erfuhr der K. schon wie er noch in obbemeldetem Lager bei Bernstädtl stand.

Dies nebst andern unglücklichen Vorfällen war die Ursache, daß er sich so gern mit der Oesterreichischen Armee schlagen wollte. Wie er aber sahe, daß er sie weder aus ihrem vortheilhaften Lager herauslocken, noch mit einiger Hoffnung angreifen konte, fassete er den großmüthigen und klugen Entschluß, der vereinigten Armee entgegen zu gehen, ungeachtet sie noch einmal so stark war, als alles was er dagegen zusammen bringen konte. Diesem zufolge brach er den 28. August, begleitet von Marschall Keith, mit einem Theil seiner Armee im Lager zu Bernstädtl auf, und hinterließ daselbst den Rest, unter dem Herzog von Bevern,

mit

mit dem Befehl, sich vertheidigungsweise zu halten, und in keine Schlacht mit dem Feinde einzulassen. Unterweges stiessen alle Truppen, welche seine Besatzungen in Sachsen nur entbehren konten, zu ihm, und er setzte seinen Marsch mit solcher Geschwindigkeit fort, daß er den 14. Herbstm. zu Erfurt ankam. Die vereinigte Armee hatte sich, ungeachtet sie ihm an Menge so sehr überlegen war, bis Gotha, und von dannen nach Eisenach zurückgezogen, wo sie sich an einem sehr vortheilhaften Orte setzte, und sich in möglichster Geschwindigkeit verschanzte. Weil der König es nöthig fand, seine Truppen etliche Tage nach einem so langen Marsche ausruhen zu laßen, schlug er ein Lager bei Erfurt auf, und ließ nur durch ein Detaschement unter dem General Seidliz Gotha besetzen. Dieses Detaschement wurde den 19. von einem viel stärkern der vereinigten Armee angegriffen; und da Seidliz anfänglich genöthiget wurde, die Stadt zu verlaßen, machte die Reichsarmee eine prächtige Beschreibung eines Sieges bekannt, welche aber ein wenig zu voreilig war, weil Seidliz den Feind gar bald mit großem Verlust wieder aus Gotha hinaus trieb.

Wie der K. sahe, daß seine Truppen sich nunmehr völlig erholet hatten, und voller Muth waren, rückte er so gleich nach diesem Vorfall mit der ganzen Armee nicht allein bis Gotha vor, sondern erschien

schien selbst vor dem vereinigten Lager zu Eisenach, um zu versuchen, ob die Feinde das Herz hätten, ihm eine Schlacht im ofnen Felde zu liefern. Weil er sie aber weder aus ihrem festen Lager herausbringen, noch dasselbe ohne großen Verlust angreifen konte, zudem in diesem Lande keine Magazine hatte, wurde er aus Mangel von Lebensmitteln genöthiget, sich nach Naumburg zurück zu ziehen, worauf die vereinigte Armee Gotha und Erfurt wiederum besetzte. Der König schloß aus ihrem Verhalten, daß er, wenn er sie weiter lockte, eine gute Gelegenheit sie mit Vortheil anzugreifen finden würde. Er schickte derhalben den Keith mit 7 Bataillonen nach Leipzig, und verbreitete den Rest seiner Armee, zu desto mehrerer Bequemlichkeit der Lebensmittel und Futterung, in einen großen Strich Landes bis Magdeburg; doch so, daß er sie bald wieder zusammen bringen konte. Hiedurch kamen die Generale der Feinde auf die Gedanken, daß er dieser Stadt, welche damals von der unter Richelieu stehenden Armee mit einer Belagerung bedrohet wurde, zu Hülfe eilete, und daß ihnen itzt eine schöne Gelegenheit angeboten würde, Leipzig wegzunehmen, ehe der König es entsetzen könte. In diesen Gedanken giengen sie vor diese Stadt, und foderten den Marschall Keith auf; welcher aber kurz und gut antwortete: „der „König, sein Herr, hätte ihm befohlen, den Ort

„bis

„bis aufs äusserste zu vertheidigen; diesem Befehl „wollte er gehorchen.„ Hierauf machten sie Anstalt zum Angrif. Sie waren aber damit noch nicht weit gekommen, wie sie mit Erstaunen vernahmen, daß der K. nicht allein seine Armee wieder zusammengezogen hätte, sondern auch mit eiligen Märschen zum Entsatz der Stadt heranrückte. Jedermann in der Nachbarschaft glaubte, daß wiederum eine entscheidende Schlacht in den Ebenen von Lützen würde gehalten werden: allein der vereinigten Armee entfiel wiederum der Muth. Sie gieng über die Saale zurücke, wurde vom Könige an der Spitze seines Heers verfolget, und litte den 5. Winterm. die schändliche Niederlage bei Rosbach. Sie bestand aus 50 bis 60 tausend Mann, und ließ sich von 25 Bataillonen und 44 Schwadronen Preussen, mit Verlust von 10000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, aller Artillerie und Bagage, auch einer Menge Standarten und Fahnen, in der völligsten Unordnung aus dem Felde schlagen. Gleichwie kein fester Ort, wo sie auf ihrer Flucht Sicherheit finden konten, in der Nähe war, und die Preussen sie mit der größesten Geschwindigkeit sowohl als Klugheit verfolgten, so war dies wohl einer der vollkommensten Siege, welcher je erhalten worden. Nachdem also der König diese vereinigte Armee fast gänzlich zerstreuet hatte, wandte er sich

nach

nach Schlesien, wo seine Sachen in seiner Abwesenheit ein übles Ansehen gewonnen hatten. Er hatte, wie vorhin gemeldet worden, einen Theil seiner Armee, unter dem H. von Bevern hinterlaßen, mit Befehl, eine Feldschlacht mit den Oesterreichern, so lange es möglich wäre, zu vermeiden. Dem zufolge bezog dieser Prinz mit seinem kleinen Heer ein sehr festes Lager bei Görlitz, welches die Oesterreicher zurückhielte, und nicht, ohne einen großen Verlust zu wagen, konte angegriffen werden. Weil aber die Feinde wegen ihrer großen Menge einigen Verlust an Mannschaft leiden konten, entschlossen sie sich zum Angrif, welcher auch mit einigem Vortheil ausgeführet wurde. Denn nach dem Oesterreichischen Berichte haben diese nur 300, die Preussen aber, ausser dem wackern General Winterfeld, auch 6 Kanonen, 6 Fahnen und allem Gepäcke, 1500 Mann an Todten und Verwundeten, eingebüsset. Diese geben zwar ihren Verlust bei weitem so hoch nicht an; dem sey aber wie ihm wolle, so fand der Prinz von Bevern sich genöthiget, nach Schlesien zurück zu gehen, und seinen Marsch ohne viele Halten zu machen, bis Breslau fortzusetzen, woselbst er den 1. Weinm. ankam, ohne auf diesem Rückzuge das geringste verloren zu haben, obschon die Oesterreichische Hauptarmee, ihm, so geschwind sie konte, auf dem Fuße folgte. Denn da sie

Liegnitz und andere Plätze in Schlesien durch verschiedene Detaschementer besetzten, wurde dadurch ihr Marsch verzögert, und dem Prinzen Zeit gegeben, sein Lager bei Breslau zu befestigen, und die Festungswerke dieser Stadt zu vermehren. Unter andern gieng ein starkes Detaschement Oesterreicher von 15 bis 16 tausend Mann unter dem General Haddick in die Mark Brandenburg, und drang selbst in Berlin ein, wo es zwo Vorstädte ausplünderte, und die Stadt zu einer Brandschatzung nöthigte. Sie wurden aber gar bald, durch die Anrückung eines Preußischen Detaschements, unter dem Prinzen Moritz, genöthiget den Rückweg zu nehmen, weil sie das Herz nicht hatten, ungeachtet der großen Ueberlegenheit ihrer Menge, mit ihm anzubinden. Dieser Einfall bewog indessen die Königin von Preussen mit der Königlichen Familie, sich den 23. nach Magdeburg zu begeben; gleichwie das Archiv nach der starken Festung Spandau geschaffet wurde.

Die Oesterreicher schickten noch ein anderes sehr starkes Korps unter dem Gen. Nadasti ab, um Schweidnitz zu belagern, wo die Preussen große Magazine, mithin eine starke, von dem Gen. de la Mothe Fouquet befehligte Besatzung hatten. Sie schlossen diesen Platz alsobald ein, und eröfneten den 26. Weinm. die Laufgräben, wurden aber bald gewahr, daß sie keine so leichte

Sache

Sache unternommen hätten. Denn die Belagerten thaten den 30. einen so verzweifelten Ausfall, daß es den Belagerern 800 Mann kostete, ehe sie dieselbe wieder in die Stadt zurücktreiben konten. Wie indessen den 11. Winterm. eine hinlängliche Bresche in den Wall war geleget worden, und die Besatzung dennoch von keiner Uebergabe hören wollte, wurde ein allgemeiner Sturm beschlossen, und desselben Tages mit der äussersten Hitze bewerkstelliget. Endlich machten sich doch die Belagerer, ungeachtet der hartnäckigsten Gegenwehr der Besatzung, Meister vom Walle der Stadt: aber dadurch hatten sie noch nicht ihren Zweck erreichet. Die Besatzung hatte während der Belagerung ein kleines aber sehr starkes Fort auf dem Marktplatze errichtet, in welches sie sich, wie sie die Wälle nicht länger behaupten konten, gezogen hatten. Gleichwie nun die Belagerer in Bestürmung des Walls viel Volk verlohren hatten, war ihnen keine sonderliche Lust zu einem neuen Sturm übrig geblieben, weswegen sie des folgenden Tages wohl zufrieden waren, wie die Besatzung sich zu Kriegsgefangenen ergab.

Nachdem Nadasti eine hinlängliche Besatzung in die Stadt geleget, gieng er mit dem übrigen Theile seines Korps zur Hauptarmee zurücke, die damals Breslau schon am linken Ufer der Oder eingeschlossen hatte, welches aber an der rechten

Seite des Flusses nicht geschehen können, weil der Prinz von Bevern mit seiner ganzen Armee hier unter den Kanonen der Stadt lag, und sein Lager mit einer dreidoppelten, mit vielen Kanonen besetzten Verschanzung befestiget hatte. Zweifels ohne waren die Oesterreicher Vorhabens, so bald sie alle Detaschementer wieder an sich gezogen hätten, beides das Lager und die Stadt einzuschliessen, um den Feind durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen: allein, nachdem sie des Königs Sieg bei Rosbach vernommen, und in Erfahrung gebracht, daß er mit seiner sieghaften Armee zum Entsatz von Breslau herzueilete, entschlossen sie sich alsobald, des Prinzen Lager, es koste was es wolle, zu bestürmen. Dies wurde den 22. Herbstm. ins Werk gesetzet, mit dem Erfolge, daß der Prinz von Bevern, nach einer unbeschreiblichen Vertheidigung von halb neun des Morgens, bis 6 Uhr des Abends, aus seinem Lager herausgetrieben wurde, und Breslau den 25. sich auf den Beding, daß die Besatzung mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ausziehen, doch in zweien Jahren nicht wider die Kaiserin Königin dienen sollte, ergab. Wie blutig dieses Gefecht gewesen, erhellet daher, daß Oesterreichische Nachrichten selbst melden, die Preussen hätten in allen etwa 4000, sie aber bei 20000 Mann verlohren. Sie büssten dabei viele Generals, die Preussen aber den

Prinzen

Prinzen von Bevern ein, welcher am 24. beim Recognosciren gefangen wurde.

Wie die Oesterreicher sich von Breslau Meister machten, war der König mit einem Theile seiner Armee schon von Rosbach in die Lausitz angekommen. Ich sage mit einem Theile seiner Armee: denn er hatte so schlechte Gedanken von der Tapferkeit des Feindes, und ein solches Vertrauen auf seine Truppen, daß er nach seinem Abzug von Rosbach den Marsch. Keith mit dem andern Theile seiner Armee in Böhmen einfallen ließ, in welchem Königreiche dieser, ohne Widerstand zu finden, bis nahe an Prag vordrang, allenthalben große Brandschatzungen eintrieb, und dem Feinde unsäglichen Schaden that. Indessen war er nicht vermögend, wie er denn auch keinen Befehl dazu hatte, sich mit dem Könige in Schlesien zu vereinigen; so daß dieser, wie er in diese Provinz kam, nicht viel über 15,000 Mann bei sich hatte. Er vereinigte sich aber bei Parchwitz mit dem Heer das unter dem Prinzen von Bevern gestanden hatte, welches ohngefähr 24,000 Mann stark war, mithin beide vereinigte Heere aus 39 bis 40 tausend Mann bestehen mochten. Indessen grif er mit dieser mittelmäßigen Armee den 5. Christm. das zahlreiche Oesterreichische Heer an, wovon in der Berliner Zeitung folgende Nachricht bekannt gemacht wurde.

„Von Erfurt aus thaten wir geschwinde Mär-
„sche, und erreichten den 28. Winterm. Parch-
„witz an der Oder, wo unser Vorzug ein Deta-
„schement von 1100 Oesterreichern überraschte,
„50 davon tödtete und 150 gefangen nahm.
„Die Beverische Armee war bei Glogau über die
„Oder gegangen, und vereinigte sich mit uns den
„2. Christm. Am 3. ruheten die Truppen aus,
„da sie von den beschwerlichen Märschen sehr er-
„müdet waren. Am 4. marschirten wir nach
„Neumark, wo wir 600 Gefangene, mehren-
„theils Panduren und Husaren, machten. Wir
„vernahmen, daß Prinz Karl mit seiner Armee
„Breslau verlaßen, und bis über Lissa vorgerücket
„wäre; daß sein rechter Flügel von dem Dorfe
„Niepern, und der linke von Golau bedecket wäre,
„und daß die Armee den kleinen Fluß von Schweid-
„nitz im Rücken hätte. Die Armee setzte sich den
„5. sehr früh Morgens in den Marsch; unsere
„Vortruppen trafen des Feindes ihre, die aus
„zweien Regimentern Husaren und den Sächsischen
„Dragonern bestunden, bei dem Dorfe Born an,
„giengen auf sie los, trieben sie in ihr Lager zurück,
„und nahmen 6 Officiere und 600 Mann gefan-
„gen. So bald unsere Armee die Anhöhen er-
„reicht hatte, wurde beschlossen, den feindlichen
„linken Flügel anzugreifen, in welcher Absicht wir
„uns zur Rechten bis zum Flusse von Schweidnitz
„ausdehn-

„ausdehnten. Der Angrif nahm in einem Ge„hölze, wo der Feind etwas Infanterie gestellet „hatte, seinen Anfang, welche wir aber bald zu„rücke schlugen. Weil er sich von hinten ange„griffen sahe, mußte er seine Stellung verändern. „Nachdem er den Posten der ihn bedeckte, verloh„ren hatte, war er genöthiget, in Eile den ersten „den liebsten wieder einzunehmen, um zu verhin„dern, daß wir nicht die ganze Armee von einem „Flügel zum andern bestrichen. Er hatte etliche „Brigaden Fußvolk auf eine hinter dem Holze lie„genden Anhöhe gestellet; wir griffen diesen Posten „aber mit unserm rechten Flügel an, und bemäch„tigten uns desselben nach einer hartnäckigen Ge„genwehr. Der Feind formirte eine neue Linie „bei Leuthen, wo er sich mit großer Tapferkeit ver„theidigte; wir schlugen ihn aber zurück. Hier„auf hieb unsere Reuterei in die feindliche ein, schlug „sie, mußte aber vor den feindlichen Kanonen, „aus welchen mit Kartetschen geschossen wurde, stu„tzen. Indessen stellete sie sich alsobald her, gieng „auf die feindliche Infanterie los, und machte da„von viele gefangen. Während dieser verschiede„nen Gefechte, rückte die Kavallerie und Infante„rie des feindlichen rechten Flügels an: aber unsere „Kavallerie vom linken Flügel grif die feindliche an, „und brachte sie in Unordnung; worauf das Re„giment Bareuth die Oesterreichische Infanterie,

„welche auf einer Höhe stand, von hinten anfiel,
„mitlerweile die übrigen von unserm Fußvolke sie
„von forne angriffen. Dieses ganze feindliche
„Korps wurde völlig zertrennet, und von dem
„Könige bis Lissa verfolget. Die Schlacht dauerte
„von ein Uhr Nachmittages bis um vier. Wäre
„es noch eine Stunde länger Tag gewesen, würde
„ihre Niederlage noch größer geworden seyn. Den
„6. verfolgten wir den Feind bis Breslau. Den
„7. schlossen wir diese Stadt ein, und machten
„alle Anstalten zur Belagerung. Desselben Tages
„wurde Gen. Ziethen mit einem starken Korps Ka-
„vallerie und Infanterie abgeschickt, den Feind zu
„verfolgen, welcher ihm bald darauf über 300
„mit Gepäcke und Mundvorrath beladene Wagen,
„etliche Kanonen, und eine ungeheure Menge Ge-
„fangener abnahm. Er setzet ihm noch itzo nach.
„Die Oesterreicher marschiren nach Großburg,
„aber man kan nicht erfahren, ob sie sich nach
„Schweidnitz oder Mähren wenden. Wir haben
„in dieser Schlacht 291 Officiere gefangen ge-
„nommen, unter welchen die Generallieutenants
„Odonel und Nostitz, der Obriste Graf Broun
„und andere sich befinden, wovon, so bald die
„Umstände es erlauben, eine Liste wird gegeben
„werden. Die Anzahl der Gefangenen, welche
„wir im Gefechte und beim Nachhauen gemacht
„haben, beläuft sich auf 21,500 Mann. Ueber-

„dem

„dem haben wir 116 Kanonen, 51 Fahnen und „Standarten und 4000 Wagen mit Kriegsvor„rath und Gepäcke erbeutet. Unsrer Seits zählen „wir 500 Todte und 2300 Verwundete. Wir „haben keine Generalsperson verlohren, ausser dem „Generalmajor Krokau von den Dragonern, wel„cher verwundet und gefangen worden, wie an„fänglich unsre Reuterei zurückgetrieben wurde. „Die Officier und Gemeine haben sich in dieser „Schlacht bis zur Bewunderung wohl gehalten.„

Den Oesterreichischen Berichten zufolge, war die Ursache dieser Niederlage, daß der linke Flügel, welcher aus fremden Truppen bestand, gleich im Anfange der Schlacht zurück wich, und dadurch eine Verwirrung verursachte, in welche ihre eigene Leute gegen ihren Willen mitgezogen wurden. Dies mag wohl wahr genug seyn, weil fremde Miethlinge sich selten so wohl halten, als einheimische Truppen. Indessen macht dies der Klugheit des K. von Preussen viele Ehre; weil man daraus ersiehet, daß er die feindliche Armee wohlbedächtlich an der Seite am heftigsten angegriffen, wo er den schwächsten Widerstand vermuthen konte. Uebrigens wurde die vorhin gegebene Nachricht von dieser Schlacht durch ihre Folgen genugsam bestätiget. Denn die Preussen schlossen unmittelbar darauf Breslau ein, in welcher eine kleine Oesterreichische Armee mit vielen Generalen und Staabs-

officieren eingesperret wurde. Man führte, ungeachtet der strengen Jahrszeit, die Laufgräben mit solcher Hurtigkeit fort, daß den 20. Jänner 1758. die Oesterreicher, welche aus 10,000 wehrhaften Männern, und drei bis vier tausend Kranken und Verwundeten bestunden, nebst 13 bis 14 Generalspersonen, genöthiget wurden, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

Während der Zeit die Preussen mit Belagerung dieser Stadt beschäftigt waren, oder bald nach derselben Einnehmung, machten sie sich durch verschiedene Detaschementer Meister von allen Plätzen in Schlesien; nur Schweidnitz ausgenommen, welches die Oesterreicher besetzt hielten: ja sie breiteten sich im Oesterreichischen Schlesien bis Teschen aus, wodurch diese genöthigt wurden, eine starke Besatzung in Jablunka zu werfen, um dem Feinde das Eindringen in Ungarn durch die Gebirge zu verwehren. Was Schweidnitz betrift, war die Jahrszeit viel zu kalt, um an eine Belagerung zu gedenken, zumal da die Oesterreicher eine sehr zahlreiche Besatzung darin hinterlassen hatten. Man begnügte sich deswegen damit, einen Theil der Truppen rund um die Stadt zu verlegen, und sie dadurch einzuschliessen. Die übrigen bezogen mit Ruhm die Winterquartiere in Schlesien und Sachsen, in welches Churfürstenthum auch Keith nebst seinem Detaschement, mit Geld und Beute beladen,

den, im Christmonate zurückgekommen war. Der unglückliche Ueberrest der Oesterreichischen Armee nahm seine Winterquartiere mehrentheils in der Gegend von Königingráz in Böhmen.

So habe ich demnach den Feldzug, welchen der K. von Preussen in Person 1757. geführet, beschrieben, ohne meine Erzählung durch Meldung dessen, was die Russen gegen ihn unternahmen, zu unterbrechen. In der Historie des vorhergehenden Jahres theilte ich die Erklärung des Rußischen Hofes gegen den König mit. *) Dieser zufolge machten die Russen im Winter Kriegsrüstungen, und fiengen im folgenden Sommer schon frühe an, die Hafen des Brandenburgischen Preussen durch ihre Kriegsschiffe einzuschliessen, und verschiedene Kauffartheischiffe aufzubringen. Aber wie große Armeen nur langsam gehen, so erreichte diese, welche von dem Feldmarschall Apraxin angeführet wurde, Preussen nicht vor dem Ende des Brachmonats, oder dem Anfange des Heumonats. Sie schloß indessen alsobald Memel ein, welcher Ort, da er nicht im Stande war, eine förmliche Belagerung auszuhalten, von der Garnison auf anständige Bedinge den 4. übergeben wurde. Von hier marschirte diese große Armee südwerts, ohne sonderlichen Widerstand anzutreffen; aber mit so langsamen Schritten, daß sie erst gegen das Ende des

*) Brem. Mag. B. VI. S. 624.

Augusts über die Pregel gieng, und darauf bei Jägerndorf sich lagerte. Hierauf faßte Gen. Lehwald, welcher die Preußische Armee befehlichte, und zu Wehlau stand, den Entschluß, sie ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit an Mannschaft, anzugreifen. Dies stellete er den 30. dieses Monats ins Werk, dessen Ausgang folgende beglaubte Nachricht aus der Berliner Zeitung beschreibet.

„Die Rußische Armee, welche 80,000 Mann „regulärer Truppen stark war, hatte ein überaus „vortheilhaftes Lager bei Norkiton bezogen. Sie „bestand aus 4 Linien, deren jede hinter einer mit „sehr vielen Kanonen besetzten Verschanzung stand; „und alle Anhöhen waren mit Batterien besetzet. „Unangesehen aller dieser Vortheile, entschloß sich „der Preußische General, sie, mit seiner kaum „30,000 Mann starken Armee anzugreifen. Der „Angrif nahm um 5 Uhr des Morgens seinen An„fang, und wurde mit solcher Hitze fortgesetzt, „daß die Preussen die ganze erste Linie trenneten, „und sich aller feindlichen Batterien bemächtigten. „Der Prinz von Holstein Gottorp, des Königs „von Schweden Bruder, brachte an der Spitze „seines Dragonerregiments die feindliche Reuterei „in Unordnung, und fiel darauf ein Regiment „Grenadier an, welches er in Stücken hieb. Wie „aber der Gen. Lehwald an die zweite Verschanzung „kam, und sahe, daß er dieselbe nicht, ohne seine

„ganze

„ganze Armee in Gefahr zu setzen, würde erobern „können, entschloß er sich zum Abzug, welchen er „in der besten Ordnung bewerkstelligte, ohne daß „der Feind sich aus der Verschanzung heraus „wagte ihm nachzusetzen. Er bezog sein voriges „Lager bei Wehlau, wo er noch itzo steht, eben „wie auch die Russen noch in ihrem Lager bleiben. „Der Preußische Verlust ist nicht über 2000 „Todte und Verwundete, welcher alsobald durch „eine geübte Landmiliz wieder ersetzet worden. Der „Feind muß an die 14,000 Mann verloren ha„ben. Der Gen. Lapuchin ist verwundet, und „mit einem Rußischen Obristen von der Artillerie „gefangen; doch jener auf sein Ehrenwort wieder „losgelaßen worden. Die Preussen hatten im An„fange über 80 Kanonen weggenommen, mußten „sie aber aus Mangel von Fuhrwerk, nebst 11 „von ihren eigenen stehen laßen. Sie haben kei„nen General oder vornehmen Officier verloren. „Der Generallieutenant Graf von Dohna, ist der „einzige von ihnen, welcher verwundet worden: „man sagt aber, daß drei Rußische Generale ge„tödtet worden.„

Allein die Russen gaben uns ganz andere Berichte von dieser Schlacht. Ihre erste Nachricht, welche Apraxin selbst bekannt machte, war zwar ziemlich bescheiden und kurz. Er sagte nur, die Preussen hätten sich zwar so tapfer als möglich ge-

halten,

halten, aber seine Armee gegen alle Regeln der Kriegskunst, folglich entweder auf ausdrücklichen Befehl oder aus Verzweiflung, angegriffen: wovon die natürliche Folge gewesen, daß dieser verzweiflungsvolle Angrif ihnen 10,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet, da sie, die Russen, hergegen nicht über 7000 Todte und Verwundete bekommen hätten. Allein hernach kam eine lange prahlhafte Beschreibung dieses Gefechts in Petersburg zum Vorschein, wo man, um dem gemeinen Volk etwas weis zu machen, so große Freudenbezeugungen anstellete, als ob einer der vollkommensten Siege wäre erhalten worden. Indessen ist freilich zu vermuthen, daß die Preussen mehr Volk verloren haben, als sie gestehen wollten, weil eine Armee, die eine andere in ihren Verschanzungen angreift, ohne sie zu schlagen, allezeit mehr Volk dabei sitzen läßt, als die angegriffene. Ueberdem läßt sich nicht wohl glauben, daß Gen. Lehwald, wenn er nicht sehr viele Mannschaft dabei aufgeopfert hätte, seine schon erlangte Vortheile würde haben fahren laßen, viel weniger sich aus seinem Lager nach Peterswald zurückgezogen haben, wie er bald hernach that. Das erstaunlichste war indessen, daß, obschon die Preußische Armee zurückgewichen war, und zu einem zweiten Angrif keine Lust bezeugte, dennoch die Russen nach der Schlacht nichts unternahmen, sondern

dern sich begnügten, die armen Einwohner zu plündern, und oft aufs grausamste zu behandeln: woran doch eigentlich die Kosacken und Kalmucken, welche sie, wie gewöhrlich, bei sich hatten, Schuld waren. In aller andern Absicht blieben sie ganz unthätig bis zum 13. Herbstm. wie sie plötzlich wieder über die Pregel zurück giengen, und sich nicht eher umsahen, bis sie Memel erreicht hatten. Auf diesem Rückzuge verloren sie sehr viel Volk, indem sie fast den ganzen Tag von den Preussen verfolget wurden, welche alles, was etwas weiter dahinten blieb, entweder niederhieben, oder gefangen nahmen; gleichwie auch eine Menge Abstreicher von den Landleuten, aus Rache, wegen der erlittenen Grausamkeiten, umgebracht wurde. Was den Apraxin zu diesem frühzeitigen und eilfertigen Rückzug bewogen habe, läßt sich nicht begreifen, indem derselbe um so viel weniger nothwendig war, da er Königsberg hätte besetzen, und sich in dieser Stadt alle Bedürfnisse seiner Armee, durch eine Rußische Flotte, zuführen laßen können. Es ist auch klar, daß er von seinem Hofe keinen Befehl dazu könne gehabt haben, weil er bald hernach nicht allein abgesetzet, sondern auch in Verhaft genommen wurde: wiewohl man von keiner mehrern Bestrafung gehöret hat. Dem sey nun wie ihm wolle; die Rußischen Truppen bezogen wenigstens

nigstens die Winterquartiere, einige um Memel, und einige in Samogitien.

Hiemit endigte sich also der Feldzug in Preussen. Allein im Sommer war noch ein anderer Feind wider den König von Preussen hervorgetreten. Dies waren die Schweden. Ungeachtet ihr König mit des K. von Pr. Schwester vermählet war, und von derselben verschiedene Kinder hatte, erkläreten sie sich doch, unter dem Vorwande, daß sie Gewährleister des Westphälischen Friedens wären, gegen ihn. Ein Beispiel, welches erweiset, wie unvorsichtig es sey, Staatseinrichtungen durch eine fremde Macht versichern zu laßen. Denn, wenn diese fremde Macht ihren Vortheil dabei findet, solche Staatseinrichtung zu erhalten, wird sie es auch ohne vorher eingegangene Garantie thun, wenn es in ihren Kräften steht: glaubt sie aber, daß es ihr Interesse nicht ist, wird sie ihre Garantie nimmer werkthätig machen. Ein Gewährleister kan demnach demjenigen, welchem er seine Rechte versichert hat, niemals wahren Nutzen verschaffen, sondern ihm im Gegentheil großen Schaden thun, weil die Garantie ihm allezeit einen Vorwand anbietet, Unruhe anzufangen, so oft er meinet im trüben Wasser fischen zu können, wie es itzo an den Schweden zu sehen war. Diese machten in der Mitte des Sommers den Anfang ihrer Kriegsrüstungen, deren Absicht erst im August

bekannt

bekannt gemacht wurde, wie der K. von Preussen seinen Minister von Stockholm zurück berief. Im folgenden Monat wurde das Schwedische Manifest vom 13. in Pommern, durch den General der dahin geschickten Truppen, den Grafen Hamilton, angeschlagen. Es enthielt keine einzige andere Ursache des feindlichen Einfalls in die Länder des K. von Preussen, als daß sie Gewährleister des Westphälischen Friedens wären. Indessen wurde alsobald nach desselben Bekantmachung, die Festung Penemünde, an der Preußischen Seite des Flusses Pene, eingeschlossen. Die Besatzung bestand nur aus Landmiliz, und der Befehlhabende Officier gab ein merkwürdiges Beispiel der Treue gegen den König, und Liebe für das Vaterland. Denn obschon der Ort sich nicht halten konte, bot der Feind ihm doch an, wenn er die Festung übergeben wollte, würde man ihm keine härtere Bedinge auflegen, als daß er und die Besatzung zwei Jahr nicht gegen seines Königes Feinde dienen sollte. Er antwortete aber: „Ich will lieber ein Kriegsge„fangener werden, als mich verpflichten, meinem „Herrn in zweien Jahren nicht zu dienen, zu einer „Zeit, da er meiner Dienste so sehr bedarf.„ Unter einem guten und weisen Könige ist wahre Treue gegen denselben, und patriotischer Geist ein und dasselbe: aber unter einem Tyrannen, oder einem Könige, der sich durch den Rath böser Mi-

nister zu tyrannischen Handlungen verleiten läßt, ist das, was man gemeiniglich Treue nennet, gerade das Gegentheil vom Patriotismus; in welchem Falle wahre Treue vielmehr darin besteht, daß man die bösen Rathgeber vom Könige entferne. *) Dieser Officier war sowohl von der Weisheit als Rechtschaffenheit seines Königs überzeugt, und hielte darum sein Wort. Die Besatzung vertheidigte sich so lange, bis sie genöthiget wurde, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben; wobei der Schwedische General hinwiederum eine ungemeine Großmuth zeigte, indem er allen, so bald sie die Waffen niedergeleget hatten, die Freiheit gab, hinzugehen wo sie wollten.

So bald der K. von Pr. zuverläßige Nachricht von den Absichten der Schweden gegen ihn erhalten, schickte er vier Regimenter, und alles was er entbehren konnte, unter dem Gen. Manteufel nach dem westlichen Pommern, um ihre Fortrückung, wo nicht zu hemmen, doch beschwerlich zu machen. So klein indessen diese Mannschaft war, wirkte sie doch so viel, daß die Schweden mit großer Vorsichtigkeit anzogen, und sich nur von sehr wenig Plätzen im Preußischen Pommern Meister gemacht hatten, wie Gen. Lehwald mit 16,000 Mann aus Preussen ankam. Denn so bald die Russen ihren Rückmarsch angetreten hatten,

*) In Großbritanien.

hatten, detaschirte er dieses Korps, mit Befehl, so geschwind als möglich, nach Pommern zu eilen; und nachdem er bald darauf selbst nachgekommen war, rückten sie mit so schnellen Schritten an, daß sie sich schon im Anfange des Weinmonats mit dem Gen. Manteufel vereinigten, und eine Armee formirten, welche mit den Schweden eine Schlacht würde gewaget haben, wenn diese es nur rathsam gefunden hätten sie zu erwarten. Allein obschon diese wenigstens eben so stark an Mannschaft waren, zogen sie sich doch zurück, so bald sie den Anmarsch des Gen. Lehwalds vernommen hatten, und eileten so sehr nach Stralsund, daß sie etliche kleine Besatzungen, alle Magazine, welche sie im Fortrücken errichtet hatten, und das ganze Schwedische Pommern, nur Stralsund und die Insel Rügen ausgenommen, den Preussen überliessen; womit sie ihren Feldzug beschlossen, und in jenen beiden Oertern die Winterquartiere bezogen. Weil aber der König Nachricht bekommen, daß der Herzog von Meklenburg entschlossen gewesen, sich mit allen Truppen, die er nur würde aufbringen können, mit den Schweden zu vereinigen, so bald die Franzosen oder Russen zu jenen gestoßen wären, und daß in der Absicht verschiedene kleine Magazine in seinem Lande aufgerichtet worden, ließ er, so bald seine Truppen die Schweden nach Stralsund getrieben hatten, ein Detaschement in dieses Her-

zogthum einrücken, welches nicht allein die Magazine wegnahm, sondern auch Contributionen, als in einem feindlichen Lande, eintrieb; nachdem der Herzog sich bei ihrer ersten Annäherung nach Lübeck begeben hatte.

*) Nunmehr können die Freunde des K. von Preussen auf seinen traurigen und verzweiflungsvollen Zustand, worin er am 28. August sich befand, zurücksehen. Er sahe damals, daß er die Oesterreichische Armee weder zu einer ofnen Feldschlacht herauslocken, noch in ihrem festen Lager mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolgs angreifen konte. Er hatte die Nachricht bekommen, daß die vereinigte, über 60,000 Mann starke Armee, in Sachsen eingedrungen war, und, wo er sie nicht vertriebe, ihn unfehlbar heraus treiben würde. Er wußte, daß die Russen mit einer Armee von 80,000 Mann sich schon eines großen Theils von Preussen bemächtigt hätten, und sein dortiger General sich schwerlich Hoffnung machen könte, ihnen mit einigem Nachdruck die Spitze zu bieten. Er wußte, daß die Schweden auf dem Punkt stunden, mit einer viermal so starken Armee, als er ihnen entgegenstellen konte, in sein Pommern einzufallen: und, um sein Unglück vollkommen zu machen, daß die Hannoveraner mit ihren Bundesverwandten damit umgiengen, einen Neutra-

*) Lond. Mag. 1761. p. 395.

Neutralitätstractat zu schliessen, wodurch einer Französischen Armee von 100,000 Mann freie Hände gelaßen wurden, Magdeburg zu belagern; zumal da die im Werke stehende Neutralität ihn fürchten ließ, daß auch Großbritanien ihn verlaßen würde. Wo ist ein Prinz, wo ist jemals einer gewesen, der in solchen Umständen nicht würde allen Muth verloren, und in der Verzweiflung seinen Feinden eine Charte blanche angeboten haben? Der König hätte sich desto eher dazu entschliessen können, weil er versichert seyn konte, daß Frankreich ihm so erträgliche Bedinge, als von seinen Alliirten zu erhalten nur immer möglich war, würde verschaffet haben. Er erwarb sich also durch sein Betragen bei dieser Gelegenheit mit so völligem Rechte als irgend ein Prinz gethan hat, den Namen des Großmüthigen. Seine Großmuth war keine schnelle Regung des Gemüths, keine Flamme von kurzer Dauer; sie blieb standhaft, ungeachtet seine Umstände sich von Tage zu Tage verschlimmerten. Am 30. August wurde sein Gen. Lehwald, nachdem er die Russen angegriffen, mit Verlust vieler tapfern Officiere und Gemeinen zurückgeschlagen, und dadurch, aller Wahrscheinlichkeit nach, unfähig gemacht, Preussen gegen jene zahlreiche Armee länger zu vertheidigen. Am 7. Herbstm. erhielten die Oesterreicher einen Vortheil über den Theil seiner Armee, welchen er unter dem H. von Bevern

zurück gelaßen hatte, wobei Winterfeld, einer seiner geschicktesten und tapfersten Generale, blieb, und wodurch der H. von Bevern genöthiget wurde, sich nach Breslau zu ziehen, die Lausitz nebst dem größten Theil Schlesiens den Oesterreichern zu hinterlaßen, und selbst des Königs Residenz Berlin, einer feindlichen Ueberrumpelung bloß zu stellen. Des folgenden Tages wurde der Neutralitätstractat, welchen er bisher nur vermuthet hatte, wirklich geschlossen und unterzeichnet, und dadurch den Franzosen Freiheit gelaßen, Magdeburg zu belagern. Wie er der vereinigten Armee ins Gesicht kam, fand er sie in einem so starken Lager, daß es keine Möglichkeit war, sie anzugreifen, und er gezwungen wurde, um seiner Armee Unterhalt zu verschaffen, sich wieder zurück zu ziehen. Endlich mußte auch die kleine Armee, welche er unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig im Magdeburgischen stehen hatte, auf den Anzug der Franzosen, ihre Zuflucht unter den Kanonen von Magdeburg suchen, in welche Stadt die ganze Königliche Familie sich gerettet hatte. Aber diesem allen ungeachtet, blieb er unverzagt. Der erste Schein der Hofnung war vielleicht die aus Großbritanien einlaufende Versicherung, daß diese Nation ihn nimmer verlaßen wollte. Daß er indeßen nicht allein mit der Convention zu Kloster Seven, sondern auch mit der ganzen Aufführung der Hannöveri-

verischen Armee, nach der Schlacht bei Hastenbeck sehr schlecht zufrieden gewesen, gab folgender Artikel in der Berlinischen Zeitung, bald nach jener Convention zu erkennen: Wäre die Hannöverische Armee nach der Schlacht bei Hastenbeck gerade nach der Leine marschiret, und hätte sich jenseits derselben bei Wolfenbüttel, Halberstadt und Magdeburg gesetzet, so hätte sie unter den Kanonen der letzten Stadt die Vereinigung mit den Preußischen Truppen sicher abwarten können: statt dessen aber zog sie sich nach der Niederweser, und wich über Hameln, Nienburg, Verden, Rotenburg und Buxtehude nach Stade, wo die Truppen nicht allein aus Mangel an Lebensunterhalt, sondern auch wegen zu getrennter Verbreitung gewisser maßen zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Sie thaten einen Marsch von 30 Meilen, um sich in einem Sack fangen zu laßen, da der andere Weg, welcher nur 20 Meilen lang war, sie würde in Sicherheit gesetzet haben. Durch diese unbegreifliche Aufführung verlor der König, wie in der Zeitung ferner angemerket wird, die Hülfe von 30,000 treflichen Soldaten, welche ihn am Ende des Feldzugs ins Gleichgewicht mit der Französischen und Reichsarmee hätte setzen können. Da er itzo, *) den letzten Nachrichten zu-

*) Der Leser wird sich erinnern, daß diese Historie, während des Krieges, nach und nach stückweise geschrieben worden.

folge, nicht mehr als 45,000 Mann dem Feinde entgegen stellen kan, hätte er in dem Falle 75,000 gehabt, welche meines Erachtens hinlänglich gewesen wären, die Franzosen zu nöthigen, ihre Winterquartiere an der linken Seite der Weser zu nehmen. Wie aber die Sachen itzt stehen, ist das äusserste, was der König thun kan, daß er sie dieses Jahr von Sachsen und Magdeburg abhält. Dies sind die Früchte der berühmten Convention vom 8. Herbstmonate.

Bald nachdem der König obbemeldete Versicherung aus London bekommen hatte, empfieng er auch die angenehme Nachricht von dem Rückzuge der Russen, welcher ihn in den Stand setzte, den Schweden, wie vorhin gemeldet worden, den Kopf zu bieten. Nachdem er auch am Ende des Weinmonats gemerket hatte, daß die Franzosen sich die Gedanken von der Belagerung Magdeburgs in dieser späten Jahrszeit vergehen laßen, begab er sich auf den Marsch, grif die vereinigte Armee bei Rosbach an, und schlug sie aufs Haupt; welcher Sieg nicht allein die schon gemeldete Folgen hatte, sondern einen noch größern Vortheil nach sich zog.

*) So bald der H. von Cumberland alles veranstaltet hatte, um seiner Seits den Kloster-Sevenschen Vergleich in Erfüllung zu bringen, gieng

*) Lond. Mag. 1761. p. 485.

gieng er nach England zurück, traf den 12. Weinm. zu London ein, nnd vernahm bei seiner Ankunft das allgemeine Gerücht, als ob er diesen Tractat, der dem unverständigen Pöbel sehr missfiel, ohne Befehl von hieraus geschlossen hätte. Seine hiesigen Freunde läugneten solches schlechterdings, und behaupteten, daß er zu jedem Schritt, den er nach der Schlacht bei Hastenbeck gethan hatte, besonders in Absicht auf diesen Tractat, gemessene Ordres vom Hofe gehabt hätte. Ja es gieng eine für autentik ausgegebene Beschreibung seines Betragens, und der ihm zugefertigten Befehle, in einer Handschrift herum. Ob sie autentik gewesen oder nicht, kan ich nicht bestimmen: dies ist indessen gewiß, daß er seine Bedienung als Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht in Großbritanien, am Ende des Weinmonats niedergeleget. Denn schon den 29. dieses Monats ernennete der König John Ligonier, Ritter von Bath, zum obersten General aller seiner Truppen in Großbritanien. Muthmaßlich gab S. Hoheit auch zu derselben Zeit ihre Bestallung als Obrister über das erste Regiment der Garde zurück, weil es sich für ihn nicht schickte, unter einem andern General zu stehen; wiewohl dieses Regiment erst den 3. Christm. und zwar auch an Gen. Ligonier, wieder vergeben wurde. Gleichwie die Franzosen, besonders das gemeine Volk, wenn es ihnen etwas

nach Wunsch geht, gerne ein wenig Uebermuth unter ihre Höflichkeit mischen, und glaubten, sie könten bei dem obbeschriebenen unglücklichen Zustande des K. von Preussen, mit den Hannoveranern anfangen was sie wollten; so ist zu vermuthen, daß sie diesen selbst Ursache gegeben haben, die eingegangene Convention mit Verdruß anzusehen, und eine gute Gelegenheit zur Abschüttelung dieses Jochs zu wünschen; wozu sie doch in jenem finstern Zeitraum nicht den geringsten Funken der Hofnung anschimmern sahen. So bald aber die Nachricht von dem Siege des K. von Preussen bei Rosbach einlief, wurde bei ihnen die Hoffnung einer erwünschten Gelegenheit lebendig, wie solches erhellet beides aus dem Schreiben des M. Richelieu vom 9. Winterm. an den damaligen Oberbefehlhaber der Hannöverischen Armee Zastrow, und aus dieses Generals Antwort vom 14. worin er meldet, daß er einen Expressen an seinen König abgefertiget hätte, um dessen nähere Befehle zu empfangen; welche beide Briefe der Hof von Versailles in seiner Parallele der Aufführung des Königs von Frankreich und des von Großbritanien, der Welt vorgeleget hat. Wie dieser Expresse wieder zurück kam, brachte er dem Gen. Zastrow muthmaßlich den Befehl, das Kommando seiner Armee dem Herzog Ferdinand zu übergeben, welcher damals eben in Stade angekommen war, und

darauf

darauf folgendes Schreiben vom 28. Winterm. an den H. Richelieu abgehen ließ: „Da Ihro Groß„britanische Majestät mir die Ehre gethan haben, „mich zum Kommando der aus Ihren und Ihrer „Alliirten Truppen bestehenden Armee zu berufen; „so berichte solches Ihnen hiedurch, mit der Er„klärung, daß ich Befehl habe, diese Armee wie„der in Wirksamkeit zu setzen. Es ist unnöthig, „die vielen Ursachen, welche S. M. bewogen ha„ben zu diesen Maaßregeln Befehl zu geben, hier „anzuführen, da die vielen erhobenen Klagen Ih„nen nicht unbekannt seyn können. Ich laße mich „deswegen in keine besondere Umstände ein, son„dern beziehe mich nur auf den gedruckten Unter„richt, worin S. M. Churfürstliches Ministerium, „das Deroselben zugefügte Unrecht, samt den „Gründen, aus welchen Sie den Kloster-Seven„schen Waffenstillstand als aufgehoben ansehen, der „Welt vor Augen legt. Da die Großmuth, wel„che auch im Kriege bestehen muß, erfoderte, die„ses Ihnen bekannt zu machen, so ergreife ich diese „Gelegenheit, die Versicherung meiner persönlichen „Hochachtung zu erneuern, mit welcher ich bin ꝛc.„ Ich vermuthe, daß es kurz vor Empfang dieses Schreibens gewesen, wie der Marschall R. folgenden Drohbrief an Prinz Ferdinand schrieb: *) „Obschon ich seit etlichen Tagen gemerket habe, daß

*) S. Lond. Mag. 1757. p. 610.

„die Hannöverischen Truppen in Bewegung waren,
„um sich in ein Korps zusammen zu ziehen, konte
„ich mir doch nicht einbilden, daß es in der Absicht
„geschähe, um die den 8. und 10. Herbstmonats
„zwischen S. K. H. dem Herzog von Cumberland
„und mir geschlossene Convention zu brechen. Der
„gute Glaube, welchen ich bei dem Könige von
„England und seinem Sohn, welcher die Conven-
„tion unterzeichnet hat, voraus stellete, blendete
„mich so sehr, daß ich glaubte, die Versammlung
„der Truppen hätte keine andere Absicht, als die
„ihnen angewiesene Winterquartiere zu beziehen.
„Aber die von allen Seiten einlaufende Nachrich-
„ten von den bösen Absichten der Hannoveraner,
„haben mir endlich die Augen geöfnet, und man
„siehet itzt offenbar, daß ein Anschlag gefasset wor-
„den, die Artikel eines Vergleichs, welcher heilig
„und unverletzt bleiben mußte, zu brechen. Nach-
„dem der König, mein Herr, diese gefährliche Be-
„wegungen und Treulosigkeit der Hannoveraner
„vernommen, bleibt er noch immer geneigt, von
„seiner Mäßigung und Begierde ferneres Blutver-
„giessen zu verhindern, neue Proben zu geben.
„In dieser Absicht habe die Ehre, Ihnen im Na-
„men S. Allerchristl. Majestät die Erklärung zu
„thun, daß ich bei dem Entschlusse, alle Puncte
„der Convention aufs genauste zu erfüllen verharre,
„wenn die Hannöverische Armee ihrer Seits dasselbe
„thun

„thun wird. Ich kan Ihnen aber nicht verhalten,
„daß, wenn dieselbe, wie ich doch nicht hoffen
„will, einen zweideutigen Schritt thun, oder gar
„einige Feindseligkeit verüben würde, ich die Sache
„aufs äusserste treiben, und durch die Gesetze des
„Krieges mich dazu berechtigt achten werde. Ich
„will alle Palläste, Königliche Gebäude und Lust-
„schlösser in Brand stecken, alle Städte und Dör-
„fer, bis zur kleinsten Hütte rein ausplündern;
„kurz, dies Land soll alle Grausamkeit des Krie-
„ges empfinden. Ich rathe Ihnen derhalben die-
„ses zu bedenken, und mich nicht zu einem Schritt
„zu nöthigen, welcher sonst der eigenthümlichen
„Leutseligkeit der Französischen Nation, und mei-
„nem persönlichen Charakter zuwider ist. N. S.
„Der Hr. Graf von Lynar, welcher die Conven-
„tion vermittelte, hat gütigst auf sich genommen,
„Ew. Durchl. alle mögliche Vorstellung zu thun,
„um den unglücklichen Folgen, welche diesem Lande
„drohen, vorzubeugen.„ Richelieu.

Um diese Zeit kam in Deutschland eine merk-
würdige Schrift heraus, worin vorläufig die
Gründe angezeiget wurden, welche S. Großbr.
Maj. als Churfürsten von Hannover bewogen
hätten, die Waffen wider die Französische Armee
wiederum zu ergreifen. Diese Gründe waren fol-
gende: Der Französische Hof hätte diesen Tractat
nicht anders als unter dem Bedinge, daß die

Hannö-

Hannöverischen Truppen, während des ganzen Krieges, nicht gegen Frankreich und dessen Alliirte dienen, und die Hülfsvölker entwafnet werden sollten, bestättigen wollen: da die Absicht der Convention gewesen, den Weg zum Frieden zu bahnen, hätte Frankreich von keinen desfalls geschehenen Vorschlägen hören wollen: man hätte vielmehr mitten in diesem Waffenstillstande offenbare Feindseligkeiten begangen, und das Schloß Scharzfeld mit Gewalt weggenommen: man hätte gegen die Convention die Hannöverische Kriegsgefangene nicht losgegeben, wie doch diese in Ansehung der Französischen gethan hatten: man hätte die Districte und Aemter, in welche die Franzosen nicht kommen sollten, gezwungen, die herrschaftlichen Einkünfte auszuliefern: man hätte einen Theil derer Magazinen, welche den Hannöverischen Truppen verbleiben sollten, sich zugeeignet: man wäre endlich noch wirklich beschäftigt, sich derer Häuser, Einkünfte und Magazine, welche S. M. in der Stadt Bremen gehöreten, sich zu bemächtigen, ungeachtet der gegenseitigen Vereinigung, daß diese Reichsstadt als ein freier und neutraler Ort sollte angesehen werden.

Diese Schrift beantwortete der Französische Hof in obbemeldeter Parallele, wovon dies der wesentliche Inhalt ist:

Was

Was 1. die Entwafnung der Heßischen und Wolfenbütteliſchen Truppen betrift: ſo wären durch die Convention den Franzoſen die Hände desfalls keinesweges gebunden worden; da der Artikel, kraft deſſen ſie nach Hauſe gehen, und nicht als Kriegsgefangene angeſehen werden dürften, keinesweges in ſich ſchlieſſe, daß ſie nicht ſollten entwafnet werden können; es wäre im Gegentheil beſchloſſen, daß die Art und Weiſe, wie ſie, nachdem ſie zu Hauſe geſchicket worden, ſollten behandelt werden, zwiſchen ihrem Herren und dem Franzöſiſchen Hof ſollte ausgemacht werden. Wenn ſie in den Hannöveriſchen, Heßiſchen und Wolfenbütteliſchen Ländern alles entwafnet hätten, ſo würden ſie nichts anders gethan haben, als was der K. von Preuſſen in Sachſen gethan hatte; ungeachtet der Churfürſt von Sachſen demſelben den unſchädlichen Durchzug durch ſein Land, wozu er nicht einmal durch die Reichsgeſetze verbunden geweſen, zugeſtanden hatte: jene Fürſten aber hätten der Franzöſiſchen Armee den unſchädlichen Durchzug verſaget, zu welchem ſie doch durch den Reichsſchluß verpflichtet geweſen: endlich, ſo hätte der Franzöſiſche Hof, dieſe Anfoderung betreffend, die Entwafnung aufgegeben, welches man dem Oberbefehlhaber der Hannöveriſchen Armee den 2. Wintermonat gehörig bekannt gemacht hätte.

2. Was die Wegnehmung des Schlosses Scharzfeld, und übrigen Beschwerden der Hannoveraner betrift: so suchen die Franzosen erst mit Gründen zu behaupten, daß keine derselben eine Verletzung der Convention sey; gesetzt aber, sagen sie, daß alle diese Beschwerden gerecht und gegründet gewesen, so wäre es eine Sache, worüber man Erklärung hätte suchen müssen, aber keine hinlängliche Ursache, die Convention zu brechen; es wäre denn, daß nach Rechtfertigung der Klage, die gebührende Genugthuung wäre verwegert, oder ohne Ursache verzögert worden. Im Gegentheil wären diese Klagen nicht vor dem 14. Winterm. bei dem General ihrer Armee in Deutschland angebracht worden; eben so wenig wären sie vor den Grafen Lynar gelanget, welcher als Garant der Convention bereit gewesen, beiderseitige Beschwerden anzuhören, und schon längst einige sehr nöthige Erklärungen des Tractats in Vorschlag gebracht hatte: Nun aber hätte der neue General der Hannöverischen Armee schon den 28. desselben Monats bekannt gemacht, daß er die Armee wieder in Wirksamkeit setzen würde, gleichwie er auch unmittelbar darauf die Feindseligkeiten wieder angefangen.

Daß 3. der K. von Frankreich von keinem völligen Frieden hören wollen; darauf wird geantwortet, dies sey weder mit ausdrücklichen Worten bedun-

bedungen, noch die Absicht der Convention gewesen, als welche nur ein Waffenstillstand zwischen beiden Armeen wäre, welcher den Zweck hätte, zu verhüten, daß die Herzogthümer Bremen und Verden nicht länger zum Schauplatz des Krieges dienen sollten, und dem Blutvergiessen beider Armeen, welche sich um den Besitz dieser Länder schlagen wollten, vorzubeugen: der H. v. Cumberland würde einen solchen Beding nicht einmal in Vorschlag haben bringen können, weil er wußte, daß J. Allerchristl. M. sich schon vorhin gewegert hätten, über eine Neutralität von Hannover, ohne Theilnehmung ihrer Bundesgenossen, mit ihm zu handeln: wenn es gemeinschaftlich mit diesen geschähe, wären Dieselbe allezeit willig, Vorschläge zu einem endlichen Friedensschluß anzuhören: dies wäre aber den Absichten der Hannoveraner nicht gemäß, als welche eine besondere Unterhandlung anfangen wollten, um nur den Samen der Zwietracht zwischen dem Könige und seinen Bundsverwandten auszustreuen: obschon indessen derselbe, ohne Theilnehmung seiner Alliirten, sich in keine Handlung über einen endlichen Frieden einlaßen könte, achtete er sich doch befugt, ohne dieselbe über eine Erklärung und Bestättigung der Artikeln des Kloster Sevenschen Vergleichs, Unterhandlungen zu pflegen. Diesem zufolge wurden folgende Erklärungen vorgeschlagen:

1. Die

1. Die Einstellung der Feindseligkeiten sollte bis zu Ende des ganzen Krieges währen.
2. Die Hannöverischen Truppen, welche über die Elbe ins Lauenburgische gehen mußten, sollten nicht wieder herausgehen; und diejenigen, welche disseits des Flusses blieben, sollten nicht die geringste Feindseligkeit wider den König und dessen Alliirte begehen: gleichwie auch die Französischen Truppen sich aller Feindseligkeiten gegen sie enthalten sollten.
3. Keine Englische Truppen sollten in die Herzogthümer Bremen und Verden kommen.
4. Die Hannöverischen sowohl als ihre Hülfstruppen, sollten während dieses Krieges, weder gegen den König noch dessen Bundsgenossen dienen; sich auch mit den Truppen des K. von England, oder dessen Alliirten, nicht vereinigen.

Diese Erklärungen, sagen sie, hätten den Beifall des G. von Lynar gehabt, wären aber von den Hannoveranern verworfen worden, ungeachtet eine jede derselben, dem Sinn nach, in der Convention enthalten wäre. Endlich schliessen sie mit der Anmerkung: die Hannoveraner hätten die Convention nur eingegangen, um ihre Armee von dem unvermeidlichen Verderben zu retten, und zu verhüten, daß der Schatz ihres Churfürsten nicht in des Feindes Hände fallen möchte, welches nach

Erobe-

Eroberung von Stade hätte geschehen müssen: sie wären aber schon Anfangs des Vorhabens gewesen, dieselbe bei der ersten guten Gelegenheit wieder zu brechen. Diese hätte der Preußische Sieg bei Rosbach, und die Zerstreuung der Französischen Armee in den Winterquartieren, ihnen an die Hand gegeben: diese Gelegenheit hätten sie darum auch, ohne rechtmäßige Ursache, und mit Verletzung der Treue, welche bei allen Souverainen heilig seyn soll, wirklich ergriffen.

Dies ist das wesentliche der Französischen Antwort auf des Königs von Großbritanien vorläufige Anzeige. Es ist zu denken, daß eben diese Gründe schon beim ersten Anfange des Streits gebraucht worden, obwohl sie erst etliche Monate hernach im Namen des Königs öffentlich bekannt gemacht worden. Es war aber so weit davon, sie für überzeugend anzusehen, daß Prinz Ferdinand desselben Tages, wie er den vorhin mitgetheilten Brief geschrieben, nämlich den 28. Winterm. die Französische Besatzung in Haarburg aufforderte, welche, weil die Stadt nicht haltbar war, sich in das Schloß begab, in dem Vorhaben, sich bis aufs äusserste zu wehren. Der Prinz ließ derhalben ein Detaschement zur Belagerung dieses Schlosses zurück, und rückte mit dem Uebrigen seiner Armee vor, um die Franzosen aus verschiedenen Plätzen, wo sie ihre Winterquartiere genommen hatten, zu

vertreiben. Seit dem geschahen täglich Scharmützel zwischen den kleinen Parteien beider Armeen, welche durchgehens zum Vortheil der Hannoveraner ausfielen, weil ihnen der Muth gewachsen war, da sie nunmehr Gelegenheit bekommen, die Franzosen aus ihrem Vaterlande zu vertreiben; gleichwie diese den Muth verloren, wie sie sahen, daß sie ihre warme Quartiere, in welchen sie den Winter ruhig zuzubringen dachten, verlaßen mußten. Ich sage, zwischen kleinen Parteien beider Armeen: denn so bald Richelieu die Bewegung der Hannöverischen Armee in Erfahrung gebracht, begab er sich nach Zelle, wo er alle um diese Stadt liegende Truppen zusammen zog, und, weil sehr viele in der Stadt selbst einquartiret waren, gar bald eine ansehnliche Armee zusammen brachte, obwohl verschiedene Parteien auf dem Marsche dahin abgeschnitten wurden. Alle kleine Magazine, welche sie zwischen Zelle und Harburg angeleget hatten, wurden entweder von ihnen selbst verderbet, oder von den Hannoveranern weggenommen.

Selbst die Armee bei Zelle hielte sich nicht sicher: denn so bald M. Richelieu vernommen, daß der P. Ferdinand mit der Hannöverischen Armee auf ihn losgieng, verlegte er alle seine Truppen auf die rechte Seite der Aller, brach die Brücke ab, und befestigte alle Päße dieses Flusses in einer weiten Strecke, beides oberhalb und unterhalb

terhalb der Stadt. Weil er aber nicht Zeit genug hatte, die in der Vorstadt angelegte Magazine wegzubringen, ließ er sie in Brand stecken. Zum Unglück ergrif das Feuer die Häuser, wodurch ein großer Theil der Vorstadt in die Asche gelegt wurde. Die Franzosen versicherten, dies Unglück wäre ein bloßer Zufall gewesen: wenn gleich aber dem also war, so ist doch wahrscheinlich, daß sie nicht allen Fleiß, den sie schuldig waren, angewendet haben, die Ansteckung zu verhüten, oder die Feuersbrunst zu dämpfen: die Hannöverischen Generals aber machten von diesem Unglück den Gebrauch, daß sie ausprengeten, der Feind hätte vorsetzlich die Stadt angezündet, und es wären viele Menschen in den Flammen umgekommen: denn dergleichen Gerüchte erbittern allezeit beides Soldaten und das gemeine Volk, und machen jene muthiger zu fechten, diese aber williger Dienste zu nehmen. Wie P. Ferdinand sahe, daß seine Truppen dadurch hitziger geworden, zumal da sie gemeiniglich in den Scharmützeln glücklich waren, rückte er den 13. Christm. bis auf eine halbe Meile vor Zelle, in der Absicht, den Feind in der Stadt anzugreifen, worauf eine lebhafte Kanonade zwischen beiden Armeen erfolgte. Er vernahm aber bei Untersuchung der Lage der Franzosen, sowohl in als ausser der Stadt, und aus der Kundschaft, welche er von den Ausreissern einzog, daß der Feind sich allent-

halben so wohl verschanzet, und alle Pässe des Flusses so stark besetzet hatte, daß es zu gefährlich seyn würde, ihn, zumal in damaliger Jahrszeit anzugreifen. Er blieb also nur bis zum 21. in seinem Lager bei der Stadt, und zog sich, weil seine Truppen von der strengen Kälte ungemein viel gelitten hatten, nach Ulzen zurücke, ohne daß die ihm nachsetzende leichte Truppen ihm sonderlichen Schaden zufügten. Theils hier, theils in und um Lüneburg verlegte er seine Truppen in die Winterquartiere. Gleichwie mitlerweile die Belagerung des Schlosses von Harburg eifrig war fortgesetzet worden, sahe die Besatzung sich genöthiget, sich den 29. Christm. zu ergeben, auf die Bedinge, daß sie zwar mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ausziehen, sich aber verbinden sollte, während dieses Krieges, nicht gegen S. Großbrit. M. zu dienen. Obwohl man indessen beiderseits sich in die Winterquartiere begeben hatte, wurden doch die Feindseligkeiten, durch Ueberfälle und Scharmützel, den ganzen Winter durch fortgesetzet, wovon in der Geschichte des folgenden Jahres nähere Nachricht wird gegeben werden.

IX.

Ausführlicher Auszug aus Hrn. Murphy neuen Trauerspiele Zenobia.

Lond. Mag. 1768. March. p. 140.

Der Schauplatz ist Pharasmanes Lager, am Ufer des Araxes.

Personen.

Pharasmanes.	Tigranes.
Teribazus.	Zopiron.
Rhadamistus.	Zenobia.
Megistus.	Zelmira.

Nachdem Pharasmanes seinen Bruder ermordet, und die Krone von Iberien sich aufgesetzet, bekriegte er den Mithridates, König von Armenien; ungeachtet sein Sohn Rhadamistus mit dessen einzigen Tochter Zenobia vermählet und zum Thronfolger erkläret worden.

Der siegreiche Pharasmanes überschwemmete mit seinem Heere in kurzer Zeit ganz Armenien, und tödtete den Wohlthäter seines Sohns. Nachdem er die letzte Macht von Armenien in einer Schlacht aufgerieben, wollte Rhadamistus, um nicht in seines Vaters Hände zu fallen, sich erstechen: wie aber Zenobia ihn inständig bat, daß sie mit ihm sterben möchte, umarmete er sie und stürzte sich mit ihr in den Araxes. Indessen kam keiner von beiden um. Zenobien erhielte Megistus das Leben, welcher Mittel fand, sie an einen sichern Ort im Gebirge zu führen, wo sie mit einem Sohn niederkam, und sieben Jahre unter dem Namen Ariana und einer Tochter des Megistus lebte. Mittlerweile hatte Rhadamistus, welchen ein Trupp Römer ebenfals aus dem Flusse gezogen und wieder zu sich selbst gebracht, mit Verhelung seines Standes sich nach Rom begeben, wo er dem Rath sich entdeckte, das ihm zugefügte Unrecht erzählte, und bat, ihm wieder zu seinem Königreiche zu verhelfen. Ueberzeugt von der Gerechtigkeit seiner Sache, nahmen die Römer sich seiner an, und schickten eine starke Armee nach Armenien, um ihn wieder einzusetzen. Indem dieses neue Unruhen im Lande verursachte, führte der Zufall eine Partei von Pharasmanes Truppen zum Orte des Aufenthalts der Zenobia, welche sie ins Lager brach-

brachten, wo ihre Reizungen beides den König und seinen Sohn Teribazus fesselten.

Hier eröfnet sich das Schauspiel. Nachdem die Römer in Armenien eingedrungen, zieht der König seine Kriegsmacht zusammen, marschirt dem Feinde entgegen, und alle Augenblicke erwartet man eine Schlacht. Tigranes, ein Feldherr, tritt auf, mit etlichen Gefangenen, welche, weil sie über dem Ausreissen betreten worden, der König zu spiessen befohlen hatte. Unter diesen entdeckt Zenobia den Megistus, welcher sie hinwiederum erkennet. Indem Teribazus darüber zukommt, bittet Zenobia ihn um das Leben des Megistus, welcher auf jenes Befehl in Freiheit gesetzet wird. Bei dieser Gelegenheit erkläret er der Zenobia seine Liebe, und flehet um ihre Gunst. Diese bekennet, daß sie Hochachtung für ihn habe, verwirft aber seinen Antrag, und sagt: das Schicksal hätte eine unüberwindliche Hinderniß in den Weg gelegt. Nachdem die Römer einen Vergleich vorgeschlagen, ist der König dazu willig, und macht Anstalt den Römischen Abgeordneten zu empfangen. Tigranes meldet dem König, daß die Gefangenen auf des Prinzen Befehl nicht getödtet worden, worüber Pharasmanes seinem Sohn Verweise giebt, doch auf der Zenobia Fürbitte ihre Begnadigung bestättigt. Flaminius, der Gesandte aus dem Römischen Lager kommt, und wird vom Zopiron,

einem Armenischen Feldherrn empfangen, welchem, als einem starken Freunde des Rhadamistus und der Zenobia, er sich zu erkennen giebt. Dieser bezeuget sowohl einen herzfressenden Kummer, daß er Ursache an seiner Gemalin Tode gewesen, als auch seine äusserste Verlegenheit, daß er gegen seinen Vater und einen Bruder, den er nie gesehen, die Waffen führen muß.

Pharasmanes empfängt den angeblichen Römer prächtig, und Rhadamistus bedienet sich seines Charakters, seines Vaters Herz durch Vorstellung seiner grausamen Handlungen zu erweichen. Dieser bricht im Zorn die Unterredung ab, und befiehlt dem Gesandten, sein Lager unverzüglich zu verlaßen. Nachdem aber Rhadamistus um noch eine Audienz anhalten laßen, verwilliget er ihm dieselbe, versichert aber in derselben: er wüßte, daß Rhadamistus im Römischen Lager wäre, und wenn die Römer mit ihm einen Tractat schliessen wollten, so müßte der dazu bestimmte Gesandte ihm seines Sohns Kopf bringen.

Zenobia erkundiget sich bei dem Megistus in einer besondern Unterredung, mit zärtlicher Angst, nach ihrem Kinde. Er berichtet, daß es in guter Sicherheit wäre. Wie darauf Zenobia ihr Verlangen zu erkennen giebt, dem Tyrannen zu entwischen und ihren Sohn zu besuchen, schlägt Megistus vor, unter dem Gefolge der Römischen Gesandschaft

sandschaft zu entweichen. Teribazus, beunruhiget durch die Leidenschaft seines Vaters gegen seine Geliebte, bittet den Rhadamistus, sie bei seinem Abzug mit nach dem Römischen Lager zu nehmen. Der vermeinte Flaminius verspricht es ihm. Teribazus geht ab, und Zenobia trit mit Megistus herein. Dieser Auftrit ist überaus rührend. Da einer den andern für todt gehalten, setzt diese so unerwartete Begegnung sie ausser sich selbst; und wenn Rhadamistus in Entzückung ausbricht: Ich habe dich also nicht getödtet! so muß ein fühlendes Herz an seiner Freude Theil nehmen.

Teribazus warnet seinen Freund, sich für die Reizungen der Schönen, welche er seinem Schutze anvertrauet, in Acht zu nehmen; und indem Rhadamistus seine Verwirrung nicht verhelen kan, beschwöret er ihn, die Sache nicht auf sich zu nehmen, wenn er seiner Standhaftigkeit nicht trauen dürfte. Rhadamistus, der nicht gern zu einer Erklärung mit seinem Bruder kommen will, stellet sich unwillig über diesen Argwohn. Teribazus entschuldiget darum sein Mistrauen, und entschließt sich, sie ihm anzuvertrauen. Wie übrigens Zenobia des Tyrannen Hand, welche er ihr durch den Tigranes anbieten laßen, verschmähet; wendet Pharasmanes sich zum Megistus, ihren vermeinten Vater, in den Gedanken, derselbe würde sich durch die seiner Tochter angetragene königliche Ho-

heit blenden laßen. Allein Megistus giebt zu erkennen, daß dieser Glanz ihn nicht rühre, und sagt offenherzig heraus; Ariana sey schon an einen andern vermählet, und ihr Kummer habe nichts anders, als ihre Entfernung von demselben zum Grunde. Pharasmanes verläßt ihn darauf in Wut, und mit Drohung, sich an beiden zu rächen, wo die Tochter in ihrem Eigensinn verharren würde.

Teribazus hält mit seinem Antrag bei Zenobia an, diese aber bleibt bei ihrer Verwegerung; und wie jener nicht ablaßen will, erkläret sie sich endlich für des Flaminius Gemalin. Teribazus, erstaunt und ergrimmt, bricht in die bitterste Schmähungen gegen seinen Nebenbuhler aus, welcher darüber zukommt, und ihn, obwohl umsonst zu besänftigen sucht. Er geht unter Bedrohung, sich am Flaminius zu rächen, weg, Megistus kommt zum Flaminius und der Zenobia, und sie entschliessen sich, augenblicklich nach dem Römischen Lager zu gehen. Pharasmanes, welcher glaubte, die Abneigung der Zenobia rühre daher, daß sie schon vom Teribazus eingenommen wäre, läßt diesen zu sich kommen, und da er anfängt, ihm seine Frechheit, womit er sich unterstünde, seines Vaters Nebenbuhler zu werden, zu verweisen, versichert der Prinz, daß seine Liebe erloschen, und in desselben Platz die Ehrbegierde getreten wäre, wovon er seinem Vater

ter in der stündlich zu erwartenden Schlacht überzeugende Proben geben würde. Hier kommt ein Bote mit der Nachricht, daß Flaminius sich auf den Weg zum Römischen Lager begeben, und den Megistus nebst Ariana mit sich genommen hätte. Alsobald bittet Teribazus seinen Vater, daß er ihn verfolgen möchte; und geht, nach erhaltener Erlaubniß, mit Drohung, sich am Flaminius zu rächen, weg.

Die Flüchtlinge werden, ungeachtet des Vorsprungs den sie haben, vom Teribazus gar bald eingeholet, welcher dem Rhadamistus seine inständige Bitte, um ein Wort mit ihm allein zu reden, abschlägt, und alle miteinander in Ketten zu seinem Vater führet. Wie Pharasmanes die vermeinte Ariana mit Vorwürfen überhäuft, bekennet sie, daß Flaminius ihr Gemal sey; und dieser sucht sich mit seinem Charakter zu schützen, und versichert, die Römer würden sich aufs strengste zu rächen wissen, wo er nicht augenblicklich ihren Gesandten in Freiheit setzte. Der König kehret sich nicht daran, sondern befiehlt, ihn zum grausamsten Tode wegzuführen. Die Wache reißt ihn aus der Zenobia Armen, und führet ihn ab. Nachdem der König sich entfernet hat, will die allein zurückgelaßene Zenobia unter den marternden Vorstellungen des Schicksals ihres Gemals versinken. Teribazus kommt und will sie aufrichten: Zenobia

aber

aber klagt ihn als den einzigen Urheber ihres gegenwärtigen Unglücks an, und setzt ihn in Entsetzen und Angst, da sie sich ihm zu erkennen, mithin zu verstehen giebt, daß er seinen eignen Bruder ins Verderben gestürzet hätte. Nachdem dieser hinweggeeilet, giebt sie zu erkennen, daß ihr von den Göttern ein Mittel eingegeben sey, ihren Gemal vom Tode zu retten, und ihrem Kinde seinen Vater zu erhalten. In dem Eifer, seinen Bruder zu retten, reißt Teribazus ihn aus den Händen derer, welchen dessen Ermordung aufgetragen war, und versichert, daß er, ehe er solches zugeben würde, lieber mit eigner Hand seinem Vater den Dolch in die Brust stoßen, und damit beides seinem Leben und seiner Tyrannei ein Ende machen wollte. Hierauf erhält Tigranes im Namen des Königs und der Königin, Befehl, mit der Hinrichtung einzuhalten, und Zopiron berichtet, Ariana hätte zur Erhaltung des Lebens ihres bisherigen Gemals sich bequemet, dem Könige die Hand zu geben, wie dann auch die Vermählungsfeierlichkeiten schon wirklich vollbracht wären. Der aufgezogene Vorhang zeigt Pharasmanes mit Zenobia vor dem Altar, auf welchem der Becher steht, aus welchem sie, nach Gebrauch des Landes, einander zugetrunken hatten. Zenobia bittet den König, den Römer in Freiheit zu setzen, und ihr vor seinem Abzug eine Unterredung mit demselben zu erlauben.

Pharas-

Pharasmanes, welcher dieses sehr ungnädig aufnimt, schlägt ihr die Bitte ab; und saat, wie sie immer anhält: Der Mann, der Besitzer ihres Herzens wäre, müsse sterben, und er wollte ihn unverzüglich hinrichten laßen. Indem er in der Absicht weggehen will, fühlet er plötzlich so grausame Schmerzen, daß er nicht mehr stehen kan: worauf Zenobia ihm anzeigt, daß sie den Trank vergiftet hätte, sich selbst zu erkennen giebt, und sagt, der vermeinte Flaminius sey sein so hochbeleidigter Sohn Rhadamistus, welchen sie so gleich durch die aufwartende Kriegsbediente zum König ausrufen läßt. Der Tyrann giebt unter Pein und Marter seinen Geist auf, und Zenobia freuet sich, daß sie so glücklich gewesen, ihres Vaters Tod zu rächen. Teribazus und Rhadamantus kommen und bezeugen ihre Freude, die Zenobia wohl zu sehen. Sie danket für den Glückwunsch, zeigt ihnen aber den Körper ihres Vaters, und frägt ihren Gemal, ob er ihr die Ertödtung seines Vaters verzeihen könnte. Beide Prinzen geben ein anständiges Gefühl des Todes ihres Vaters zu erkennen; Rhadamistus aber bezeugt, daß er, in Betracht alles dessen, was sie seinetwegen ausgestanden, ihr keine Vorwürfe machen könte. Zenobia ist voller Vergnügen wegen ihrer Verzeihung; weil sie aber nunmehr das Gift, welches sie nothwendig hatte mit trinken müssen, am Herzen fühlet, verschwin-

det

det alle Freude. Eine quälende Angst nimt derselben Platz ein. Zenobia stirbt mit Bezeugung ihrer vollkommensten Liebe zu Rhadamistus, und befiehlet ihr Kind mit den zärtlichsten Rührungen einer Mutter, seiner Vorsorge. Rhadamistus sinkt, von Kummer niedergeschlagen, zu ihren Füssen, und das Trauerspiel schließt sich mit Bemerkung der Uebel, die aus einer unbändigen Ehrsucht entspringen.

Teribazus.

From thee, Ambition, what misfortunes flow!
To thee what varied ills weak mortals owe!
'T was this, for years, lárd desolate the land,
And arm'd against a son the fathers hand;
To blak despair poor lost Zonobia drove,
The hopless victim of disastrous love!

X.

Urtheil

welches S. M. Aerzte und Wundärzte
den 23. Jänner 1768.
über die Methode der H. H. Suttons
bei der

Blatterbelze

gegeben:

Bei Veranlaßung eines Schreibens
des Ritters John Pringle
vom 6. May 1767.
an Hrn. Brady in Brüssel;
und eines Schreibens
des Grafen Kaunitz,
Wien, den 17. Christm. 1767.
an Graf Seilern
Botschaftern der Kayſ. Kön. am Großbritanischen Hofe. *)

Lond. Mag. 1768. Febr. p. 94.

Die Aerzte und Wundärzte des Königs haben, zufolge des ihnen von S. M. durch den Grafen von Hertford eröfneten Befehls, zween Briefe, einen von dem Grafen Kaunitz Ritberg, Wien 17. Christm. 1767. an Graf Seilern

*) S. M. Br. Mag. B. 1. S. 681.

lern, und einen andern vom R. John Pringle, an Hrn. Brady, London, 6. Mai 1767. die Einimpfung der Blattern betreffend, durchgelesen und wohl erwogen. Sie erbitten sich unterthänigst die Erlaubniß, zu bemerken, daß keins der Gerüchte von dem glücklichen Erfolge der Einpfropfung hier zu Lande überhaupt könne sonderlich übertrieben seyn; angesehen seit vielen Jahren kaum einer von Tausend dabei verunglücket ist, auch ehe die Herren Suttons bekannt geworden sind; wenn anders die Patienten gehörig vorbereitet, und während des Ausbruchs, in Absicht auf die äusserliche Wärme, Diät, kühlende und eröfnende Mittel gebührend behandelt worden:

Daß die Herren Suttons und andere, durch eine stetige Beobachtung dieser Regel, und einen stärkern Gebrauch der ofnen, ja kalten Luft als hier vordem gewöhnlich war, die Blattern mit sehr großem Glück eingepfropfet, und damit der Sache, besonders in Absicht auf die Aussetzung der Patienten an die ofne Luft, ein etwas helleres Licht gegeben haben; wie dann auch die mehresten Einpfropfer in England diese Methode angenommen, und die Vortheile davon täglich erfahren:

Daß sie der Meinung sind, der glückliche Erfolg der Suttonischen Methode sey den Vortheilen, die aus dem Genuß einer kältern Luft, aus einer vorsichtigen Behandlung und Beobachtung einiger

andern

andern Regeln, deren man sich schon vorhin hier zu Lande durchgehens bedienet hat, entspringen; aber keinem Nostrum oder specifischem Mittel zuzuschreiben:

Daß sie nicht zweifeln, die in England mit einem so allgemeinen glücklichen Erfolge gebrauchte Methode der Einimpfung werde in Wien eben so glücklich ausfallen, wenn man sie nur mit derselben Geschicklichkeit und Klugheit anwenden wird, und die Patienten sich eben so willig den vorgeschriebenen Regeln unterwerfen wollen. Zur Beantwortung des Auszugs aus des R. Pringle Briefe, bitten sie um Erlaubniß, folgendes zu erinnern: Es heißt, die Anzahl der Blattern auf dem ganzen Leibe der von Sutton eingepfropften Patienten, sey höchstens nicht über hundert oder zweihundert, und gemeiniglich nicht über ein Dutzend. Ist die Meinung, die Anzahl der Blattern so fest zu bestimmen, daß sie niemals 200 übersteige, so müssen sie sagen, daß man darin zu weit gehe. Denn obschon sehr oft nicht mehr als ein Dutzend zum Vorschein kommen, so sind derselben doch zuweilen, obwohl sehr selten, weit mehr als 200. Es heißt, Sutton verlange von seinen Patienten nicht, daß sie im Hause bleiben. Dies scheint voraus zu stellen, daß dem Patienten frei

gestellet werde, ob er hinaus gehen wolle oder nicht: allein er verlangt im Gegentheil schlechterdings, daß sie ausser Hauses in freier Luft gehen. Es heißt, Sutton habe 40,000 Patienten eingepfropfet, ohne einen einzigen zu verlieren. Wir sind zwar nicht im Stande, die Anzahl derer, die unter seinen Händen gewesen sind, gewiß zu bestimmen; indessen glauben wir, es sey ihm so selten mislungen, daß daraus kein Einwurf gegen seine Methode dürfe gemacht werden.

Der Ritter John Pringle meldet ferner, wenn Sutton zu solchen mit den natürlichen Blattern behafteten Personen, welche sich in Gefahr und der Krisis der Krankheit befinden, gerufen werde, so sey seine erste Verordnung, sie in die freie Luft, auch selbst im Winter, zu bringen; oder, wenn sie dazu nicht im Stande sind, alle Fenster und Vorhänge aufzuziehen: wir vermuthen aber, daß dieses ohne Nutzen befunden worden.

Die Suttons haben ohne Zweifel in gewissen Absichten, die Kunst der Einimpfung verbessert, aber auch oft Schaden veranlaßet, wenn ihre Regeln ohne Unterschied und ohne die Verschiedenheit der Constitutionen in Betrachtung zu ziehen, angewendet worden. Alle ihre Verbesserungen sind

von

von andern Einpfropfern angenommen worden, und es scheint, daß in derselben Händen diese Kunst zu einer großen Vollkommenheit gestiegen sey.

Unterzeichnet:

William Duncan.
Cl. Wintringham. } Leibärzte des Königs.
R. Warren.

J. Ramby.
C. Hawkins. } Wundärzte des Königs.
D. Middleton.

XI.

Vermischte Nachrichten

Ein Mittel wider den Erdfloh.

Menge täglich eine Unze Schwefelblumen unter 3 Pfund Rübesamen, drei Tage hinter einander, in einem glasurten Topfe: bedecke ihn genau, und rühre den Samen, jedesmal wenn neuer Schwefel hinzugethan wird, damit er von diesem wohl imprägniret werde. Hierauf säe ihn wie gewöhnlich. Das Wetter mag

feucht oder trocken seyn, so werden die Erdflöhe zurück bleiben, bis das dritte oder vierte Blatt erwachsen. Da diese etwas bitter sind, so werden sie von dem kleinen schwarzen Insecte nicht sonderlich angegriffen werden.

Lond. Mag. 1766. Iuly p. 367.

Ein künstlicher Wein.

Ein sehr curiöser Arzt in Maryland, hat mir folgendes Recept, einen starken angenehmen Wein zu machen, geschicket. Nim neuen Apfelmost aus der Presse; mische so viel Honig darunter, daß ein Ei darauf treibet; laß ihn eine Viertelstunde, doch in keinem eisernen Topfe, sanft kochen; nim den Schaum, so bald er sich zeiget, ab; laß ihn kalt werden; giesse ihn in ein Faß, welches aber nicht ganz voll werden muß, und setze ihn im folgenden März in Flaschen. Nach einem Monate oder 6 Wochen, ist er zeitig. Man bekommt einen geistigen und lieblichen Wein, der so stark als Madera ist. Honig ist ein schönes Mittel, neuen herben und sauren Apfelmost zu verbessern, und ihm einen guten Geschmack zu geben.

Gentl. Mag. 1767. March. p. 210.

Den Durst zu stillen, wenn man nicht trinken kan, oder nichts zu trinken hat.

Gieß etwas Weineßig auf die flache Hand, und schnupfe es in die Nase, und wasche auch den Mund damit. Man sollte kaum glauben, wie sehr dieses den Durst dämpfet. Ein Theelöffel voll auf diese Art gebraucht, ist vortreflich des Nachts, den Mund feucht und rein zu machen.

Vniuerſ. Mag. 1767. p. 312.

Zur Dämpfung des Feuers.

Man hat erfahren, daß Perlasche mit dem Wasser in den Feuerspritzen gemischet, das Feuer mehr als gewöhnlich dämpfe.

Gentl. Mag. 1767. p. 426.

Etwas curiöses in Absicht auf unser Gesicht.

Mein Herr!

Ich würde mich sehr verbunden achten, wenn einer von Ihren Correspondenten mir den Grund anzeigen könte, warum gemeiniglich unser linkes Auge die Gegenstände größer sieht als das rechte. Zweifelsohne wird mancher, wenn er von dieser

seltsamen Naturerscheinung zu erst höret, darüber lachen: ich kan ihm aber versichern, daß sie nach denen Beobachtungen, welche in dem Journal der Gelehrten in Rom 1669. im Jänner, bekannt gemacht worden, etwas würkliches ist, und, nachdem sie entdecket worden, von einem jeden durch eigne Erfahrung kan bestättiget werden. Man schliesse das linke Auge zu, und betrachte einen Gegenstand aufmerksam mit dem rechten; man schliesse darauf das rechte, und betrachte denselben mit dem linken, so wird ein jeder, der nicht von Vorurtheilen eingenommen ist, gestehen müssen, daß der Gegenstand dem linken Auge größer vorkomme. Ich halte meine Gedanken von den Ursachen davon zurück, bis ich die Meinung von andern vernommen habe. Ich bin --

Leigh. den 7. Herbstm. 1767. J. Look.

Gentl. Mag. 1767. p. 443.

Ob der Mond einige Wärme gebe.

Um zu erfahren, ob mit den Sonnenstralen, die den Mond erleuchten, auch einige Wärme von diesem zu uns herabkommen, stellete Hr. de la Hire, der jüngere, folgenden Versuch an. Wie der volle Mond im Weinmonate im Mittagskreise stand, und die Luft ganz heiter war, stellete er ihm den im Observatorio befindlichen Brennspiegel

gel von 35 Zoll im Durchmesser, entgegen, und setzte in den Focus die Kugel des Thermometers des Hrn. Amanton, welches das empfindlichste von allen ist die wir haben: dergestalt, daß die Kugel, welche zween Zoll im Durchmesser hat, alle im Focus versamlete Stralen auf ihrer ganzen Oberfläche ganz genau empfieng. Nachdem er das Thermometer einige Zeit darin stehen laßen, und die Höhe des Queckſilbers in der Röhre genau betrachtet, fand er dieselbe nicht das geringste verändert, obschon die Stralen in einen 306 mal kleinern Raum, als derjenige ist, worin sie natürlicher Weise sind, zusammengedrungen waren; folglich die merkbare Wärme des Monden 306 mal hätten vermehren müssen.

Memoires de l'Academie Royale des Sciences à Paris.

Der Mahogony-Baum.

von Mark Calesby, d. K. G. M.

Dieses beliebte Holz, welches zu feinem Tischlerwerk so geschickt ist, und an Schönheit das rothe Cederholz, dessen unangenehmen Geruch es auch nicht hat, übertrift, ist ein Gewächs von Amerika, vornämlich von den Bahamischen Inseln. Der Baum wächst auf Felsen zu einer grossen Höhe, und hat gemeiniglich 4 Fuß im Durchmesser. Das Samengefäß ist von curiöser Gestalt,

und besteht aus einem langen Kegel, welcher sich in 5 Stücke spaltet, und die geflügelte Samenkörner zeigt, die wie der Same des Apocynum regelmäßig bei einander sitzen. In den Ländern, welche das eigentliche Vaterland dieses Holzes sind, wird es zum Schifsbau eben so vortheilhaft gebraucht, als das beste Eichen- oder irgend ein anderes Holz, weil es dauerhaft ist, einen Kanonenschuß aushält, wenigstens eine Kugel ohne Splittern zu machen, darin stecken bleibt. Da der Same mit Flügeln versehen ist, zerstreuet er sich weit und breit, und schiesset, wenn er in die Ritze des Felses gefallen, seine Wurzeln. Diese breiten sich auf der Oberfläche weiter aus, und suchen mehr Ritzen, in welche sie einschleichen, und so dick und stark werden, daß sie den Fels spalten, und nöthigen, sie tiefer eindringen zu laßen. So mäßige Nahrung sie hier auch finden, wächst doch der Baum in wenig Jahren zu einer erstaunlichen Größe.

Wider den tollen Hundsbiß.

Hr. Figg in London, hat ein untrügliches Mittel wider den tollen Hundsbiß erfunden, und durch die Englischen Zeitungen bekannt machen laßen.

Löset ein Pfund gemein Salz in einem Maaß Regenwasser auf. Waschet, badet und reibet den verletzten oder gebissenen Ort mit diesem Wasser, ohne daß der Kranke nöthig hat, einige Tropfen davon einzunehmen. Hernach leget ein Bäuschen mit einer kleinen Handvoll trocknen Salzes auf die Wunde, und laßt es 12 Stunden lang darauf liegen. Ermeldeter Hr. Figg ist von der Untrüglichkeit dieses Mittels dergestalt überzeugt, daß er, um seine Landsleute zu vermögen es zu gebrauchen, sich mit Vorsatz gegen sechsmal von einem tollen Hunde beissen laßen; und das Mittel hat jedesmal vollkommen geheilet. *)

Eine neue Dreschmaschine.

Neulich hat die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste in London dem Hrn. Evers, von Swillington, eine Belohnung von 50 Guineen reichen laßen, für seine Erfindung einer Maschine, womit das Korn entweder zu gleicher Zeit kan gedroschen und gemahlen, oder jedes besonders verrichtet werden.

Gentl. Mag. 1768. March. p. 141.

*) Man hat zuverläßige Nachrichten aus Amerika, daß das bloße Salz gegen den so giftigen Biß der Klapperschlange bewährt erfunden worden. d. Ueb.

Denen die nicht glauben wollen, daß die Kröten unsers Klimats ein tödtendes Gift haben, wird folgender Vorfall erzählet.

Ein herumziehender Kesselflicker wurde i. J. 1768. den 4. Mai, nebst einem Knaben von etwa sechs, und einem Mädchen von sieben Jahren, zu Hough, bei Rotherham in Yorkshire, tödlich vergiftet; nachdem sie von ihrer, in einer Pfanne zubereiteten Brodsuppe gegessen, in welche eine ins Feuer geworfene Kröte ihre Feuchtigkeit gesprützet hatte. Die Kinder starben desselben Abends um sechs Uhr, und der Kesselflicker gegen neun Uhr.

Gentl. Mag. 1768. May p. 241.

Eine Anekdote.

In den Archiven eines kleinen Ortes, S. Claude genannt, welcher in einem entfernten Winkel des bergichtesten Theils der Grafschaft Burgund liegt, befinden sich die Acten des Processes eines armen Edelmanns, der 1629. den 28. Heum. enthauptet worden. Sein Verbrechen war, daß er in der äussersten Armuth, aus unleidlichen Hunger, an einem Fasttage, ein Stück Fleisch von einem auf dem Felde getödteten Pferde gegessen. Hier ist das Urtheil: „Nachdem wir alle

Acten

„Acten des Processes durchgesehen, und die Mei-
„nungen der gelehrten Doctoren der Rechte zu
„Rathe gezogen, erkennen wir, daß besagter Clau-
„de Guillon mit Wahrheit angeklaget und überfüh-
„ret worden, daß er ein Stück Fleisch, eines auf
„der Stadtwiese getödteten Pferdes weggenommen,
„sich zugerichtet, und am Sonnabend, den 31.
„März gegessen habe; weswegen ꝛc. -- „

Lond. Mag. 1767. Iune, p. 290.

Zahl der Einwohner des Königreichs Neapolis.

Wir glauben, durch Mittheilung folgender Nachricht, dem Leser keinen Undienst zu thun, da dieselbe sowohl etwas seltenes als auch geschickt ist, einen Begriff von dem Zustande und der Stärke des Königreichs zu geben.

Man siehet hier in Neapolis ein merkwürdiges Verzeichniß. Es enthält dasselbe nicht allein, wie viele Menschen im Jahre 1768. in diesem Königreiche (Sicilien nicht mit einbegriffen) geboren und gestorben sind, sondern auch die Zahl aller Einwohner.

Im Anfange des gedachten Jahres lebten in diesem Königreiche (die Soldaten zu Lande und Wasser nicht mit gerechnet) vom Laienstande:

An Männern und Jünglingen =	1,850,342
Weiber und Mädchen = =	1,916,277
Vom Geistl. und Klosterstande.	
Priester = =	53,626
Mönche = =	30,484
Nonnen = =	23,246
In allen = =	3,873,975
Geborne Knaben = =	73,652
-- Mädchen = =	70,067
In allen = =	143,719
Gestorbene = =	125,084
Mithin mehr geboren als gestorben =	18,635

In dem vorhergehenden Jahre

Männer und Jünglinge =	1,819,267
Weiber und Mädchen = =	1,886,875
Priester = =	55,431
Mönche = =	30,524
Nonnen = =	21,657
In allen = =	3,813,754
Geborne, Knaben =	81,898
-- Mädchen = =	76,770
In allen = =	158,668
Gestorbene = =	123,041
Mithin mehr geboren als gestorben =	35,627

Es erhellet aus diesem Verzeichnisse, daß es ungefähr 38 Weltliche gegen einen Geistlichen, und 2 Priester gegen eine Ordensperson gebe.

Der große Proceß zwischen Hamilton und Douglas.

Da dessen Historie im II. B. des N. Br. Mag. S. 353. bis zum Urtheil der Schottischen Lords, welche den Douglas für ein untergeschobenes Kind erkläret haben, fortgeführet worden; so wird es dem Leser nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, daß in diesem Jahre das Oberhaus von Großbritannien hergegen den Hamilton condemniret habe. Die Güter, so der bisher verlaßene Douglas hiedurch gewinnet, sind fürstlich, und die Kosten, welche Hamilton zu bezahlen hat, ausnehmend groß. Das Volk in Edenburg muß geglaubet haben, daß vorhin Gewalt und List über die Unschuld gesieget habe, weil es, so bald des Oberhauses Urtheil bekannt geworden, gegen einige von der Hamiltonischen Partei so gewütet, daß es durch eine gewafnete Mannschaft hat müssen zerstreuet werden.

* * *

XII.

Auszug
aus den
philosophischen Transactionen
Band LVII. Th. I. 1767.

Gentlem. Mag. 1768. Novembr. p. 526.

I.

Nachricht von einer Misgeburt. Von Nicolas le Cat, aus dem Französischen.

Diese Misgeburt kam als ein Zwilling, mit einem wohlgestalteten Mädchen zur Welt, welches letztere bei der Geburt, bloß von den Hindernissen, welche jene verursachte, starb. Die unterste Hälfte vermeldete auch das weibliche Geschlecht, und war bis auf einen Fingerbreit über dem Nabel durchgehens regelmäßig gebildet; nur daß der linke Fuß nicht mehr als 4 Zähen hatte, welche durch eine Haut, wie die Zähen eines Entenfusses, verbunden waren. Alles andere über dem Nabel war ein unförmlicher Klumpe, ohne Kopf, Herz, Lunge, Magen, Milz, Pancreas, Leber und Nieren.

Nieren. Das Herz der Mutter vertrat das Herz in der Misgeburt, und der Blutkreislauf in diesem, war eine Fortsetzung des in der Mutter. Nachdem man das Geschöpf zerleget, erwies dessen Einrichtung, wie in einem Kupfer abgebildet wird, was einige neuere zu läugnen angefangen, daß nämlich der Kreislauf des Blutes von der Mutter zu der Frucht, und von dieser wieder zur Mutter geht. Diese war in ihrer diesmaligen Schwangerschaft mit einer Wassersucht des Uterus behaftet gewesen, und Hr. le Cat muthmaßet, daß die Misgestalt von einem so genannten Wasserkopf der Frucht, wovon das Wasser schon eine geraume Zeit vor der Geburt abgeflossen, herrühre.

II. Beschreibung dreier Seltenheiten aus dem Pflanzenreiche, deren die Arabische Aerzte zu erwähnen pflegen; in einer aus Aleppo geschickten, und von Hrn. J. Channing, Apothek. aus dem Arabischen übersetzten Schrift.

Diese drei Stücke, wovon Hr. Channing sich Proben hat kommen laßen, heißen: Tabashir, Mamithsa und Mamiraan. Sie werden von den Arabern gebraucht, und kommen besonders bei dem Rhazes mehrmalen vor. Tabashir findet sich im Inwendigen derjenigen Art Rohr, wovon man die Lanzen macht, welche durch an einander

Reiben

Reiben in Brand gesetzet werden. Man sagt, daß sie, wo sie dicht bei einander stehen, zuweilen durch eine starke Bewegung des Windes entzündet werden. Mamithsa oder Mamitha ist eine dem Papauer maritimum oder corniculatum ähnliche Pflanze. Unten hat sie eine Feuchtigkeit, welche an die Hand klebet. Die Blume, welche der Mahnblume gleichet, ist gelb; der Same aber komt an Farbe und Größe dem Sesamum bei. Die Pflanze ist sehr saftig, und hat einen starken widrigen Geruch. Mamiraan ist eine im Wasser wachsende Pflanze. Das Blat gleicht dem Convoluulus. Der Geschmack ist heiß und bitter, und der Same wie des Sesamum.

III. Allgemeine Untersuchung der Natur derjenigen krummen Linie, welche gebildet wird durch den Schatten einer etwas platt gedrückten Kugel, (prolate Spheroid) auf einem Plane, welches in rechten Winkeln mit der Achse des Schatten steht. Von Georg Witchel, d. K. G. M.

Man hat schon längst gewußt, daß der Planet Jupiter nicht vollkommen kuglicht, sondern eine etwas plattgedruckte Kugel ist, und zwar stärker als irgend ein anderer Planet: daß aber diese Unregelmäßigkeit seiner Kugel, auch auf die Dauer der Verfinsterung seiner Trabanten einigen Einfluß haben

haben sollte, hat man sich nicht vorgestellet, bevor Dr. Bevis solches 1761. sich in die Gedanken kommen ließ. Hr. Witchell setzte auf Dr. B. Verlangen eine Auflösung des Problems auf, und bestimmete die Verschiedenheit der Dauer der Eklipsen aus der Unregelmäßigkeit der Figur des Jupiters. Diese Auflösung kam 1763. Hrn. de la Lande, einem berühmten Französischen Sternseher, welcher sich damals in London aufhielte, zu Gesichte, und dieser bezeugte die Wahrheit der Sache in einem Artikel, welchen er der Connoisf. des mouv. celest. 1765. S. 177. einrückte. Wie nun Hr. Baily ganz neulich seine trefliche Abhandlung von Jupiters Trabanten heraus gab, gefiel es ihm, die Ehre dieser Entdeckung dem Hrn. de la Lande zu geben, ohne des Hrn. Bevis mit einem Worte zu gedenken. Hr. Witchell achtete sich darum verpflichtet, dem Hrn. B. Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen, und diesen Aufsatz der K. Gesellschaft zu übergeben.

IV. Versuch zur Erklärung der allgemeinen Sündfluth. Von Edward King, Esq.

Hr. K. nimt an, daß beides vor und nach der Sündfluth dasselbe Maaß Wassers und Landes auf der Erdkugel gewesen, und die ganze Oberfläche der letzten, sowohl das Bette des Meeres, als das Land, mit Feuer unterminiret gewesen. Er

bemerket dabei, daß fast in allen Bergen und Thälern unsrer Erde, eine sehr große Menge gegrabener Muschelschalen und anderer Meerkörper angetroffen wird. Daraus macht er nun den Schluß, daß etliche Jahrhunderte nach der Schöpfung, wie das Meerbette schon mit Schalen und Schalenfischen bedeckt gewesen, das unterirrdische Feuer ausgebrochen sey, und nachdem dadurch das Bette des Meeres zu einer größern Höhe getrieben worden, als vorhin das trockne Land gewesen, Wasser und Erde ihre Plätze verwechselt haben, so, daß das ehemalige Bette des Meeres trocknes Land, und das trockne Land das Bette des Meeres geworden.

Es scheint aber dem Hrn. K. dasselbe begegnet zu seyn, was den meisten, die vor ihm alte Hypotheses durch ihre neu erfundene umstoßen wollen, wiederfahren ist. Er zeigt die Schwierigkeiten und das Unwahrscheinliche der andern Theorien genau genug an; läßt sich aber durch die Liebe zu der seinigen so sehr verblenden, daß er ihre weit größern Schwierigkeiten nicht einsiehet; besonders wenn man sie mit der Mosaischen Erzählung, zu deren Bestärkung sie doch dienen sollte, vergleicht.

V. Ver-

V. Versuch zur Erklärung der Entstehungsart des Spar und der Chrystalle. Von Edward King. Esq.

Hr. K. glaubt, daß diese Körper aus denen Salztheilchen entstehen, welche sich häufig in der sie umgebenden Erde oder porösen Steinen befinden, und allmählich von dem, durch die Zwischenräume sich durchseigenden Wasser oder Dünsten mit fortgeführet werden: bis sie an eine Höle kommen, wo sie einen Stillstand machen, in tropfen zusammen fliessen, und indem sie mit der Zeit trokken und hart werden, sich Kraft ihrer gegenwärtigen Anziehung zu Chrystallen bilden. Diese Muthmassung wird dadurch bestärket, daß man jene Körper allezeit in den Hölen rauher Steine oder der Erde antrift.

VI. Versuche mit dem Campfer. Von Hrn. Alexander, Wundarzt in Edenburg.

Da die Naturkündiger noch nicht eins sind, ob der Campfer den Körper kühle oder erhitze, wollte Hr. A. die Wahrheit durch Versuche an sich selbst herausbringen. Er nahm zu dem Ende einen Scrupel Campfer in etwas Tamarinden ein, und bemerkte, daß es in einem geringen Grad kühlend war. Des folgenden Tages nahm er zwei Scrupel in Rosinsyrup; welches in einen sehr hohen Grad erhitzete. Wie also die Sache noch unent-

schieden blieb, wollte er versuchen, ob der Campfer die Feuchtigkeiten, worin er aufgelöset worden, kühlender oder hitziger machte, befand aber, daß er weder im Oel noch Spiritus die geringste Veränderung verursachte. Weil es vielleicht von einigem Nutzen seyn kan, wenn man weiß, was für Wirkung die letzte Dose bei ihm gehabt hat, theilen wir dem Leser folgenden Auszug aus seiner umständlicheren Beschreibung mit:

Nicht lange nachdem er sie eingenommen hatte, wurde ihm der Kopf so schwindlicht, daß er kaum seine Stube zu Ende gehen konnte. Er öfnete, um frische Luft zu schöpfen, das Fenster, und sahe auf der Straße alles in äusserster Verwirrung. Wie er merkte, daß er sich nicht mehr im Stehen erhalten konnte, schlug er es wieder zu, und warf sich aufs Bette, wo er etwas zu lesen anfieng, aber nicht das geringste davon verstehen konnte. Er nahm ein wenig Brühe von Schaafsfleisch, konnte aber für Eckel weder Fleisch noch Brodt kosten; doch ohne Neigung zum Erbrechen. Hierauf legte er sich wiederum nieder, wollte lesen, konnte aber nicht; wiewohl er sich doch noch etwas besinnen konnte; aber nicht lange darauf entstand ein solches Getöse vor den Ohren, und die Verwirrung und Schwindel nahm dergestalt über Hand, daß er alle Bewußtheit des Gegenwärtigen und Erinnerung des Vergangenen verlor. Zum Glück

kam

kam eben einer von seinen jungen Herren herein, welcher berichtet, daß er etliche Minuten ganz still gelegen, darauf aber als rasend aufgeflogen, und nach einigen vergeblichen Anstrengungen zum Erbrechen, starke Convulsionen bekommen, mit dem Munde geschäumet, heftig geschrieen, und sich bemühet, alles was um ihn war, zu ergreifen und zu zerreissen Auf diesen schrecklichen Anfall erfolgte eine Stille, als eine Ohnmacht, ein paar Stunden lang. Wie einer von seinen Verwandten, welchen man hatte rufen laßen, kam und ihn anredete, erwachte er, nach seiner Einbildung, aus einem Schlaf, und erkennete ihn, obwohl er sich aller andern Gegenstände fast ganz unbewußt war. Sein Puls schlug hundert mal in einer Minute, doch wollte er schlechterdings kein Blut laßen. Bisher wußte kein Mensch, daß er Campfer genommen hatte, und er erinnerte es sich selbst auch nicht. Nachdem aber Dr. Monro einen Blick auf den Tisch fallen laßen, und daselbst eine geschriebene Nachricht von den Wirkungen des Campfers, welche er, so lange als er konnte, fortgesetzt hatte, entdeckte, ließ er ihm warm Wasser geben, wovon er so stark trank, daß er sich erbrach. Nunmehr war es schon über 3 Stunden seitdem er den Campfer genommen hatte, und doch hatte er etwas davon noch unaufgelöset von sich gegeben. Seine Besinnung und Gedächtniß stellete sich darauf nach

und nach langsam wieder ein; denn anfänglich kam ihm der Hausrath seiner Stube so fremd vor, als ob er ihn nie gesehen hätte. Auf dem Erbrechen folgte ein heftiges Kopfweh; doch kam nach dreien Stunden der Puls von 100 zu 80 in einer Minute herunter. Die folgende Nacht schlief er gut: des andern Tages fühlte er einen tauben Schmerz, und eine Steifigkeit im ganzen Leibe, nebst noch einiger Verwirrung im Kopfe. Des folgenden Tages aber wurde ihm besser, und am dritten war er ganz genesen.

VII. Beschreibung eines merkwürdigen Wasserinsects, welches in einem stehenden Graben bei Norwich gefunden. Von Edw. King.

Die Gestalt dieses Insects läßt sich durch eine bloße Beschreibung nicht deutlich genug machen. Der Körper ist ganz durchsichtig, und von gelblicher Farbe. Es schwimmt immer auf dem Rükken, und man glaubt, daß es nie ein fliegendes Geschöpf werde. Hr. K. sagt, er wisse nicht, daß es an irgend einem andern Orte gefunden worden.

VIII. Nachricht von den Riesen, welche der Kapitain und einige Schiffleute des Delphin bei der Magellanischen Straße, i. J.

i. J. 1764. gesehen haben. Von Charles Clark, einem der Officire des Schiffes. *)

Hr. Clark erzählt uns, daß, nachdem sie aus dem Atlantischen Meere, etwa 12 Seemeilen, in die Straße gekommen, sie an der nordlichen Küste verschiedene Menschen, einige zu Pferde, einige zu Fuße, erblicket, welche von ausserordentlicher Höhe gewesen. Weil der Wind sich geleget, und die Fluth ihnen entgegen kam, ließ der Commandeur Byron ein Boot von 12, und eins von 6 Rudern, beide bemannet und bewafnet aussetzen. Hr. C. war in dem ersten. Bei ihrem Aussteigen aus dem Schiffe sahen sie nicht mehr als 40 Personen am Ufer; wie aber das Boot näher ans Land kam, eilete eine Menge aus allen Ecken herzu; die zu Pferde galoppirten, die zu Fuße aber liefen so schnell sie konnten. Ihre Kleidung bestand aus bloßen Fellen, welche den Männern lose um die Schultern hiengen, bei den Weibern aber mit einem Gürtel um die Lenden zugebunden

*) So bald diese Nachricht in einem Buche, A Voyage round the world &c. herausgekommen, machte der Kapitain mit 3 Officiren in einem der Zeitungsblätter bekannt, daß sie an diesem Buche gar keinen Antheil nähmen; welchen aber der Verfasser zween Tage darauf in einer andern Zeitung widersprach. S. Br. Mag. B. II. St. 2. S. 427. Der Ueb.

bunden waren. So bald der Commandeur an Land getreten war, stellete er seine Leute unter dem Gewehr in Ordnung, und rückte jenen etwa 25 Schritt entgegen; und die Wilden stelleten sich, ungefähr 500 stark mit Weibern und Kindern, um ihn herum. Er gab ihnen ein Zeichen, daß sie sich niedersetzen sollten, welches sie auch thaten, und ihn in einem Kreise einschlossen; worauf er einige gläserne Korallen und Bänder, die er in der Absicht mitgenommen hatte, den Weibern um den Hals knüpfte, welche darüber sehr vergnügt waren. Wie er nach ausgetheilten Geschenken wieder zurück gieng, bezeigten sie ein großes Verlangen, daß er mit ihnen gehen, und essen möchte, indem sie nach einem, etwa eine Meile von ihnen aufsteigenden Rauch wiesen. Der Commandeur verbat dieses, und nöthigte sie auf sein Schiff, allein sie bedankten sich ebenfalls dafür. Wir waren, sagt Hr. C. bei hellem Mittage nur etliche Schritte von ihnen entfernet, und können uns also, in Absicht auf ihre Größe, nicht geirret haben. Sie sind kupferfärbicht, und einige gewiß 9 Fuß, wo nicht mehr, hoch. Hr. C. welcher beinahe 6 Fuß lang ist, konnte, obschon er sich auf die Zähen stellte, dem einen kaum auf den Scheitel reichen; ja es gab einige noch längere als dieser woran der Versuch gemacht wurde. Sie sind verhältnißmäßig stark, und von überaus guter Proportion. Kaum

war

war einer darunter von 8 Fuß; die Weiber hatten $7\frac{1}{2}$ bis 8. Die Pferde waren stark, aber eben nicht groß, durchgehends 15 bis $15\frac{1}{2}$ Hand hoch. Sie halten auch sehr viele Hunde, ungefähr von der Größe eines mittelmäßigen Hünerhundes mit der Fuchsnase.

Patagonien ist durchgehens voller Hügel, und von einem sandigten Boden, worauf fast nichts als eine Art grobes und harten Grases, und etwas weniges von kleinen Gesträuch wächst, in welchen Sir Narborough keine Stange finden konnte die stark genug zum Stiel einer Art gewesen wäre. Dieser Besuch, den man den Riesen gegeben, geschah im Christmonate, in der Mitte ihres Sommers. Hr. C. beklagt sich, daß er nicht alles so umständlich beschreiben können, als er gewünscht hatte, weil die Lords der Admiralität ihm unmittelbar nach seiner Zuhausekunft sein Tagebuch abgefodert hätten ꝛc.

IX. Nachricht von einem neu erfundenen Instrument, bei einem Beinbruch. Von William Sharp.

Man kan sich von diesem Instrumente ohne Abbildung keinen vollkommenen Begriff machen. Hr. Sharp giebt den Rath, den Kranken flach auf der verletzten Seite zu legen, das Knie des gebrochenen Beins gegen den Bauch zu erheben,

und das Kniegelenke so zu beugen, daß die Extensormuskeln des Fusses, welche die stärksten sind, relaxiret werden. Auf diese Art wird der Wundarzt die Enden des abgebrochenen Beins wieder an ihren Ort bringen können, ohne die gewöhnliche gewaltsame Ausdehnung des Gliedes, welches dem Wundarzte viele Mühe, dem Patienten aber große Schmerzen giebt, und leicht Spannungen und Entzündungen verursacht. Nachdem der Patient zu Hause gebracht, lege man ihn zu Bette auf einer Matratze, in derselben Stellung, auf die Seite des gebrochenen Beins, den Schenkel aufwerts gezogen, und das Knie gebogen; anstatt daß man ihn sonst auf den Rücken mit gerade ausgestreckten Beine legt. Diese Stellung, sagt Hr. S. ist bequemer und erträglicher, und hat den Vortheil, daß der Fuß und die Zähen nicht von der Bettdecke gedruckt werden.

X. Nachricht von der Heilung eines geklemmten Kinnbackens und einer Verlähmung, durch Elektrisiren. Von Dr. Spry.

Der Patient war ein starkes gesundes Mädchen von 18 Jahren. Sie hatte sich über einen zufälligen Tod ihres Freundes erschrecket, und wurde bei dessen Beerdigung von Convulsionen angegriffen, welche mit kleinen Zwischenzeiten einen

Monat

Monat anhielten. Obwohl sie völlig bei sich selbst war, redete sie doch seit dem ersten Anfall nicht ein Wort. Der Kinnbacken wurde in kurzem so fest, daß sie nichts geniessen konnte als ein wenig dünne Brodtsuppe, welche man ihr durch die Zähne, welche man vermittelst eines Keils nur sehr wenig von einander bringen konnte, beibrachte. Sie bekam dazu eine Verlähmung an der rechten Seite, von der Hüfte an ganz hinunter. Nachdem man alle gewöhnliche Mittel vergeblich versucht hatte, wurde das Elektrisiren angerathen. Sie bekam einige sanfte Stöße, wovon sie augenblicklich eine angenehme Empfindung hatte. Man wiederholte dieses täglich mit allmähliger Erhöhung der elektrischen Kraft, worauf sie nach 6 bis 7 Tagen gehen konnte. Indessen blieb der Kinnbacken noch immer fest. Man gab ihr darauf volle Lagen wechselsweise auf die Massetermuskeln, Schläffe und das Kinn. Nachdem die elektrische Materie ihre Wirkung gethan hatte, schüttelte sie den Kopf mit einer unfreiwilligen Bewegung, und machte das gewöhnliche Geräusch, wenn sie sich bemühete zu reden. Des folgenden Tages wurde der Conductor um ihre Schläfe und Kehle gelegt, und sie bekam etliche leichte Stöße, durch Berührung des Kinns, der Zähne und der Wangen mit dem elektrischen Drath. Dies verursachte ihr eine unangenehme Empfindung, doch liessen sich die Kinnbacken ein

wenig

wenig weiter von einander bringen. Des folgenden Tages wurden die Stöße, bei aufrecht stehendem Zeiger, viel stärker wiederholet, welches ihr ungemeine Pein verursachte: doch konnte sie darauf den Mund bis auf einem Zolle öfnen, und, obwohl unvollkommen und mit vieler Mühe, reden. Des folgenden Tages empfieng sie, bei vertical stehenden Zeiger, mit vielen Widerstreben verschiedene scharfe Stöße, und zuletzt, ehe sie sichs versahe, einen so heftigen, daß sie die Empfindung verlor, und starke Convulsionen bekam, welche eine halbe Stunde anhielten. Des folgenden Tages fieng sie, nach empfangenen ersten Stoße, an, verständlich zu reden, sagte aber, die Stöße wären nicht auszustehen. Indessen ließ sie, durch die Hoffnung nach grössern Vortheilen, sich überreden, auszuhalten; und nachdem sie in 14 Tagen täglich ungefähr 20 Stöße bekommen, war sie vollkommen, und ohne Rückfall hergestellet.

XI. Versuche mit dem Rathbone Placewasser. Von Hrn. Cavendish.

XII. Nachricht von einer in Oxford beobachteten Lufterscheinung. Von Herrn Swinton.

Dies war ein breiter leichter Bogen gegen Norden, welcher sich von Osten bis Westen erstreckte, und beinahe den Horizont berührte.

XIII.

XIII. Beobachtungen bei den Mücken. Von Demselben.

Hr. Swinton sahe sechs aus diesen Insekten bestehende Säulen, welche von sechs Aesten eines Apfelbaums 50 bis 60 Schuhe in die Höhe stiegen. Zwo waren gerade und senkrecht, 3 schräge und eine pyramidenförmig.

XIV. Beschreibung der Andrachne, einer Art des Arbutus. Von G. D. Ehret.

Von dieser seltenen Staude, Arbutus, Andrachne, fruteſcens, ſpica erecta, foliis ouatis integris et ſerratis, bacca tuberculoſa polyſperma, wird eine schöne Abbildung gegeben. Sie blühete zum ersten male in England 1766. und war eine von denen Pflanzen, welche J. Gordon glücklich aus demjenigen Samen erhielte, welchen der verstorbene Dr. Russel ihm aus Aleppo 1754. gesand hatte. Nur eine einzige Pflanze hat Blumen bekommen, welches muthmaßlich dem öftern Umpflanzen zuzuschreiben ist.

XV. Beschreibung einer Geburt mit unvollkommen Gehirne.

Dies Kind war in allen andern Theilen vollkommen, nur daß von der ganzen Hirnschale nichts als der Fuß oder baſis vorhanden war, in dessen hinteren Theile das Gehirn lag, nicht grösser als

eine

eine welsche Nuß, welk und membranös. Man schloß, daß das Kind nie Athem geholet habe, daraus, daß die Lunge, so bald sie ins Wasser geworfen war, zu Boden sank; ungeachtet beides, Mutter und Hebamme es kurz vor der Geburt lebendig und stark gefühlet hatten. Der Verfasser bemühet sich seine in den Philos. Transact. von 1764 vorgetragene Meinung zu behaupten, daß die Ganglions dienen, die Bewegungen des Herzens, der Eingeweide und der Uvea einförmig unwillkührlich zu machen.

XVI. Ueber die Cometen. Von John Kinthorp.

Dies ist eine Reihe geometrischer, und nach den beigefügten Figuren stets hinweisender Schlüsse, welche man in dem Aufsatze selbst lesen muß.

XVII. Versuch, zu bestimmen, wie weit die Kenntniß der Alten von Ostindien sich erstrecket habe. Von John Caverhill.

Es wird von jederman gestanden, daß die Chersonesus aurea der Alten nichts anders als das heutige Königreich Malacca gewesen, und die Alten nicht weiter als bis zu einem Hafen, Cattagara genannt, gesegelt sind. Die einzige Frage ist derhalben nur, wie weit, und in welcher Richtung Cattagara von Malacca liege, indem die

alten

alten Nachrichten, die wir davon haben, sehr mangelhaft sind.

Hr. Caverhill scheint genugsam erwiesen zu haben, daß das alte Cattagara dasselbe mit dem heutigen Porteamaß, und die itzige Stadt Cambodia die alte Hauptstadt von Sina oder Thina sey.

XVIII. Berechnung der Entfernung der Sonne von der Erde. Von S. Horsley.

In dieser Ausrechnung wird des Monden mitler Abstand von der Erde, auf $60\frac{1}{2}$ halbe Erddurchmesser angegeben; der Sonnen mitler Abstand aber auf 3008.4416 halbe Durchmesser.

Der Sonnen halber Durchmesser verhält sich zu der Erde ihren wie 139,876 zu Eins. Die Sonnenkugel verhält sich zur Erdkugel wie 2736718.8 zu 1. und der Sonnen Horizontal Parallaxe ist $6'' 52''' 415$.

XIX. Beschreibung eines Apparatus zu elektrischen Versuchen, wodurch die elektrische Kraft vermehret, und der Operator für unvermuthete Stöße gesichert wird. Von C. L. Epinaße, d. K. G. M.

Die erste Verbesserung ist, daß die Glasröhre oder Kugel mit einer Mischung von Terpentin, Harz und Wachs innerlich überzogen wird. Man kocht vier Pfund venetianischen Terpentin,

ein

ein Pf. Harz über einem gelinden Feuer, etwa 4 Stunden, und rühret darauf ungefähr ein viertel Pfund Zinnober (vermillon) hinein. Man darf nur ein wenig herausnehmen und es kalt werden laßen: wird es hart und zerbrechlich, so ist es gut zum Gebrauche. Nachdem die Kugel oder Röhre recht heiß gemacht worden, so schütte die geschmolzene Mischung hinein, und drehe die Röhre so lange herum bis die Materie die innere Fläche in der Dicke eines 4 Groschenstücks, so eben als möglich ist überzogen, und laß sie denn allmälich kalt werden. Eine auf diese Art gefutrerte Röhre wird mit grösserer Stärke wirken als vorhin, auch geschwinder zur Wirksamkeit gebracht werden, dazu auch nicht so leicht brechen. Da eine kleine so zugerichtete Röhre dasselbe, was eine weit grössere thut; so kan der ganze Apparatus kleiner gemacht werden. Mit einer überzogenen Röhre von $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, und 9 Zoll lang, lud Herr Epinaße 3 Flaschen, jede von 8 Maaß, so stark, daß eine derselben mit einem Pistolenknall zersprang. Die Röhre war in Meßing aufgesetzt mit einem Rade und pinion. Das Rad wurde sehr leicht umgedrehet vermittelst einer gezähnten Rolle (winch) dessen Umwälzungen sich zu der Röhre, wie eins zu drei verhielte. Um das erregte elektrische Feuer zu bewahren, und bei dem Gebrauche nichts davon zu verlieren, muß man statt der Kette sich eines

einfa-

einfachen Draths bedienen, und alle zur Lösung gehörige Stücke müssen einander aufs genaueste berühren, in einander geschroben, oder gehaket werden.

Die Erfindung, den Operator für einen unglücklichen Stoß in Sicherheit zu setzen, ist sehr scharfsinnig und zuverläßig: man kan sich aber ohne Abbildung keinen vollständigen Begriff davon machen.

XX. Nachricht von dem neulichen Ausbruch des Vesuvs von Sr. Excell. W. Hamilton, S. M. Gesandten zu Neapel.

Hr. Hamilton kam den 17. Winterm. 1764. in Neapel, und bemerkte im ersten Jahr nichts Veränderliches an dem Berge, außer daß bei schlechtem Wetter der Rauch stärker war als bei gutem. Bei schlechtem Wetter hörte er zuweilen die innerlichen Ausbrüche in Neapel, welches 6 Meilen davon entfernet ist. Bei gutem Wetter war so wenig Rauch, daß Hr. H. ziemlich tief in dem Vulcan hinunter steigen konnte; dessen Wände mit Salz und Mineralien von allerlei Farben, weiß, grün, tiefen und hellen gelb bedeckt waren. Im Weinmonate 1765. sahe er zuweilen eine schwarze Wolke Rauch mitten in der weissen sehr hoch aufsteigen, und bald darauf sahen diese Wolken, die Vorläufer eines nahen Ausbruchs, des Nachts

aus, wie Wolken, die von der untergehenden Sonne gefärbet sind.

Im Anfange des Wintermonats stieg er den Berg hinauf, welcher damals mit Schnee bedeckt war, und bemerkte einen kleinen Schwefelhügel, etwa 6 Fuß hoch, welcher ungefähr 120 Fuß vom Schlunde ausgeworfen worden, nebst einer aus dessen Gipfel beständig aufsteigenden hellblauen Flamme. Indem er diese Erscheinung betrachtete, hörte er einen gewaltigen Knall, und sahe eine Säule von schwarzen Rauch, worauf eine röthliche Flamme folgte, mit großer Gewalt in die Höhe fahren. Alsobald folgte ein Schauer von Steinen, deren einer bei ihm niederfiel, und ihn nöthigte, sich eiligst zurück zu begeben. Seitdem wurde der Rauch stärker, und war mit Asche vermischet, welche in den Weinbergen großen Schaden verursachte. Ungefähr am 24. März bekam der schwarze Rauch die Gestalt einer Tanne, wie sie Plinius beschreibt, und sahe des Nachts wie eine Flamme aus.

Am 28. März verursachte ein gewaltiger Knall ein sich nicht weit erstreckendes Erdbeben. Ein Schauer von Steinen und Schlacken flog sehr weit in die Höhe, und die Lava fieng an über zu sieden. Anfänglich floß sie in einem Strom, theilte sich aber hernach in zween, nahm die Richtung nach Portin, und legte in einer Stunde ungefähr eine

Meile

Meile zurück. Dieser Strom sahe wie glühendes geschmolzenes Metall aus, etwa wie die Materie in den Glashütten, auf welchem große hellbrennende Steinschlacken schwammen, die sehr schnell eins über das andere den Berg herunter rolleten, und eine wunderbare sehr schöne Cascade vorstelleten. Des Nachts sahe die Lava wie ein blosses funkelndes Feuer aus, des Tages aber konnte man, wenn man nicht nahe dabei war, kein Feuer sehen, sondern man bemerkte den Lauf nur an einem dicken weissen Rauch.

Am 29. war der Berg ruhig. Am 30. floß die Lava von neuem, und alle Minuten sprangen glühende Steine in die Höhe. Am 31. waren die glühende Steine ganz durchsichtig, und einige derselben, eine halbe Last schwer, stiegen 200 Schuhe senkrecht in die Luft. Seit dem 31. März bis zum 9. April floß die Lava an derselben Seite des Berges immer fort in 2, 3, zuweilen 4 Bächen, ohne doch sonderlich tiefer, als in der ersten Nacht herunter zu kommen. Am 30. hörte sie an der Seite nach Neapel auf, brach aber an der Seite von Terra dell Annunciata mit desto größerer Gewalt aus.

Hr. Hamilton blieb den ganzen Tag und die folgende Nacht des 12. auf dem Berge, wie die Lava so gewaltsam ausbrach, daß der umliegende Grund zitterte wie eine Wassermühle. Obschon

sie so flüßig als Wasser anzusehen war, widerstand sie doch dem Schlag eines Stabes, und wenn man große Steine mit der äusserſten Stärke hineinwarf, machten dieſelbe nur wenig Eindruck, ſchwammen auf der Oberfläche, und waren in kurzer Zeit aus dem Geſichte hinabgefloſſen. Der Strom war an der Quelle nicht über 10 Fuß breit, theilte ſich aber bald in drei Bäche, und indem dieſe Feuerſtröme die Schlacken der ehemaligen Lavas entzündeten, formirten ſie ein Feuerfeld, welches 4 Meilen lang, und an etlichen Orten zwo breit war.

Nachdem die Lava etwa 150 Fuß lang lauter fortgefloſſen war, ſammleten ſich Schlacken und Steine, und eine Art Schaum auf der Oberfläche. An zween Orten verſchwand ſie, und lief etliche Schritte unter der Erde, worauf ſie mit Hinterlaſſung des Schaums wieder lauter hervor kam. Auf dieſe Art näherte ſie ſich den gebauten Plätzen des Berges, und ich ſahe ſie, ſagt Hr. Hamilton, eines armen Bauern Weinberg ohne Gnade zerſtören, und ſeine Hütte umringen, ohne ſich für dem H. Januarius, welchen man oben auf der Hütte geſtellet, und faſt bei jedem Weinſtock angebunden hatte, zu fürchten. Die Lava ſahe an dem von der Quelle am weiteſten entfernten Ende nicht mehr flüßig aus, ſondern wie ein Haufe glühender Steine, welche eine, an etlichen Stellen 10 bis 12 Fuß

hohe,

hohe Mauer formirten, die, indem sie vom Gipfel herunter fielen, eine andere Mauer, und so wiederum neue machten, wobei sie 30 Fuß in einer Stunde fortrückten. Hr. H. schickte dem verstorbenen Lord Morton Proben von verschiedenen merkwürdigen Salzen, Schwefel, Lava und Schlacken, deren einige er selbst aus dem Schlunde mitgebracht, und bemerket, daß man bisher noch nichts von den Auswürfen des Vesuvs chymisch untersuchet habe.

XXI. *) Beobachtungen über die Hitze der Wasser zu Bath. Von John Howard. Esq.

XXII. Dasselbe, von John Cant.

XXIII. Nachricht von einigen besondern in Wallis gefundenen Fischen. Von Daines Barrington.

Pucklichte Barsche und Forellen will eben nichts sonderliches sagen. Aber einäugichte Fische wären wunderbar genung. Nur Schade, daß die Zungen nichts nutzen.

XXIV. Beobachtung einer Sonnenfinsterniß auf Neuland 1766. den 5. August. Von James Cook, samt der daraus bestimmten Länge des Ortes.

*) Supplem. to Gentl. Mag. 1768. p. 621.

Diese Beobachtung ist gemacht auf einer der Burgeo Inseln, bei Kaap Ray, Breite 47° 36′ 19″, bei der südwestlichen Spitze von Neuland.

XXV. Die Hitze in Bengal. Von Fleming Martin, Esq. Ingenieurkapitain.

Im May, Brach- und Heumonate 1765. stand der Thermometer selten unter 98. Zuweilen stieg er bis zu 104. Während solcher Hitze wurden die gesundesten Menschen plötzlich krank, und starben binnen 4 Stunden. Die Fieber reissen die Menschen so schnell hin, daß die Arzeneien keine Zeit haben zu wirken. Man muß ganz frühe aufstehen und beim Anbruch des Tages zu Pferde steigen, wenn man einer Stunde Erquikkung geniessen will; denn um 6 Uhr ist die Hitze schon unerträglich, und bleibt so bis zu Sonnen Untergang.

XXVI. Versuche mit der Fieberrinde. Von Thomas Perüval, M. D.

Der practische aus diesem Versuche gezogene Schluß ist, daß die Rinde ihre Kraft eben so gut in kalten als kochenden Wasser ausziehen läßt, und die bloße Infusion noch viele Vorzüge vor der Decoction habe. Wenn Gummi und Harz mit einander verbunden sind, so laßen sie beide sich in Feuchtigkeiten auflösen, in welchen jedes vor sich nicht

nicht kan aufgelöset werden: denn sowohl die Tinctur, welche durch Spiritus ausgezogen, als die Infusion mit Wasser, sind stark von Harz und Gummi geschwängert, obwohl Gummi allein nicht im Spiritus, und Harz allein nicht im Wasser kan aufgelöset werden. Von der Tinctur läßt sich, wegen ihrer Hitze, keine hinlängliche Dose nehmen, ist aber ein Cordial nöthig, so wird eine Infusion in rothem Wein gute Dienste thun. Folgendes Recept wird einem schwachen Magen empfohlen.

Pulv. cort. peruv.	--	1 Unze
Cort. aurant. incis.	--	½ --
Aqua cinnam. ter.	--	12 --
Aqua cinnam. spu.	--	2 --

Infusio in vase clauso, sine calore per sesquid: deinde coletur.

Die Infusionen der Rinde halten sich nicht.

XXVII. Untersuchung der wahrscheinlichen Parallaxen und Größen der Fixsterne, hergeleitet aus der Quantität des Lichts, welches sie geben, und den besondern Umständen ihrer Lage. Von John Michell, d. K. G. M.

Eine sehr scharfsinnige Schrift. Weil aber wenig Leser fähig sind sie zu verstehen, so kan sie nicht, ohne ihren Nachtheil, in einen Auszug gebracht werden.

XXVIII. Nachricht, daß den 18. Jänner 1767. der Thermometer um 9 Uhr Abends auf 20 Grad, eine halbe Stunde hernach, auf einen Grad unter O, und um 7 Uhr des folgenden Morgens auf 30 Grad gestanden.

XXIX. Erklärung der Inschrift einer Phönicischen Münze, welche bisher noch nicht erkläret worden. Von John Swinton.

Diese Münze findet sich in der Sammlung des verstorbenen Grafen Morton, ist von Silber, und stellet an der einen Seite den Jupiter auf einem Sessel sitzend vor, mit dem Adler vor ihm, einem Büschel Trauben in der rechten, und einer Lanze oder Stabe in der linken Hand. Hinter ihm steht mit Phönicischen Buchstaben: BAAL TARZ. Unter dem Stule ein umgekehrtes B. Die andere Seite zeigt einen Löwen der einen Hirsch ergreift, über und unter welchem die Inschrift MIZZE-RAG MOTH, auch in Phönicischen Buchstaben, zu lesen ist. Baal Tarz ist so viel, als: Jupiter von Tarsus, und die Münze ist wahrscheinlicher maaßen in dieser Stadt geschlagen worden. Die Schrift über und unter dem Löwen wird gegeben: Aus der Verbindung der Tod. Hr. Swinton weiß von dem umgekehrten B keine andere Muthmaßung zu geben, als daß es der Anfangs-

fangsbuchstabe von Baal seyn möchte. Von dem Alter der Münzen glaubt er, daß sie zu der Zeit, wie die Parther Herren von Cilicien waren, etwa 41 Jahr vor Christi Geburt, geschlagen worden. Die Sinnbilder sollen, nach seiner Meinung, die Siege der Parther über die Römer ausdrücken.

(Die Fortsetzung nächstens.)

XIII.

Auszug

eines Schreibens aus Wien,

bei Gelegenheit des letzten

Durchgangs der Venus

durch die Sonnenscheibe.

Der Pater Pitgron hat, bei Gelegenheit des neulichen Durchganges der Venus, folgendes bekannt gemacht: Es kommt die Venus jedesmal nach verflossenen 585 Tagen, zwischen der Erde und der Sonne zu stehen; aber ihre Breite oder Abstand von der Sonnenbahn läßt sehr selten zu, sie auf der Sonnenscheibe zu

sehen, da sie gemeiniglich unter oder über derselben vorbei zu gehen pflegt. Man hätte sie öfters, als in den Jahren 1283, 1393, 1518, 1526, sehen können, wenn man hievon wäre unterrichtet gewesen, und es nicht so schwer gewesen wäre, selbige, indem die Ferngläser noch nicht erfunden waren, mit freien Augen in der Sonne zu sehen. Der große Kepler kündigte einen Durchgang auf die Jahre 1631, und 1761 an. Obschon der erste nicht erfolget, ist es doch zu bewundern, daß er mit seinen, damals noch so unrichtigen, Tabellen so nahe gekommen. Es war aber zwischen diesen zween ein anderer Durchgang im Jahre 1639. welcher der erste war, der jemals gesehen worden ist; es glückte jedoch sehr wenigen in England, ihn zu beobachten, bis endlich im Jahr 1761. fast ganz Europa, und nun wiederum ein Theil davon, dieses seltenen Phänomenons ansichtig geworden. Dieses Glück ist doch nicht uns, wie wir es vorher gesagt, zu Theil geworden. Es behauptet zwar jemand zu Amsterdam, daß die Venus um 6 Stunden eher in die Sonne treten, und sich folglich ganz Europen zeigen würde, und er beschuldigte alle Sternkundige eines Fehlers. Nun hat der Erfolg das Urtheil gefället, und uns Recht wiederfahren laßen. Man beobachtete hier die Sonne bis 1 Viertel vor 8 Uhr, so lange es nämlich die um Westen schwebende Wolken gestattet

hatten,

hatten; ja von dem Kahlenberge betrachtete man sie mit einem auserlesenen Fernrohr 20 Minuten länger, als wir sie hier sahen; es war aber nicht die geringste Spur einer Venus zu sehen, zu einem klaren Beweise, was für hohe Stufen zu unsern Zeiten die Astronomie schon bestiegen hat. Nun wird der nächste Durchgang sich erst im Jahr 1874. ereignen, von welchen doch auch in Europa nicht viel wird können gesehen werden, bis sich endlich die Venus im Jahr 2004. unserm ganzen Welttheile in einer vortheilhaftern Stellung zeigen wird.

So selten doch immer diese Begebenheit ist, daß wir den so helle glänzenden Morgen- und Abendstern, als eine runde schwarze Mackel in der Sonne betrachten können; so ist doch die Seltenheit die geringste Ursache, warum so weite Reisen vorgenommen, und so große Kosten von vielen Monarchen darauf gewandt werden. Der Nutzen hievon ist ungemein. Wir haben nichts, die Entfernung der Sonne genauer zu bestimmen, als den Unterschied der Zeit, da man die Venus an zween entgegen gesetzten Orten in die Sonne aus und eintreten sieht. Der große Englische Astronom Halley hat dieses zuerst eingesehen. Vor kurzen hat man die Parallax der Sonne, das ist, den Unterschied zwischen ihrer Stellung, wenn sie aus dem Mittelpunct und der Oberfläche unserer Erde betrachtet

wird,

wird, von 10 Secunden angenommen. Im letzten Durchgange der Venus hat man sie 8 Secunden $\frac{64}{100}$ befunden. Vielleicht wird man sie itzo noch genauer bestimmen können; folglich da man vor kurzem geglaubt, die Sonne sey in ihrer mittleren Entfernung, das ist in jener, welche die mittlere zwischen der größten und kleinsten ist, 29547423 französische Meilen von uns entfernet sey; finden wir itzo, daß sie 4464944 Meilen weiter sey, als wir geglaubet haben, das ist, 3401,2367, indem der hunderte Theil einer Secunde in der Parallax 32,8305 Meilen giebt. Was nutzt aber alles dieses? Obschon nach dem gemeinen Spüchwort der Pöbel die Wissenschaften nach dem Nutzen zu schätzen pflegt, ist doch derselbe hier leicht einzusehen: die Entfernung der Sonne ist der gemeine Maasstab, und gleichsam die Seele der Astronomie; diese aber ist sowol zur Zeitrechnung, als der Seefahrt, und großen Abmessungen auf unsrer Erde allerdings unentbehrlich. Gewiß dieser edlen Wissenschaft haben wir es zu verdanken, daß wir zur See in wenigen Monaten dahin kommen, wohin man vorlängst in einigen Jahren nicht gelangen können; und je mehr dieselbe wird zur Genauigkeit gebracht werden, desto mehr wird sich hiedurch die Seefahrt erleichtert finden.

XIV.

XIV.

Anmerkungen

über die

verschiedene Nachrichten,

welche man von der

Fruchtbarkeit der Fische hat;

nebst einigen neuen Beobachtungen

von Thomas Harmer

Der Königl. Gesellschaft vorgelesen

1767. d. 20. May.

Suppl. to the Vniv. Mag. 1768. p. 376.

Die Bestimmung der Fruchtbarkeit verschiedener Arten Fische, so weit dieselbe uns möglich ist, macht nicht nur die Naturhistorie vollständiger, sondern ist auch eine Sache die unsre Einbildungskraft auf eine angenehme Art rühret. Der Karpf, in welchem Petit 342,144 Eier soll gefunden haben, und der Kabeljau, in deren einem von mittler Größe Leuwenhoek 9,384,000 angetroffen, werden als erstaunende Bei-

Beispiele dieser Fruchtbarkeit angeführet; und da die Schriftsteller, welche diese Fische aus allen andern auserlesen haben, in dieser Wissenschaft sehr erfahren waren, so hat man vermuthet, daß jene beide Beispiele die merkwürdigsten von allen seyn müssen.

Indessen gehen die Nachrichten, welche wir davon haben, sehr weit von einander ab. Bradley, Prof. der Botanik zu Cambridge, hat vor ein paar Jahren in seinem Philos. account of the works of nature geschrieben, daß die Vermehrung einiger Fische ganz erstaunlich sey, und denen, die sich auf solche Untersuchungen nicht geleget haben, unglaublich vorkommen müsse. Dennoch setzt er die Zahl der Eier in diesen beiden Arten der Fische gar sehr herunter. Der Rogen von einem Kabeljau, sagt er, wird nicht unter einer Million Eier enthalten. Der Karpf hat wenigsten deren 20,000, und der Schlei vielleicht halb so viel. Er läßt also dem ersten Fische nur ungefähr den zehnten Theil, und dem Karpfen den siebenzehnten Theil der Fruchtbarkeit, welche beide obbelobte Männer ihnen beigelegt haben. Ja andere Schriftsteller, welche nicht weniger die Absicht hatten, uns durch die Wunder der Natur zu rühren, haben die Rechnung noch kleiner gemacht. So erinnere ich mich in einer unser Monatsschriften gelesen zu haben, daß der Karpf und Barsch neun bis zehn

tausend

tausend Eier haben, und der Kabeljau, wie auch der Hering nicht unfruchtbarer seyn; welches der Verfasser des Artikels etwas erstaunliches nennet. Nach demselben ist zwar die Vermehrung des Kabeljaus überaus stark, aber doch tausendmal geringer, als Leuwenhoek will wahrgenommen haben.

Da diese Nachrichten so gar verschieden sind, habe ich geglaubet, es würden einige meiner müßigen Stunden nicht übel angewendet seyn, wenn ich die Sache aufs neue untersuchte, und mich durch meine eigne Augen von der eigentlichen Fruchtbarkeit sowohl jener beiden Arten als auch etlicher anderer Fische, die mir gelegentlich in die Hände kommen möchten, überzeugte: zumal da ich schon einige Zeit vorhin nach genauer Berechnung gefunden, daß ein kleiner Hecht nicht weniger als 25,800 Eier im Bauche hatte. Ein Fisch, dessen kein Schriftsteller gedacht, und doch, obwohl derjenige, welchen ich untersuchte, nur klein war, weit mehr Eier hatte, als Bradley selbst dem Karpfe, welchen man allezeit für einen der fruchtbarsten gehalten, angerechnet hat: des ungenannten Scribenten, welcher ihm eine noch geringere Vermehrung zuschreibt, nicht zu gedenken. Der Bau meiner Augen, welche nicht gut in die Ferne, aber desto schärfer in der Nähe sehen, und meine nicht weit vom Meere entlegene Wohnung waren

Umstän-

Umstände, welche mich desto mehr reizten, mein Vorhaben auszuführen.

Man wird nicht denken, daß ich, um die Zahl der Eier zu bestimmen, sie alle, ein jedes besonders gezählet habe. Dies würde, wo nicht schlechterdings unmöglich, doch mühsamer als nöthig ist, gewesen seyn, und mir gar zu viele Zeit von meinen Geschäften weggenommen haben. Ich wog den ganzen Klumpen Rogen, nahm darauf ein Stück von 20, 30 oder mehr Granen, welches ich, nachdem ich es wiederum sehr genau abgewogen, und die Schale an der Seite des Gewichts etwas überschlagen laßen, sorgfältig zählte; dann theilte ich die Zahl der Eier durch die Grane, um zu wissen, wie viele Eier ungefähr auf ein Gran giengen. Ich sage ungefähr; denn nach dieser Methode müßten derselben eher mehr als weniger seyn: ich wollte sie aber lieber so berechnen, damit ich sicher wäre, daß ich die Fruchtbarkeit der Fische nicht übertrieben hätte. Oftmals kochte ich das Stück Rogen, welches ich zählen wollte, ließ die Eier im Wasser etwas erweichen, und drückte sie sanft mit einem Federmesser, dessen Spitze mir dienete, sie weiter von einander zu verbreiten, und so genauer zu zählen, wozu das sanfte Drucken sie fähiger gemacht hatte.

In manchen Fischen fand ich die Eier von verschiedener Größe. In diesem Falle zählte ich allein

diejenige, welche ich mit blossen Augen erkennen konnte; obwohl ich mehrmalen, vermittelst eines Glases befunden, daß wegen dieser Einschränkung eine große Menge, welche billig mitgezählet seyn sollten, ungezählt geblieben. Denn obschon sie von gar verschiedener Größe waren, sollten sie doch, wie ich glaube, alle in dem Jahre, obwohl muthmaßlich nicht auf einem Tage, an den gehörigen Oertern geleget werden; weil man in den Fischen, wenn sie ausgeleichet haben, gar keine Eier mehr antrift. Ich behaupte nicht, daß alle Fische ihre Eier auf diese Art, ich meine nach und nach, auswerfen: doch glaube ich, daß einige Arten es gewiß thun. So stehts insonderheit um die Stachelstange, *) in welcher ich, wenn der Bauch von Rogen ganz aufgeschwollen war, verschiedene sehr große, aber zugleich viele hundert ganz kleine Eier, deren einige sich nicht einmal mit dem bloßen Auge zählen ließen, angetroffen habe. Diese kleinen konnten meines Erachtens nicht so groß werden als jene, bevor dieselbe ihnen durch das Ausleichen Raum gemacht. Ich habe einige von der Größe gefunden, daß ihrer 24 bis 25 einen Gran wogen; und ich glaube, daß dies die Zeit ist, da sie ausgeleget werden: denn etliche von dieser Größe waren einem der Fischlein, wie man es aus dem Wasser

*) Wie wir sie in Bremen nennen.

Wasser zog, entgangen, und lagen in dem umgewickelten Papier. Wenn man sie öfnet, sind die Eier durchgehens nicht völlig so groß, aber ziemlich groß in Vergleichung vieler anderer. In einem nur kleinem Fische dieser Art, welcher mit dem Rogen nur etwas über 14 Gran wog, zählte ich 936 Eier, wovon ich etliche kaum unterscheiden konnte, ausser einer Menge die sich schlechterdings nicht zählen ließen. Die, welche ich zählte, waren von allerlei Größe, und obschon darunter nur 56 recht große sich befanden, war das Thier doch ungemein dick. Nun scheint es unmöglich zu seyn, daß alle 936 Eier sollten so groß werden als die größten, ohne daß der Fisch davon bersten müßte, weil die 56 große, welche etwa $1\frac{1}{2}$ Gran wogen, ihn so sehr ausgedehnet hatten, als ich nie bei irgend einem andern Fische gesehen habe. In andern sehr großen Stachelstangen, welche 45 bis 50 Gran schwer waren, habe ich zwischen 2 und 300 große Eier, mit einer großen Menge kleiner gefunden, so daß die Anzahl der großen Eier mit der Größe des Fisches im Verhältnisse steht, mithin nach Maaßgebung der Größe von denselben mehr Eier geleget werden, zur selben Zeit da die kleineren Fische dieser Art weniger Rogen leichen. Ich muß noch anmerken, daß, wenn es sich mit andern Fischen eben so verhält, verschiedene Beobachter auch eine verschiedene Anzahl Eier finden können.

Ich

Ich zählte dieselbe gemeiniglich auf einem feinen irdnen ganz schwarzen Geschirre, um sie desto deutlicher zu sehen und zu unterscheiden, und bediente mich des gemeinen Gewichts; da man aber von demselben nicht so kleine Abtheilungen hat, als zuweilen meine Absichten erfoderten; so war ich genöthiget, Grane zu Hülfe zu nehmen, deren 437½ ich auf eine Unze rechne. Auf diese Art stellete ich meine Beobachtungen, die ich hier mittheile, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt die mir nur möglich war, an.

Ich machte den Anfang mit dem Hering, welcher in den beiden Grafschaften Norfolk und Suffolk ein so beträchtlicher Fisch ist, und theils gesalzen, theils geräuchert, einen sehr ansehnlichen Theil unsers Handels ausmacht. Einer von obbemeldeten Schriftstellern glaubet, daß er wohl 9 bis 10,000 Eier haben möge. Unter allen aber, die ich untersuchet habe, hatte keiner unter 20,000, und in einem fand ich 36,000 Eier. Nächst diesem betrachtete ich den Stint. Dieser ist, wie bekannt, nur ein kleiner Fisch, der den größern zur Nahrung dienet. In einem, der kaum 2 Unzen wog, fand ich 38,272 Eier, und in keinem unter 20,000; ausgenommen einen einzigen, der ausserordentlich klein und nicht über 289½ Gran schwer war. Dieser kleine Fisch hatte, welches erstaunlich ist, 14,411 Eier. Noch mehr fand

ich mich bestürzt durch die Fruchtbarkeit des Makerels. Obwohl derselbe so gemein ist, hat doch meines Wissens niemand Beobachtungen darüber angestellet. Einer der ziemlich groß war, und etwas über $1\frac{1}{4}$ Pfund wog, hatte 454,961; ein ander von fast derselben Größe, 430,846; und ein dritter von einem Pfunde, 546,681 Eier. Ich mußte mich also verwundern, daß Bradley die Fruchtbarkeit des Karpfen, welchem er nur 20,000 Eier beilegt, etwas erstaunliches nennet; oder daß Petits Beobachtung, nach welcher die Anzahl der Eier in einigen Fischen dieser Art, sich auf 342,244 beläuft, Anlaß gegeben, den Karpfen, nächst dem Kabeljau als den ausserordentlichsten, in Absicht auf die Fruchtbarkeit, anzusehen; da doch selbst der Makerel ihn so sehr übertrift, und sich in dieser Beziehung zu ihm fast wie 5 zu 3 verhält.

Was den Karpfen betrift; so kan ich zwar nicht sagen, daß ich in denen, welche ich geöfnet, so viel Eier als Petit, angetroffen habe; da ich aber doch mehr gefunden, als Bradley gedenket; so zweifle ich nicht, daß Petit wirklich 342,144 gezählet; ja ich sollte glauben, daß große Karpfen noch mehr haben, weil ich in einem der nur $16\frac{3}{4}$ Unzen wog, 101,200, und in einem andern von $25\frac{1}{2}$ Unzen 203,109 angetroffen. Die Karpfen wachsen bekannter maßen noch viel größer, als der größte von jenem war; allein ich habe keines von den

recht

recht großen, der voll von Rogen wäre, habhaft werden können.

Konnte ich die von Petit angegebene Anzahl der Eier in den Karpfen nicht bestätigen; so habe ich doch mehr als einmal ungemein mehr im Schlei gefunden, als Bradley rechnet; da er nur die Hälfte der in dem Karpfen, nämlich 10,000 angiebt. Denn in einem von $2\frac{1}{2}$ Pfund fand ich 383,252, und in einem andern von kaum $1\frac{3}{4}$ Pfund, 350,482 Eier.

Von Barschen, welche einer der bemeldeten Schriftsteller dem Karpfen in diesem Stücke gleich schätzet, konnte ich keinen von sonderlicher Größe erlangen. Der grösseste von nur 8 Unzen und 9 Drachmen hatte 28,323, und ein ander von etwa 5 Unzen 10 Drachmen, 20,582 Eier. Sie scheinen mir aber nicht so fruchtbar, in Verhältniß ihrer Größe, als die Schleie zu seyn; denn da der größeste nur 28,323 Eier hatte, so fand ich in einem Schlei von beinahe derselben Größe, nämlich 8 Unzen $14\frac{3}{4}$ Drachmen deren 83,104.

Bradley scheint bei dem Kabeljau sich eben so sorgfältig für Vergrösserung gehütet zu haben als bei andern Fischen. Er giebt ihm nur eine Million, da Leuwenhoek versichert in einem von nur mittelmäßiger Größe über 9 Millionen gefunden zu haben. Der Leich desjenigen, welchen ich untersuchet habe, der von demselben Gewichte, näm-

lich 18 bis 20 Pfunden war, enthielte zwischen 3 und 4 Millionen Eier; wo anders die Gewichte meines Freundes gerecht waren; denn ich mußte diese Untersuchung ausser Hauses anstellen. Eine hernach zu Hause gemachte Beobachtung aber überredete mich, daß er wirklich so viel Eier gehabt habe, obwohl einige Vorfälle mich verhinderten, diese zweite Untersuchung fortzusetzen. Diesem zufolge enthält Leuwenhoeks Nachricht nichts unglaubliches. Sein Fisch war muthmaßlich vom Rogen sehr aufgeschwollen, und dies mag die Ursache gewesen seyn, warum dieser wißbegierige und nachforschende Mann ihn für einen Gegenstand gehalten, der seiner Untersuchung besonders verdiente.

Ich habe bisher noch nichts von den platten Fischen gesagt, erinnere mich auch nicht, daß ein Schriftsteller ihrer Fruchtbarkeit Erwähnung gethan. Weil ich mir wegen ihrer Figur nichts sonderliches vorstellete, so war meine Verwunderung desto gröſser, in der ersten Scholle (Flounder) die ich aufschnitte, und welche nicht völlig 3 Unzen wog, 133,407, und in einer andern von etwa $3\frac{1}{2}$ Unze 225,568 Eier zu finden. Ich erstaunete, wie ich in einer größern, welche von der gefleckten Art war, und ungefähr $24\frac{1}{2}$ Unzen wog deren 1,357,400 antraf. Die Anzahl in den Zungen (Sole) war groß, aber nicht mit der in den Schollen zu vergleichen. Eine, welche nicht viel unter

ein

ein Pfund wog, hatte etwas über 100,000, und eine andere von etwa 5 Unzen, 38,772 Eier. Um meine Beobachtungen weiter auszubreiten, untersuchte ich auch drei Arten Schalenfische, und zählte in einem Hummer, welcher mit der Schale $14\frac{1}{2}$, ohne dieselbe aber $10\frac{1}{4}$ Unzen wog, 7,227, und in einem andern von $2\frac{1}{4}$ Pfund, ausser der Schale von ungefähr $1\frac{3}{4}$ Pfund, 21,699 Eier. Ich gab mir gar die Mühe an etlichen Garnaten (Shrimps) alle Eier Stück für Stück zu zählen, und fand an einem von $17\frac{1}{2}$ Gran 3,057, an einem andern von 31 Gran 4,090, und an einem dritten von 39 Gran 6,807 Eier. Diese Fruchtbarkeit übertrift, in Betracht der Kleinheit des Thieres, noch die der Hummer; aber keins von beiden ist mit den Krabben zu vergleichen. Denn der Leich einer großen von etwa $1\frac{1}{4}$ Pfund wog 687 Gran, die Eier waren eben so klein, und hiengen so fest zusammen, daß ich sie nicht wohl zählen konnte; indessen läßt sich aus dem Gewichte des ganzen Körpers und der Feinheit der Eier schliessen, daß ihrer eine ungeheure Menge seyn müsse, und ich urtheilte nach einem rohen Ueberschlag, daß man über eine Million rechnen könne. Wenn ich in meiner vorhin geäusserten Meinung nicht irre, daß nämlich gewisse Arten die zur völligen Größe gelangten Eier ausleichen, ehe die übrigen, welche in selbigem Jahre auch ausgeleget werden sollen, so

groß geworden, daß sie deutlich können gezählet werden: so muß dasjenige, was wir von der Fruchtbarkeit dieser Fische wissen, noch sehr unvollkommen seyn. Dies muß besonders bei den Makarelen, Karpfen, Schleien und einigen andern, seine Wahrheit haben; bei den Heringen ꝛc. bemerket man keine solche Verschiedenheit der Größe in den Eiern. Ich hatte mich auch überredet, daß die Größe der Eier in großen und kleinen Fischen derselben Art und in derselben Jahrszeit einerlei ist, und daß die Quantität des Fischleichs gemeiniglich in ziemlich genauem Verhältnisse mit der Größe des Fisches stehe; und daher ließe sich die höchste Fruchtbarkeit einer jeden Art so ziemlich bestimmen, wenn man wüßte wie groß sie wachsen können so lange sie zum Leichen geschickt sind: wir könnten daher auch eine mittlere Zahl ihrer Brut angeben, wenn wir wüßten, welches die mittlere Größe jeder Art in ihrem gebährensfähigen Stande sey. Bei dem allen würde dies doch keine allgemeine noch zuverläßige Regel ausliefern, weil einige Fische viel fruchtbarer als andere von derselben Größe und Art sind.

Schließlich ist die große Fruchtbarkeit der Fische nicht das einzige, was uns in Verwunderung setzet, sondern der wißbegierige Beobachter erstaunet auch, wenn er die ungemeine Ungleichheit ihrer Größe alsobald nach dem Ausbrüten und nach erlangten

langten völligem Wachsthum, nicht weniger das geringe Verhältniß zwischen der Größe der Fische verschiedener Arten und ihrer Eier in Betrachtung zieht. Das Ei eines Stints, welcher völlig erwachsen, nur zwo bis drei Unzen wiegt, war in denen die ich untersucht habe, größer als das Ei eines Kabeljaus, welcher 18 bis 20 Pfund schwer war, und noch einmal so groß hätte wachsen können. Das Ei einer Stachelstange, des kleinsten von allen bekannten Fischen, war über sechsmal so groß als das größte, welches ich je in einem Stint gesehen. Wo diese erstaunliche Menge junger Fische endlich hinkomme, und warum einige Arten, besonders die Scholle und Krabbe, so erstaunlich sich vermehren, sind Fragen deren Erörterung überaus vergnügend seyn würden. Ich habe nicht Gelegenheit genug, mich mit solchen Untersuchungen zu befassen.

XV.

Bremische Kirchen- und Litteratur-Neuigkeiten.

I.

Im verwichenen Jahre den 16. des Weimon. legte Hr. Friedrich Johann Arnold Schumacher, der h. Schr. D. und erster Prediger bei der hiesigen Gemeine zu S. Ansgarii, sein Amt, welches er 38 Jahr mit Treu und Eifer, und zu vieler Seelen Erbauung verwaltet hat, mit einer feierlichen Rede aus 5 B. Mos. XXX, 19. 20. nieder. Er wurde im J. 1730. den 31. Weinmon. in die Stelle des berühmten Hrn. Fried. Ad. Lampen, als dritter Prediger an diese Gemeine berufen. Das Primariat hat er seit dem Anfange des J. 1742. bekleidet.

An dessen Stelle wurde in dem jetzigen Jahre zum Pastor Primarius erwählet sein Herr Bruder, bisheriger zweiter Prediger, Hr. D. Herrm. Henr. Schumacher: zum dritten Prediger aber Hr. David Bake aus Bremen, bisheriger Prediger

zu

zu Münden im Hannöverischen; welcher sein Amt den 20. Aug. mit einer Rede über Ephes. VI, 19. antrat.

Nachdem auch die Stelle eines französischen Predigers in unserer Stadt einige Jahre, seit dem Absterben des Hrn. Pelisson, unbesetzt geblieben war; so hat ein hochweiser Rath für gut befunden, dieselbe wieder zu besetzen. Es wurde nämlich Hr. **Philipp Ludwig Buch**, Lehrer der Meßkunst und französischen Sprache bei dem hiesigen Pädagogio, den 12. Jänner dieses Jahres zugleich als französischer Prediger berufen. Worauf derselbe seine Antrittspredigt den 28. März über Ps. LI, 17. vor einer zahlreichen und ansehnlichen Versammlung hielte.

II.

Am 4. Jun. des verwichenen Jahrs hielt der Studiosus Theologiä, Hr. **Johann Nikolaus Tiling**, ein würdiger Enkel unsers ehemaligen großen Gottesgelehrten, Fr. Ad. Lampens, auf dem theologischen Hörsaal eine wohl gewählte und ungemein gut ausgearbeitete Vorbereitungsrede vor der Communion der hohen Schule: de emendata morum facie, terrarum orbi per religionem Christianam inducta, ceu nobili pro illius doctrinae et veritate argumento.

Die

Die Einladungsschrift zu Anhörung dieser Rede ist: Obseruationes Philologicae de titulo Rex Magnus apud veteres gentes, quibus ad orationem S. coenae inuitatoriam d. IV. Iunii MDCCLXVIII. in Auditorio theol. habendam -- -- inuitat *Ioh. Phil. Cassélius*, Publ. Eloq. et Litt. hum. Prof. 1 Bog. in 4. Der Ausdruck Matth. V, 35. wo Jerusalem genannt wird die Stadt eines großen Königs, giebt dem Hrn. Prof. Anlaß §. 1. zu bemerken und mit Beispielen zu bestätigen, daß dieser Titel den alten morgenländischen Beherrschern häufig beigeleget worden. §. 2. Er vergleicht hiemit die Stelle Hebr. XIII, 20. woselbst Christus der große Hirte der Schaafe genennet wird. Denn da eine große Aehnlichkeit zwischen Hirten und Königen sich findet; so werden die Könige auch oft Hirten, oder Hirten der Völker genannt. Selbst der allgemeine Name der ägyptischen Könige, Pharao, soll nach dem Vitringa nichts anders als einen Hirten bedeuten. Endlich wird §. 3. der morgenländische Ehrentitel König der Könige, als gleichbedeutend mit jenem, großer König, betrachtet, und aus vielen Stellen der heiligen und Profanscribenten erläutert.

Am 17. des Winterm. desselben Jahrs brachte bei demselben Anlaß der Hr. D. **Nonnen** folgende Streitschrift auf den Katheder:

Dispu-

Disputatio theologica, pandens doctrinam Apocalypseos de statu animarum separatarum, NICOLAI NONNEN. S. S. Th. Doctoris &c. Defendente *Iohanne Iken* Brem. S. Th. cult. 4 Bogen.

Es wird verschiedentlich geurtheilet, ob und wie fern die Untersuchung des mittleren, oder abgesonderten Zustandes der Seele nach dem Tode rathsam sey. Einige glauben, daß weder aus der Vernunft noch der h. S. sich etwas Zuverläßiges davon herausbringen laße. Andere halten es für einen Vorwitz, der nicht nur eitel, sondern auch dem Glauben von der Seelen Unsterblichkeit gefährlich, und bequem sey, uns zum Irrthum vom Seelenschlafe zu verleiten. §. 1. 2. Der Hw. Verfasser urtheilet aber, daß es so wenig verwegen als gefährlich sey, den Zustand der Seelen zwischen ihrer Trennung vom Leibe und Wiedervereinigung mit demselben etwas sorgfältiger nachzuforschen; da die Kenntniß dieses Zustandes so wohl in der h. S. gegründet als auch von vielfältigen Nutzen ist. Sie rettet uns aus mancherlei Verwirrung, zerstreuet die Einbildung vom Seelenschlafe, wafnet uns gegen den Irrthum von der Seelenreinigung nach dem Tode, und giebt dem fruchtbaren Begriffe von der Verbindung des sittlichen Zustandes der Frommen in diesem Leben, mit dem im zukünftigen mehr Licht und Gewißheit. 3. 4.

Dies

Dies zum voraus angemerket, wird behauptet, daß die Hauptabsicht der Offenbarung Joh. sey, die Regierung des Erlösers über die abgeschiedenen Seelen zu beschreiben 5. *). Zwar wird auch in andern Theilen der h. S. obwohl etwas dunkler davon geredet: in welcher Absicht aus dem A. T. die Stellen 2 B. Mos. III, 6. verglichen mit Matth. XXII, 32. 1 B. Mos. XXV, 8. 1 B. Mos. XLIX, 29. Ps. XVII, 15. Hos. XIII, 14. und aus dem N. T. Luc. XXIII, 43. und Phil. I, 23. beleuchtet und aus diesem Grundsatze vollständiger erkläret werden. Besonders wird aus der Parabel vom Lazarus gezeigt, daß 1. die abgeschiedenen Seelen sich ihrer selbst und anderer Dinge bewußt sind: 2. daß sie sich des Zustandes ihrer hienieden Hinterlassenen erinnern, und derselben Unglück bedauren, 3. daß sie die Glückseligkeit derer die wohl leben kennen: 4. daß die selig Verstorbenen sich in der Gesellschaft anderer Seligen befinden. 6. 7. 8. 9. Indessen wird diese Sache viel deutlicher in der Offenbarung Joh. vorgetragen. Wenn man die beiden Stellen Kap. XIV, 13. und VI, 9. 10. 11. genauer betrachtet; so ersiehet man daraus, daß die abgeschiedene Seelen leben, und sich ihrer selbst und gewisse Dinge ausser sich bewußt

*) Dies hat der Hr. V. schon in einer andern Abhandlung, strictvrae hermeneuticae in VII epistolas apocalypticas, gelehret. Siehe N. Brem. Mag. B. II. St. 3. S. 619.

bewußt sind; daß sie ein gesellschaftliches Leben führen, daß sie sich in der Anrufung Gottes vereinigen; daß sie von der Regierung Gottes in dieser Unterwelt einige Dinge wissen, einige aber nicht wissen, und daß ihrer Gesellschaft ein feierliches rechtfertigendes Urtheil angediehen, welches die ihnen gegebene weissen Kleider zu erkennen geben. 10. 11. Was aber das vornehmste ist, so giebts in der Offenbarung Stellen, worin die Sache nicht etwa kurz und als im Vorbeigehen berühret wird, sondern ganze gesellschaftliche Verhandlungen der abgeschiedenen Seelen ausführlich beschrieben werden. Dergleichen ist Kap. IV. und V. Hier kommt eine Versammlung vor, welche weder aus Gliedern der noch auf Erden streitenden Kirche, noch aus Verherrlichten nach der Auferstehung bestehen kan. Aus Kap. V, 8. wird es wahrscheinlich, daß in diesem Gesichte auf die Passafeier der Israeliten in der Wüste gezielet werde. 12. Dieser Versammlung ist die Kap. VII, 9. folg. sehr ähnlich. Die Seligkeit, welche vs. 15. 16. 17. beschrieben wird, ist zu vollkommen für Gläubige auf Erden: auch kan das Gesicht nicht auf Dinge gehen, die nach der Vollendung der Zeiten geschehen werden, weil alles sich zwischen Eröfnung des 6. und 7. Siegels zugetragen. Die Verschiedenheit beider Gesichter besteht vornämlich darin, daß jene Versammlung aus den Nachkommen der Patriar-

triarchen, diese aber aus gläubig gewordenen Heiden besteht, und bei jener auf das Passa, bei dieser auf das Laubhüttenfest, wie sich aus den Palmen vs. 9. schließen läßt, angespielet wird. 13. Daß in der großen Versammlung, Kap. XIV. die 144,000 selige abgeschiedene Seelen seyn, erweiset ausser allen übrigen Umständen der 5. Vers. Daß aber dieser Auftritt Dinge vorstelle, die noch vor dem jüngsten Tage sich zutragen sollten, erkennet man aus der Botschaft des Engels mit dem ewigen Evangelio an die Einwohner der Erde. 14. In dem Gesichte Kap. XV. 1-4. ist eine Weissagung von Bekehrung der Heiden, vs. 4. folglich sind die Sänger am gläsernen Meere verstorbene Heiligen, deren Leiber noch nicht auferwecket worden. Die Anspielung ist auf 2 B. Mos. XV. Eben so klar redete das Gesicht K. XIX, 1-9. von abgeschiedenen Seelen im mittlern Zustande 15. Man pflegt zwar in der Offenbarung zuweilen unter Himmel die innerliche, und unter Erde die äusserliche Kirche zu verstehen; allein beide Worte sind in diesem Buche fast immer in ihrer eigentlichen Bedeutung aufzufassen. Und daher erkennet man, daß Gott seine vorhabende Veränderungen in der streitenden Kirche, den Geistern der vollkommenen Gerechten durch Engel bekannt mache, wovon unter andern der Engel mit dem ewigen Evangelio ein Beispiel ist: woraus zugleich erhellet, auf welche

Art

Art jene zur Kenntniß dessen was auf Erden vorgeht, gelangen. Dies ist demnach der Hauptzweck des ganzen Buchs, wie derselbe auch aus K. I, 11. folg. vornämlich vs. 18. zu ersehen ist. 16-18. Die ganze Abhandlung endiget sich mit diesen Anmerkungen: Die Offenbarung Johannis redet ausführlicher von dem Zustande der selig Verstorbenen als der Unglückseligen. Sie handelt vornämlich von den öffentlichen Geschäften jenes Reiches, dessen Schlüssel der erhöhete Heiland trägt. Es giebt unter den seligen Geistern verschiedene Ordnungen: Märtyrer, Bekenner, Versiegelte, Priester, Leviten, Gesellschafter der Apostel und Propheten. In jenem Reiche Christi haben verschiedene Abwechselungen, deren viele von den Veränderungen der Kirche auf Erden abhängen, Platz. Auf die Frage: ob die abgeschiedene Geister mit einem materialischen Werkzeuge versehen seyn, wird geantwortet: daß dieselbe durch 2 Cor. V, 1. wo dem irrdischen Hause der Hütte, der nicht mit Händen gemachte Bau entgegen gestellet wird, könne entschieden werden.

Die bei dieser Gelegenheit gewöhnliche orationem parasceuasticam hielt den 19. des Winterm. mit besonderm Beifall Hr. **Christian Nikolaus Roller**, der Gottesgel. Beff. de filio Dei, heroe consummatissimo, fortia patiendo, salutis aeternae vindice.

Zu welcher Rede dessen Hr. Vater durch einen gedruckten Anschlag von 12 Quartseiten einladete, welcher den Titel hat: Par heroum illustre, illustri heroum nomine minus dignum, recenset -- -- -- oratoris pater *Ioan. Nic. Rollerus*, hum. litt. poëseos maxime Prof. publ. Alexander und Julius Cäsar sind die berühmten Männer, denen der Hr. V. die Heldenmaske mit grosser Geschicklichkeit abziehet. Und so erscheinen unter ihrer wahren Gestalt, der erste als ein glücklicher Räuber fremder Länder, der andere als ein ungetreuer und verrätherischer Bürger, und als ein tyrannischer Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlandes. Der Hr. Prof. hat sein Sujet sehr wohl bearbeitet, und in einer zierlichen und echten römischen Schreibart eingekleidet. Wir wünschen mehr dergleichen Abhandlungen von ihm zu lesen.

Zu einer Vorbereitungsrede, die der Stud. Theol. Hr. Henr. Müller den 24. Jun. dieses gegenwärtigen Jahrs hielt, de viis prouidentiae diuinae in regimine huius mundi absconditis, ladete der Hr. Prof. Cassel mit einem gedruckten Anschlag auf einem Bogen in 4. ein: welcher betitelt ist: Antiquaria de sacrificiis porcinis in cultu deorum veterum. Sectio I. Dem Jupiter und dem Neptun wurde unter andern Opfern auch ein Eber geschlachtet: der Juno eine Sau. Der Venus opferten die Argiver und Cyprier ein

männ-

männliches Schwein, oder eine Sau. Andere Völker aber glaubten, dieses Thier wäre der Venus, wegen des durch ein Schwein getödteten Adonis, äusserst verhaßt; und durften es daher in ihren Tempel nicht bringen.

In des Gymnasii Buchdruckerey ist fertig worden: Monimentum pium piis manibus Seren. Princ. Domini FRIDERICI MICHAELIS Comitis Pal. ad Rhen. Ducis Bav. &c. nec non auspicatissimo Augustiss. et Potent. Princ. Domini FRIDERICI AVGVSTI S. R. I. Archimareschalli et Electoris cum Seren. Friderici Filia, Princ. MARIA AMALIA AVGVSTA Com. Pal. ad Rhen. &c. (connubio, welches Wort durch einen Druck- oder Schreibfehler ausgelaßen worden) in libera S. R. I. ciuitate Bremana -- -- -- publice excitatum opera et praeconio *Ioan. Hermanni Eymann* Phil. et Med. Stud. Bremae cIↃ IↃ CCLXVIII. 2 Bog. in Fol. Es ist eine wohl gesetzte, und in zierlichen und fliessenden Versen abgefaßte Rede, welche von den Fähigkeiten des Hrn. Eymann einen vortheilhaften Begriff geben, und ins künftige vieles von ihm hoffen läßt.

Die Einladungsschrift von 1. Bogen in Folio ist gleichfalls in gebundener Rede, und hat wiederum den Hrn. Roller, öffentl. Lehrer der Dichtk.

zum Verfasser; dessen glückliche Muse unserer Anpreisung nicht erst bedarf, da er sich schon längst durch eine Sammlung seiner lateinischen Gedichte dem Publiko auch von dieser Seite auf die rühmlichste Weise bekannt gemacht hat.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, folgende Schrift nachzuholen, obgleich sie schon im J. 1765. herausgekommen ist. Sie ist von dem würdigen Sohn des jetzt gedachten Hrn. Prof. Roller, und hat den Titel: Oratio solemnis metri legibus adstricta, Regiis Seren. Potent. atque Inuictissimi Romanorum nunc Imperatoris IOSEPHI II. ornamentis et nuptiis sacra: quam quidem, cum paullo post acceptum Regis Romanorum Diadema Electoralem Caesarei sanguinis Principem MARIAM IOSEPHAM, vtriusque Bauariae et Palatinatus Sup. Ducem. &c. matrimonio sibi iunxisset, Nonis Febr. cIↃ IↃ CCLXV. recitabat *Christian. Nicol. Rollerus*, S. S. Litt. et Mathes. cultor. 32 Seiten in gr. 4. Dieser junge Dichter zeigt ein ungemeines poetisches Genie, und trit also in die Fußstapfen seines Vaters. Er verdient desto mehr Lob und Aufmunterung, oder vielmehr sein Beispiel dient destomehr andern zur Aufmunterung und Nachfolge vorgestellet zu werden, je mehr der Geschmack an der alten Litteratur überhaupt sich zu unsern Zeiten verloren hat, und die echte latei-

lateiniſche Dichtkunſt insbeſonder ziemlich vernachläßiget wird. Um eine Probe ſeines Ausdrucks zu geben, ſchlagen wir auf, und leſen unter den Wünſchen für den Kaiſer und das Oeſterreichiſche Haus:

Intera ſolio, Rex maxime, maior auito
Adſueſce imperio ciues frenare paterno,
Atque ſalutiferis extendere nomina factis.
Te Pater Aeneas, Te Patruus excitet Hector,
Maiorumque decus! Te laurea Matris et ortus!
Ac veluti patriis ales Titania buſtis
Naſcitur, ac priſcae fugientia ſaecla ſenectae,
Membraque vernanti reparat longaeua iuuenta,
Iam capitis plus fulget apex; haec ocyus ortum
Reſpicit ac ſolis thalamos, iterumque renaſcens,
Inchoat auſpiciis primos melioribus annos:
Talis in auguſtos olim genitoris honores
Clarior exſurgas Proauis cum Coniuge Caeſar!
Sidera Ioſephi patriarchae numen adorant:
Et, Ioſephe, Tuum veneretur amabile numen
Finitimos referens et Sol et Luna Monarchas. &c.

Das übrige verſparen wir ins nächſt folgende Stück.

XVI.

Fortgesetzte Anzeigen, Auszüge und Beurtheilung der Neuen Englischen Bücher vom Jahre 1768.

Makarony fables; with the new fable of the bees. In 2 Cantos. Addressed to the Society: by Cosmo methogelastic professor and F. M. S. 2 S. 6. d.

Es sind politische Fabeln, in unregelmäßiger Versart. Doch fehlts ihnen nicht an guten Einsichten, Witz und Laue.

Theatrical entertainments consistent with Society, morality and religion, in a letter to the author of *the stage the high road to Hell.*

Diese kleine Schrift ist den Herren Garrick und Colman zugeschrieben, und hat keinen andern Fehler, als daß sie überflüßig ist, da der schwache Mann, dem sie entgegen gesetzt ist, schon längst vergessen worden.

The

The contraſt, or the dying profligate and the dying Chriſtian; in 2 poetical eſſays. 6 d.

Dies kleine Werk ſcheint der Ausbruch eines guten Herzens und geſunden Verſtandes zu ſeyn. Obwohl der Verfaſſer nicht unter die Dichter vom erſten Rang gehört, iſt doch ſeine Verſification mehrentheils glücklich, wenn ſchon nicht all zu nervicht.

The birth of the Ieſuits, a poem in 3 books. By George Marriott. 2 S. 6 d.

Hr. M. ein ſehr guter Dichter, ſcheint vornämlich zur Abſicht zu haben, ſich als einen Eiferer für die Proteſtantiſche Orthodoxie zu zeigen. Er richtet die ganze Kraft ſeiner Muſe gegen die Römiſche Kirche, über deren Verfolgungsgeiſt er mit einem edlen Unwillen die bitterſten Klagen führet. Obwohl wir ihn indeſſen nicht unter die gar mittelmäßigen Dichter ſetzen, iſt er doch zuweilen unvergeblich nachläßig im Sylbenmaaße, und fällt wohl gar einmal in den Schlaf.

What countries wasted! wealthy towns undone!
Empires betray'd! and lofty towers o'erthrown!

Iſt ein wunderlicher Klymax. Erſt ganze Länder verheeren, und dann Städte ſchleifen; nach dem

Umsturz eines Reiches, einen Thurn fallen laßen, giebt einen Mann zu erkennen, der die Grundregeln der Dichtkunst nicht vollkommen inne hat.

Thoughts, Essays and maxims, Chiefly religious and political. By Charles Howard esq. 2 S. 6 d.

Der Verfasser ist, wie wir nicht anders wissen, der muthmaßliche Erbe des Herzogs von Norfolk; und wir sehen es mit Vergnügen, wenn Herren von solchen Glücksumständen die Wissenschaften lieben, und sich Ehre daraus machen, von ihren Landsleuten unter die Gelehrten gezählt zu werden. Giebt ihm gleich dieses Werk eben nicht einen Platz unter den vorzüglichsten unser Versuchschreiber, so hat es ihn doch genugsam gesichert, daß er nicht unter die schlechten darf gesetzet werden; und wenn schon seine Gedanken in nicht gar vielen Stellen etwas neues haben, so sind sie doch in den mehresten gründlich.

Critical dissertations on the origin, antiquities, Language, government, manners and religion of the ancient Caledonians, their posterity the Picts, and the British and Irish Scots. By Iohn Macpherson, D. D. minister of Slate in the isle of Sky. 4. 10 S. 6. d.

Ein

Ein vortrefliches Werk, welches sich eine schleunige Aufnahme in allen Büchersaalen der Gelehrten versprechen kan. Hr. M. widerlegt im Anfange einen allgemeinen Irrthum, der sich so lange behauptet hat, als ob die Schotten von den Irrländern abstammeten, und wir glauben, daß er seine Sache gut gemacht habe. Buchanan, obwohl selbst ein Hochländer, ist am unglücklichsten in der Ableitung des Namens Calydonia. Calden soll, nach ihm, in der Celtischen Sprache eine Haselstaude bedeuten (welche doch nicht Calden, sondern Caultin heißt) und daher der berühmte Caladonische Wald seinen Namen trage. Dr. Lloyd leitet das Wort mit eben so wenig Grund her von dem Brittischen Cilydien, angrenzende, weil ihr Land an das Römische Gebiet grenzte: denn diese Grenzen sind oft und sehr abgeändert worden. Camden will es von dem Brittischen Kaled, hart, rauh, herholen: woher im Plur. Caledien, d. i. ein rauhes ungesittetes Volk. Dieses hat bisher meinen Beifall gehabt, und ich habe dabei angemerket, daß in der Brittischen und Celtischen Sprache In oder Yn ein Land, und das Verkleinerungswort Innis eine Insel bedeutet; welchergestalt Caledin ein rauhes bergichtes Land zu erkennen gäbe, welches auch gerade das Wort Alba, womit die Hochländer sich noch bis diesen Tag von den andern Schottländern unterscheiden,

zu erkennen giebt. *) Ich gestehe aber, daß die Ableitung des Hrn. Macphersons, der die Oßianische Gedichte übersetzet hat, weit natürlicher ist. Er sagt, die Hochländer nennen sich Cael, und ihr Land Caeldock, d. i. das Land der Cael oder Celten. Dies haben die Römer durch Versetzung des Buchstaben L, und Veränderung des rauhen CH in ein N. in Caledonia verwandelt. -- -- Tacitus theilt die Einwohner in 3 Klassen, die Caledonier, Silurer, und diejenigen, welche auf der Küste Gallien gegen über wohnten, und bemühet sich, den Ursprung dieser 3 Nationen auf dem festen Lande auszuspüren. In Absicht auf die Caledonier schließt er aus ihrer Statur, und der Farbe ihrer Haare, daß sie von den Deutschen abstammen. Man muß gestehen, daß diese beiden Eigenschaften die Sache noch lange nicht erweisen; indessen giebt es noch viele andere Gründe, welche die Meinung dieses Geschichtschreibers bestärken. Diese Hat Hr. M. in einer diesem Werke angehängten Abhandlung, unter der Aufschrift: A parallel between the Caledonyans and ancient germans

*) Dies soll in der Folge dieser Abhandlungen erwiesen werden. Ich zweifle darum auch nicht, daß das griechische Calydonia, welches, wie Strabo bezeugt, voll hoher Berge ist, eben daher stamme. Homer giebt der Hauptstadt Calydon den unterscheidenden Beinamen, Felsicht. Iliad. XI. vs. 640.

germans, zusammen getragen, und dem Urtheil des Publikums übergeben.

An Essay upon prints, containing remarks upon the principles of picturesque beauty, the different kind of prints and the Characters of the most noted masters; illustrated by criticisms on particular pieces; to which are added some cautions that may be useful in collecting prints. 8. 3 S.

Dies ist ein schönes Werk, dessen Durchblätterung keinen Liebhaber der Kupferstiche gereuen wird. Einen Auszug davon siehe im N. Br. Mag. Th. II. St. 3.

A full and plain account of the gout from whence will be clearly seen the folly or baseness of all pretenders to cure it. &c. By Ferdinando Warner, L. L. D. 3 S. 6. d.

The gout. Extraordinary cases in the head, stomach and extremities, with physical and chirurgical remarks and observations &c. by Richard Ingram, man-midwife, late Surgeon to the 1 Reg. of Dragoons.

The entanglement; or the history of Miss Eleonora Frampton, and Miss Anastatia Shaftoe. 2 Voll. 5 S.

Clemen-

Clementina, or the history of an Italian Lady, who made her escape from à monastary for the love of a Scotsch Nobleman.

Chohelet, or the Royal preacher. A poem. inscribed to the King. 4. 6 S.

Eine poetische Uebersetzung des Predigers Salomons, welche Zweifels ohne viele Gottsfürchtige Leser erbauen wird.

Conversation, a poem. B. E. Lloyd. 2 S. 6 d.

Diese Schrift ist vielmehr eine satyrische Beschreibung der verschiedenen Arten, womit man die edle Zeit verdirbt, welche man durch Unterredungen sich zu Nutze machen könte, als der Fehler der Unterredungen. Der Verfasser hat den plötzlichen Einfällen seiner Einbildungskraft zu sehr nachgehänget, und zu wenig Richtigkeit und Methode beobachtet. Hätte er Regeln der Unterredung gegeben, dieselbe durch Beispiele erläutert, und die Fehler, welche von denen begangen werden, die sonst zur Unterredung aufgelegt sind, aufgedeckt: hätte er dieses mit der Lebhaftigkeit und Laune gethan, welche er sonst zeigt, so würde er dem Publikum ein schätzbares und angenehmes Geschenk gemacht haben.

Britannia, a poem. with historical notes. Inscribed to the King, Queen &c. 1 S. 6 d.

Eine

Eine trockne Berührung etlicher wichtigen Vorfälle in der Englischen Geschichte, in erträglichen, doch zum Theil widersinnischen fünfsylbigen Jamben.

A distinct and compleat view of the Revelation of St. Iohn; evidencing in the cleareſt manner-the riſe an progreſs of papal tyranny, -- with the deſtruction of Rome &c. By Theodore Delafaye, A. M. Rector ..

Eine aufgewärmte Coccejanerei.

The Royal merchant. An opera founded on Beaumont ad Fletcher, as it is performed at the theatre in Covent-garden.

So unglücklich dieſes Schauſpiel bei der Vorſtellung war, ſo viele Verdienſte hat es doch. Dies hat den Verfaſſer bewogen, den Verſuch zu machen, ob es durch die Verſchönerung der Muſik ſich allgemeinen Beifall erwerben würde. Im Kabinet wird es gewiß vergnügen. Die lyriſche Poeſie, welche der Muſik wegen darin angebracht worden, iſt ſo ſchön, als man ſie in ſolchen Gelegenheiten geſehen hat.

The hiſtory of aſtronomy, with its application to geography, hiſtory and chronology; occaſionally exemplified by the globes. By George Coſtard, M. A. Vicar of Twickenham.

Dies

Dies Werk ist wohl ausgeführt, zeigt eine große Belesenheit und Gelehrsamkeit des Verfassers, und kan allen jungen Leuten, die sich auf die Erdbeschreibung und Sternkunde legen wollen, ungemeine Dienste thun. Es ist sauber gedruckt, und die dem Texte einverleibten vielen Figuren sind von des Druckers eignen Hand sehr nett gestochen.

The history of the Life of Gustaphus Adolphus, K. of Sweden. By Walter Harte M. A. 11 Volls. 8. 12 S.

Letters of the right Hon. Lady Iane Douglas. 3 S.

A Review of the venereal disease and its remedies. By William Fordyce, Surgeon. 2 S.

An essay on Logarithms. By Andrew Reid, esq. 5 S.

Remains of Iaphet. By Iames Parson M. D. 4. 1 L. 1 S.

Medical observations and inquiries. Vol. 3.

Patriotism, a political Satyre. 2 S.

Letters to married women. 3 S.

The force of nature: or the history of Charles Lord Somers. 11 Vols. 5 S.

Five letters on several subjects religious and historical. By Benj. Pye L. L. B. 1 S. 6 d.

The Captain in love; a tragi-comical novel 11 Vols. 4 S.

Barford Abbey, a Novel in a series of letters. 11 Vols. 5 S.

The art of Knowing Mankind. 3 S.

The Vanity of human withes; or the history of Sar Iames Scudamore. 11 Vols. 5 S.

The compleat dictionary of arts and sciences, in which the whole circle of human learning is explained. in fol. III Vols. 4 Guinees.

Die theologischen, philosophischen und kritischen Artikel dieses Wörterbuchs sind von Temple Henry Croker, Kaplan des Grafen von Hillsborough: die mediciniſchen und damit verwandten, von Thomas Williams, M. D. die mathematischen von Samuel Clarke, und alle übrigen von sehr geschickten Händen ausgearbeitet. Hundert funfzig Kupferstiche zieren das Werk. Es ist dies die zweite Ausgabe, wovon wöchentlich 3 Bogen mit einer Kupferplatte zu 6 D. herauskommen. Man hat den 23. Jänner 1768. den Anfang damit gemacht. Verlangt jemand es mit einem male ganz zu haben, so giebt er für ein sauber eingebundenes Exemplar 4 Guineen.

Paraclesis, or consolation deduced from natural and revealed religion. 5 S.

An

An inquiry into the reasons for and against in closing the open fields. 1 S.

The goodnatured man; a Comedy, as it is acted at Covent-garden. By Oliver Goldsmith. 1 S. 6 d.

False delicacy, a Comedy, as it is acted at Drury Lane. By Hugh Kelly.

An apology for the catholicks of Great-Britain and Ireland, humbly offered to the King and both houses of P. 2 S. 6 d.

Ferney, an epistle to Mr. de Voltaire. By George Keate esq. 4. 1 S.

Hr. K. ist der wohlbekannte Verfasser verschiedener witziger Schriften, und macht in diesen Blättern dem großen Schriftsteller, an welchen sie gerichtet sind, ein sehr artiges Kompliment.

Miscellaneous poems, written by a Lady, being her first attempl. 3 Vols. 12.

Wir hoffen, diese Dame werde diesen ersten Versuch ihren letzten seyn laßen. Die Gedichte füllen nur einen Band aus, wo die zusammengereihete Zeilen den Namen der Gedichte verdienen. Die beiden andern enthalten eine Art Notellen, welche wohl niemand lesen wird, als wer es zum Dienste des Publikums thun muß.

Bribery and corruption; or the journey to London: alias the Oxonians in Town, at Windmill college assembled. 4. 1 S.

Dieses

Dieses bezieht sich auf den bekannten Vorfall mit dem Oxforder Magistrat.

Historic doubts of the life and reign of K. Richard III. By Horace Walpole. 1 Vol. 4. 5 S.

Der Hr. W. bemühet sich, diesen König, der bisher ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus, und eine Materie der Tragödien gewesen, zu entschuldigen. Seinen schnöden Lasterthaten, der Ermordung Edwards; Prinzen von Wales, Henrich VI. Sohns; 2. Henrichs des VI. selbst; 3. seines Bruders Georgs Herz. von Clarence; 4. der Todesstrafe von Rivers, Gray und Vaughom; 5. imgleichen des Lords Hostings; 6. der Ermordung Edwards V. und dessen Bruders; 7. seiner eignen Königl. Gemalin wird hier eine Farbe angestrichen; wie glücklich, mag der Leser urtheilen.

Amabella, a poem, by Mr. Ierningham. 4. 1 S.

Eine junge Frauensperson, welche die Zustimmung ihrer Verwandten zur Heirath mit einem Officier nicht erhalten konnte, ließ sich zu einer geheimen Trauung mit derselben bereden. Dies geschahe den Tag vor seiner Abreise zur Armee auser Landes, bei welcher er in einer Schlacht blieb. Das Gedicht ist nur mittelmäßig.

An account of a Series of experiments inſtitutes with a riew of aſcertaining the mort ſuccesful method of inoculating for the ſmollpox. By W. Watſon. M. D. S.

Hier werden nicht nur die Herren Aerzte vieles das ihrer Aufmerkſamkeit werth iſt, ſondern auch die, welche nicht von dieſer Profeßion ſind, Verſuche antreffen, welche ihrer Wißbegierde angenehm ſeyn werden.

An Eſſay on the future life of brute creatures. By Richard Dean, Curate of Middleton. II Voll. 12. 4 S.

Viele geſunde Vernunft und Menſchlichkeit enthalten dieſe beiden kleinen Bände. Man ſagt zwar, daß man den Verfaſſer für das geiſtliche Gericht deswegen ziehen werde, wir ſehen aber keinen Grund davon in dieſem Buche. Er ſagt unter andern: Nunmehr wird der Leſer genugſam überzeuget ſeyn, daß die unvernünftigen Thiere etwas mehr als bloße Maſchinen ſind, und etwas Denkendes in ſich haben, welches der Grund ihrer Handlungen iſt. Iſt dem alſo, ſo müſſen ſie ganz anders als Maſchinen behandelt werden. Wenn der Menſch ſich ihrer Fähigkeiten bedienen will, muß er mit ihnen umgehen, als mit Weſen, die der Belehrung und Verbeſſerung fähig ſind, und nicht bloß Gewalt und Strenge gebrauchen. Er

muß

muß bedenken, daß, wie die Thiere durch des Himmels Verordnung ihm untergeben sind, er sie als Geschöpfe ansehen müsse, die seinem Schutze anvertrauet worden; nicht aber um sie zu quälen und zu martern. Ein Thier, dessen Leben Gott in unsere Hand gegeben hat, zu martern, ist etwas schnödes, eine Niederträchtigkeit, welche wahre Ehre verbietet. Thut jemand es aus Muthwillen, so ist er ein Narr und Praler; thut er es zur Lust, ist er gar ein Ungeheuer.

The adventures of Oxymel Classic, esq. II Voll. 8. 5 S.

Es vergnüget uns, daß die Erzählung mit diesen beiden Bänden sich noch nicht schliesset: Denn obschon verschiedene gemeine Dinge darin vorkommen, so blicken doch Merkmale eines über unsre gemeine Novellisten ziemlich erhöheten Genies daraus hervor.

Poems ludicrous, satirical and moral. By W. Kenrick. I Vol. 8. 3 S. 6 d.
Sehr schlecht.

Essays medical and experimental on several subjects. By Thomas Percival. M. D. F. R. S. 3 S. 6 d.

The unexpected Wedding. A Novel. 2 S. 6 d.

On various chirurgical subjects. By B. Gooch Surg. 2 Voll. 8. 14 S. bound.

The ontlines of a new commentary on Salomou's Song. 5 S.

Poems upon various subjects, Latin and English. By Isaac Hawkins Browne esq. 4 S.

The adventures of Miss Beverly. II Voll. 5 S.

The Siege of the Castle of Aesculapius, an heroic comedy. 1 S.

Schnakisch, witzig und wohl gegeben.

An account of Corsica: the journal of a tour to that Island and memoirs of Pascal Paoli. By Iames Boswell, illustrated with a new and accurate map of Corsica. 8. I Vol. 6 S. bound.

Einen starken Auszug aus diesem merkwürdigen Buche kan der Leser in dem I. St. des III. B. des N. Br. Mag. erwarten.

The poetical works of Lady montaigue. 2 S.

Obschon dieser kleine Band nichts, was nicht schon vorhin gedruckt worden, zu enthalten scheint, ist man doch dem Ausgeber Dank schuldig, daß er die zerstreueten Stücke einer so feinen Schriftstellerinn zusammen gebracht, und in demselben Format als ihre Briefe drucken laßen. Man findet hier

zwar

zwar hin und wieder kleine Nachläßigkeiten, welche zu erkennen geben, daß es das Werk einer Frauensperson ist: aber dagegen giebt es unzählige Schönheiten, welche ihre Urheberinn genugsam verrathen. Der Ausgeber sagt zwar, daß die 4 Stadtekloge, der Donnerstag oder die Bassettafel, von Popen sey, und nach einer durch seine eigne Hand gereinigten Abschrift abgedrucket worden: allein man hat Grund zu glauben, daß er sich irre. Das Stück hat überhaupt nicht das Popische Gepräge.

The articles of the church weighed - against the Gospel, and found wanting. By Ge. Williams. 1 S.

Der Verfasser stellet den Artikeln der Engl. Kirche Schriftörter entgegen, welches doch eine vergebliche Arbeit ist, weil der wahre Sinn solcher Schriftstellen erst muß ausgemacht werden. Sowohl diejenigen (sagt der Engl. Recensent), welche behaupten, die Artikel müssen verworfen werden, weil sie ihnen mit der H. S. nicht übereinzustimmen scheinen; als die, welche an der andern Seite die Artikel als eine allgemeine Richtschnur des Glaubens jedermann aufdringen wollen, weil sie dieselbe für übereinstimmend mit der H. S. halten, müssen, obwohl sie keine Päpstliche Autorität erkennen, doch den ungereimtesten von allen Päpstlichen Grundsätzen, die Unfehlbarkeit annehmen.

Poems, by Mr. Gray. I Vol. 8.

Dies ist fast nichts weiter, als eine neue Ausgabe der beliebten Werke des feinen Dichters.

An account of the manners and customs of Italy, with observations on the mistakes of Some travellers, with regard to that country. By Ioseph Baretti. 2 Voll. 8. 8 S.

Ein sehr unterhaltendes Werk, welches vornämlich zur Absicht hat, uns einen rechten Begrif von Italien zu geben, nachdem dasselbe uns von den neuesten Englischen Reisebeschreibern, insonderheit dem Hrn. Sharp, in einem falschen Lichte vorgestellet worden. Sharp hatte unter andern die Italienischen Cicisbei so vorgestellet, als ob ein allgemeiner offenbarer Ehebruch in jenem Lande herrschte. Baretti widerleget dieses als eine unverschämte Lästerung mit überzeugenden Gründen. Sehr merkwürdig ist es, was er von der Art, wie S. zu seinen Nachrichten gekommen, meldet. Sharp, sagt er, bekam in Neapel einen Bedienten, Namens Antonio. Dieser Mensch, welcher sich seiner guten Erziehung und großen Kenntniß der Welt und Sitten rühmte, und vorgab eben so gute Schauspiele als Goldoni geschrieben zu haben, war S. Orakel von welchem er die Gewohnheiten und Sitten der Italiener lernte. Denn wie S. die ganze Zeit seines Aufenthalts in Neapel, wo er

den

den größten Theil jener schmutzigen Nachrichten aufgesetzet, kränklich gewesen, so war sein feiner Antonio fast die einzige Person womit er sich unterredete. Mit demselben verschloß er sich des Abends in seinem Kabinet, und ließ sich von ihm alles was er wollte aufbinden. Wenn dieser erzählte, hatte jener die Feder in der Hand, und brachte so seine Reisebriefe zu Stande. Dies hat Antonio, welcher nachher nach England gekommen, selbst frey heraus sagt.

Travels through Germany &c. By Dr. Nugent. 2 Voll. 8. 12 S. bound.

Dies angenehme Werk ist in Briefen abgefaßt, und enthält besonders eine genaue Beschreibung der beiden Mecklenburgischen Herzogthümer Schwerin und Strelitz. Der Verfasser, welcher die Historie dieses Landes geschrieben, wurde mit vorzüglicher Höflichkeit empfangen, und hatte bei dem genauen Umgang mit den vornehmsten Herren Gelegenheit, das Genie, den Charakter und die Regierung beider Herzogthümer genau kennen zu lernen.

Lettres written by the late Ionathan Swift, and several of his friends, from 1710 to 1742, published from the originals -- by Dean Swift Esq. 11 Voll. being the 3 and 4. in 4.

Obwohl Briefe zwischen vertrauten Freunde, welche nicht zum Druck bestimmet gewesen, 1000 Kleinigkeiten enthalten müssen; so sind doch auch die Kleinigkeiten eines Mannes als Swift, aller Aufmerksamkeit werth, weil ein großer Geist seinen Charakter in den nachläßigen Augenblicken seines Herzens deutlicher zeigt, als wenn er seine Gedanken in sorgfältig überlegten Schriften der Welt vor Augen legt. Wir halten darum diese Nachlese der Swiftischen Briefe für ein wichtiges Geschenk das dem Publikum gemacht worden; zumal da sie unzählige Anekdoten berühmter Männer, deren geringere Handlungen von den Geschichtschreibern unbemerkt geblieben, enthalten.

The Companion for the fire-side, or winters evening's amusement &c. 1 Voll. 8.

Eine Sammlung bekannter Historien aus den Zeitungsblättern und andern periodischen Schriften.

The Summer-house; or the history of Mr. Morton, and Miss Bamstead. 2 Voll. 8. 5 S.

The happy extravagant; or memoirs of Charles Clairville, Esq. 2 Voll. 8. 5 S.

The distressd wife; or the history of Eliza windham. 2 Voll. 12.

Drei Novellen, welche den Liebhabern dieser Art Schriften willkommen seyn werden. Sie sind geschickt

geschickt jungen Mädchen frühzeitig eine Neigung zu Ehemännern beizubringen. Die letzte zeiget mehr von einem guten Herzen als einem Schriftstellertalent.

A sentimental journey through France and Italy. By Mr. Yorick. 2 Voll. 12. 5 S.

Dies ist der Anfang eines Werks, welches der Tod des Verfassers abgebrochen hat. Man weiß wie groß seine Talente und Laune gewesen. Ist 1768. übersetzet.

Family discourses, by a country Gentleman. 2 S. 6 d.

Lionel and Clarissa, a comic opera. 1 S. 6 d.

The woman of honour. III Voll. 7 S. 6 d.

Remarks and dissertations on Virgil, by the late Mr. Holdsworth. 4. 1 L. 1 S.

An auswer to Mr. Horace Walpole's late work, entitled: Historic doubts &c. by F. W. G. 3 S. 6 d.

Useful hints to those who make the tour of France, in a Series off letters, written from that kingdom, by Philip Thickness, Esq. 4 S.

Memoirs of a scoundeel, by an injured fair. II Voll. 5 S.

The Christian, a Poem in VI. books. By I. Cranwell. M. A. 5 S.

Sermons to Asses. 3 S. bound.

Eine Declamation gegen die Last der Taxen und Glaubensartikel.

Zenobia a new Tragedy. By Murphey. 1 S. 6 d.

Dieses Trauerspiel ist mit allgemeinem Beifall vorgestellet und aufgenommen worden. Obschon die Materie desselben schon von einem der besten so Französischen als Italienischen Schriftsteller, dem Crebillon und Metastasio bearbeitet worden, macht doch dies Englische Stück dem Genie des Hrn. Murphey viele Ehre, und muß als eine schöne Acquisition der Englischen Bühne angesehen werden. Zwar scheint der Charakter des Teribazus sich selbst nicht vollkommen gleich zu seyn, da er als ein offenherziger, tapferer und edelmüthiger Prinz, den Flaminius, seiner geliebten Zenobia Gemahl, der sich seiner Großmuth überließ, seinem Vater zu einem grausamen Tode überliefert; auch spielet Rhadamistus nur eine matte Rolle, indem er eine Erklärung vermeidet, zur Zeit da dieselbe am nöthigsten war: indessen ersetzen die vielen Schönheiten, nebst der angenehmen Versification, diese Fehler genugsam. Die Katastrophe ist recht meisterlich ausgeführet. Kurz, Zenobia ist ein

Trauer-

Trauerspiel von großen Verdiensten, und wird Zweifels ohne ein Lieblingsstück des Englischen Theaters bleiben.

„Wir haben davon einen ausführlichen Auszug „Seite 117 gegeben."

An essay on the principles of government, and on the nature of political civil and religious liberty. By Joseph Priestly. F. R. S. 1 Voll. 8. 3 S.

Ein scharfsinniges und gründliches Werk, wozu der Verfasser sich selbst Anlaß gegeben durch seine ehemalige Anmerkungen, welche er über Browns Vorschlag zu einem Gesetzbuche für die Kinderzucht geschrieben hat.

A short history of Barbadoes, from its first discovery and settlement, to the Year 1767. 1 Voll. 8.

Diese kleine Abhandlung widerspricht dem Titel nicht. Es ist wirklich nur eine kurze Historie von Barbadoes, aber bei ihrer Kürze sehr wohl, und mit einer ungewöhnlichen Unpartheilichkeit geschrieben.

Precepts of conjugal Nappiness, addressed to a Lady on her marriage. By John Langhorne D. D. 4. 1 S.

Es ist ein Gedicht. Der Verfasser beschränket sich aber nicht genug zu seinem eigenen Gegenstande,

ſtande, ſondern handelt von ſehr allgemeinen Pflichten.

The lyric Muſe revived in Europe, or a eritical display of the opera in all its revolutions. 1 Voll. 12.

Wer den Charakter der Italieniſchen Virtuoſen auf dem Londonſchen Theater will kennen lernen, wird hier ſein Vergnügen finden.

The abſent man, a farce. 1 S.

The origin and conſtruction of the greek tonge, in a Series of letters. By Gregory Sharp. 4 S. bound.

Remarks on a ſermon intitled: Maſonry the way to hell. By Iohn Thompſon. 1 S.

L' Ingenu, or the ſincere Huron, a true ſtory. 3 S. 6 d.

(Die Fortſetzung künftig.)

Neues Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammlet und herausgegeben.



Des dritten Bandes zweites Stück.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1770.

Neues Journal

von

Reisen

durch

Deutschland und angrenzende Länder.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben

von

Friedrich Rühs.

Erster Band.

Berlin,

bei Georg Andreas Reimer.

1820.

Inhalt
des zweiten Stücks
zum zweiten Bande.

Seite

I. Die Thierblume, Actinia Sociata 225

II. Eine morgenländische Münze 229

III. Vom Ursprunge und Nutzen der Ritter 231

IV. Beschreibung und Abbildung des Ausbruchs des Vesuvs i. J. 1767. 236

V. Boußiers Nachricht von einer bisher unbekannten Materie, woraus die Bienen den Honig machen 251

VI. Spallanzani Versuch über die Reproduction zerstückter Thiere 260

VII. Boswells Beschreibung von Shakespears Jubelfeste zu Stratford 270

Inhalt.

Seite

VIII. Leichtes und sandiges Land durch Thon zu verbessern 285

IX. Die Zärtlichkeit eines Vaters, in dem Beispiele eines Nordamerikaners 289

X. Bremische Kirchen- und Litteraturneuigkeiten 293

XI. Fortgesetzte Nachricht vom letzten Kriege 339

XII. Nachricht von Joachim Trump, einem ausserordentlichen Genie 383

XIII. Millers neue Versuche Weizen zu pflanzen 394

XIV. Beschreibung der Gärten und Lusthäuser des Kaisers von China 399

XV. Etwas von den Kröten 423

XVI. Neue Englische Bücher von 1768. 428



I.

Nachricht
von der
ACTINIA SOCIATA
oder in Klumpen wachsenden
Thierblume.

von

John Ellis Esq.
d. K. G. M.

Gentl. Mag. 1768. Aug. p. 368.

Die Actinia, welche bei den alten Schriftstellern, als dem Aldrovand, Johnston ꝛc. weil man sie für stachelicht oder brennend hielte, Vrtica marina, Meernessel hieß, hat itzt von einigen neuern Englischen

Autoren den gefügtern Namen der Thierpflanze empfangen. Dieser schickt sich allerdings besser für sie. Denn ihre Arme oder Fänge, welche im Cirkel stehen, und mit mancherlei lebhaften Farben prangen, stellen die schönen Blätter verschiedener mit Franzen und Stralen besetzter Blumen, als der fleischfärbigten Nelke, Calendula, Anemone ꝛc. natürlich genug vor. Es giebt eine grosse Verschiedenheit dieser Thiere, und eine jede Art hat ihre besondere Figur. Bei einigen ist der Körper halbkuglicht, bei andern cylindrisch; einige haben die Gestalt einer Feige. Auch ist die Substanz verschieden. Einige sind steif, andere fleischicht und musklicht, alle aber vermögend ihre Gestalt zu verändern, wenn sie ihre Körper und Klauen ausstrecken, um ihre Nahrung zu suchen. Man findet sie an den felsichten Ufern bei niedrigem Wasser, und sie ruhen auf dem Sande oder einem harten Körper, vermittelst eines breiten einem Sauger ähnlichen Fusses. Doch können sie ihre Stelle verändern, wiewohl mit einer nur sehr langsamen Bewegung.

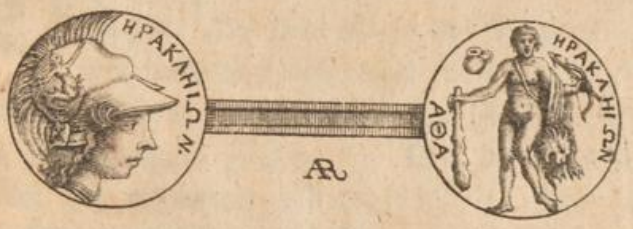
Dies Thier hat nur eine Oefnung im Mittelpuncte des obersten Gipfels, welche rund umher mit einem Kreise fleischichter Arme besetzt ist. Diese Oefnung ist sein Mund, welcher sich weit aufsperren kan. Man muß erstaunen, wenn man siehet, wie grosse Schalenfische, als Muscheln, Krabben ꝛc.

es verschlingen kan. Wenn es dergleichen Thiere ausgesogen hat, gibt es die Schalen durch dieselbe Oefnung wieder von sich. Durch eben dieselbe bringt es auch seine Junge, die schon mit kleinen Armen versehen sind, zur Welt, und so bald diese sich festgesetzet haben, fangen sie schon an, die Arme zur Erhaschung ihrer Beute auszustrecken.

Man trift sie auf allen Küsten um Engeland herum an; doch liefern die von Sussex und Cornwall sie in der grössesten Mannigfaltigkeit aus. Nicht weniger findet man auf den ostindischen Inseln verschiedene Arten derselben. Die Actinia Sociata ist von einer zarten fleischichten Substanz, und besteht aus vielen Röhren, welche nach oben hin allmälig dicker werden, bis sie sich in der Figur einer kleinen Zwiebel endigen. Der Mund ist, wie gesagt, ganz oben, und mit einem oder zween Kreisen von Armen oder Fängen umgeben, welche, wenn sie sich zusammen gezogen haben, wie ein Rosenkranz oder Schnur von kleinen Kugeln aussehen. Der Fuß dieser Thierblume ruhet auf einer starken, fleischichten und runzelvollen Röhre, welche an der Klippe fest hängt, und auf derselben nach allen Seiten neue fleischichte Röhren ausschickt. Diese sind mit diesen wunderbaren Thieren ganz besetzt, welche in unregelmäßigen Gruppen neben einander stehen.

Diese Röhre, welche sie an der Klippe oder auf einem Bette von Schalen fest hält, ist merkwürdig. Die Knoten, welche man daran wahrnimmt, enstehen daher, daß sie in die rauhe Oberfläche der Klippe eindringt, oder die Schalen ergreift, von welchen Stücke, die mit der fleischichten Substanz umwachsen sind, daran sitzen bleiben. Schneidet man das Thier in der Länge durch; so findet sich inwendig eine kleine Röhre, welche sich als ein Schlund vom Maule bis zum Magen erstrecket, von wannen acht kleine runzlichte Gedärme in einem Kreise entstehen, die mit einer gelblichten weichen Substanz angefüllet sind. Diese Gedärme gehen in einem Bogen gekrümmet, nach dem untern Theil der Zwiebel hinunter, und lassen sich bis zum engesten Theil der aufrecht stehenden Röhre nachspüren.

pag. 229.



N. Brem. Magaz. B. III. St. 2.

II.

Eine Münze der Herakleer.

Gentlem. Mag. Dec. 1768. p. 553.

Diese Münze ist von Silber und ausbündiger Arbeit. Um dem Kopfe der Minerva auf der Hauptseite lieset man HPAKAHIΩN, und auf einem zierlichen Schilde der Göttinn steht des Münzmeisters Zeichen K. Auf der Kehrseite findet sich wiederum HPAKAHIΩN, mit den Buchstaben AΘA. Die Figur ist ein stehender nackter Herkules, welcher in der rechten Hand eine knotichte Keule, und in der linken Bogen und Pfeil hält. Auf dem linken Arme hängt die Löwenhaut. Ueber der Keule steht ein Napf oder Gefäß. Vater Harduin hat eine Münze der Herakleer mit den zweien Siglen AKΦ und AΘH, welche er für die Namen des Münzmeisters oder des Prätors hält. Ich bin hier ein Davus und kein Oedipus. Dürfte ich aber eine Muthmassung wagen, so wollte ich unter K die Landschaft Karia, worin eine Herakleische Stadt ist, und unter AΘA

etwas, das sich auf eine Athenienſiſche Stadt oder Volk bezieht, verſtehen; ſo daß ΑΘΑ im Doriſchen Dialekt für ΑΘΗ ſtünde. Doch will ich lieber das Urtheil einem ſcharfſinnigern Kopfe überlaſſen, als auf meiner Meinung beſtehen. Was den Becher betrift, ſo ſagt Macrobius: Herculis poculum ita eſt, vt Liberi Patris cantharus. Bacchus und Herkules waren ein paar Helden die den Wein liebten. Daß aber Herkules in einer Kariſchen Stadt verehret worden, iſt wohl eine ausgemachte Sache. Das Ηρακλεων und Ηρακλειων, welches auf den Kariſchen Münzen des Antoninus Pius, Severus, der Julia Dominica, des Eliogabalus und Maximianus bey Vaillant, ſo oft vorkommt, wie auch 23 Herakleiſche bei Stephanus, ſetzen dieſes auſſer allen Zweifel.

III.

Ursprung und Wirkung der irrenden Ritterschaft.

Vniuerſ. Mag. 1769. Iun. p. 294.

Wie das gesellschaftliche Leben und die Handhabung der Gerechtigkeit sich nach und nach in Europa verbesserte, fingen auch die Edlen an, edler und großmüthiger zu denken. Diese bessere Gesinnungen flößte ihnen die so genannte irrende Ritterschaft ein; welche, obwohl man sie gemeiniglich als eine unvernünftige Anstalt, eine Wirkung grillenhafter Einfälle, und Quelle allerlei Ausschweifungen ansiehet, doch ihren Grund in dem damaligen Zustande des gesellschaftlichen Lebens hatte, und zur Verfeinerung der Europäischen Sitten nachdrücklich wirkte. Die Gewalt der lehntragenden Edlen veranlassete einen immerwährenden Krieg, Gewaltthätigkeit und Umsturz aller regierenden Macht; der schwache und wehrlose war beständig dem Muthwillen und den Mishandlungen jener Mächtigen ausgesetzt. Die Ge-

walt des Regenten war zu sehr eingeschränkt diesem Uebel zu steuren, und die Gerechtigkeit zu schwach dem Leidenden Genugthuung zu verschaffen. Kaum war einiger Schutz wider Gewaltthätigkeit und Unterdrückung, ausser demjenigen, den man in der Tapferkeit und Großmuth einiger Privatpersonen fand, vorhanden. Derselbe unternehmende Geist, welcher so vielen Edelleuten die Waffen zur Beschützung der armen Pilger in Palästina ergreifen hieß, erweckte auch andere, sich für Verfechter und Rächer der unterdrückten Unschuld zu Hause zu erklären. Nachdem die Ungläubigen das heilige Land völlig wieder erobert, und damit den Kreuzzügen ein Ende gemacht hatten, war letzteres die einzige Beschäftigung, welche der Lebhaftigkeit und Tapferkeit, der auf Abentheuer ausgehenden Ritter noch übrig blieb. Dem Uebermuth der Gewaltigen zu steuren, dem Unterdrückten beizuspringen, den Hülflosen aus der Gefangenschaft zu retten, Frauenspersonen, Waisen, Geistliche, und alle die sich selbst nicht mit gewafneter Hand vertheidigen konten, entweder zu schützen oder zu rächen, den Beleidigten Recht zu verschaffen, und den Beschwerden abzuhelfen; dies wurde für die grösten Heldenthaten und höchste Verdienste gehalten. Tapferkeit, Leutseligkeit, Höflichkeit, Gerechtigkeit, Ehre waren die unterscheidenden Eigenschaften eines Ritters. Hierzu

kam

kam die Religion, welche, wie sie in den mittlern Zeiten sich unter alle Leidenschaften und Anstalten mischte, und die Ritter mit einem starken Maasse eines enthusiastischen Eifers begeisterte, sie dergestalt erhitzte, daß sie zu romanischen Ausschweifungen hinweggerissen wurden. Man muste durch eine lange Zucht sich dazu geschickt machen lassen. Man wurde mit Feierlichkeiten, die so andächtig als prächtig waren, in den Orden aufgenommen. Wer nur aus einem hohen Hause war, strebte nach dieser Ehre, welche man über die königliche Würde setzte, und selbst Monarchen waren stolz darauf, dieselbe aus den Händen eines gemeinen Edelmanns zu empfangen.

Diese seltsame Anstalt, in welcher Tapferkeit, verfeinerte Liebe und Religion so stark sich mit einander vermischten, war dem Geschmack und der Denkungsart der kriegerischen Edlen überaus angemessen, und zeigte bald ihren Einfluß auf die Sitten. Der Krieg wurde nicht mehr so barbarisch geführet, wie man die Leutseligkeit für eine eben so wesentliche Tugend eines Ritters hielte, als die Tapferkeit. Es kamen sanftere und geschlifnere Sitten auf, wie die Höflichkeit als eine der liebenswürdigsten aller ritterlichen Eigenschaften gepriesen wurde. Gewaltthätigkeit und Unterdruckung nahmen ab, wie man es für ein Verdienst achtete, sie zu zügeln und zu bestrafen. Eine

strenge Liebe der Wahrheit und gewissenhafte Erfüllung seines gegebenen Worts, wurden die unterscheidende Kennzeichen eines Edelmanns, indem man den Ritterstand als die Schule der Ehre ansahe, worin man zur feinsten Empfindung derselben gewöhnt wurde. Die Bewunderung, welche diese Eigenschaften sich erwarben, samt dem hohen Rang und denen Vorrechten die dem Ritterstande allenthalben in Europa beigeleget wurden, entzündete zuweilen in den Edelleuten eine kriegerische Begeisterung, welche sie zu ausschweifenden Unternehmungen hinriß. Doch drückten sie auch die Grundsätze der Großmuth und Ehre desto tiefer ins Herz; und alles, was entweder die Sinnen reizen, oder das Herz rühren kan, machte sie lebhaft. Die wunderlichen Heldenthaten dieser auf Abentheuer ausgehenden romanischen Ritter sind bekannt, und man hat sich, wie sie verdienen, lustig darüber gemacht: aber man hat nicht auch zugleich die dauerhaften Wirkungen, welche diese Ritterschwärmerei dem gemeinen Wesen verschaffet, betrachtet. Vielleicht hat man die Menschlichkeit, mit welcher itzt die Kriege geführet werden, das Feine im Umgang mit dem schönen Geschlechte, und die zarte Empfindung der Ehre, (die drey vornehmsten Stücke, welche unsern Sitten einen Vorzug vor den alten geben) gröstentheils dieser grillenhaften, und dem Anschein nach der Welt so unerheblichen Gewohnheit

heit zu verdanken. Die Empfindungen, welche das Ritterwesen wirkete, hatte einen bewundernswürdigen Einfluß auf die Sitten und Lebensart in 12, 13, 14 und 15 Jahrhundert. Sie hatten sich so tief eingewurzelt, daß sie noch wirkten, nachdem die Stärke und das Ansehen dieser Anstalt ziemlich in Abnehmen gerathen waren. Einige der grösten Männer hatten diese romanische Farbe sehr stark angenommen. Franz I. machte sich eine grosse Ehre daraus, in allen Eigenschaften eines wahren irrenden Ritters zu glänzen, und legte sich darauf, sowohl im Kriege den unternehmenden Geist der alten Ritterschaft, als im Frieden dessen Pracht und Höflichkeit zu zeigen. Der Ruhm, den er sich durch solche schimmernde Handlungen erwarb, verblendete seinen sonst viel vernünftigern Gegner Karl V. so sehr, daß er zuweilen seiner gewöhnlichen Klugheit und Mäßigung vergaß, und Franzen in Helden- und Liebesthaten nacheiferte.

IV.

Beschreibung und Abbildung des Ausbruchs des Vesuvs,

im Weinmonate 1767.

In einem Schreiben des Herrn W. Hamilton,

Englischen Gesandten am Hofe zu Neapel;

an den

Grafen von Morton,

Vorsitzer der königlichen Gesellschaft. *)

Vorgelesen 1768 den 11 Hornung.

Vniuersal. Magaz. 1769. Sept. p. 113.

My Lord.

Die günstige Aufnahme womit Dieselben meine Nachricht von dem Ausbruche des Vesuvs im verwichenen Jahre, beehret; der Beifall, welchen die Königl. Gesellschaft, durch Einrückung derselben in ihre Philosophische Transactionen,

* Vergl. N. Br. Mag. B. III. S. 161.



Abbildung des Feuer speienden Vesuvs im Jahr 1767.

N. Berg. Magaz. B. III. St. 2.

actionen, zu erkennen gegeben, und Ew. Gn. Befehl in Dero Schreiben vom 3 dieses, ermuntern mich zur gegenwärtigen einfältigen Beschreibung, dessen was ich selbst von dem neulichsten Ausbruch, im Weinmonate dieses Jahres gesehen habe, welcher der 27 ist seit der Zerstörung der Städte Herculaneum und Pompeji, unter dem Kaiser Titus.

Der Ausbruch des 1766 Jahres dauerte gewisser massen bis zum 10 Christmonats, fast neun Monate lang; indessen hat der Berg in aller der Zeit nicht einen dritten Theil der Lava aufgestossen, als er dismal in den 7 Tagen, so lange der Ausbruch nur währete, ausgeworfen. Den 15 Christmonat verwichenen Jahres fand ich in dem alten Schlunde des Berges, auf einer Tiefe von etwa 20 Fuß, eine Kruste, welche eine Ebne, als ein verkleinertes Solfaterra, vorstellete. In derselben Mitte war ein kleiner Hügel, dessen Gipfel nicht so hoch als der Rand des alten Schlundes war. Ich stieg auf die Ebne hinab, und den Hügel hinauf, welcher hin und wieder Oefnungen hatte, und gleichsam der Hauptschorstein des Vulcans war. Wenn ich einen grossen Stein hinunter warf, hörte ich, daß er an viele Gegenstände stieß, und konte bequemlich hundert zählen ehe er zu Grunde kam.

Nachdem der Vesuv bis im März 1767 still gewesen, fieng er nunmehr an von Zeit zu Zeit

Steine

Steine auszuwerfen. Im April waren die Auswürfe häufiger, und des Nachts ein Feuer auf der Spitze des Berges zu sehen. Eigentlich aber zu reden war es nur der über dem Schlunde hangende Rauch, welcher von dem Feuer im Vulcan widerschien. Diese wiederholte Auswürfe von Kohlenschlacken, Asche, und Pimsteinen vergrösserten den kleinen Hügel dergestalt, daß man im May seinen Gipfel über den Rand des alten Schlundes hervorragen sahe. Am 7 August brach ein kleiner Fluß Lava aus einer Oefnung an der Seite des Hügels hervor, welcher das ähnliche zwischen demselben und dem alten Schlunde nach und nach solchergestalt anfüllete, daß die Lava am 12 Herbstmonat überlief, und aus dem alten Schlunde am grossen Berge herabfloß. Nunmehr war das Auswerfen viel häufiger, und es stiegen glühende Steine so hoch, daß sie 10 Stunden zum Niederfallen bedurften. Der Vater Torre, ein grosser Beobachter des Berges Vesuv, sagte, sie stiegen über 1000 Fuß hoch. Am 15 Weinmonats wurde die Höhe des kleinen Hügels, welche innerhalb acht Monaten erwachsen war, von Don Andrea Pigonati, einem sehr geschickten jungen Menschen in des Königs Diensten, gemessen, und wie er mir versicherte, auf 185 Französische Schuhe befunden.

Ich hatte auf meinem Landsitze, zwischen Herculaneum und Pompeji, bei dem Kloster der Calmaldoleser, das allmälige wachsen dieses kleinen Hügels sorgfältig beobachtet, und konte es, vermittelst der Abzeichnungen, die ich von Zeit zu Zeit machte, in den kleinsten Veränderungen bemerken. Ich zweifle nicht, daß der ganze Vesuv auf diese Art entstanden: und da diese Beobachtungen mir scheinen den Grund von den mannigfaltigen unregelmäßigen Erdschichten, die man bei den Vulcanen antrift, zu enthalten, so nehme die Freiheit Ew. Gn. eine Kopei dieser Zeichnungen hiebey zu schicken.

Die Lava floß noch immer über den Rand des alten Schlundes, in kleinen Strömen, bald an dieser, bald an jener Seite des Berges herab, bis zum 18 Weinmonats, wie ich gewahr wurde, daß gar keine Lava mehr zu sehen war. Ich bildete mir ein die Ursache wäre, daß sie arbeitete, sich mit Gewalt einen Weg nach einem andern Ort, nemlich denjenigen wo sie des folgenden Tages wirklich ausbrach, zu machen. Gleichwie ich, wider die Meinung der mehresten hiesigen Leute, einen bevorstehenden Ausbruch zuvor gesagt, und eine starke Gährung im Berge, nach dem am 13 und 14 gefallenen schweren Regen, bemerket hatte; so befremdete es mich so gar sehr nicht, wie ich am 19 des Morgens um 7 Uhr, von meinem Landsitze

sitze alle Kennzeichen wahrnahm, die einen nahen Ausbruch vermeldeten. Aus dem Gipfel des kleinen Hügels stieg ein so dicker schwarzer Dampf in die Höhe, daß es schien als ob er sich kaum heraus wälzen könte. Eine Wolke stieg nach der andern in einer schnellen schneckenförmigen Bewegung empor, und jede Minute wurde in derselben eine Lage grosser Steine in eine erstaunliche Höhe geschossen. Nach und nach nahm der Dampf recht die Figur einer ungeheuren Fichte an; eben so wie der jüngere Plinius ihn in seinem Briefe an Tacitus beschreibt, worin er diesem die Nachricht von dem unglücklichen Ausbruche, der seinem Oheim das Leben kostete, gibt. Nachdem diese schwarze Dampfsäule zu einer entsetzlichen Höhe gestiegen war, wurde sie vom Winde nach Caprea gebogen, und reichte wirklich über diese Insel hinüber, obwohl dieselbe 28 Meilen *) vom Vesuv entfernt liegt. Ich warnete meine Hausgenossen sich nicht zu erschrecken, da ich vermuthete, daß mit dem Ausbruche der Lava ein Erdbeben verbunden gehen würde: allein vor 8 Uhr des Morgens wurde ich gewahr, daß der Berg ohne Krachen eine Oefnung bekommen hatte etwa 300 Fuß unter dem alten Schlunde, auf

* Der Herr H. redet zweifelsohne von Italienischen Meilen, welche wenig von den Engländischen unterschieden sind.

auf der Seite nach dem Berge di Somma, und ich erkennete an dem weissen Dampfe, welcher allezeit die Lava begleitet, daß sie sich mit Gewalt eine Oefnung gemacht hatte. So bald sie Luft bekommen, stieg der Dampf aus der Spitze des Berges nicht mehr so stark auf. Da ich glaubte daß man, nachdem die Lava Luft bekommen, ohne Gefahr sich dem Berge nähern könte, begab ich mich in Begleitung von nur einen Bauern dahin. Ich ging durch die Einsiedelei (3 im Kupferstiche) bis in das Thal zwischen dem Berge Somma und dem Vesuv, Atrio di cavallo genannt. Ich machte meine Beobachtungen über die Lava, welche nunmehr von dem Platze E, wo sie zuerst ausgebrochen war, schon das Thal erreichet hatte, wie ich um Mittag plötzlich ein gewaltiges Krachen im Berge hörete, und an dem Orte C, etwa eine viertel Meile von dem Fleck wo ich stand, der Berg barst, aus welcher neuen Oefnung mit grossem Getöse ein Stral geschmolzener feuriger Materie viele Fuß hoch hervor sprang, und darauf als ein Bach sich gerade auf uns zu wälzete. Die Erde bebete; ein dicker Hagel vom Pimsteinen fiel uns auf die Köpfe; in einem Augenblick machten Wolken von schwarzen Dampf und Asche beinahe eine gänzliche Finsterniß; das Knallen aus dem Gipfel des Berges war stärker als der stärkste Donnerschlag den ich je gehöret, und der Schwefelgeruch war unerträglich. Mein-

Wegweiser begab sich für Schrecken auf die Flucht, und ich muß gestehen, daß mir selber auch nicht wohl zu Muthe war. Indem ich ihm auf dem Fusse folgte, liefen wir ungefähr drey Meilen ohne uns umzusehen fort. Da die Erde noch immer unter unsern Füssen zitterte, fürchtete ich es möchte ein neuer Schlund sich eröfnen, und uns den Rückweg abschneiden. Auch war zu besorgen, daß von dem Knallen Stücke Felsen vom Berge Somma, welchem wir vorbei musten, abstürzen möchten: nicht zu gedenken der als ein Hagel auf uns fallenden Pimsteine, welche so groß waren, daß sie, wo sie uns trafen, recht wehe thaten. Wie wir endlich Athem schöpften, hielte ich es für das rathsamste, da die Erde nicht aufhörte zu zittern, den Berg zu verlassen, und nach meinem Landhause zurück zu kehren. Hier fand ich meine Hausgenossen in grossen Schrecken über das stetige gewaltige Knallen des Vulcans, wovon das Haus bis zum Grunde erschüttert, und Thüren samt Fenstern auf ihren Angeln hin und her geschleudert wurden. Um etwa zwei Uhr Nachmittags stürzte noch eine Lava an demselben Orte heraus, wo sie im verwichenen Jahre ausgebrochen war, daß also das Feuer an dieser Seite des Berges eben so groß als an derjenigen war die ich eben verlassen hatte.

Weil das Knallen und der Schwefelgeruch überhand nahm, begaben wir uns nach Neapel;

und

und wie mein Weg durch Portici ging ermangelte ich nicht dem Hofe von dem, was ich gesehen, Nachricht zu geben, mit unmaßgeblicher Erinnerung, daß der König sich aus der Nachbarschaft des drohenden Berges wegbegeben möchte. Indessen verließ der Hof Portici nicht eher als etwa um 12 Uhr, wie die Lava schon bis an den Ort, 4 im Kupf., gekommen war. Ich bemerkte auf dem Wege nach Neapel, noch nicht zwo Stunden, seit dem ich den Berg verlassen hatte, daß die Lava denselben Weg, über welchen meine Flucht gegangen war, schon drey Meilen weit bedeckt hatte. Es ist etwas erstaunliches, daß sie so schnell geflossen, immassen ich nachher gesehen, daß der Strom im Atrio di cavallo 60 bis 70 Fuß tief, und an einigen Stellen fast zwo Meilen breit gewesen. Wie der König Portici verließ nahm das Krachen immer zu, und die Erschütterung der Luft von dem Knallen war so stark, daß im königlichen Pallaste Thüre und Fenster auflogen, und selbst eine verriegelte Thüre aufgesprengt wurde. In Neapel flogen in derselben Nacht gleichfalls viele Thüren und Fenster auf. Wie ich einen Versuch mit meinen Fenstern machte, indem ich die Riegel wegzog, wurden sie, obwohl mein Haus nicht an der Seite nach dem Vesuve liegt, bei jedem Knalle, angelweit aufgerissen. Ausser den heftigen Knallen, hörte man beständig ein unterirdisches, starkpolterndes Ge-

töse, welches in dieser Nacht etwa 5 Stunden anhielte. Ich stellete mir vor, daß dieses ungemeine Getöse daher käme, daß die Lava in den Eingeweiden des Berges auf eine Samlung von Regenwasser gestossen, und der Kampf zwischen Feuer und Wasser dieses krachende und sausende Getöse möchte verursachet haben. Der V. Torre, welcher so viel und so wohl vom Vesuv geschrieben hat, ist meiner Meinung. Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß in vielen Klüften des Berges Regenwasser enthalten sey, da es bekannt ist, daß bei dem grossen Ausbruche 1663 verschiedene Städte, unter andern Portici und Torre del Greco durch einen mit der Lava ausgebrochenen Strom siedend heisses Wassers zu Grunde gerichtet worden, wobei Tausende von Menschen umgekommen. Vor etwa 4 Jahren spie auch der Aetna, bei einem Ausbruche heiß Wasser aus. Die Verwirrung zu Neapel in dieser Nacht war unbeschreiblich, und wurde durch die plötzliche Rückkunft des Königs vermehret. Alle Kirchen wurden geöfnet und in kurzem angefüllet. Die Strassen waren von den Processionen ihrer Heiligen vollgepfropfet. --- Doch ich will mich mit Beschreibung aller der Andachtsübungen, wodurch man die Wuth des donnernden Berges besänftigen wollte, nicht aufhalten.

Am 20 war es unmöglich etwas von dem Zustande des Vesuvs zu erkennen, weil Dampf und

Asche

Asche ihn ganz verhülleten, welche sich auch dergestalt über Neapel ausbreiteten, daß die Sonne aussahe als wenn man sie durch einen dicken in London gewöhnlichen Nebel oder berauchtes Glas, betrachtete. Eine feinere Asche fiel diesen ganzen Tag in Neapel. Die Lava floß an beiden Seiten des Berges sehr stark; doch hörete man wenig Getöse bis ungefähr um 9 Uhr des Nachts, wie das vorige polternde Geräusch wiederum anfing, welches mit knallenden Ausbrüchen begleitet ging, und etwa 4 Stunden anhielte. Es schien als ob der Berg in Trümmern zerspringen wollte; wie er denn auch in dieser Nacht wirklich fast von E bis C zerbarst. Man machte itzt, wie die Lavas am stärksten waren, Abrisse auf der Stelle. Das Parisische Barometer stand, wie gestern, auf 27. 1. und das Fahrenheitische Thermometer auf 70 Grad, welches einige Tage vor dem Ausbruche auf 65 und 66 gewesen war. In der Verwirrung dieser Nacht wollten die Eingesperreten im öffentlichen Gefängniß ausbrechen, und hatten in der Absicht den Kerkermeister verwundet: allein einige Soldaten hinderten sie daran. Auch hatte der Pöbel die Pforte des Erzbischofs in Brand gesteckt, weil er sich gewegert hatte die Reliquien des H. Januarius heraus zu bringen. Am 21 war es etwas stiller, obwohl die Lavas noch stark flossen. Portici war einmal in Gefahr; allein die Lava, welche sich schon

auf anderthalb Meile ihr genähert hatte, nahm einen andern Lauf. Gegen die Nacht wurde die Lava schwächer. Am 22 um 10 Uhr fieng das Donnern und Knallen, und zwar weit stärker als des vorigen Tages, wieder an. Die ältesten Leute versicherten dergleichen nie gehört zu haben; und es war auch in der That so entsetzlich, daß wir alle Augenblick unsern Untergang vermutheten. Die Asche, oder vielmehr feine Kohlenschlacken, fiel in einem so dicken Schauer nieder, daß die Leute auf den Strassen Regenschirme gebrauchen, oder die Hüte niderkrempen musten, weil die Asche den Augen unleidlich war. Die Dächer und Erker der Häuser waren über einen Zoll hoch damit bedecket. Schiffe auf dem Meere, 20 französische Meilen von Neapel, wurden zum Erstaunen der Seeleute damit bestäubet: Mitten in diesem Schrecken wurde der Pöbel aufrührisch, und zwang den Cardinal den Kopf des H. Januarius zu holen, und mit demselben in Proceßion nach der Magdalenenbrücke, an dem äussersten Ende von Neapel gegen den Berg Vesuv, zu gehen; viele Zeugen bescheinigen hier, daß in demselben Augenblicke, da der Heilige den Berg ins Gesicht bekommen, der Ausbruch aufgehöret habe. Es ist wahr, das Knallen legte sich ungefähr um die Zeit, nachdem es schon fünf Stunden gedauret hatte; allein das war auch an den vorhergehenden Tagen geschehen.

Am

Am 23 flossen die Lavas noch, und der Berg fuhr fort eine Menge Steine auszubrechen. Zu Neapel hörete man heute kein Getöse, und es fiel nur wenig Asche. Am 24 hörete die Lava auf zu fliessen. Ihr Weg von C, wo ich sie zuerst ausbrechen sahe, bis zu ihrem Ende, F, wo sie die Kapelle des H. Vitus umringete, beträgt über 6 Meilen. In Atrio di Cavallo, und einem tiefen Thal zwischen dem Vesuv 1, und der Einsiedelei, 3, ist die Lava an etlichen Stellen fast zwo Meilen breit, und mehrentheils 60 bis 70 Fuß tief. Bei 4, rannte die Lava, einen vom Regen hohl gerissenen Weg, fossa grande genannt, herunter. Dieser ist ganzer 200 Fuß tief, und 100 breit, und doch hat ihn die Lava an einer Stelle gefüllet. Ich hätte nicht geglaubet, daß eine solche Menge Materie, in so kurzer Zeit hätte können ausgeworfen werden, wenn ich nicht nachher den ganzen Lauf der Lava mit eignen Augen betrachtet hätte. Dieser grosse feste Körper wird zweifelsohne viele Monate lang seine Hitze behalten. Itzo, da seit etlichen Tagen viel Regen gefallen, raucht die Lava als ob sie wiederum zu fliessen angefangen hätte. Wie ich vor etlichen Tagen mit Lord Stormont den Berg hinaufgestiegen war, stiessen wir Stecken in die Spalten der Lava, welche sich augenblicklich entzündeten.

Am 24 warf der Berg noch immer Steine aus. Dieser Ausbruch hat sich darin von dem im Jahre 1766 unterschieden, daß damals keine Steine ausgestossen wurden, sobald die Lava einen freien Lauf bekommen. Am 25 fiel den ganzen Tag durch eine feinere Asche in Neapel. Diese kam aus dem Schlunde des Vulcans, und bildete eine ungeheure Säule so schwarz als der Berg selbst war, deren Schatten sich bis auf das Meer warf. Aus derselben schossen beständig gezackte Blitzstralen hervor, und man hörte den Donner davon um dem Berge herum, aber nicht in Neapel. Hier waren zu der Zeit keine andere Wolken am Himmel, als diejenigen, welche der aus dem Schlunde des Vesuvs aufsteigende Rauch machte. Ich ergötzte mich sehr an dieser Erscheinung, welche ich vorhin noch nie in der Vollkommenheit gesehen hatte. Am 26 hielt der Rauch an, aber nicht so dick; auch sahe man keine Blitzstralen mehr über dem Berge. Weil sich keine Lava mehr zeigte nach dieser schwarzen Rauchsäule, welche die Wirkung eines im Berge brennenden Feuers muß gewesen seyn, so bin ich geneigt zu denken, daß die Lava, welche ordentlicher weise darauf hätte folgen müssen, sich etwa in eine tiefere Kluft gestürzet habe, wo sie in der Stille ein künftiges Unglück bereitet; und ich müste sehr irren, wo sie nicht nach etlichen Monaten ausbricht. Am 24 kein schwarzer Dampf, noch einiges Zeichen eines Ausbruchs. So

So habe ich Ihnen also, My Lord, eine aufrichtige Nachricht von meinen Beobachtungen gegeben, die ich bei diesem Ausbruch gemacht habe, welche nach allgemeinem Geständniß der heftigste in diesem Jahrhundert gewesen. Ich werde mich glücklich achten, wenn sie den Beifall, wie Ew. Gn. so der Königl. Gesellschaft erlangen wird; im Fall Ew. Gn. es der Mühe werth achten werden sie derselben mitzutheilen. Ich habe bei dieser Gelegenheit dem Brittischen Museum eine vollständige Samlung aller der Materien, die der Vesuv hervorbringt, zugeschickt, welche ich mit vieler Mühe in den letzten dreien Jahren zusammen gebracht: und es würde mir eine grosse Freude seyn, wenn einige Naturkündiger meines Vaterlandes dadurch in den Stand gesetzet würden etwas zur Erklärung der feuerspeienden Berge zu entdecken. Ich habe eine Abbildung eines Stroms der Lava dabei geleget. Sie ist mit durchscheinenden Farben gemalet, und wird, wenn sie durch hintergestellte Lampen erhellet worden, ein viel lebhafteres Denkbild vom Vesuv geben, als auch das beste Gemälde zu thun vermögend ist.

Ich bin ꝛc.

Neapel den 29 Christm.

1767 W. Hamilton.

Erklärung der Zeichen auf dem Kupferstiche.

A. Der Schlund des Vesuvs.

B. Die Oefnung woraus 1766 die Lava kam und welche 1767 den 19 Weinm. wieder aufbrach.

C. Die Oefnung welche um 12 Uhr, den 19 Weinm. 1767, aufbrach, wie ich auf dem Berge war, aus welcher alle Lava, die hier abgebildet ist, geflossen.

D. Die Lava.

E. Die Oefnung woraus die Lava um 8 Uhr, den 19 Weinm. entsprang, wie der Ausbruch seinen Anfang nahm.

F. Die Kapelle des H. Vitus, mit Lava umgeben.

1. Der Vesuv.
2. Der Berg Somma.
3. Die Einsiedelei, zwischen welcher und dem Vesuv, ein 2 Meilen breites tiefes Thal liegt.
4. Folla grande.
5. Des Königs Pallast zu Portici.
6. Die Kirche von Pugliano.
7. Calmaldoleser Kloster, bei welchem mein Landhaus ist.
8. S. Dorio.
9. Barra.
10. Der Ort unter welchem Herculaneum liegt.

V.

Des Abts Boußier Nachricht von einer bisher unbemerkten Materie woraus die Bienen Honig machen.

Lond. Magaz. 1769. Oct. pag. 517.

Die Blumen von mancherlei Pflanzen liefern eine Menge Honig, oder Zuckerartigen Safts aus welcher die Bienen samlen und in ihre Stöcke tragen: ausser diesem aber hat Boußier zwo Arten Honigthau bemerket, welchen die Bienen eben so sehr lieben. Sie entstehen beide im Pflanzenreiche, aber auf verschiedene Art.

Die erste Art, welche der Landmann nur allein kennet, und für einen auf die Bäume fallenden Thau hält, ist nichts anders als ein milder süsser Saft, der, nachdem er in den Gefässen der Pflanzen circuliret hat, sich in bequemen Behältnissen samlet, als in Blumen oder auf den Blättern, wo er eigentlich Honigthau heißt; zuweilen im Mark, als bei dem Zuckerrohr, oder im Safte reifer Sommerfrüchte. Dies ist der Ursprung der

Manna,

Manna, welches sich auf der Esche und dem Ahornbaum (mople) in Calabrien und Brianzon häufet, von deren Blättern und Aesten es in grosser Menge herab fliesset, und nachdem es sich verdicket hat, die bekannte Gestalt bekommt. Ein Zufall, sagt der Abt, gab mir Gelegenheit diesen Saft in seiner ursprünglichen Gestalt auf einer Steineiche (holm ook) zu bemerken. Ihre Blätter waren mit Tausenden von kleinen Kugeln oder Tropfen bedecket, deren jeder, ohne ein ander zu berühren, das Schweißloch, woraus er hervorgedrungen war, anzeigte. Mein Geschmack versicherte mir, daß sie so süß als Honig waren. Der Honigthau auf einer benachbarten Brombeerstaude sahe jenem nicht völlig gleich, weil die Tropfen zusammengeflossen waren; es sey daß die Luft sie verdünnet, oder die Hitze sie ausgedehnet hatte. Der Thau war klebrichter geworden, und lag in grossen Tropfen auf den Blättern, welche er bedeckte. In dieser Gestalt siehet man ihn gemeiniglich. Die Eiche hatte zu der Zeit zweierlei Blätter; alte, welche stark und hart, dabei neue, welche zart und erst neulich gewachsen waren. Der Honigthau lag nur auf den erstern, obwohl diese von den neuen Blättern gegen alle von oben herabfallende Feuchtigkeit bedeckt waren. Dasselbe beobachtete ich an der Brombeere, deren neue Blätter auch ganz rein waren. Ein ander Beweis, daß dieser Thau aus

den

den Blättern komme, ist, daß auf einigen benachbarten Bäumen, welche mit diesem Safte nicht versehen sind, keine Feuchtigkeit anzutreffen war. Besonders der Maulbeerbaum; welches sehr merkwürdig ist, weil dieser Saft den Seidenwürmern ein tödliches Gift ist. Fiel dieser Saft als ein Thau oder Nebel herab, so würde er alle Blätter ohne Unterschied und ganz benetzen. Es mag wohl die Hitze an desselben Hervorbringung einigen Antheil haben; denn obwohl die gewöhnliche Wärme nur die Ausdünstung der flüchtigen und dünneren Säfte befördert, so kan doch eine schwüle Hitze, vornämlich wenn sie von Wolken zurück prallet, die Gefässe so sehr erweitern, daß sie einen zäheren Saft, wie der Honigthau ist, ausschwitzen.

Die andere Art des Honigthaues, woran die Bienen sich hauptsächlich halten, nachdem die Frühlingsblumen vorbei sind, und der Thau auf den Blättern weggedünstet ist, hat seinen Ursprung von einem kleinen Insecte, der Rebenwurm (vine-fretter) genannt. Das mit einiger Gewalt ausgeworfene Excrement dieses Thieres, macht einen Theil des lieblichsten Honigs in der Welt aus.

Diese Rebenwürmer halten sich einige Monate lang auf der Rinde besonderer Bäume auf, welche sie durchboren, um ihre Nahrung daraus zu ziehen, ohne dem Baum zu schaden, oder ihn zu verunstalten. Sie machen, daß bei einigen Bäumen

men die Blätter sich aufrollen, bei andern aber Galläpfel bekommen, und setzen sich auf Zweigen die ein Jahr alt sind. Der von Natur herbe Saft wird in den Eingeweiden dieser Insecten so süß, als der beste Honig, der von Blumen und Blättern gesamlet worden. Ich nehme diejenigen Blumen aus, welche ihr wesentliches Oel, mithin einen besondern Geschmack dem Honig mittheilen. Dies habe ich selbst erfahren, wie ich eine Rosmarienhecke in der Nachbarschaft meiner Bienen pflanzte, deren Honig beständig darnach schmeckte, weil diese Staude lange in der Blüte steht.

Ich habe zwo Arten der Rebenwürmer, welche unbedecket auf der Rinde junger Zweige leben, beobachtet. Sie haben eine glatte Haut, und diejenigen, welche nicht mit Flügeln versehen sind, scheinen die weiblichen zu seyn, und machen die gröste Anzahl des Schwarms aus. Vielleicht sind es auch die Jungen in ihrem Raupenstande vor der Verwandlung in Fliegen. Jeder Schwarm hat 2 oder 3 Männlein mit Flügeln, welche von der Weibchen Arbeit leben. Ich habe sie wenigstens allezeit sorglos auf den Rücken der Weibchen herumhüpfen gesehen, ohne sich auf dem Baste, zur Suchung ihres Futters, aufzuhalten. Beide Arten leben in Haufen an verschiedenen Stellen des Baums, bedecken den Bast ganz und gar, und haben, welches merkwürdig ist, eine Stellung,

welche

welche sehr unbequem scheinet; denn sie haben den Kopf unterwerts am Zweige geheftet, und heben das Hintertheil in die Höhe. Die kleinere Art ist von derselben Farbe mit dem Baste, gemeiniglich grün. Sie unterscheiden sich vornämlich durch zwei Hörner, oder gerade, unbewegliche, fleischichte Körper, welche unten vom Bauche her, an jeder Seite in die Höhe stehen. Diese leben auf den jungen Zweigen der Brombeere und Erle.

Die erste Art ist doppelt so groß als die letzte, und die ziehe ich hier vornämlich in Betrachtung, weil von ihr der Honig kommt. Diese Insecten sind schwärzlich, und haben, statt jener Hörner, an derselben Stelle der Haut einen kleinen Knopf, der schwarz und glänzend wie ein Agtstein ist.

Ein Brausen von Bienen in einem buschichten Aste einer Steineiche brachte mich auf die Muthmassung, daß etwas reizendes die Thiere in so grosser Menge müste hieher gezogen haben. Ich wuste, daß es nicht die Jahrszeit war, da der Honigthau erscheint, wie es auch nicht der Ort war, wo man ihn zu finden pflegt, und verwunderte mich die Blätter und Zweige mit gewissen Tropfen bedeckt zu sehen, welche die Bienen unter ihrem Sumsen ableckten. Die Gestalt dieser Tropfen machte meine Aufmerksamkeit rege, und führten mich zu folgender Entdeckung. Statt rund zu seyn, wie diejenigen zu seyn pflegen, welche gefal-

len

len sind, war ein jeder ein kleines länglichtes Oval. Ich merkte bald woher sie gekommen waren. Die mit diesen Honigtropfen bedeckten Blätter hatten ihre Lage unter einem Schwarm der grössern schwarzen Rebenwürmer, und wie ich diese Insecten genauer betrachtete, sahe ich, daß sie den Bauch empor hoben, an dessen Ende ein kleiner Bernsteinfärbiger Tropfe hing, welchen sie alsobald etliche Zoll weit von sich sprützten. Ich befand sie, nachdem ich ihrer einige auf meine Hand fallen lassen, von demselben Geschmack mit denen die ich vorhin auf den Blättern gesehen hatte. Nachher habe ich bemerket, daß die kleinere Art der Rebenwürmer ihre Tropfen eben so auswerfen. Diese Aussprützung ist den Insecten selbst von gar grosser Angelegenheit: Sie ist ein weises Mittel der Vorsehung, wodurch so wohl die Reinlichkeit eines jeden Thierleins erhalten, als auch der Untergang des ganzen Schwarms verhütet wird. Denn da sie an einander gepackt liegen, würden sie ohne jene Vorsicht zusammen geleimet werden, ohne sich regen zu können. Dies bringt uns auf den Grund ihrer so unbequem scheinenden Lage worin sie sich halten. Ihr Bauch ist ungefähr zwanzigmal so groß als der Kopf und Brust. Läge das Insect in einer entgegen gesetzten Richtung, so würde es nicht ohne die gröste Mühe den schweren Bauch so hoch erheben können, als nöthig ist, den Tropfen über seine Gesellen

sellen hinweg zu sprützen. Da nun aber der Kopf unten liegt, wird viel weniger Anstrengung dazu erfodert: ja das Thierlein giebt selbst in dieser Lage durch sein Zappeln zu erkennen, daß es die Anstrengung aller seiner Kräfte dazu nöthig habe. Wenn die Kälte des Winters und Regen sich einstellet, suchen sie einen Ort aus, wo sie am besten bedeckt sind; und wie sie dann nur wenig Nahrung geniessen, mithin nur selten den Tropfen auswerfen, so scheint es ihnen gleichgültig zu seyn, ob der Kopf oder das Hintertheil oben liegt. Diese so ausgesprützte Tropfen fallen auf die Erde, wo sie nicht von Blättern und Zweigen aufgefangen werden, und die Flecken, welche sie auf den Steinen machen, erhalten sich einige Zeit, wenn sie nicht vom Regen abgewaschen werden. Dies ist der einzige Honigthau der aus der Luft fällt; er fällt aber nie von einer grössern Höhe als von einem Zweige, wo diese Insecten sich bey einander halten.

Nunmehr begreife ich eine Sache, woraus ich ehemals nicht klug werden konte. Wie ich einmal in des Königs Garten in Paris unter einer Linde ging, fühlte ich meine Hand von kleinen Tropfen benetzt, welche ich anfänglich für kleine Regentropfen hielte. Der Baum hätte mich für den Regen schützen sollen; allein ich entging ihm eben dadurch, daß ich unter dem Baum wegging.

Ein Sitz nicht weit von demselben glänzete von diesen Tropfen. Gleichwie ich von dergleichen Dingen nichts anders kennete als den Honigthau, welchen man auf den Blättern gewisser Bäume antrift, so konte ich nicht begreifen, wie eine so klebrichte Substanz in so kleinen Tropfen von den Blättern herunter fallen könte; indem ich wuste, daß der Regen seine natürliche Anziehungskraft an den Blättern nicht eher überwinden kan, bevor er zu ziemlich grossen Tropfen geworden. Ich habe nachher bemerkt, daß der Lindenbaum jenen Rebenwürmern sehr ausgesetzt ist.

Die Bienen sind nicht das einzige Insect, das mit diesem Honig sich etwas zu gute thut; die Ameisen lieben ihn eben so sehr. Verführt durch das Vorgeben der Naturkündiger, glaubte ich anfänglich, daß an den Spitzen der Hörner der kleinern Rebenwürmer eine Feuchtigkeit wäre, welcher die Ameisen nachgingen; allein ich entdeckte bald, daß dasjenige, was sie anlocket, aus einem andern Orte beides der grossen und kleinen Würmer käme, und die Hörner gar keine Feuchtigkeit ausschwitzen.

Zwo Arten Ameisen suchen diese Insecten auf. Die grossen schwarzen halten sich an denen, die auf den Eichen und Kastanienbäumen leben; die kleinen Ameisen aber besuchen die auf den Erlenbäumen. Gleichwie übrigens die Ameisen nicht geschickt

schickt sind, wie Bienen, Feuchtigkeiten einzusaugen, so stellen sie sich neben den Rebenwürmern, um den Tropfen, so bald er am Hintertheile zum Vorschein kommt, wegzunehmen; denn da der Tropfe eine Weile am Wurme hangen bleibt, ehe er ihn wegschiessen kan, so hat er Zeit genug damit durchzugehen, ehe die Bienen diese Beute mit ihm theilen. Weil aber die Rebenwürmer auf den Eichen und Kastanienbäumen stärker, und muthmaßlich mit mehr Saft versehen sind, so sprützen sie denselben augenblicklich weg, so daß die grössern Ameisen nur wenig davon bekommen.

Da die Rebenwürmer in der Mitte des Sommers den grösten Vorrath von Saft in den Bäumen antreffen; so liefern sie auch in der Jahrszeit die meiste Materie zum Honig, welches hernach von Tage zu Tage wieder abnimmt. Im Herbste ziehen die Bienen diesen Auswurf dem Honig vor, der alsdann in den Blumen gefunden wird. Obwohl diese Insecten den Baum an tausend Stellen durchbohren; so merkt man doch nicht, daß dieser etwas dabei leidet, oder die Blätter das geringste von ihrer frischen Farbe verlieren. Der Landmann handelt darum sehr schlecht, wenn er sie vertilget.

VI.

Versuch über die Reproduction oder Herstellung abgeschnittener Theile der Thiere

von

dem Abt Spallanzani
d. K. G. M. und Prof. der Philos. zu Modena.

Gentl. Mag. 1769. Sept. p. 451.

Die Reproduction, oder das Wiederwachsen der Thiere, nachdem sie in Stücke geschnitten worden, ist eine der merkwürdigsten und wichtigsten Erscheinungen in der Natur; liegt aber, aus Mangel genugsamer Versuche und Beobachtungen, noch in grosser Dunkelheit. Der Polyp ist so klein, und der Bau seines Körpers so einfach, daß zu den nöthigen Versuchen Thiere von mehrer Grösse, und mehr zusammengesetzter Orga-

Organisation erfodert werden. Der berühmte Hr. Bonnet von Genf hat in seinen Betrachtungen über die organisirten Körper entdecket, daß der Regenwurm eben wie der Polyp die Eigenschaft habe, sich herzustellen, und glaubt, daß derselbe zur itzt berührten Absicht sehr geschickt sey. Der Regenwurm ist nicht nur viel grösser als der Polyp, sondern auch mit mancherlei Eingeweiden, Gefässen, Muskeln ꝛc. auch beiderlei Geschlechtsgliedern, als ein wahrer Zwitter, versehen. Unser Verfasser wurde durch das, was er von dem Regenwurme gehöret, bewogen, auch andere Thiere zu untersuchen, und fand bei einigen dasselbe Vermögen sich herzustellen. In dieser Schrift theilet er uns folgende Erfahrungen mit.

Der Regenwurm.

Der Kopf bringt einen Schwanz wieder hervor, nachdem er in verschiedenen Längen abgeschnitten worden: doch in gewissen Längen kan er ihn nicht wieder hervorbringen. Es werden aber die Längen, auf welchen er den Schwanz herstellen oder nicht herstellen kan, nicht bestimmet. Es giebt eine Art Regenwürme, welche sich von allen andern unterscheidet, sowohl durch die lange Zeit vor dem Anfange der Herstellung, als auch durch die Art der Herstellung selbst, in welcher er von allen andern wieder wachsenden Thieren abweicht.

Diese Art Würme wird eben so wenig als das Besondere bei der Herstellung beschrieben.

Der Schwanz bringt einen Kopf wieder hervor unter folgenden Umständen. Sind es nur wenig Ringe, welche nächst dem Kopfe abgeschnitten worden, so ist das wieder erwachsene Stück eben so groß als das abgeschnittene war. Waren es viele, so ist der neu erwachsene Kopf gemeiniglich kürzer, und besteht aus weniger Ringen als der erste. Es giebt Grenzen, ausser welchen kein abgeschnittener Kopf wieder kommt.

Wird ein Wurm in drei Stücke geschnitten, so bringt das mittlere beides einen Kopf und Schwanz wieder hervor, wenn anders das Kopfstück nicht gar zu groß ist. Der Kopf kommt zu erst, und hernach der Schwanz.

Ein Schwanz will zuweilen wiederkommen, wenn der Kopf ausbleibt; er stirbt aber bald mit dem Theile, woraus er erwachsen war.

Wird der erste neue Wuchs wieder abgeschnitten, so folgt ein zweiter, auf dem zweiten ein dritter, auf dem dritten ein vierter, und so weiter fort. Schneidet man einen ganzen Regenwurm in der Länge durch, so entstehen daraus zween. An der rechten Seite wächst eine linke, und an der linken eine rechte an. Wird der Kopf länglicht gespalten, so bekommt der Wurm zween Köpfe bei einem

Schwan-

Schwanze: spaltet man den Schwanz eben so, so entstehen zween Schwänze bei einem Kopfe.

Der Bootwurm.

Der V. meinet, daß dieses Thier den Naturkündigen bisher noch nicht bekannt gewesen. Er besteht, wie der Regenwurm, aus Ringen, vermittelst welcher er sich kürzer und länger machen, auch von einer Stelle zur andern bewegen kan. Die Dicke gegen den Kopf zu ist wie ein starker Gänsekiel, die Länge ungefähr eine Spanne, der Rücken schwärzlich, wird aber gegen den Schwanz zu etwas lichter, und der Bauch blaß fleischfärbicht. Er lebt in süssem, seichten, klaren, entweder stehenden oder sanft fliessenden Wasser. Den Kopf stecket er in den Schlamm, um darin seine Nahrung zu suchen; der Schwanz aber liegt wagerecht auf dem Wasser ausgebreitet, oder vielmehr hohl gebogen, so daß er gleichsam ein klein Boot formiret. Diese Figur macht ihn fähig, ein gut Stück des Schwanzes über dem Wasser zu halten, welches er sonst nicht würde thun können, weil sein Körper specifisch schwerer als das Wasser ist. Auf die geringste Bewegung des Wassers zerstöret er sein vom Schwanze formirtes Boot, verkürzet und ziehet sich zusammen, und verbirget sich in Zeit von einem Augenblick im Schlamme. Höret die Bewegung des Wassers auf, so macht er

sein Boot wieder. Schneidet man diesen Wurm in verschiedene Stücke, so fähret dasjenige, woran der Schwanz ist, immer fort, das Boot zu machen. Die Werkzeuge des Athemens sind in diesem Theile, und jene Kunst dienet ihm frische Luft zu schöpfen. Dieses Thier hat dasselbe Vermögen mit dem Regenwurm sich wieder herzustellen.

Der Froschwurm.

Froschwürme sind diejenigen Wasserthiere, aus welchen Frösche und Kröten werden. *) Wird der

*) Es wird vielen Lesern unbekannt seyn, daß aus dem Froschleiche, welcher ein Klumpen vieler hundert, in einem durchsichtigen zähen Schleim eingewickelter schwarzer Eier, von der Grösse eines guten Nadelknopfs ist, diese Würme entstehen, welche sich in Frösche verwandeln. Wenn die Sonnenwärme jene Eier belebet hat, so bekommen sie ein paar Augen und einen Schwanz, kriechen aus dem Schleim hervor, und schwimmen als kleine runde, ganz schwarze Würme, ohne Füsse, in einem Schwarm mit grosser Behendigkeit im freien Wasser herum. Nach etwa 14 Tagen sind sie ungefähr 10 mal grösser geworden, werden grüngelblicht, es wachsen 4 Beine hervor, und nachdem endlich der nunmehr einen halben Zoll lange Schwanz abgefallen, hüpfet ein kleiner vollständiger Frosch daher. Von den Kröten ist mir dieses gar nicht bekannt; ich glaube vielmehr, daß sie nicht im Wasser, sondern auf dem Lande lebendige Jungen gebähren, weil man oft nach einem Regenwetter eine Menge kleiner vollständiger Kröten, in der Grösse einer Erbse, die aus den Höhlen der Alten gekommen, in einem Schwarm herumkriechen sieht. d. Uebers.

der Schwanz ganz, oder fast ganz abgeschnitten, so stirbt das Thier; nimt man aber nur ein Stück weg, so bleibt es nicht nur im Leben, sondern bringt auch das verlorne Stück wieder hervor. Ist der Froschwurm noch sehr jung, so geht die Herstellung geschwind vor sich: der Schwanz ist in kurzer Zeit wieder so lang als er vorhin war, und das Thier wird eben so groß als die unverstümmelten, welche mit ihm gleiches Alters sind. Ist aber der Froschwurm schon viel älter, so geschiehet die Herstellung langsamer, und sowohl der Anfang als das Wachsthum steht in umgekehrten Verhältnisse mit dem Alter des Thieres. Eben so verhält sich es mit der zweiten, dritten und vierten Herstellung, welche immer auf die 2, 3, 4 und mehrere Verstümmelungen folgen.

Die Eier der Frösche und Kröten werden nicht in der Mutter, sondern zur Zeit da sie geleget werden, befruchtet. Doch sehen die unbefruchteten eben so wie die befruchteten aus, ohne daß man sie unterscheiden könne: beide aber sind nichts anders als aufgerollte und concentrirte Froschwürme, welche in den unbefruchteten Eiern sterben, in den befruchteten aber zur Reife heran wachsen. Da demnach der Froschwurm schon vor der Befruchtung da ist, so müssen die Frösche nicht zu den Eier legenden Thieren gerechnet werden. Sie gehören

aber eben so wenig zu den lebendige Junge gebährenden, sondern machen eine Mittelclasse aus.

Die Erdschnecken.

Der Kopf einer Schnecke hat sein Gehirn, welches aus zween Lappen besteht. Sie hat an den Spitzen ihrer Hörner Augen, und jedes Auge hat zwo Häute und drei Feuchtigkeiten, die wässerige, kristallne und gläserne. Auch ist sie mit einer Zunge, einem Gaumen, Magen und Zähnen versehen. Die Zähne sind Hornartig, und stehen so dicht an einander, daß sie nur einer zu seyn scheinen. Ungeachtet dieser Mannigfaltigkeit ihrer Theile, kan sie nicht nur ihre Hörner, sondern auch den Kopf wieder herstellen. Der Kopf wächst aber auf eine andere Art wieder als der Kopf des Regenwurms. Wird er dem Regenwurm abgeschnitten, so ist dasjenige, was wieder wächst, ein vollständig organischer Körper, ein Miniaturstück, welches dem abgeschnittenen ganz gleich ist. Wenn aber die Schnecke den Kopf verloren hat, so ist das wieder Erwachsene kein vollständig organischer Körper, der im Kleinen alle Theile des abgeschnittenen Kopfes enthält, sondern diese Theile werden nach und nach zu verschiedenen Zeiten hergestellet, und es wird eine ziemliche Zeit erfodert, ehe sie zu einer Masse verbunden werden. Diese Theile werden auch nicht allezeit in derselben Ord-

Ordnung und Gestalt hervorgebracht. Dieselbe Wirkungen erfolgen, man mag den Kopf über oder unter dem Hirn, oder durch das Rückenmark abschneiden. Im letztern Falle bekommt ein Theil dieser Substanz ein neues Gehirn. Auch wird der hervorstehende, den Hals umringende, Kragen, eben wie der Fuß, auf welchem sie sich fortbeweget, hergestellet.

Der Wassersalamander. *)

Diese Thiere sind verschieden in verschiedenen Klimaten; daß sie aber im Feuer sollten leben können, ist falsch und ungereimt. Diejenigen, welche unser Schriftsteller gebraucht hat, kamen aus dem Wasser, wiewohl sie auch ausser demselben leben können, und zuweilen in unterirdischen Löchern gefunden werden, mithin wirkliche Amphibien sind. Im Winter liegen sie, wie die Feldmaus, Fledermaus, der Frosch und einige andere Thiere, erstarret. Diese Salamander legen Eier. Es gibt aber auch Erdsalamander, welche lebendige Junge gebähren.

Diejenige, womit der Verf. seine Versuche gemacht hat, haben das Vermögen beides den Schwanz und die Beine wieder herzustellen; obwohl der Schwanz, ausser einem ordentlichen Gestell von Nerven, Muskeln, Drüsen und Blutgefäs-

*) Gentl. Mag. 1769. p. 498.

gefässen, auch Wirbelknochen hat, und die Beine nicht von den Beinen des vollkommensten Thiers verschieden sind. Wird der wieder erwachsene Theil abgeschnitten, so wächst er zum andern mal, und so ins unendliche. Es ist einerlei in was für eine Richtung der Schnitt gemacht werde. Die Beine kommen vollständig wieder, wo man sie auch abschneidet, und es ist gleichviel, ob man sie alle zugleich oder zu verschiedenen Zeiten abschneide. Werden die Beine nahe am Leibe abgelöset, so kommen sie in ihrer völligen Grösse und vorigen Proportion wieder; nimt man aber nur ein Stück weg, so wird der neu erwachsene Theil, wo er mit dem Stumpfe sich vereiniget, ungestalt. Der neue Wuchs fängt mit einem Kegel an, der von überaus zartem Gefühl ist.

Die 4 Beine eines unverstümmelten Salamanders haben 99 Knochen; eben so viele sind auch in den wieder hergestelleten Beinen; doch geht ein Jahr darauf hin, ehe diese Knochen ihre völlige Stärke und Länge bekommen. Enthält man dem Salamander das Futter, so geht die Herstellung, beides in Absicht auf den Schwanz und die Beine, eben so glücklich von statten. An einem dieser Thiere, welches der V. mit grosser Kunst immer aufs neue verstümmelte, belief sich die Anzahl der Knochen im Schwanze und den Beinen auf 687. Wird das Bein gebrochen, so setzet sich ein ordentlicher

licher Callus: doch kan das arme Thier das Gliedmaaß nicht mehr gebrauchen, sondern schleppet es nach sich. Der Salamander bringt nicht nur seinen Schwanz und Beine, sondern auch die Kinnbacken mit allen Zähnen wieder hervor. Der V. fügt hinzu, daß den Kröten und Fröschen, wenn sie noch jung sind, die abgeschnittene Beine ebenfalls wieder wachsen, meldet aber verschiedene Umstände, worin sie sich in diesem Falle von den Salamandern unterscheiden.

Diese Abhandlung ist nur ein Versuch zu einem grössern Werke, welches man in kurzem zu erwarten hat. Es ist aber zu fürchten, daß der V. mehr übels als gutes stiften werde. Die Marter, welche man den armen Thieren verursachet, ist unverantwortlich. Der Verf. und seines gleichen die sich ein Geschäfte daraus machen, unschuldige Geschöpfe von zartem Gefühl zu zerquetschen, verbrennen, kochen, zerstücken, verstümmeln, oder langsam durch Hunger zu tödten, wird nimmer beweisen können, daß seine Bemühungen der Welt einen Vortheil schaffen werden, wodurch sie sich in den Augen eines wahren Philosophen werden rechtfertigen können. Es wäre zu wünschen, daß diese Plagegeister aufhören möchten, die Wissenschaft durch eine so unnütze und unmenschliche Neubegierde zu verunehren, wodurch sie sich dieselbe Schande mit jenem Fliegenmörder, dem Domitian, zuziehen, welcher eben ein solcher Regent war, als sie Philosophen sind.

VII.

VII.

Auszug

aus

James Boswells, Esq. *) Schreiben

betreffend das zu

Shakespears Ehren

in Stratford 1769.

gefeierte Jubelfest

unter Besorgung

des Hrn. Garrick.

Lond. Mag. 1769. Sept. p. 451.

Ich bin nunmehr wieder in London, und hoffe, nachdem ich so gut als irgend ein ander herumgerauschet habe, daß mein Gemüth wieder zu einer hinlänglichen Stille gekommen, um einige Anmerkungen über unser gefeiertes

*) Dies ist der geschickte Mann, der uns die Nachrichten von Corsika und Paoli geliefert hat, wovon der Leser im N. Brem. Magazin B. II. S. 445. einen Auszug findet. Gleichwie dieser Mann ganz enthusiastisch in die Corsen verliebt ist; so erschien er bei der Maskerade zu Stratford in der Klei-

feiertes Jubelfest mitzutheilen, welches nicht nur Groß und Klein auf unser Insel, sondern auch alle Gelehrte und schöne Geister in ganz Europa aufmerksam machen wird. Denn was war das Stratfordische Jubelfest? Gewiß kein Possenspiel, keine eitle Pralerei, wie einige Neider unsers Roscius die Welt überreden wollen; sondern ein geschmackvolles und recht klaßisches Gedächtnißfest des Shakespeare, dieses glänzenden Dichters, welchen die ganze Nachwelt eben so sehr als die gegenwärtige bewundern wird. Es war eine recht antike

Kleidung eines Corsikanischen Hauptmanns; doch ohne Maske, weil dieselbe, wie er sagte, sich für einen tapfern Corsen nicht schickte. Er trug einen kurzen dunkelbraunen Rock von groben Tuch mit einer scharlachnen Weste und Beinkleidern, nebst schwarzen Kamaschen. Den Kopf bedeckte eine Mütze von schwarzen groben Tuch, auf welcher an der Stirn in goldnen Buchstaben gesticket war: Viua la Liberta, und an der einen Seite eine schöne blaue Feder und Kokarde geheftet war. Vor der Brust war am Rocke ein Mohrenkopf, das Corsikanische Wapen angenehet. Er trug eine Patrontasche worin ein Dolch steckte; an der linken Seite des Gürtels hing eine Pistole, wie über den Achseln eine Flinte. Die Haare waren ungepudert, und in einen Zopf gedrehet, mit einer Schleife von blauen Bändern am Ende. Die Hand führte einen artigen Stab von Weinstock, mit einem darauf geschnitzten Vogel aus einem Stücke. Bei Gelegenheit des Jubelfests schrieb er ein klein Gedichte, welches, meines Erachtens, alle andere, selbst Garricks Ode, weit übertrift. D. Uebers.

tike Idee, ein griechischer Gedanke, ein so herrliches Fest zur Ehre eines Barden anzustellen. Mein Busen glühete, wie ich eine zahlreiche Gesellschaft erblickte, in welcher der hohe und niedrige Adel, der Reiche, der Tapfre, der Witzige und die Schöne sich vereinigten, dem Shakespeare ihr gebührendes Lob zu zollen. Ich konte auch nicht umhin zu denken, daß sie zugleich dem Stifter des Festes den schuldigen Dank entrichteten; unserm Garrick, welcher sich so viele Mühe gegeben, der Nation den unschätzbaren Schatz ihres Theaters zu zeigen, indem sie einen so hervorstechenden dramatischen Autor, einen Shakespeare von so erstaunender Mannigfaltigkeit und wunderbarer Vortreflichkeit besitzet. Garrick kan der Colorist von Shakespears Seele heissen.

-- He Dame natur's pencil stole,
Fust where old Shakespeare dropt it.

Eingebildete und verunglückte Autoren und Schauspieler mögen immerhin ihre Galle gegen ihn ausspeien: sein Ruhm wird ihm ewig bleiben.

Der erste Festtag wurde des Morgens durch eine liebliche Serenade der besten Musicanten von London, welche sich verkleidet hatten, eröfnet. Das Jubel nahm den Anfang mit einem Oratorio in der grossen Kirche zu Stratford. Die Materie war die Geschichte der Judith, der Text von Hr. Bicker-

Bickerstaff, und die Music von Dr. Arne. Es war etwas grosses und vortrefliches. Ich wünschte aber, daß man das öffentliche Gebet vorgelesen, und eine kurze Predigt gehalten hätte. Man würde unsere Jubelfeier geheiliget haben, wenn sie mit einer Andachtsübung, und dankbarer Anbetung des allerhöchsten Vaters der Lichter, von welchem alle gute und vollkommne Gabe herab kommt, angefangen wäre.

Die Procession, welche mit Music von der Kirche nach dem Amphitheater, durch Hrn. Garrick geführet wurde, war von treflicher Wirkung. Das Amphitheater war ein hölzernes, auf dem Ufer des Avons errichtetes achteckigtes Gebäude, dessen Dach von acht Pfeilern getragen wurde. Es war schön bemahlet und vergüldet. Zwischen den Pfeilern sahe man carmosinene Vorhänge, welche sehr natürlich schienen vor den Eingängen so vieler Kammern zu hangen. In diesem Amphitheater war ein grosses Orchester, so wie ehemals in Ranelaph eingerichtet. Hier speisete die Gesellschaft zwischen 3 und 4 Uhr, an einer treflich bedienten Tafel. Zwischen 5 und 6 Uhr erschienen die Musicanten, und unterhielten uns mit verschiedenen Liedern aus Shakespears Garlond, welche Samlung auf diese Gelegenheit gemacht worden.

Ich will in Erzählung des Vorgefallenen mich an keine genaue Methode binden, sondern nur

das berichten, was mich selbst am meisten gerühret hat. Dies halte ich für den besten Weg, wenn man dem Leser auch Vergnügen machen will. Die Ausführung der Jubelode war edel und entzückend. Sie glich einer Vorstellung in Athen oder Rom. Alle Zuhörer waren in eine so tiefe Aufmerksamkeit versenket, daß ich glaube, wer die Music hätte stören wollen, wäre seines Lebens nicht sicher gewesen. Garrick an der Spitze des mit den besten Musicanten unser Nation unter Dr. Arne besetzten Orchesters, war von einer ehrerbietigen Erhebung der Seele hingerissen, und schien unter den Blicken, die er von Zeit zu Zeit auf die ehrwürdige Bildsäule des Shakespeare warf, mehr als Garrick zu seyn. Wenn er das Recitativ in der Ode aussprach (denn dies war sein Theil), und die darin ausgedruckten Affecten und Empfindungen in die Seelen aller Zuhörer ausgegossen sahe, gerieth er in Entzückung, und erweckte in uns den Gedanken von einem in einen Halbgott verwandelten Menschen. Ich hörete gegenwärtig etwas, das dem Lord Grosvenor eben so viele Ehre als Herrn Garrick machte. Nach Endigung der Ode trat der Lord auf das Orchester, und sagte zu Hrn. Garrick, er hätte den ganzen Bau seines Körpers erschüttert, wobei er ihm zeigte, wie alle seine Adern und Nerven noch in zitternder Bewegung wären. Nichts vergnügte mich mehr, als der wahre und

erhitzte Enthusiasmus, welchen jener für seinen unsterblichen Dichter, die ganze Vorstellung hindurch, von sich blicken ließ. Unter dem Absingen der Lieder war er lauter Leben und Geist, stimmete in den Chorus mit ein, und belebete ein jedes Stück durch seine ausdrucksvolle Minen und Gebärden.

Ich weiß nicht, ob man es nur als ein Compliment an Hrn. Garrick ansehen wird; aber ich muß gestehen, daß seine Ode meine Erwartung ungemein übertroffen hat. Seine Gaben für kleine lustige Einfälle waren mir genugsam bekant; aber eine Jubelode auf Shakespeare, fürchtete ich, wäre über seinen Kräften. Was die Kunstrichter davon urtheilen werden, kan ich nicht sagen: nichts wird indessen mich bewegen, in meiner Meinung zu wanken. Ich sehe ihre Fehler: überhaupt aber halte ich sie für ein vortreflich Stück, welches in der Mannigfaltigkeit der Materie seiner Bestimmung angemessen, und ein Gedicht voller Stärke und Schönheit ist. Ich würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn ich nicht bekennete, daß die Music des Dr. Arne, welche etwas recht Feines war, mich überaus ergötzet habe; und dem ganzen Orchester für die geschickte Ausführung nicht dankete.

Nachdem die Ode zu Ende war, hielte Garrick eine zierliche Rede, worin er mit vieler Bescheidenheit zu verstehen gab, wie ungeschickt er sich

zu dem unternommenen Werke erkennete, und versicherte, er führe itzt, daß es ganz eine andere Sache wäre, wenn er bei einer öffentlichen Vorstellung von dem grossen Genie eines Shakespeare unterstützet würde, als wenn er bloß seinem eigenen schwachen Geiste überlassen wäre: er hoffete indessen, wir würden dieselbe gütige Nachsicht mit ihm haben, die man den Schauspielern, welche bei der ersten Vorstellung eines Charakters unglücklich sind, zu gewähren pflegt. Sein an die Damen gerichteter Schluß war sehr lebhaft, und mit einem artigen Ausdrucke begleitet. Ich hoffe, er werde uns das Vergnügen machen, diese Rede der Presse zu übergeben.

Nachdem Hr. Garrick seine Rede geschlossen hatte, ersuchte er, wenn jemand Lust hätte zu reden, so möchte er sich hören lassen. Hierauf trat Hr. King, der Schauspieler, auf das Orchester, und tadelte in dem Charakter eines schönen Geistes von neumodischen feinem Geschmack, den Shakespeare in einer spitzigen Ironie. Dies wäre bei irgend einer andern Gelegenheit gut genug gewesen: ich muß aber sagen, daß es sich zu einem so edlen Jubelfeste nicht gar zu wohl schickte. Es war zu klein für dessen Grösse, und dazu ganz unnöthig. Wir bewunderten Shakespeare bis zur Entzückung. Wir hatten keine Zeit an seine sophistische Tadler zu denken. Wir glüheten von Bewunderung unsers

unsterb-

unsterblichen Barden, und die Tändeleien eines süssen Herrn störeten den Ton worin unsre Gemüther stunden. Man erlaube mir zu sagen, daß diese Rede einer Verführung so ähnlich sahe, daß sie mir misfiel; und es verdroß mich, daß man die bösartigen Insecten, welche in den Zeitungsblättern ihre Stachel gegen unser Jubelfest und Hrn. Garrick geschossen, der geringsten Aufmerksamkeit würdigte. Es hatte das Ansehen, als ob die Sache eine, dem Stifter unsers Festes unanständige, Empfindlichkeit zum Grunde hätte. Wenn künftig dergleichen Mücken ihm wieder kleine Stiche geben, so tröpfele er nur ein wenig Oel des gutartigen Spasses drauf, und sehe sich nicht weiter darnach um. Dies ist mein Recept, welches ich probat gefunden habe. Ich muß indessen dem Hrn. King Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und bekennen, daß er seine Rolle überaus wohl gespielet hat.

Es wundert mich, daß ihre Correspondenten, welche des Hrn. Angelo Feuerwerk nach Verdienst so sehr gepriesen, der Gemälde auf dem Ufer des Avons, dem Amphitheater gegen über, mit keinem Worte gedacht haben. Man sahe die Zeit, welche den Shakespeare zur Unsterblichkeit führete, mit dem Trauerspiel an der einen, und dem Lustspiel an der andern Seite; nach den feinen Ideen des Ritters Josua Reynolds. Hinter den Gemäl-

den hing eine Menge Lampen, welche sie aufs schönste erleuchteten. Fünf Gemälde von demselben Styl standen in den Fenstern des Stadthauses. In der Mitte war Shakespeare als ausrufend:

Oh! for a muse of fire!

und an der einen Seite Lear und Caliban, an der andern Sir John Falstaff und der alte Pistol zu sehen. Ein ander Gemälde in demselben Styl hing vor dem Fenster des Gemachs, worin Shakespeare geboren worden, welches eine durch die Wolken brechende Sonne vorstellete. Hier hatte Hr. Thomas Becket, der Oberbuchführer des Jubelfestes, seinen Aufenthalt. Ob seine Seele eine poetische Begeisterung davon erlanget habe, muß die Zeit lehren. Mir gab die Betrachtung der Kirche, worin Shakespeare ruhet, ein heiteres und feierliches Vergnügen. Sie ist ein grosses altes Gebäude, und entweder eine Cathedralkirche gewesen, oder hat etwa zu einem Kloster gehöret. Es ist ein regelmäßiges Chor darin, in welchem der Dichter begraben liegt. Sein Grabstein ist gesunken, und liegt ziemlich tiefer als der Fußboden, aber kein Mensch will Hand daran legen, weil er die Aufschrift hat:

Good friends, for Iesus Sake, forbear
To dig the dust incloſed here.

Bleſt

Blest be he that spares these stones:
But curst be he that moves my bones.

An dem einen Ende des Grabes hatte eine fromme Hand Blumenkränze, Lorbeerzweige und anderes immer grünes Laub hingeleget, gleichwie auch Festonen an seinem Grabmahle hingen, welches neben dem Grabe an der Wand aufgerichtet ist, aber nichts sonderliches sagen will.

Die Kriegsmusic der Landmiliz von Warwickshire, und Lösung der Kanonen trugen nicht wenig zur Verherrlichung unsers Jubelfests bei. Wir trugen alle in einem blauen Bande an der Brust eine von Hrn. Westwood sehr wohl verfertigte Medaille. Auf der Hauptseite ist Shakespears Kopf, mit der Umschrift: We Shall not look upon his like again: und auf dem Revers diese Worte:

IVBILEA
At Stratford
In honour
And to the
Memory of
SHAKESPEARE
September, 1769.
D. G.
Steward.

Wir trugen dabei unsre so genannte Shakespears-Kokarden. Damen, Herren, ja auch Bediente und Bauern trugen sie. Wer nur ein Mensch war, hatte eine Empfindung von dem Feste, oder schien sie wenigstens zu haben. Der Geschmack warf hier einen günstigen Stral auf den Munteren und den Dummen, beides auf den der ein Gefühl und der keins hatte. Selbst die Krämerzetteln wurden bei dieser Gelegenheit Werke des Witzes. Hr. Jackson in London gab folgenden aus: „Shakespears Jubel. Man hat zu Coventry „ausdrücklich Bänder, Shakespears Bänder ge„nannt, verfertiget. Sie sind eine Nachahmung „des Regenbogens, welcher, wie er die Farben „aller Partheien trägt, auch zugleich ein Bild der „grossen Mannigfaltigkeit seines Genies ist.

„Each change of many - coloured life he drew.

Iohnson.

Hr. Samuel Johnson hat wohl nimmer gedacht, daß dieser sein schöner Vers auf einen Empfehlungszettel von Bändern kommen würde. Bei Erwähnung dieses berühmten Autors kan ich nicht unterlassen, zu bedauren, daß er Shakespears Jubelfest nicht mit seiner Gegenwart beehret, und dadurch unsere Zusammenkunft glanzreicher gemacht hat.

Der maskirte Ball war einer von den besten der je in Britannien gehalten worden. Die reichsten, zierlichsten und ungemein artig ausgedachten Kleidungen. -- Viele wirkliche Schönen. -- Etliche wohlerhaltene Charaktere. -- Da alle Zeitungen hievon voll sind, darf ich nur ein Weniges hinzu fügen. Ich will nur anmerken, daß Maskeraden eine Ergötzung sind, welche dem Naturell der Brittischen Nation nicht sonderlich angemessen scheint. In wärmern Ländern, wo die Leute einen schnellern Witz, und die Gabe einer hurtigen Gegenantwort besitzen, ist die Maskerade etwas überaus Vergnügendes: aber das zurückhaltende, und der Schwätzhaftigkeit entgegen stehende Wesen, welches unser Nation eigen ist, macht uns bei Vorstellung eines angenommenen Charakters steif und verlegen. Viele unserer Stratfordischen Masken schienen böse zu werden, wenn man sie anredete. -- Das Pferderennen hatte nichts vorzügliches vor andern. Man konte hier auch nichts Ausserordentliches vermuthen; es wäre denn, daß man, wie eine witzige Lady sagte, zu Ehren unsers Dichters eine Zucht von Pegasussen bestellet hätte.

Es war sehr zu bedauren, daß das schlechte Wetter uns des feierlichen Aufzugs, dessen Erfindung dem Hrn. Garrick so viele Zeit, und Veranstaltung so viel Geld gekostet hat, beraubete. Es sollte eine Procession von allegorischen Personen

und den vornehmsten Charakteren aus Shakespears Schauspielen seyn, in ihrer eignen Kleidung, mit Triumphwagen, allerlei Maschienerie und dergleichen mehr: allein der heftige Regen erlaubte die Ausführung nicht, ohne die kostbaren Kleider, und die noch kostbarere Gesundheit der Schönen zu verderben. Da indessen Hr. Garrick so viele Kosten darauf verwendet hat, so hoffet man, er werde uns in der bequemern Gegend von Drury-Lane mit diesem prächtigen Aufzug vergnügen.

Man hat so viel von dem hohen Preise, womit man alles in Stratford bezahlen müssen, geredet; ich kan aber nicht sehen, daß diese Klagen gerecht sind. Es war ja billig, daß Shakespears Mitbürger sowohl als wir Fremden seines Jubelfestes genössen. Es muste ihnen ein einträgliches, wie uns ein ergötzendes Jubel seyn. Da es nur ein paar Nächte gedauret, so war eine Guinee für das Bette einer Nacht nicht zu viel. Es wurde voraus gestellet, daß niemand als solche, denen es nicht an Gelde fehlte, hieher kommen würde. Am Ende des Festes waren doch viele von uns nicht allzu wohl aufgeräumet, weil mancherlei Unbequemlichkeiten sich darstelleten. Eine der ärgsten war, daß es an Fuhrwerk gebrach; da wir deswegen nicht anders als in Vertheilungen abziehen konten, so wurde denen die warten musten, die lange Weile unerträglich. Mir fiel ein spaßhaftes Gleich-

niß

niß ein, mit welchem ich meinen Verdruß hinweg lachte: wenn man, sagte ich, das Jubelfest im Ganzen betrachtet, so kommt es mir vor, als ob wir eine ganze Artischocke gegessen hätten. Wir haben manchen schönen Mundvoll gehabt, wir haben aber Blätter und Haar mit essen müssen, welche verzweifelt schwer zu verdauen sind. Bei dem allen bin ich meines Theils mit meiner Artischocke höchst zufrieden. Zum Beschluß bekenne ich nochmals, bei der Meinung zu bleiben, daß Shakespears Jubelfest zu Stratford eine Anstalt gewesen, welche nicht nur unsern unsterblichen Dichter, sondern auch allen, die etwas dazu beigetragen haben, viele Ehre macht; und ich hoffe, daß es alle sieben Jahre mit derselben Begeisterung als im Jahre 1769. geschehen, wiederum werde gefeiert werden. *)

James Boswell.

*) Ich hätte gewünscht, eine ordentlichere und vollständigere Beschreibung dieses wirklich merkwürdigen Jubelfestes zu geben: allein es fehlt daran in den Engländischen Monatschriften. Verschiedene Leute, besonders der durch seine Thorheiten so wohl als theatralische Geschicklichkeit berüchtigte Foote, haben aus Neid gegen Garrick diese Feierlichkeit verhöhnet; woher es ist, daß alle in den Monatschriften vorkommende Nachrichten eigentlich entweder Satyren oder Schutzschriften sind; welches letztere man auch diesem Schreiben des Boswell gar zu deutlich ansehen kan. Um indessen dem Leser

Leser nach Vermögen zu dienen, will ich einige hier nicht berührte Umstände aus andern Nachrichten hinzu fügen.

Das Fest wurde am 6. Herbstm. Morgens um 6 Uhr, durch eine dreimalige Lösung von 17 Kanonen und 12 kleinen Mörsern eröfnet. Nach 8 Uhr machte der Stadtmagistrat dem Hrn. Garrick auf dem Rathhause sein Compliment, und überreichte demselben einen hölzernen Medaillon von dem Maulbeerbaum, welchen Shakespeare ehemals mit eigener Hand gepflanzet hat. Er war stark in Gold eingefasset, und des Dichters Kopf war darauf geschnitten. Nachdem G. ihn um den Hals gehangen, wurde unter einer Kriegsmusic gefrühstücket. Des Mittages speiseten im Amphitheater über 1000 Personen. Am 7. wurde wieder ein Frühstück gegeben. In dem Amphitheater brachen hin und wieder die Bänke, wobei der Lord Carlisle beinahe sein Leben verloren hätte. Bei dem Pferderennen musten die Pferde Knietief im Wasser laufen. Am 8. störete der Regen die Feierlichkeit, weswegen die mehresten Gäste nach Haus gingen; doch wurde des Nachts bis um 4 Uhr getanzet, womit das Fest sich endigte.

Der Herausg.

VIII.

Wie leichtes und sandichtes Land mit Thon zu verbessern sey.

Lond. Magaz. 1761. App. p. 684.

Da man die Kreide für eins der vortheilhaftesten Mittel hält, womit alle Arten von zähen, steifen und lettichten Lande können verbessert werden; so wäre die Frage, ob nicht hinwiederum der Thon *) denselben Nutzen auf allem leichten und kreidichten Lande schaffen könne. Meines Wissens geschieht dies fast gar nicht in England. Der vornehmste Einwurf, den man dagegen macht, ist die Schwierigkeit, den Thon besonders die zäheste Art desselben, aufzulösen, und mit der leichten Erde zu vereinigen; vornämlich wenn die brauchbare Erde nicht tief ist. Der Thon, sagt man, bleibt in grossen Klumpen, wenn gleich das Land schon etliche mal gepflüget worden, liegen.

Aber

*) Unter Thon versteht man diejenige Art Erde, welche im höchsten Grad steif und zähe, und ohne Sand ist, welche man hier zu Lande Dwaa nennet. Ist er mit Sand vermischet, so wird Leimen daraus: ist er aber dazu gebrochen, bearbeitet und locker gemacht, so nennen wir ihn Kley. Der Uebers.

Aber sollte man ihn nicht bezwingen und zur Mischung mit dem Sande bringen können, wenn man ihn lange an der Luft liegen liesse, oder mit Kohlenasche oder Mist vermengete; im Falle dieses nur nicht zu grosse Kosten verursachte? Die Verbrennung desselben zu Asche ist freilich überaus vortheilhaft; es wird aber, fürchte ich, dem Landmann damit wenig gedient seyn, weil es zu kostbar ist. Was mich auf die Gedanken gebracht, daß der Thon dem leichten Boden dienlich sey, ist, daß er denselben steifer machen, und gleichsam binden kan, woran es demselben hauptsächlich fehlet. Der Thon wird ihm die Eigenschaft geben, den wohlthätigen Thau und Regen länger zu behalten, folglich auch von dem aufgelegten Dünger mehr Nutzen zu ziehen. Der Mergel, welcher eine Art weissen Thons ist, würde freilich auf einem sehr leichten Lande dasselbe thun: allein er ist nicht allenthalben zu haben. Der scharfsinnige Verfasser des Buchs: Nature displayed, sagt: „Viele Naturkündiger wären der Meinung, „daß die Schichten von Töpferthon oder anderer „zäher Erde, welche fast allenthalben, obwohl in ungleichen Tiefen, unter unsern Füssen liegen, dasselbe „thun würden, was der Mergel thut: sie hätten „desfalls viele Versuche an verschiedenen Oertern, „allezeit mit erwünschtem Erfolge gemacht. Siehe „den Auszug von den Phil. Transact. B. II. „S. 731. und Mortimers Husbandry B. I. „Es ist, sagt er ferner, in England gewöhnlich, weis-

„sen

„sen Thon auf leichtes Land zu bringen, welches, „wenn es mit dem Thon wohl vermenget worden, „den schönsten Weizen, 30 bis 40 Jahr nach ein„ander getragen hat.„ Wo das, was dieser Schriftsteller sagt, wahr ist, so muß ich mich sehr verwundern, daß unter der Menge Bücher vom Ackerbau, welche zu verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Verfassern geschrieben worden, kein ein und anderer dieser Verbesserung des Landes Erwähnung gethan hat. Wollte derhalben jemand von ihren Correspondenten, der sich auf den Ackerbau versteht, seine Gedanken hierüber mittheilen, so würde er dem Publicum keinen geringen Dienst thun. *)

Winchester, Hants. Christm. 1761. W. P.

*) Der Herausgeber des Brem. Magazins will es versuchen. Er ist schon vor 15 Jahren, ohne je etwas davon gehöret zu haben, durch denselben Vernunftschluß den W. P. macht, auf diesen Gedanken gekommen, und hat ihn zu seinen beträchtlichen Nutzen bewerkstelliget. Wie er gemüßiget war, einen Gemüsgarten anzulegen, dessen Boden, ob er zwar vorhin unter dem Pfluge gewesen, doch von Natur ein unfruchtbarer gelber Sand war; bemühete er sich vergeblich, ihn durch Asche, schwarzen Moder aus den Gräben, Torfgraus und Dünger recht fruchtbar zu machen. Er ließ sich darin etliche Fuder braunen, gelben, blauen Thon bringen, der zum Theil mit etwas Sand vermischet, zum Theil ganz rein und ein steifer Dwaa war, und legte denselben im Herbstmonate einen halben Fuß tief aufs Land. Um die von W. P. auch richtig bemerkte Schwierigkeit zu überwinden, nämlich den Thon, der an Zähigkeit dem Pech gleich, zu bändigen, und mit dem Sande aufs genaueste zu vereinigen; fiel ihm ein, sich des Frostes

stes dazu zu bedienen. Der Erfolg stimmete mit der Hofnung überein. Nachdem der steife Thon während des Winters dem Froste ausgesetzet gewesen, war er im folgenden Frühlinge Krümenweise von einander gefallen. Hätte man gewartet bis vieler Regen darauf gefallen wäre, würde er wieder zusammengeschmolzen seyn. Diesem vorzukommen, wurde der Platz, worauf er lag, nachläßig gegraben, und darauf gerechet. Beides, Graben und Rechen wurde nach etlichen Tagen wiederholet, wodurch der Thon hinlänglich mit dem Sande vermischet wurde. Alle Arten von Düngungen wirken nur auf ein oder ein paar Jahre: diese Methode aber gibt eine dauerhafte Verbesserung, weil dadurch selbst die Natur des Bodens verändert wird: eben so als wenn man einen steifen thonichten Boden durch aufgebrachten Sand verbessert, welches oft versuchet wird. Nachdem das Land zu gehöriger Zeit mit ziemlicher Düngung bestellet worden, trug es nicht nur das beste und feinste Gemüs, als Blumenkohl ꝛc. sondern hat nachher seine Kraft und Fruchtbarkeit beständig behalten; zumal wenn man ihm mit Asche und dergl. zu Hülfe kommt. Der hiesige Landmann, welcher nichts unfruchtbares kennet als Thon oder Leimen, lachte anfänglich über ein studirtes Unternehmen: allein die Erfahrung und der Nutzen hat den Unternehmer dafür schadlos gehalten. Es wäre zu wünschen, daß ein oder ander Gutsherr seinen Meier anhalten wollte, die Probe mit etlichen Fudern Thon, Leimen oder was man hier Klei nennet, auf obbeschriebene, durch die Erfahrung bewährte Art zu machen. Mergel fehlt uns hier, aber Thon liegt uns fast allenthalben unter den Füssen. Man würde erfahren, daß ein leichter, sandichter und von Natur unfruchtbarer Acker, der mit vielem und kostbaren Düngen muß gezwungen werden, nur erträgliche Früchte zu liefern, um einen dritten Theil ergiebiger werden könte.

IX.

Die Zärtlichkeit eines Vaters in einer wahren Nordamericanischen Erzählung.

Vniuerſ. Mag. 1769. Sept. p. 130.

Im letzten Kriege in Amerika wurde ein Detaschement Engländer von einer Partei wilder Abenakis geschlagen. Die Ueberwundene konten nicht so schnell fliehen, als jene ihnen mit der grösten Hitze nachsetzten; und wurden endlich mit einer barbarischen Grausamkeit, wovon man selbst in jenem Lande wenig Beispiele hat, behandelt. Ein junger Englischer Officir, welchen zween Wilde schon mit aufgehobenen Aexten erreichet hatten, sahe keine Möglichkeit sein Leben zu retten, und dachte auf nichts anders, als dasselbe so theuer als möglich, zu verkaufen. In diesem Zustande trat noch ein alter mit einem Bogen bewafneter Abenaki herzu, und machte sich bereit ihn durchzuschiessen. Indem er aber zielete, ließ er

plötzlich den Bogen fallen, und rannte zwischen den jungen Officir und die beiden Barbaren, welche ihn eben niederhauen wollten, nun aber ehrerbietig zurück wichen. Der alte Wilde faßte den Engländer bei der Hand, hieß ihn mit freundlichem Wesen gutes Muths seyn, und führte ihn in seine Hütte. Hier begegnete er ihm mit aller möglichen Zärtlichkeit, hielte ihn mehr wie einen Freund als Sclaven, und lehrte ihm so wohl die Abenakische Sprache, als auch die unter diesem Volke üblichen groben Künste. Beide lebten vergnügt und sehr wohl mit einander zufrieden. Das einzige was dem Engländer einige Unruhe machte, war, daß der Alte ihn zuweilen starr ansahe, und wenn er seine Augen wieder abgewandt hatte, Thränen vergoß.

So bald indessen der Frühling wieder gekommen, griffen die Wilden aufs neue zu den Waffen, und wie der Alte noch Stärke genug hatte, die Beschwerlichkeiten des Krieges auszustehen, ging er, von seinem Gefangenen begleitet, mit. Nachdem die Abenakis einen Marsch von mehr als 50 deutschen Meilen durch Wälder gethan hatten, kamen sie endlich in eine Ebene, wo sie ein Englisch Lager entdeckten. Dies zeigte der alte Wilde dem jungen Menschen, und gab dabei genau auf seine Augen acht. Dort, sagte er, sind deine Brüder; und dort erwarten sie uns zu einer Schlacht!

Höre

Höre was ich dir sagen will! Ich habe dir das Leben gerettet; ich habe dich gelehret eine Canone zu bauen, Bogen und Pfeile zu machen, die Thiere des Waldes zu überraschen, die Axt zu führen und den Feind zu entschädeln. Was wareſt du, wie ich dich in meine Hütte brachte? Deine Hände waren wie die Hände eines Kindes. Sie waren so wenig geschickt dir Nahrung zu verschaffen, als dich zu vertheidigen. Deine Seele war so finster als die Nacht. Du wusteſt nichts, und haſt alles was du biſt, mir zu verdanken. Könteſt du nun wohl so undankbar seyn, dich mit deinen Brüdern zu verbinden, und die Axt gegen uns aufzuheben? Der Engländer betheuerte, daß er lieber tausendmal sein Leben verlieren, als das Blut eines Abenaki vergieſſen wollte. Der Wilde legte beide Hände vor sein Geſicht, und neigte sein Haupt. Nachdem er einige Zeit in dieſer Stellung geblieben, schauete er den Engländer an, und sagte in einem Ton, worin Zärtlichkeit mit Wehmuth vermiſchet war: Haſt du noch einen Vater? Ja, verſetzte der Jüngling, ich habe ihn, wie ich aus meinem Vaterlande ging, noch lebendig verlaſſen. O Unglücklicher! schrie der Wilde, und fügte, nachdem er ein wenig still geschwiegen hatte, hinzu: weiſt du, daß ich auch ein Vater geweſen bin? Ach! aber ich bin es nicht mehr! Ich sahe meinen Sohn in einer Schlacht fallen. Er stand an mei-

ner Seite. Ich sahe ihn wie einen Mann sterben. Er war mit Wunden bedeckt wie er fiel. Aber ich rächete seinen Tod. Ja, ich rächete ihn. Diese Worte sprach er mit einer nachdrucks vollen Stimme aus, wobei sein ganzer Körper sich erschütterte. Das Aechzen, dem er keine Luft geben wollte, hätte ihn fast erstickt. Die Augen standen starr, und sahen wild aus; doch vergoß er keine Thräne. Nach und nach faßte er sich wieder, und sagte, nachdem er sich gegen Morgen gewendet, wo eben die Sonne aufging, zu dem jungen Engländer: Siehest du den vom Lichte glänzenden Himmel? Macht es dir ein Vergnügen ihn anzuschauen? Ja, antwortete er, es ergötzet mich diesen so schönen Himmel zu sehen. Mit mir ist es leider anders. Ich kan keine Freude mehr aus diesem Anblick schöpfen, erwiederte der Wilde unter einer Fluth von Thränen. Einige Augenblicke darauf zeigte er ihm einen Baum in voller Blüthe, mit den Worten: Siehest du diesen Baum? Erquicket es nicht deine Augen, wenn du ihn siehest? Ja, sagte jener, es ist ein reizender Gegenstand. Gut! sprach der Alte; aber für mich hat er keine Reize mehr; und fügte hastig hinzu: Fort! gehe nach deinem Vaterlande, damit dein Vater noch möge mit Vergnügen die aufgehende Sonne, und Blumen des Frühlings schauen.

X.

X.

Fortsetzung

der im vorigen Stück *)

abgebrochenen

Bremischen Kirchen- und Litterär-Neuigkeiten.

III.

Die jährliche Feier der hiesigen deutschen Gesellschaft, welche im J. 1768. den 29. des Brachm. vollzogen wurde, veranlasete folgende Einladungsschrift, welche der Hr. Prof. Joh. Phil. Cassel auf 2 Quartbogen abdrucken lassen:

Merkwürdiger Versönbrief Philipp Herzogs von Burgund, Lothringen und den Niederlanden, mit der Stadt Bremen vom Jahre 1446.

Der Handlungsneid hatte im J. 1438. einen schweren Krieg zur See zwischen einigen Hanseständten und den Holländern und Seeländern erreget,

*) N. Brem. Mag. 3. B. 1 St. 186 S.

worin sich beide Parteien wechselsweise vielen Schäden zufügten. Nun war es wol kein Wunder, daß die Stadt Bremen mit darin verwickelt wurde, und manchen Schaden in ihrer Handlung leiden muste. Unter andern klagte sie bei dem Herz. Philipp zu Burgund, daß seine Unterthanen die Schiffe ihrer Bürger geplündert hätten, und verlangte Ersetzung des Schadens. Aber vergeblich. Die Bremer rüsteten also für sich viele Kriegsschiffe aus, und bedienten sich des Wiedervergeltungsrechts. Vornemlich eroberten sie ein grosses und reich beladenes Burgundisches Schiff, auf welchem sie über 50 Mann tödteten, und brachten es mit der Ladung nach Bremen. Endlich wurden beide Parteien durch Plackereien müde, und veranstalteten zu Harderwik im J. 1446. eine Zusammenkunft, woselbst der Vergleich, welcher hier in der Flämschen Sprache aus dem Original mitgetheilt wird, zu Stande kam.

Die feierlichen Reden bei obgedachter Gelegenheit hielten zwei Ehrenmitglieder. Hr. Arnold Brünings Pred. zu Wasserhorst, beschrieb in einer ungebundenen Rede das Glück eines Weltbürgers. Hr. Philipp Isaak Heineken, D. der Arzneigel. und derselben, wie auch der Meßkunst öffentl. ordentl. Lehrer, handelte in einem Lehrgedichte von der Zufriedenheit.

Im

Im folgenden Jahre, bey demselben Anlaß, nämlich da die deutsche Gesellschaft am 28. des Brachm. 1769. ihre Feier beging, ließ der Hr. Prof. Cassel als eine Einladung auf 2 Bogen in 4. drucken:

Merkwürdige Urkunden eines Vertrags zwischen Jakob II. König in Schotland, und der Stadt Bremen, von den Jahren 1445, 1446 und 1453.

Der oben gedachte Krieg, den die Städte von den deutschen Hanse mit andern Handlung treibenden Nationen führten, hat auch diese Urkunden veranlaßt. Auch die Schotländer nahmen den Städten, und diese jenen ihre Kaufschiffe weg, wo sie solche nur antrafen. Besonders erbeuteten die Bremer ein Schiff von Edenburg, welches mit Leder und Tuch beladen war. Endlich wurde ein Vergleich gemacht, und die Handlung gesichert. Der Urkunden, die sich darauf beziehen, und hier aus den Originalen mitgetheilet werden, sind viere. I. Die erste vom J. 1445. d. 14. Aug. enthält Kön. Jakobs in Schotland Befehl und Vollmacht an seine Kommissarien, mit dem Rath von Bremen, unter dem Beistand der andern Hansestädte, wegen des den Kaufleuten seines Reichs von den Bremern zugefügten Schadens, einen Vergleich zu treffen. II. Der Schotländischen Kommissa-

rien Urkunde, welche den getroffenen Vergleich selbst enthält. A. 1445. am St. Gallentage. Worin das hauptsächlichste ist, daß beide Theile ihren erlittenen Schaden tragen, nur daß die Bremer, Friedens halber, dem Könige ein Schiff, die Rose genannt, mit 3 Ankern und allem Zubehör und dabei 40 Last Biers geben. III. Notarialinstrument über diesen Vertrag, welcher zwischen beiden Parteien unter freiem Himmel vor dem Erzbischöflichen Pallast in Bremen geschlossen und versiegelt worden ist: vom J. 1446, den 27. Jun. IV. Die Königl. Versicherung, daß die Kaufleute, Bürger und Einwohner zu Bremen in seinem Reiche seines besondern Schutzes geniessen, frei und sicher handeln, ab und zufahren sollen: dem zufolge er seine Verbündete und Freunde bittet, obbemeldete Kaufleute allenthalben, wo sie mit ihren Schiffen und Waaren in ihre Länder kommen, freundlich und günstig zu behandeln.

Bei der Feier dieses Tages traten öffentlich auf Hr. Johann Henr. Colsmann, Dr. der G. G. und Pred. bei der Armenhauskirche, und Hr. Diderich Herm. Rumpf, Pred. zu Horn, jener mit einer Rede von dem Anwachs der schönen Wissenschaften und deren Hindernissen; dieser mit einem Gedicht, das Christenthum.

Von dem Bremisch-niedersächsischen Wörterbuche, welches die deutsche Gesellschaft

durch

durch den Försterschen Verlag heraus gibt, hat noch im J. 1768 der 3. Theil, welcher die Buchstaben L - R enthält, auf 566 Seiten, und im Anfange dieses 1770sten Jahrs der 4. Theil, welchen der Buchstade S allein anfüllet, und welcher mit dem vorhergehenden, in fortlaufender Signatur, 3 Alph. 2[1] Bogen ausmacht, die Presse verlassen. Ueberhaupt sind diese beide Theile den beiden ersten völlig gleich. Nur an Vollständigkeit und Genauigkeit möchten sie die ersten noch übertreffen. Denn bei einem Wörterbuche von dieser Art gewinnen allemahl, in dem Zeitraum während des Drucks, die letzten Buchstaben vor den ersten. Jedoch was hier den erstern an Vollständigkeit abgehet, das soll am Schluß des folgenden 5ten und letzten Theils, welcher unverzüglich folgen wird, durch Zusätze und Verbesserungen ersetzet werden.

IV.

a) Inauguralabhandlungen bremischer Gelehrten.

1) *Diderici Schuhmacher* diss. iurid. inaug. de foro administrationis, et quatenus administrator forum ordinarium declinare queat. Marburgi Cattor. cIↃ IↃ CCLXVIII. 46 Blattseiten.

2) *Ioh. Frid. Piel* diss. iurid. inaug. de translatione bonorum absentis vel probata morte vel praesumta demum efficaci. Götting.

1768. $6\frac{1}{2}$ Bogen. S. Jenaische Zeit. von gel. Sachen, 1768, 98 St.

3) *Iohannis Smidt* V. D. M. ad aed. S. Stephani Dissert. Theol. inauguralis in Ps. XXXII. Harderouici MDCCLXIX, 30. Martii. 3 Bogen.

Der Hr. V. siehet diesen Psalm als ein Loblied an, welches David gedichtet, nachdem Gott ihm die Sünde, welche er bei Zählung des Volks begangen, vergeben hatte. Anfänglich widerlegt er diejenigen, welche den Psalm aus andern Hypothesen erklären, §. 1-3. verwirft den prophetischen Sinn, 4. und hält sich vornämlich bei Venema auf, welcher den 32. und 33. Psalm für ein einziges Lied will gehalten haben; in welchem David in Zurücksicht aller von Gott genossenen Wohlthaten, und Voraussicht der glücklichen Zeiten unter Salomo, des Höchsten Güte preiset. 5. Der Hr. V. glaubt mit dem Hrn. Michaelis, daß das Zählen des Volks aus dem Grunde so strafbar gewesen, weil der König dabei die Absicht gehabt, das Volk zu beständigen Kriegs- und Frohndiensten enrolliren zu lassen. Es soll aber auch das Volk sich dadurch verschuldet und die Pest zugezogen haben, daß der halbe Seckel, welchen ein jeder gezählter, nach Moses Gesetze geben muste, nicht entrichtet worden. Dies wird sowohl aus den Worten Joabs 1 Chron. XXI, 3. als auch daraus

aus geschlossen, daß der wirklichen Zählung keine Erwähnung geschiehet, 6. wir wünschten, daß die aus 1 Chron. XXI, 17. entstehende Schwierigkeit möchte gehoben worden seyn. Die Gründe, deren der Hr. V. sich bedienet, seine Hypothese zu bestättigen, sind 1. weil David von dieser so wichtigen Begebenheit sonst kein Denkmahl unter den Psalmen hinterlassen. 7. 2. Weil alle Ausdrücke in dem Liede sich am füglichsten auf jenen Fall schicken; welches besonders bei der langen Unempfindlichkeit des Königs, welche er vs. 3, 4. bekennet, angemerket wird. Aus diesem Grundsatze wird der ganze Psalm von Vers zu Vers erkläret 8-12, und mit einer Anzeige der Einrichtung und dichterischen Schönheit desselben, 13-16 die Abhandlung geschlossen.

4. *Gerhardi ab Hemessen*, A. L. M. et Philos. Doct. V. D. M. ad aed. S. Stephani Diss. Theol. inauguralis, sistens explicationem Ps. XXIX. Harderouici MDCCLXIX. 30. Martii. 7 Bogen.

Stehet die Auslegungskunst der heil. Schrift itzt auf dem glücklichen Fusse, daß man von begraueten, besonders mystischen Vorurtheilen sich nicht mehr darf fesseln lassen, und, in Absicht auf die Schriften des A. B., das Licht, so die Arabische Sprache gewähret, vortheilhafter als vorhin, genies-

genieſſet; so hat der Hr. V. dieſe beiden Vortheile in gegenwärtiger Abhandlung glücklich zu nutzen gewuſt. Er verwundert sich billig gleich Anfangs, wie man den so offenbaren und klaren Sinn dieſes Psalms mit so vielen Künſteleien habe verdunkeln können. Er ist eine erhabene Beschreibung eines Donnerwetters, und doch soll er bald ein zum Laubhüttenfest bestimmtes Lied, bald ein Denkmahl der Niederlage des Sennacheribs, bald eine metaphorische Beschreibung der Siege Davids über die Heiden, bald eine Weiſſagung von der Ausbreitung der Lehre Jesu seyn. Hr. v. H. zeigt, daß David die Majestät Gottes in einem schrecklichen Gewitter gemahlet habe; wozu er durch die einreiſſende Freigeisterei unter den Groſſen in Israel, welches die Söhne der Fürsten vs. 1. sind, veranlasset worden; in der Absicht um dieſelbe zur Empfindung der Religion und Furcht Gottes zurück zu führen. Aus dieſem Grundsatze bekommen alle Ausdrücke des h. Dichters ihren bestimmten und vollen Sinn. Davon überzeuget uns dieſe schöne Schrift, welche ein ausführlicher gelehrter Commentar des Psalms ist. Zwei Dinge haben uns unter andern darin sehr gefallen. Die Anmerkung, daß der Dichter den Zug des Gewitters rund um den Himmel herum, welchen er von Anfang bis zum Ende scheint sorgfältig beobachtet zu haben, so natürlich abmahlet. Anfänglich läßt

sich

sich der Donner von ferne gegen Abend über dem mittelländischen Meere in einem dumpfen Murmeln hören, vs. 3. Er kommt bald dem Lande näher, und fängt an fürchterlich zu krachen, 4. Hierauf zieht das Gewitter sich gegen Mitternacht, wo es Libanons Cedern zerbricht. 5. Itzt schwebt es schon im Morgen über dem Berge Hermon 6, 7. endlich lenkt es sich gegen Mittag nach Arabien, wo es sich in einem ungehäuren Platzregen bricht. 8, 9, 10. Das andere ist die, wie wir nicht anders wissen, neue Anmerkung, daß der 9 vs. zu erkennen gebe, wie das Volk, das von der Freigeisterei noch nicht angesteckt war, während des Gewitters, in der Stiftshütte den Andachtsübungen ergeben gewesen.

Wie übrigens die Schreibart rein, fliessend und angenehm ist, so zeigt der Hr. V. in Behandlung der Sache eine nicht gemeine Gelehrsamkeit und Stärke in der morgenländischen, besonders Arabischen Litteratur.

b) Vermischte Schriften. Wegen des etwas verzögerten Drucks dieses N. B. Mag. und weil uns im vorigen Stück der Raum fehlte, haben wir jetzt noch einige Schriften vom J. 1768. in einer kurzgefaßten Anzeige nachzuhohlen.

1) Aug. Ludw. Schlözer Probe Rußischer Annalen. Bremen, 1768. in 8. Im Förster-

Försterschen Verlag. Ein Buch, dessen Inhalt den Liebhabern der Geschichte schon sattsam bekannt ist, und einer nähern Anzeige nicht mehr bedarf.

2) In demselben Verlag erschien: Gottfried Leß, D. und Prof. Theol. und Universitätspred. zu Göttingen, Beweis der Wahrheit der christlichen Religion. Göttingen und Brem. 1768. 1 Alph. 18 B. in 8. Auch der Wehrt dieses schönen Buchs ist schon zu dessen Ruhm entschieden.

3) Gleichfalls hat Förster drucken lassen: Joh. Carl Koken, Superint. der Evang. Kirchen und Schulen in Hildesheim. Kern der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel, in Grundrissen der Predigten über die Fest- und Sonntagsepisteln, nebst einigen Buß- und Paßionsbetrachtungen. Dritter Jahrgang. Bremen, 1768. Mit Vorrede und Register 22 B. in 8. Von dem Plan, nach welchen der Hr. V. diese Grundrisse der Predigten über die Episteltexte ausarbeitet, haben wir bei Gelegenheit der beiden ersten Jahrgänge die Anzeige gethan. *) Die Vorrede enthält einige gründliche Betrachtungen über die Verschiedenheit des öffentlichen Vortrags bei dem Gottesdienst in den verschiedenen

*) N. Brem. Mag. 2 B. 182 und 642 S.

denen Zeitpunkten der christlichen Kirche, und sehr nützliche Anmerkungen über diese Materie.

4) Von dem Zwecke und Nutzen des Gesanges bei dem Gottesdienste. Eine Predigt bei der Einführung einer neuen Liedersammlung, gehalten von Joh. Nic. Tiling, Reform. Prediger in Mitau. Bremen, bei G. L. Förster, 1768. 38 Octavseiten.

Es ist der zweite Druck einer Predigt über Coloss. III, 16. Der erste Druck war in Curland besorget. Die Gelegenheit dazu war die in Mitau bei der reformirten Gemeine d. 1. Novemb. 1767 geschehene Einführung des neuen Brem. Gesangbuchs. Diese Predigt ist eine abermahlige Probe der guten Kanzelberedsamkeit des Hrn. Verfassers.

5) In eben demselben Jahre hat J. H. Cramer hieselbst auf 22½ B. in 4. drucken lassen: Historische Nachrichten von der Regimentsverfassung und dem Rath der Kaiserl. freien Reichsstadt Bremen, samt dem Jahrbuch der Bürgermeister und Rathsherren aus ungedruckten Urkunden gesammlet. Mit Anmerkungen und einem Anhang von Dokumenten ans Licht gestellet von Joh. Phil. Cassel, öffentl. Lehrer der Beredsamkeit und freien Künste.

Die

Die historischen Nachrichten selbst, und das Jahrbuch der Bremischen Bürgermeister und Rathsherren vom XI. Jahrhundert an bis A. 1433. welche beide Stücke 93 Seiten beschlagen, haben unsern sel. Archivar, den berühmten Herrn D. Herm. von Post, zum Verfasser, welcher dieselbe handschriftlich hinterlassen hat. Wenn die grosse Kenntniß des sel. Mannes in unserer vaterländischen Geschichte, und der genaue und unermüdete vieljährige Fleiß desselben in Durchsuchung der alten Urkunden, die im Archiv unter seinen Händen waren, und in Aufsuchung aller, auch der kleinsten Umstände, die etwas zur Erläuterung der Geschichte unserer Stadt beitragen konten, wem dieses bekannt ist, der wird leicht das günstige Vorurtheil fassen, daß er hier etwas lernen könne, so ihm bisher, wegen der verborgen gewesenen alten Nachrichten, unbekannt gewesen ist. Und darin wird er sich auch nicht betrogen finden. Einen Auszug leiden diese Nachrichten nicht. Auch wird ein Liebhaber unserer Geschichte lieber das Buch selbst durchblättern. Der Hr. Prof. Cassel hat ausser dem Verdienst diese Nachrichten allgemein gemacht zu haben, auch noch dieses, daß er sie mit einigen historischen Nachweisungen bereichert, und einen Anhang von Dokumenten beigefüget hat. Hier findet man 1) ein Verzeichniß der kaiserlichen Privilegien, welche der Stadt Bremen

men ertheilet worden, von Karl dem Grossen an bis auf Ferdinand III. 2) Die Tafel und die Neue Eintracht, welche die Grundgesetze der jetzigen Verfassung unserer Stadt sind. 3) Kaisers Ferdinand III. Berufung der Stadt Bremen auf den Reichstag vom 26 Mai A. 1640. 4) Kais. Leopolds allgemeine Bestätigung aller Privilegien ꝛc. der Kais. freien Reichsstadt Bremen, womit sie ehedem von den Kaisern begnadiget: vom 16. Sept. 1660. 5) Christian V. Kön. von Dänem. Ratification des mit den Kaiserlichen und andern Dero hohen Alliirten bevollmächtigten Gesandten zu Bremen am 14. (24) Junii 1677. getroffenen Vergleichs, und demselben inserirten Recesses wegen der Stadt Bremen freien und immediaten Reichsstandes vom 30. Apr. 1678. 6) Altenbruchhausischer Vergleich zwischen Georg Wilhelm, Herzog zu Braunschw. Lüneb. und der freien Reichsstadt Bremen, wegen des freien und immediaten Reichsstandes der Stadt, und deren iuris territorialis in den 4 Gohen, auch derselben Garantie aufgerichtet A. 1679. 7) Kais. Leopoldi Versicherung, daß die freie Reichsstadt Bremen in den künftig mit den Nordischen Kronen zu schliessenden Bündnissen und Tractaten, ihrer Sicherheit und Immedietät desto besser zu prospiciren, mit begriffen und eingeschlossen werden solle: vom 17. Jul. 1700. 8) Kais. Karls VI. Privileg. wodurch er

den Herren Bürgermeistern und Rath der Stadt Bremen die Rechte und Gerechtigkeit eines Kaiserl. Comitis Palatini, und deren Gebrauch und Ausübung cum facultate substituendi verleihet: vom 22. Decemb. 1736. Nebst der Bestätigung dieses Privil. von Karl VII. Franz, und Joseph II.

6) De vitis philologorum nostra aetate clarissimorum, Vol. III. auctore *Theoph. Christoph. Harlesio.* Bremae impensis G. L. Foersteri, 1768.

Die gelehrten Männer, mit deren Verdiensten und Lebensumständen der berühmte Hr. Prof. Harles uns hier bekannt macht, sind 1) Joh. Henr. Lederlin, Prof. der hebr. und griech. Sprache zu Straßburg. 2) Christian Ernst von Windheim, der Philos. D. derselben wie auch der Orient. Sprachen Prof. in Erlangen. 3) Christoph Aug. Bode, Prof. in Helmstädt. 4) Joh. Daniel Schöpflin, Lehrer der Beredsamkeit zu Straßburg. 5) Joh. Christian Wernsdorf, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst in Helmstädt. 6) Johann Gramm, Königl. Dän. Justitzrath und Prof. der griech. Sprache zu Kopenhagen. 7) Jac. Frid. Heusinger, Rector der Schule zu Wolfenbüttel. Den Schluß machen Zusätze zu den Leben Georg Christ.

Christ. Gebauers, und Joh. Aug. Bachs, welche man in dem ersten Bande lieset.

7) In Cramers Verlag: **Ugolino. Eine Tragödie, in fünf Aufzügen. Hamb. und Bremen, 1768. 9 Bogen klein 4.**

Der Verfasser ist der Hr. von Gerstenberg. Ein Stück, welches Entsetzen, und den äussersten Grad des Abscheues erreget. Weswegen es aufs Theater nicht wird gebracht werden können, ohne das zarte Gefühl der Menschheit zu beleidigen.

8) In Försters Verlag: **Entwurf des jetzigen Deichrechtes in denen Marschländern der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Bremen, 1768. 18 Bogen gr. 8.**

Ein sehr nützliches Buch, welches nicht nur Rechtsgelehrten, sondern auch allen, welche so wohl in hiesigen als andern Gegenden sich auf einige Art mit dem Deich- und Siehlwesen beschäftigen müssen, wichtige Dienste leisten wird. Der ungenannte Verf. hat diese Materie genau und vollständig, und doch dabei mit Präcision, in 54 Artikeln abgehandelt. Nur möchte mancher hier ein Glossarium der bei dem Deichwesen üblichen Wörter und Redensarten vermissen. Wir setzen die Rubriken nach der Ordnung her. 1. Von

der Deichpflichtigkeit. 2. Von Errichtung und Unterhaltung richtiger Register. 3. Von Wrockdeichen. 4. Die Deiche folgen dem Lande. 5. Von der verschiedenen Weise zu Deichen. 6. Von den Deichbänden. 7. Von Anlagen der Deichkosten. 8. Von der Deichkasse. 9. Von Einfoderung der Deichgelder. 10. Von Deichrechnungen. 11. Von der Direction des Deichwesens. 12. Von Erörterung und Entscheidung in Deichsachen. 13-17. Von den Deichgräfen, Amtsvögten, Deichsecretair, Deichgeschwornen und Deichboten. 18. 19. Von den Deichschauungen. 20. Von dem Besticken der Deiche. 21. Von der Deicherde. 22. Vom Mehen, Klopfen und Grasen der Deiche. 23. Vom Reiten und Fahren an und auf den Deichen. 24. Von Deichwegen. 25. Von Driften und Schaarten. 26. Von Häusern am Deiche. 27. 28. Von Braaken, Wehlen und Kapstürzungen. 29. Von Einlagen. 30. Von Bedeichungen. 31. Von Landdeichen, Nothdeichen, Ufern und Heydedeichen. 32. Von Verdingen. 33. Von Kündigungen. 34. Von Publicationen. 35. Von Pfandungen, Executionen ꝛc. 36. Vom Deichfrieden. 37. Von Deichgeräthschaften. 38. Vom Abbruche. 39. Von Schlengen und Höftwerken. 40. Von Stroh- Holz- und Steindeichen. 41. Vom

Sielrechte und der Sielpflichtigkeit. 42. Von Sielregistern. 43. Von der Sielarbeit. 44. Von Sielanlagen und Sielrechnungen. 45-47. Vom Sielmeister, Sielgeschwornen und Sielboten. 48. 49. Von der Abwässerung. 50. Von Verlegung der Siele. 51. Von der Zuwässerung. 52. Von Sieldeichen. 53. Vom Nothschotte. 54. Von richtiger Deich- und Sielmaasse.

9) Commentarii de libris minoribus. Vol. I. Pars IV. Bremae apud G. L. Foerster cIↃ IↃ CCLXVIII. Vol. II. Pars I. Bremae et Amstelodami apud G. L. Foerster et E. van Harrefelt, cIↃ IↃ CCLXVIII. Jeder Theil 8 Bog. in 8.

Die Verfasser fahren in eben demselben Ton, worin sie angefangen haben, fort, die kleinern Schriften zu beurtheilen. Wer da bedenkt, daß, je leichter es manchem schalen Kopfe seyn muß, den Autorwurm in wenigen Bogen ans Licht zu bringen, als in dicken Bänden, die schlechten Sächelchen auch in desto grösserer Menge fast täglich in die Welt fliegen; der wird sich über den häufigen Tadel, den er hier antrift, nicht wundern. Die guten Schriftsteller erhalten ihr gebührendes Lob. Im IVten Theil des ersten B. gehet die Zahl der recensirten Schriften von 114 bis 139 fort. Ein zwiefaches Register schliesset diesen Band. Der

erste Theil des 2. B. enthält 34 Recensionen, nebst einem belustigenden Brief der Antikritiker an die Verfasser, welcher im Stil der epistolarum obscurorum virorum geschrieben ist.

10) Essais d'agriculture, ou diverses tentatives phisiques, proposées pour l'avantage de la Societé, par *Mr. Beardé de l'Abbaye.* Hamburg et Bremen, chez I. H. Cramer, MDCCLXVIII. $20\frac{1}{2}$ B. in 8.

Von diesem Buche erschien in demselben Verlag im folgenden Jahr eine deutsche Uebersetzung, unter folgendem Titel:

11) Ueber die Landwirthschaft, oder verschiedene physikalische Versuche zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft vorgeschlagen, von Herrn Beardé de l'Abbaye, Mitglied verschiedener Societäten und Verfasser der Abhandlung, welcher 1768. von der Societät in Petersburg der Preis zuerkannt wurde. Hamb. und Brem. 1769. Auf 10 Octavbogen.

Dieses Buch enthält eine grosse Menge Vorschläge in der Landwirthschaft und in dem Gartenbau Versuche zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen anzustellen. „Ich habe mein Ziel erreicht, schreibt der Verf. in der Vorerinnerung, wenn ich die

die Veranlassung zu irgend einem glücklichen Versuche, woraus das Allgemeine Vortheil ziehen kan, gegeben habe. Es ist also aus keiner andern Absicht, als andere zu vermögen, Versuche anzustellen, daß ich hier verschiedene Ideen gehäuft habe, die ich für neu halte. -- -- Ich bitte also alle wohlgesinnte Personen, meinen Plan nicht anders zu betrachten, als eine Einladung verschiedene Versuche zum Nutzen und Vergnügen anzustellen; das heißt: es sind nichts, als Vielleichte zum allgemeinen Besten aufs Gerathewohl ausgestreuet, welche in guten Händen sehr fruchtbar werden, oder in andern Imaginationen neue Projekte erzeugen können.„ Die allerwenigsten hier vorgeschlagene Versuche sind wol von ihm experimentiret: und viele werden nie zur Wirklichkeit gebracht werden können. Unterdessen scheint der Verf. von dem lobenswürdigen Eifer für die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit beseelt: und es wäre zu verwundern, wenn er nicht andere zu glücklichen Versuchen aufmuntern, und in einigen Stücken seine edle Absicht erfüllt sehen sollte. Die Hauptmaterien, worüber er sich ausbreitet, sind folgende: Von der Luft in Beziehung auf den Ackerbau: vom Wasser: von der Hitze und Kälte: von der Erde: von den Pflanzen: vom Samen: von Paten, Setzlingen und Ablegern: von den Lohreisern, Schößlingen und Sprossen: von den

Pfropfreisern: von der Botanik: vom Handel mit Pflanzen: von den Produkten der Pflanzen: vom Ackergeräthe: vom Dünger: von den Wundern, welche man den Pflanzen zuschreibt: von den Thieren: von den Produkten einiger Thiere. Unter den Besonderheiten und hervorstechenden Gedanken, mögen folgende zur Probe dienen. S. 20. man hat Unrecht, die Luft als ein Fluidum zu betrachten: sie ist so gar nur in einem solchen Clima ein Liquidum, wo die Sonne Kraft genug hat, sie flüßig zu erhalten. Wo ist aber das Clima, wo die Sonne diese Kraft nicht hat, und wo folglich die Luft ein solider Körper ist? S. 23. vermuthet der Verf. daß sowohl die magnetische als elektrische Materie, welche die Luft enthält, auf die Pflanzen wirke. Nach S. 50 wächst in Provence oder Languedok eine Pflanze, wovon grobe Geldbeutel und Strumfbänder gestricket werden, wie man sie etwa von frischen ungebrochenen Flachsstengeln machen könte: welche Gewebe man ins Feuer wirft, und sie eben so unverletzt wieder herauszieht, als ein Gewebe von Federweiß. S. 51. wird die Muthmassung nicht ohne allen Grund geäussert, daß alle Pflanzen, auch diejenigen, welche jährlich sterben, ursprünglich von der Natur die Fähigkeit haben, alle Früling aus ihrer Wurzel einen neuen Stamm oder Halm zu treiben und zu perenniren. Es wird vorgeschlagen, hierüber, sonder-

sonderlich mit dem Getreide Versuche anzustellen. Für die Botanik wird S. 82 u. f. f. vorgeschlagen: künstliche, der Natur ähnliche Gewächse sich anzuschaffen, und davon eine Gallerie anzulegen. Welcher Blumist aber wird sich den seltsamen Einfall gefallen lassen, anstatt der natürlichen Blumen, weil sie viel Zeit und Mühe erfodern, künstliche machen zu lassen, und damit die Gartenfelder zu bepflanzen? Das Vergnügen über die schönsten Geschöpfe der Natur will sich mit den unvollkommenen Nachahmungen derselben nicht befriedigen lassen. Wird man wol die Damen überreden können, Schooßhündchen von einer Nürnbergischen oder aus der Dresdenschen Fabrike auf den Schooß zu nehmen, und unter dem Arm zu tragen? Merkwürdiger und nützlicher ist, was der Verf. S. 123. u. f. von der Kur zwoer Kühe erzählet. Nach der Beschreibung, die er von der Krankheit derselben macht, war es diejenige, welche unsere Landleute den Schweiß nennen. Der Vieharzt machte eine Oefnung in das Fell, und legte ein ziemlich dünnes, etwa 10 oder 12 Linien langes Stücklein von der Wurzel der schwarzen Nieswurz solchergestalt hinein, daß es ganz bedeckt und in die Dicke des Felles eingeschlossen war: darauf ließ er am Schwanze zur Ader. Der Ort, wo die Wurzel eingelegt war, fing an zu schwellen, der Geschwulst ward so dick wie eine geballte

Faust, und hatte eine gewisse Härte, er vertheilte sich aber wieder ohne Eiterung. Worauf die Kühe vollkommen gesund wurden. Vielleicht möchte dieses Mittel auch in andern Krankheiten und bei anderm Vieh heilsam seyn. Etwas dieser Kur ähnliches, findet man schon bei dem Columella, VI B. 5 Kap.

12) Collectio opusculorum historico-philologico-theologicorum selecti argumenti, inprimis in Germania et Belgio separatim editorum, curante *Io. Oelrichs*, SS. Th. D. et P. P. O. Tomus primus. Bremae, sumtibus I. H. Crameri, MDCCLXVIII. 3 Alph. 22 Bogen in 4. Tomi II. Pars I. MDCCLXIX. 20 Bogen stark.

Der Hr. D. Oelrichs hat ein nützliches und löbliches Werk unternommen, daß er dergleichen kleine Schriften, die ausser ihrem Geburtsorte wenigen zu Gesichte kommen, oder doch mit der Zeit selten werden, sammelt, und sie dem größten Theil der Gelehrten gleichsam von neuem schenket. Die gute Aufnahme, welche diese Sammlung bisher erfahren hat, rechtfertiget die Wahl des Herausgebers. Wir zeigen nur den Inhalt des 1sten St. des 2. B. an. Es enthält 1. *Zeibichii* diatr. de codicum V. T. orientalium atque occidentalium dissensionibus. 2. *Wolffradt* de origine

origine atque indole του Keri et Cethibh. 3. 4. *Franc. Tſepregi* de authentia ſelectiorum Chethibhim.

13) Theſauri diſſertationum iuridicarum ſelectiſſimarum in academiis Belgicis habitarum Volumen I. continens diſſertationes philologico-critico-iuridicas, quibus varia iuris ciuilis capita veterumque auctorum loca emendantur, illuſtrantur, explicantur, cum indice locupletiſſimo: curante *Gerhardo Oelrichs*, V. I. D. S. Caeſ. Maj. Conſil. Lipſiae, ſumtibus I. H. Crameri, MDCCLXIX. Dieſer erſte Band, welcher aus 3 Tomis beſteht, enthält 6 Alph. und 3 Bogen in 4. Noch in eben dieſem Jahr erſchien von dieſem Theſauro, unter Anzeige der Druckörter Bremen und Leipzig, Voluminis II. Tomus I. 1 Alph. 16 B.

Der Hr. R. Oelrichs leiſtet in dieſer Samlung eben das, und mit demſelben allgemeinen Beifall, für die Jurisprudenz, was ſein Hr. Bruder, wie eben gemeldet iſt, für die Gottesgelehrtheit. Der erſte Band enthält lauter ſolche juriſtiſche Abhandlungen, welche ins philoſophiſche und kritiſche Fach gehören: der zweite aber, wovon wir den erſten Theil vor uns haben, ſoll den antiquariſch-juriſtiſchen gewidmet ſeyn. Wir begnügen

gen uns nur mit der Anzeige der Abhandlungen, welche im 1. Th. des 2. B. vorkommen. Es sind folgende: 1 und 2. *Hubert* de argentariis veterum. 3. *Wesenfeld*, de sparsione missilium ad interpret. Nov. CV. de Consul. 4. *P. Burmann* de iure aureorum annulorum. 5. *Sichtermann* de poenis militaribus Romanorum. 6. *Mestre* de connubiis militum Romanorum.

14. Im Förster'schen Verlag ist ans Licht getreten: Probe einer paraphrastischen Auslegung der Apostelgeschichte, nebst einer practischen Einleitung in dieses Buch heiliger Schrift. Bremen 1768.

Zweyte Probe einer umständlichen paraphrastischen Auslegung und Anwendung der Apostelgeschichte: nebst einem Auszug aus der Fosterschen Rede über die verschiedenen Charaktere der wahren Religion und des Enthusiasmus. Bremen, 1769. Beide $12\frac{1}{2}$ Octavbogen.

Diese Paraphrase geht nur bis zum 21. V. des 2 Kap. Sie macht ihrem Verf. dem Hrn. Past. Coners zu Esens in Ostfriesland, Ehre. Dieses möchte daran auszusetzen seyn, daß sie für eine paraphrastische Erklärung zu weitschweifig ist. In der Vorrede zur zweiten Probe schreibt er, er würde nicht weiter fortfahren, auf diese Weise

Weise über die Apostelgeschichte zu schreiben. Es ist uns also doch die Hofnung nicht benommen, die Arbeit über dieses wichtige Buch der h. Schrift auf eine andere Weise von ihm fortgesetzt und vollendet zu sehen. Die Liebhaber einer gesunden Auslegungskunst werden es wünschen, und sich dem Hrn. V. dafür verbunden erkennen.

15) In Cramers Verlag: **Hermanns Schlacht, ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg und Bremen, 1769.** Mit der Dedication an den Kaiser 20 Bogen in klein 4.

Mit der Recension dieses Drama kommen wir zu spät. Denn welcher Liebhaber der deutschen Litteratur wird es nicht schon kennen? Und welcher Verehrer des Klopstockischen Genies wird es nicht schon längst begierigst gelesen haben? Wir zeigen es nur um der Vollständigkeit unserer Nachrichten wegen an.

16) In demselben Verlag: **Romanzen. Nebst einigen andern Poesien. Von Johann Friedrich Löwen. Hamburg und Bremen, 1769.** Auf 112 Octavseiten.

Herr L. gehöret mit unter die guten scherzhaften und komischen Dichter. Besonders nehmen sich

sich die Husaren in dem Nonnenkloster, und der Marionettenspieler aus. Jedoch kan der Recensent nicht bergen, daß die beiden angehängten musikalischen Gedichte, Daphne und Arion, ihm noch besser als jene gefallen haben. Mancher Leser wird vielleicht eine Probe verlangen. Wohlan! von der scherzhaften Gattung sey es der Schluß der komischen Erzählung, der Comödiant. Ein Comödiant von einem guten Charakter starb, und kam vor die Hölle, und begehrte eingelassen zu werden. Auf Befragen, wer er sey, antwortete er:

-- -- -- -- Ich bin
Ein Mann, der theils um den Gewinn,
Theils zum Vergnügen und zur Besserung der Welt,
Bald Helden, und bald Thoren vorgestellt.

Ach so, rief Lucifer: so bist du sonder Zweifel
Ein sittlicher Comödiant!
Geh nur; hier kriegst du kein Quartier;
Es sind schon andere Comödianten hier.

Ein frommer Trup Comödianten,
Die weniger als du ergötzt,
Im Leben dich der Hölle würdig nannten,
Bey deinem Sterben von dir rannten,

Der

Der Oehlung unwerth dich erkannten,
Und feyerlichst vom Kirchhof dich verbannten,
Die spielen hier. -- Der Roscius kehrt um,
Und kam zum Plautus ins Elysium.

In welcher Stelle der Dichter auf den stets währenden Bann zielet, worin alle Schauspieler, bei der römischen Clerisey, sind. Von der andern Gattung wählen wir die Probe aus dem Arion, welcher, als er sich ins Meer stürzen will, singt:

Du zähmest Tyger, giebst Gefühl den Steinen,
Barbaren wüten, hören dich und weinen,
Liebling der Natur! Sieg gewohnt wie sie,
Ganz des Himmels Kind, edle Harmonie!
Empfange mich nun, mitleidige Welle!
Schon rauschen die Fluthen des schwarzen Cocyth:
O rauschet! euch fesselt mein mächtiges Lied;
Und bald beweg ich, wie Orpheus, die Hölle.
Du zähmest Tyger, giebst Gefühl den Steinen ꝛc.

17) Eben daselbst, in demselben Jahr erschien: **Lucius Junius Moderatus Columella zwölf Bücher von der Landwirthschaft: ins Deutsche übersetzt, und mit nöthigen Anmerkungen versehen, von Michael Conrad Curtius, Prof. zu Marburg.** In zween Octavbänden: der erste mit Dedication

tion und Vorrede 1 Alph. 15½ Bogen, der zweite 1 Alph. 1 B. stark.

Da jetzt die ökonomischen Wissenschaften so stark getrieben werden, daß man sie die herschenden nennen kan, so muß man sich wundern, daß vor dem Hrn Curtius sich niemand an eine Uebersetzung des Columella, der auch jetzt noch, nach so vielen Jahrhunderten, in der Landwirthschaft ein beträchtlicher und brauchbarer Schriftsteller ist, gemacht hat. Zwar haben wir zwo Uebersetzungen, wovon die letzte vom Theod. Majus schon im J. 1612. herausgegeben ist: beide aber sind schlecht, und zu unsern Zeiten unbrauchbar. Die Ursache dieses Mangels liegt ohne Zweifel in der Schwierigkeit selbst, vornemlich da uns so viele Sachen, als Kräuter u. d. g. wovon der Schriftsteller redet, wenigstens unter den Namen, die er ihnen giebt, unbekannt, und die Gattungen derselben jetzt schwer zu bestimmen sind. Er hat nicht für unser Klima geschrieben: vieles ist auch nachher durch angestellte Versuche anders und verwerflich befunden. Unterdessen wird ein aufmerksamer Landwirth, der nicht an die altväterliche Mode haftet, noch nach dem Schlendrian zu Werke gehet, ungemein vieles darin finden, das bei wiederholten Versuchen wird nützlich befunden werden. Der Hr. C. verdienet deswegen vielen Dank, daß er diesen schätzbaren Autor durch eine

wohl

wohl gerathene Uebersetzung denen, welche ihn in der Grundsprache nicht lesen können, hat wollen in die Hände liefern. Die häufig unter den Text gesetzte Anmerkungen des Uebersetzers betreffen theils die Landwirthschaft, besonders die neuern Versuche und Entdeckungen in derselben, theils erläutern sie den Schriftsteller in Absicht auf Historie und Alterthümer. Das ganze 10. Buch, welches in gebundener Rede verfaßt ist, hat Hr. C. in ziemlich fliessenden Hexametern übersetzet. In der Vorrede äussert er den Wunsch, daß die ganze Landwirthschaftswissenschaft nach allen ihren Theilen in einem Buche möchte abgehandelt werden, und theilet zu dem Ende einen kurzen Grundriß mit, nach welchem ein solches Werk könte ausgeführet werden. Zu wünschen wäre es, daß diese Idee zum allgemeinen Nutzen möchte realisirt werden.

18) Ohne Jahrzahl hat J. H. Cramer hier auf 6 Bogen in 4. abdrucken lassen: **Commerce- und Seetractat, geschlossen zwischen dem Durchl. Großmächt. Fürsten und Herrn Ludovico XV. Kön. von Frankr. ꝛc. und den Erbhanseestädten im J. 1716. Allermassen derselbe originaliter in der Franz. Sprache lautet, und daraus in die Teutsche übersetzet ist.**

Herr Cramer hat vielen Kaufleuten in den Hanseestädten keinen geringen Dienst gethan, daß er diesen für sie so vortheilhaften und wichtigen Handlungstractat, der sonst wenigen nach seinem ganzen Inhalt bekannt war, aufs neue hat abdrucken lassen. Das Französische ist der deutschen Uebersetzung gegen über gesetzet.

19) Rodogune, Prinzeßin der Parther. Ein Trauerspiel in fünf Acten des Herrn von Corneille. Zum Behuf dem Hamburgischen Theater. Hamb. und Bremen, bei J. H. Cramer. 1769. groß 8. Auf 71 Seiten.

Der Uebersetzer gesteht in der Vorrede, daß er verschiedene Stellen des Originals verändert, oder wohl gar weggelassen habe, indem nach der Voltairischen Ausgabe die Uebersetzung gemacht. Ist Rodogune gleich nicht das beste Stück vom Corneille, so ist es doch auch gewiß nicht von den schlechtesten: und also hatte der Uebers. keine Ursache, sich wegen der Wahl dieses Stücks zu entschuldigen. Die Uebersetzung ist nicht übel gerathen. Und dann muß man über Kleinigkeiten wegsehen.

20) Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette, vom Herrn Noverre.

Aus

Aus dem Französischen übersetzt. Hamb. und Bremen, 1769. Bei J. H. Cramer.

Der Recensent bekennet sein Unvermögen über diese Materie zu urtheilen. Er setzt den Titel nur her, um nichts vorbei zu lassen. Liebhaber dieser Kunst, oder auch die vom Handwerke sind, werden, wie man ihm versichert hat, dieses Buch nicht ohne Vergnügen oder Nutzen lesen. Es beträgt 1 Alph. in Octav.

21) Lettres sur les Disputes de Religion. Traduites de l'Allemand de Monsieur *I. I. Spalding*, par *d. S.* Chez I. H. Cramer, à Bremen. 1769. $3\frac{1}{2}$ B. in groß 8.

Allerdings verdienten diese Briefe durch diese Uebersetzung allgemeiner bekannt zu werden.

22) Die Witwe Jani und D. Meier haben abgedruckt: Unterricht für diejenigen, welche sich des Pyrmonter Wassers, zur Erhaltung und Verbesserung ihrer Gesundheit, bedienen. 1769. 6 B. in 8.

Nachdem in diesem Büchlein sowohl von den allgemeinen Wirkungen des Pyrmonter Wassers auf den menschlichen Körper kürzlich gehandelt, als auch die besondern Wirkungen desselben in verschiedenen Krankheiten angezeiget, nächstdem die Fälle bestimmet worden, in welchen dasselbe unwirksam

oder gar schädlich ist; so folgt eine Anweisung, wie dieses Wasser nützlich müsse gebraucht werden. Hier wird gehandelt von der Jahres- und Tageszeit der Kur: von der Vorbereitung des Körpers zur Kur, wozu das Baden, Aderlassen, Brechmittel, und abführende Arzneien gerechnet werden: von der Temperatur des Wassers, und Vermischung desselben mit der Milch: von dem Maaß und der Ordnung im Trinken: von der Dauer der Brunnenkur: von der Lebensordnung während derselben. Endlich werden einige Arzneimittel, die bei dem Gebrauch des Pyrmonter Wassers nützlich sind, angepriesen: besonders werden folgende drei namhaft gemacht, als ein abführendes Mineralsalz (sal minerale catharticum), eröfnende Pillen, und ein den Magen stärkendes Elixir, wovon der Preis hier beigefüget ist, wozu sie (wie es am Schluß heißt) hinführo in allen Pyrmonter Brunnenexpeditionen, und blos in diesen aufrichtig zu bekommen seyn sollen.

23) Folgende beide Schriften fassen wir zusammen. Beweis, daß die Witwenpflegeschaft in Bremen bei einer Anzahl von 400 Mitgliedern aus dem vorhandenen Fond der 100000 Thaler schon 100 Witwen, von welchen doch die Hälfte jetzt noch fehlet, immerfort völlig pensioniren, folg-

folglich ohne Mangel bestehen könne; mithin Hrn. Senators Kritters ausgelassener Zweifelmuth dagegen unnützlich ausgebreitet sey.

CATO IN DIST.

Gratior officiis, quo sis mage charior, esto;
Ne nomen subeas, quod dicitur Officiperdae.

1769.

Betrachtungen über Herrn Senators Kritters unzeitige und unstathafte Warnung vor Schaden, unter dem nichtigen Vorwand einer jetzigen elenden Verfassung der Bremischen Witwenpflegeschaft: um dadurch derselben fernere Recrütirung zu hemmen. 1769. Jedes 1 Bogen in 8.

Der Inhalt ist aus dem Titel hinlänglich zu ersehen. Einen weitern Auszug leiden diese Bogen nicht wohl, ohne sie abzuschreiben. Es wird dem Hrn. Kritter sein ungegründetes Vorgeben und sein Betragen gegen diese Witwenpflege | bescheiden, doch nachdrücklich verwiesen.

24) Im Försterschen Verlag ist auf 1 Alph. 3 B. in 4. erschienen: Commentationes Societati Regiae Scientiarum Goettingensi per annos 1763, 1764, 1765 et 1768. oblatae a *Ioh. Dav.*

Michaelis, eius Societatis Directore. Bremae. clɔ lɔ ccLxix.

Der Abhandlungen in dieser schätzbaren Samlung sind sechs, in fortlaufenden Zahlen mit den vorhin herausgegebenen. Nämlich: X. Ius Leuiratus Israëliticum explicatum. XI. De Mensibus Hebraeorum. Hier findet man eine Zugabe von den hebräischen, chaldäischen, arabischen und äthiopischen Namen der Monate, aus den nachgelassenen Papieren des sel. **Christ. Bened. Michaelis**, des Vaters unsers Hrn. Verfassers: welche der Societät der Wissensch. nicht mit vorgelesen ist. XII. De Syria Sobaea, quam Dauides sub iugum misit, Nesibi ac circumiecto tractu. XIII. Historia bellorum Dauidis cum rege Nesibeno illustrata. Diese Abhandlung ist gleichfalls der Societät nie vorgelesen. XIV. Sententia de chronologia Mosis ante diluuium. XV. Sententia de chronologia Mosis à diluuio ad Abrahamum.

25) Auch haben wir in eben demselben Verlag erhalten eine zweite und vermehrte Auflage von des Herrn Hofr. **Michaelis Paraphrasis und Anmerkungen über die kleinen Briefe Pauli. Bremen und Göttingen** 1769. 2 Alph. 7 B. in 4.

Zwanzig

Zwanzig Jahre sind seit der ersten Ausgabe verflossen. Einsichten und Meinungen haben sich (es kan nicht fehlen) in dieser geraumen Zeit verändert, oder verbessert. Es ist also kein Wunder, wenn der Leser hier vieles geändert, umgearbeitet, mit Zusätzen bereichert, mit einem Worte, vieles verbessert finden wird. Es kan also auch dieser neuen Auflage um desto weniger an Liebhabern und Lesern fehlen.

26) Cramer hat verlegt: **Liebe ohne Kunst. Eine Erzählung in einer Reihe von Briefen, von Miß Lucy Wheatly in der Stadt an Miß Annabell Grierson auf dem Lande. 2 Theile. Hamburg und Bremen, 1769.** 31½ Octavbogen.

Wentworth, der Held dieser Geschichte, war von einem Mann vom Stande, der sich in der Fremde aufhielt, ausser der Ehe gezeuget, und bald nach seiner Geburt in sein Vaterland nach London geschickt, und der Aufsicht eines treuen Freundes übergeben. Als er heran gewachsen war, ohne zu wissen, wer sein Vater sey, verliebte er sich in die Miß Lucy; die gleichfalls sterblich in ihn verliebt ist: obgleich sein Vater ihn zum Gemahl einer jungen Lady bestimmt, und sein Wort deshalben von sich gegeben hatte. Dieser kommt endlich zu Hause, und findet das Herz seines Sohns

nicht mehr frei, gibt aber bald seiner Liebe nach. Wentworth vermählt sich darauf mit seiner Lucy, und lebt mit ihr glücklich auf dem Lande. Diese so einfache Geschichte ist so ausserordentlich lang ausgedehnet, ohne interessante Episoden, ohne Verwickelung, ohne sonderlich veränderte Situationen, ohne gnug abstechende oder geschickt ausgemahlte Charaktere daß man sanft dabei einschlafen kan. Da es aber auch ein für die Tugend und gute Sitten ganz unschädlicher Roman ist, so mag er für eine gewisse Gattung Leser eine gute Lectüre seyn.

27) J. Rod. Osterwald, Prediger zu Basel, von den Pflichten der Communicanten. Aus dem Französischen übersetzt von Joh. Henr. Tiling, *D.* d. G. W. und Ehrenmitglied der d. Ges in Bremen. Zweite Auflage. Bremen, verlegts G. L. Förster. 1769. 14 B. in 8.

Diese Auflage ist von der ersten, welche im J. 1759 erschien, in nichts verschieden, ausser, daß besser Papier dazu genommen ist.

28) Johann Huxhams, der Arzn. Gel. *D.* des Königl. Collegii der Aerzte zu Edinburg, und der Königl. Soc. der Wissensch. zu London Mitgl. Sammlung medicinischer Schriften, von Fiebern, Kinder-

blat-

blattern, Lungenentzündungen, Seitenstechen, bösen Halskrankheiten, und vom Spießglase, einige medicinische Fälle, imgleichen von Polypen und von der Colic. Aus dem Englischen übersetzet, und aufs neue durchgesehen. Zwote vermehrte Auflage. Bremen, in Verlag G. L. Förster, 1769. 1 Alph. 8½ B. in 8.

Die beliebten Huxhamschen Abhandlungen sind grösstentheils unsern deutschen Aerzten, auch solchen, welche keine Gelegenheit haben, dieselbigen im Original zu lesen, schon bekannt, weil die meisten in unsere Muttersprache übersetzet waren. Weil aber verschiedene der Sache kundige ein Verlangen bezeuget haben, die noch übrige kleine Schriften dieses berühmten Arztes in unserer Sprache zu lesen, so hat sich der Hr. D. Gerh. Meier allhier rühmlichst entschlossen, bei dieser von ihm besorgten zweiten Auflage alle diejenigen Stücke zu übersetzen und einzurücken, welche in der Vogelschen medicinischen Bibliothek vermisset werden. Die hier neu hinzu gekommene Abhandlungen sind von N. 7 bis 10. Nämlich 7. Zween sehr seltene Fälle, aus einem Briefe des Hrn. H. an Hrn. W. Rutty. Die Fälle sind, ein Stein von 5½ Unze in der Harnröhre, und ein Geschwulst oder Säckchen in der untern Gegend der Lenden, welches ein Kind mit auf die Welt brachte. 8. Schrei-

ben an Hrn. J. Jurin von einer besondern Colic. Sie entstund aus verwachsenen Gedärmen. 9. Von Polypen, welche in den Herzen einiger aus Westindien zurückgekommener Schifleute gefunden worden. 10. Von der Colic, welche im J. 1724. in Cornwall sehr epidemisch regieret hat: welche der V. dem häufigen Obst in diesem Jahr, und dem Apfelmost zuschreibt.

29) Vernünftiger und christlicher Unterricht in der Religion, für Jünglinge von reifern Verstande und gesitteter Erziehung, zur Ueberzeugung und Glückseligkeit. Entworfen von Samuel Christian Lappenberg, *D.* d. G. W. zu Lesum im Herzogth. Bremen. Hamburg und Bremen. Bei J. H. Cramer, groß 8. 124 Blattseiten. Ausser 1 Bogen Vorrede.

Nachdem eine Gesellschaft in Berlin, i. J. 1767, öffentlich ihren Wunsch geäussert, einen füglichern Entwurf eines Unterrichts in der Religion für Kinder, höchstens auf 5 bis 6 Bogen, als die gewöhnlichen sind, zu sehen; so hat der Hr. V. welcher durch verschiedene sowohl theologische, als zu den schönen Wissenschaften gehörige Schriften, von nicht gemeinem Schlage, rühmlich bekannt ist, gegenwärtigen Versuch gemacht, und sich dadurch den Dank aller Verehrer der Religion erwor-

erworben. Es erschien bald hernach in Berlin: **Kurzer Entwurf einer Lehrart in der Religion für die Jugend, nebst beigefügten ausführlicheren Betrachtung: von Enoch Christoph Simonis**, Pred. zu Lussow im Meklenb. welche den versprochenen Preis, 100 Rthlr. erhielte: wir vermuthen aber, daß des Hrn. L. Schrift der Berlinischen Gesellschaft nicht werde zu Gesicht gekommen seyn. Hr. S. Schrift ist wenigstens ihrer Absicht in so fern nicht gemäß, daß er statt eines **Lehrbuchs** einen Entwurf einer **Lehrart** geliefert. Auch kan das, was ein berühmtes Wochenblatt daran auszusetzen findet, besonders der Mangel bestimmter Begriffe, unserm Verfasser nicht vorgeworfen werden, dessen Beispiel zeigt, wie viel Vorzügliches theologische Schriften unter den Händen derer erlangen, die eine gründliche philosophische Kenntniß und nicht gemeine Bekanntschaft mit den S. Wissenschaften dabei anwenden können. Man findet hier, nach der Gesellschaft Absicht so wenig eitle Speculationen, als übertriebene ängstliche Pflichtlehren; weder Ketzermeinungen noch lieblose Verurtheilungen anders denkender Christen. Nur das Wesentliche der Religion wird in einem deutlichen und männlich angenehmen Ausdruck vorgetragen, und beides mit bündigen Vernunftschlüssen, und sorgfältig gewählten Zeugnissen der H. S. bewiesen; welche letzte, wo es nöthig

ist,

ist, richtiger übersetzet, und ganz kurz erkläret werden. Man sehe z. B. Röm. VII, 14. 15. folg. S. 46. Der V. erkläret sich in allen Stücken der protestantischen Glaubenslehre vollkommen rechtsinnig, enthält sich aber aller bei den Religionszänkereien entstandenen Kunst oder Schulwörter, als: Dreieinigkeit, göttliche Person, Genugthuung, Sacrament u. dergl. Nur ist S. 94. der Ausdruck: übernatürliche Wirkung des h. Geistes in der Bekehrung, beibehalten. Und in Wahrheit, warum sollte man ohne derselben Kenntniß nicht itzt ein eben so guter Christ seyn können, als man vor ihrer Erfindung war. Er überläst diese dem Katheder, und glaubt, daß sie bei dem Unterricht der Jugend eben so wenig Dienste thun, als die präcise, systematische und tabellarische Methode. Es besteht dieser Unterricht aus zweien Hauptstücken. Das erste trägt die Gründe der natürlichen Religion, nebst der Uebereinstimmung und weiteren Erörterung der h. S. vor; und handelt von Gottes Daseyn, der Schöpfung, Vorsehung, dem Menschen, und der göttlichen Offenbarung überhaupt Das andere erkläret weitläuftiger die Gründe der geoffenbarten christlichen Religion: die Geschichte Jesu, nähere Schlüsse von der Göttlichkeit der h. S. eigenthümliche Lehren Jesu, und den hauptsächlichsten Inhalt seiner Sittenlehre. Da der Hr. V. in der Vorrede versichert,

sichert, daß er Erinnerungen leiden könne, so wird er uns erlauben zu fragen: warum wir nichts von dem Zustande der Seelen, besonders der Gerechten, zwischen dem Tode und der Auferstehung lesen, da doch die h. S. uns davon verschiedenes lehret? warum wir keinen Theil unsers Leibes für dieselbe Materie halten können, die wir schon vor Jahren an uns gehabt hätten; mithin die Seele eigentlich den Menschen ausmache? S. 31. 32. Müssen wir nicht, wenn wir eine Auferstehung hoffen, etwas eigenthümliches und beständiges in unserm Körper annehmen? Sollte nach S. 84. 85. das Wesen des wahren Glaubens in der zuversichtlichen Zueignung des Verdienstes Jesu bestehen? Lehret nicht die Offenbarung, daß der h. Geist, ausser seiner Wirksamkeit bei den Wunderwerken und in der Heiligungsgnade, auch auf eine besondere Art im Reiche der Natur geschäftig sey? S. 93. 94.

Uebrigens ist der gelehrte und rechtschaffene Hr. V. von der Ueberzeugung, daß die **Unterscheidungslehren** beider protestantischen Kirchen, in die Lehre der Glückseligkeit der Christen keinen Einfluß haben, und wie wir ihn als einen Mann kennen, der weit von heuchlerischen Gefälligkeit entfernt ist; so ist er auch weit drüber hinweg sich zu erschrecken, wenn ein fleischlicher Eiferer ihn unter die Synkretisten setzen sollte. Möchte doch

derer

derer Arbeiter immer mehr werden, die lieber bauen als zerstören! Wir freuen uns in der angenehmen Voraussicht eines entfernten grossen Nutzens, den Lehrbücher von dieser Art Zweifelsohne mit der Zeit schaffen werden.

Alle stark getriebene Bemühungen, selbst grosser Fürsten, die beiden protestantischen Kirchen zu vereinigen, sind bekanter maassen fruchtlos gewesen. Man gebe aber von beiden Seiten der Jugend mehr solche Lehrbücher in die Hand, so wird nach und nach als von selbst erfolgen, was durch äusserliche Zurüstungen sich nicht erzwingen ließ. Keine lieblose Vorurtheile werden junge Christen hindern, von dem Gewichte der Unterscheidungslehren ein rechtes Urtheil zu fällen. Man wird nur auf das Wesentliche in der Glaubens- und Sittenlehre Jesu sehen, und wo man dieses findet, sich mit brüderlicher Liebe die Hand geben.

30) Derselbe Hr. V. hat zu gleicher Zeit der Kirche noch ein anderes Geschenk gegeben. Es heisset: Funfzig alte und bekannte Kirchenlieder, in die heutige Mundart übersetzet. Bremen, bei J. H. Cramer, in 8. 2 Bog.

Was den Stadt-Bremischen reformirten Gemeinen schon glücklich gelungen ist, und unter andern ein Pratje auch in Absicht auf das Herzogthum zu bewirken gesucht, das befördert Hr. L. durch

durch gegenwärtigen Versuch. So sehr er alles süsse Wortgeklingel verwirft, so nöthig findet er, daß einige alte Kirchenlieder von gewissen Flecken gereiniget werden. Pöbelhafte Ausdrücke von göttlichen Dingen; niedrige Vorstellungen von dem Erlöser; Stellen, die dem einfältigen Haufen Kapernaitische Begriffe von den Gnadenmitteln beibringen können; insonderheit Stellen, dadurch falsche Vorstellungen von der Busse, dem Glauben und dem Gnadenstande begünstiget zu werden scheinen; mystische Tändeleien sind gewiß der Erbauung mehr hinderlich als beförderlich. Da er längst als ein treflicher Dichter bekannt ist, so konte nichts mittelmäßiges von ihm in dieser Arbeit erwartet werden. Gleich das erste Lied, das alte unerträgliche: Nun komm der Heiden Heiland, stattet eine Probe davon ab, da es rein und erbaulich geworden. Das sonst geistreiche aber sehr harte: Herr Christ der einge Gottes Sohn, ist recht wohlklingend und rührend geworden. Ueberhaupt sind alle 50 Lieder so glücklich verbessert worden, daß ein auf diese Art erneuertes Liederbuch zu einer ungemeinen Beförderung der Andacht gereichen würde.

31) Wohlgemeinter Versuch zur erbaulichen Aenderung einiger alten Kirchenlieder, zum Druck gegeben von Joh. Henr. Pratje.

Pratje. Bremen, verlegts G. L. Förster, 1769. $8\frac{1}{2}$ B. in 8.

Für den Liebhaber des guten Geschmacks ist es ein wahres Vergnügen zu sehen, daß derselbe zu unsern Zeiten immer allgemeiner wird, und sich insbesondere auch über die Kirchenlieder ausbreitet. Dieser geläuterte Geschmack fängt an über die Vorurtheile, und über die fast abergläubische Hochachtung, welche man lange gnug gegen die alten Knittelverse geheget hat, zu siegen. Fast zu gleicher Zeit, in verschiedenen Gegenden der Protestantischen Kirche, siehet man unterschiedliche würdige Männer bemühet, die alten Kirchenlieder zu verbessern, und sich in die Wette beeifern, den Gottesdienst, wovon der Gesang ein beträchtliches Stück ist, vernünftiger und erbaulicher zu machen; wenigstens durch wohl gerathene Versuche diesen heilsamen Endzweck zu befördern. Der Herr Generalsuperintendent Pratje, dessen anderweitige Verdienste um die Kirche sowohl als um die Wissenschaften, längst nach Würden geschätzt werden, wählet in diesem wohl gerathenen Versuche, worin 26 alte Lieder verbessert sind, die Mittelstrasse zwischen denen, welche alle alte Kirchenlieder gänzlich verwerfen, und denen, welche sie mit allen ihren Fehlern durchaus beibehalten wissen wollen. Nach dieser Absicht also muß man seine verbesserten Lieder beurtheilen. Daher rühret es, daß der Hr. P.

sich

sich nicht so viele Freiheiten bei der Aenderung erlaubet; aber auch nicht durch und durch so viel poetisch Schönes, und dem heutigen zärtlichen Geschmack in der Dichtkunst Angemessenes, hinein gebracht hat, als Hr. Lappenberg. Er ist zufrieden gewesen, das Hauptsächlichste, was heut zu Tage unsern Sinnen und Gehör Anstoß geben konte, wegzunehmen. Daher siehet man in dem Liede: Nun ruhen alle Wälder, annoch die güldnen Sterne prangen am blauen Himmelssaal. Aber gar zu hart klingt: Wen brächt ich Vater sonst auch dir, Der dein Herz neigete zu mir. Auch wünschte der Recensent das Wort Himmelsbrunst weg, welches irgendwo vorkömmt. Wie groß und schwer sind meine, meine Sünden: wie leicht hätte dieses gedankenvoller können verändert werden? Jedoch, vbi plura nitent -- -- -- non ego paucis offendar maculis.

32) Entwurf der vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion, zum Gebrauche der beiden obersten Classen des Stadt-Bremischen Pädagogii, verfertiget von Joh. Christoph Büsing, der h. Schr. *D.* derselben, wie auch der griech. und morgenl. Sprachen Prof. und Pädagogiarchen. Bremen, 1769. Gedruckt und verlegt von sel. H. C. Jani Witwe und

Diedr. Meier, eines löbl. Gymnasii Buchdr. 8. 1 Alph. 14 B.

Ein kernhafter Entwurf der christlichen Religionswahrheiten, der sich durch Ordnung, Gründlichkeit, Deutlichkeit und fruchtbare Kürze vor vielen andern Lehrbüchern dieser Art empfiehlt, und der dem Hrn. V. Ehre macht. Die äusserliche Einrichtung dieses Werks ist diese, daß die Hauptwahrheiten und Lehrsätze mit gröberer Schrift abgedruckt, und unter denselben die Hauptbeweise aus der heil. Schrift und der Vernunft, Erläuterungen und Anmerkungen, mit andern Buchstaben gesetzt sind. Da es hauptsächlich für die studirende Jugend geschrieben ist, so sind deswegen die lateinischen und griechischen Benennungen der Hauptsachen, in Klammern eingeschlossen, beigefüget, um sie bei Zeiten mit der theologischen Terminologie bekannt zu machen. Nicht weniger nützlich ist, daß am Rande die Fragen des heidelbergischen Catechismi, welche mit jeglicher vorkommenden Materie übereinstimmen, angezeigt sind. Neben den Hauptwahrheiten sind jedesmahl die sich dazu schickenden Fragen gleichfalls am Rande gedruckt: so, daß dieses Buch zugleich auch als ein catechetisches Handbuch mit Nutzen wird gebraucht werden können.

33) Bei eben denselben ist gedruckt und verlegt: Anfangsgründe der christlichen Religion zum Gebrauche der untern Classen des Stadt-Bremischen Pädagogii in Fragen und Antworten entworfen, von Joh. Christoph Büsing, der h. Schr. D. -- Bremen, 1769. 12. 216 Blattseiten.

Es ist ein bequemer Auszug aus jenem grössern Werke.

XI.

Fortsetzung

der unparteiischen

und kurz gefaßten Nachricht

von dem

letzten Kriege.

Lond. Mag. 1761. Octobr. p. 530.

Ich komme jetzt zur Beschreibung der Kriegsbegebenheiten des Jahres 1758, und weil wir nun endlich anfingen auf die Anwendung unser besten Kräfte bedacht zu seyn, so kan der Leser sich von angenehmen Vorfällen Hoffnung

nung machen. Indessen machte die Rede des Königs, womit er die Sitzung des Parlaments eröfnete, und der Inhalt der einstimmigen Adressen, womit beide Häuser sie beantworteten, daß kluge Leute voraussahen, wir würden uns so tief in einen deutschen Krieg einwickeln lassen, daß wir unerträgliche Kosten uns auf den Hals laden, und dadurch wohl gar ausser Stand setzen würden, unsern eignen Krieg mit demjenigen Nachdruck, wozu wir sonst fähig wären, fortzusetzen. Dieser Umstand sowohl als meine einmal erwählte Methode verpflichtet mich, mit der Geschichte der Parlamentssitzung, welche d. 1. Christm. 1757, durch eine gewöhnliche Rede des Königs vom Throne, in Westmünster eröfnet wurde, anzufangen. In dieser Rede waren folgende sehr nachdrückliche Stellen. 1. „Ein ander wichtiger Gegenstand der „mir am Herzen liegt, ist die Erhaltung der Pro„testantischen Religion, und der Freiheit von Eu„ropa, samt der daraus fliessenden standhaften „Anhänglichkeit an meine Bundesgenossen und der„selben Unterstützung. 2. Besonders muß ich „euch empfehlen, daß mein geliebter Bruder und „Alliirter, der K. von Preussen, so möge unter„stützet werden, als seine Tapferkeit und sein für „die gemeine Sache so wirksamer Eifer verdient.„

Allein es gab viele ausser dem Parlament, welche beständig gegen alle Verbindung mit dem festen

Lande

Lande blieben, und sagten: es wäre noch zur Zeit nicht die geringste Besorgniß eines Anschlags auf die protestantische Religion, noch ein Schatten der Vermuthung, daß die gegen Preussen verbundene Mächte sich dazu vereinigen würden, vorhanden: was aber die Freiheit von Europa beträfe, so stünde dieselbe bisher in keiner andern Gefahr, als derjenigen, welche ihr aus der von den Franzosen angedroheten Zerstörung des Handels und der Kolonien von Großbritanien entstehen möchte. Dagegen könte uns aber der K. v. Pr. nicht schützen; auch wäre kein Grund da zu fürchten, daß die Bundesgenossen der Franzosen ihnen in ihrem Anschlag auf uns behülflich seyn, oder einmal uns unfähig machen würden uns selbst Recht zu verschaffen. Wir haben derhalben, sagten sie, mit dem K. v. Pr. nichts zu thun, als etwa in Absicht auf die Beschützung von Hannover gegen Frankreich, wozu wir uns entschlossen haben; indessen hat selbst der Sieg zu Roßbach es bedenklich gemacht, ob unsre Nation klug daran handele, bei jenem Entschluß zu verharren. Dem sey indessen wie ihm wolle, so gaben obberührte Stellen in des Königs Anrede genugsam zu erkennen, daß unser neues sowohl als altes Ministerium anderer Meinung gewesen, und beide die von der Hannöverischen Regirung genommene Maaßregeln genehmiget, wo nicht gar angegeben haben. Diese Uebereinstim-

mung unser Minister hatte die Wirkung, daß des Königs Vorstellungen angenommen, und in solchem Ton von beiden Häusern, in ihren Adressen, beantwortet wurden. Denn obschon einige wenige der Herren, die ich oben erwähnet habe, Einwürfe dagegen machten, regierte doch in beiden Häusern ein solcher Geist, daß jene keine Ermunterung fanden zu verlangen, geschweige es dahin zu bringen, daß ordentlich über die Sache gestimmet würde. Gleichwie der Pöbel in allen Ländern sich von dem guten Glück einnehmen läßt, so dämpfete der Preussische Sieg bei Lissa alles Murren über die gefaßte Entschliessung, welche der Nation die grossen Kosten auf den Hals brachte, wie sich bald darauf durch die Resolution der Committer für die zum Kriege bestimmten Subsidien veroffenbarte. Die für den deutschen Krieg waren folgende.

Resolution, Jänner 23.	Pf.	S.	D.
Zum unmittelbaren Behuf der deutschen Armee = =	100,000		
Hornung 23.			
Für die Heßischen Truppen und Subsidien, bis Horn. 22, 1758 =	38,360	19	$10\frac{1}{4}$
März, 21.			
Für ditto, bis April 23 =	38,360	19	$10\frac{1}{4}$
April, 20.			
Für den König von Preussen	670,000		

Für

	Pf.	S.	D.
Für die Hannöverischen Truppen ꝛc. =	850,000		
Für die Heßischen Truppen und Subsidien, bis Christm. 24, 1758.	165,175	4	10½
In allem =	1,861,897	4	8

Resolution für unsern eignen Krieg, und unsre Vertheidigung.

Christm. 8. 1757.			
Für 60,000 Seeleute, mit Einschliessung von 14,845 Mariniers =	3,120,000		
Christm. 15.			
Für 53,777 Mann zu Garden und Besatzungen =	1,290,821	1	10
Für die Truppen in den Kolonien = =	667,672	4	4
Christm. 20.			
Für die Artillerie =	391,807	7	3
Jänner, 23. 1758.			
Für das gewöhnliche der Seemacht =	224,421	5	8
Für Greenwich-Hospital =	10,000	"	"
Jänner, 31.			
Für pensionirte Officire und Gemeine und Officirs-Wittwen =	40,926	17	11

Hornung

	Pf.	S.	D.
Hornung, 6.			
Zum Bau und Ausbesserung der Kriegsschiffe =	200,000	=	=
März, 13.			
Für die Schulden der Seemacht	300,000	=	=
März, 21.			
Für die Pensionärs, welche Chelsea-Hospital ausser Hauses unterhält =	26,000	=	=
April, 6.			
Der Krone Credit zu machen, für 1757 = =	800,000	=	=
Für Neuschottland =	16,528	14	$9\frac{1}{2}$
Für Georgia = =	3,557	10	=
April, 20.			
Zu ausserordentlichen Ausgaben für die Landtruppen =	145,454	15	$\frac{1}{4}$
Mai, 2.			
Für die Landmiliz =	100,000	=	=
Brachm. 1.			
Zur Schadloshaltung der Kolonien von Massachuset und Connecticut = =	41,117	17	6
Brachm. 8.			
Der Krone Credit zu machen für 1758 = =	800,000	=	=
Brachm. 10.			
Für die Truppen der Ostindischen Kompanie =	20,000	=	=

Für

	Pf.	S.	D.
Für die Afrikanischen Festungen = =	10,000	=	=
Noch wurde bewilliget für das was man etwa zu kurz kommen möchte, Hospitäler ꝛc. =	416,252	1	¾
Daß demnach alles, was in dieser Parlamentssitzung bewilliget wurde, sich belief auf = =	10,486,457	=	1
Diese Summe sollte aufgebracht werden durch die gewöhnliche Land = und Malztaxen, welche gerechnet wurden auf =	2,787,874	1	10
Eine im Exchequer stehende Summe, welche noch keine Bestimmung hatte =	492,400	8	3
Das gegenwärtige und künftige Product des Sinkingfonds =	1,999,447	16	9
Anlehne und Exchequerbills	800,000	=	=
Eine Unterschreibung für Leibrenten und eine Lotterie =	5,000,000	=	=
In allem = =	11,079,722	6	10

Durch diese Unterschreibung erhielte ein jeder, der sich für 500 Pf. unterzeichnete, 450 Pf. Sterl. in Leibrenten zu $3\frac{1}{2}$ Procent, und 50 Pf. an Lotteriezetteln zu 3 Procent, auf 24 Jahr, vom 5 Heumonats 1758 an, nach welcher Zeit die Leibrenten auf 3 Procent sollten herunter gesetzt, und darauf alles mit einander können eingelöset werden. Ungeachtet nun diese Vortheile ziemlich mäßig waren, zumal in Betracht, daß man dazumal allenthalben in Europa Geld suchte, wurde doch die Unterschreibung für die ganze Summe, so bald die Bücher geöfnet worden, voll; und der erste Termin 10 von hundert war schon am 29. April gezahlet, ungeachtet der Entschluß dazu erst den 22. April gefasset war. Für die Gewißheit der Auszahlung der Leibrenten bis zu ihrer Einlösung, wurde durch folgende neue fortdaurende Taxen gesorget. Das jährliche Einkommen eines Schilling vom Pfunde, von allen Besoldungen und Gebühren, aller Aemter und Bedienungen in Großbritanien; imgleichen von allen Pensionen und Gnadengeldern, welche aus irgend einer Art Einkünfte S. K. M. in Großbritanien gezahlet werden, so viele dieser Pensionen jährlich über 100 Pf. betragen: Ferner das jährliche Einkommen eines Schilling auf jedes bewohnte Haus in Großbritanien: und das jährliche Einkommen von 6 Pene von jedem Fenster in einem jeden solchen

Hause,

Hause, welches 15 Fenster und darüber hat. Diese Taxen waren in der That die gefügtesten, welche konten ausgedacht werden, weil dadurch die Armen und Arbeitsleute nicht gedrucket wurden. Denn in England zahlen diejenigen Häuser, worin solche wohnen, die wegen Armuth von den Kirchen- und Armentaxen frei sind, nichts zu dieser oder irgend einer ältern Haustaxe, wenn das ganze Gebäude nicht über 9 Fenster hat: und in Schottland ist ein jedes Haus das nicht über 5 Fenster hat von dieser Auflage frei.

Was die Schlüsse des zu den Subsidien verordneten Ausschusses betrift, so gründeten sich die mehresten auf diejenigen Schätzungen und Anschläge, welche dem Parlament vorgeleget, und dem Ausschusse übergeben wurden; und diese wurden alle angenommen, ohne die Schätzungen und Anschläge durch eine besondere Commißion stücksweise untersuchen zu lassen. Eine solche Untersuchung müste aber billig alle Jahre durch eine eigne Commißion angestellet werden, wenn es gleich beim ersten Anblick unnöthig zu seyn scheint. Unsre Parlamenter müssen nie karg seyn in dem was sie zur Unterstützung der Regirung und zur Ehre und Würde der Krone bewilligen; sie müssen aber zugleich aufs genaueste untersuchen, ob das was verlanget wird, nothwendig, und ein jeder übergebener Aufsatz richtig sey. Wenn sie reichliche Summen bewilligen,

gen, so wird der König gern Parlamente berufen, und wenn es ein verständiger König ist, gern sehen, daß alles aufs strengste untersuchet werde. Denn dadurch würde verhütet werden, daß er von seinen Bedienten betrogen würde, wenn er nur dafür sorgen wollte, daß seine Minister nicht durch Bestechungen sich einen Anhang im Parlamente machten. Dies könte geschehen, wenn er die neuerlich eingeführte Gewohnheit, nach welcher ein jeder Minister sich befugt achtet, alle zu seinem Departement gehörige Bediente selbst zu ernennen, abschaffen wollte: eine Gewohnheit, welche die Minister mit der Zeit in den Stand setzen könte, dem Könige selbst Gesetze vorzuschreiben.

Indessen hatten einige Parlamentsschlüsse, besonders der erste vom 23 Jänner, einen andern Grund. Wie der König desfalls eine Botschaft an das Haus den 18 schickte, konte man nicht anders denken, als das Haus würde, ehe es hierzu Geld bewilligte, den Bruch des Kloster-Sevenschen Vergleichs, dessen die Franzosen beschuldiget wurden, untersuchet haben; um zu erfahren, ob die Hannöverische Regirung berechtiget wäre, die Feindseligkeit wiederum anzufangen. Man hätte wenigstens vermuthen können, daß desfalls ein Vorschlag geschehen würde von derjenigen Partei, welche sich aller Verbindung mit dem festen Lande so eifrig entgegengesetzt hatte, die wenigstens eher

nichts

nichts davon hören wollte, bis man zur Beschützung von Hannover ein solches Bündniß auf dem festen Lande von Europa zu Stande gebracht hätte, welches zur Erreichung dieser Absicht hinlänglich wäre, ohne eine stärkere Unterstützung von uns zu verlangen als in unserm Vermögen wäre; welches nun allem menschlichen Ansehen nach unmöglich schien. Doch weil diese Botschaft von dem Hrn. Pitt, der vorhin das Haupt jener Partei gewesen war, verrichtet, mithin gebilliget wurde, war es so weit davon einige Vorstellungen dagegen zu thun, daß vielmehr das Begehren des Königs dem zu den Subsidien verordneten Ausschusse übergeben, und jener Schluß ohne Widerspruch gefasset wurde. Quantum mutatus ab illo! Jetziger Zeit muß man das Vermögen einer Nation nicht mehr nach dem was sie jährlich einzunehmen hat, sondern was sie jährlich borgen kan, schätzen; ohne in Erwägung zu ziehen, ob man im Stande seyn werde, die Schuld während der Dauer des künftigen Friedens, oder gar in noch spätern Zeiten wieder zu bezahlen. Diese Voraussicht lassen die neumodischen Staatsmänner sich nicht einmal einfallen.

Dieser Parlamentsschluß war also der Grund und die Quelle aller folgenden, die die Fortsetzung des deutschen Krieges zum Gegenstande hatten, und besonders des neuen d. 11. April mit dem Könige v. Pr. geschlossenen Tractats, worin demselben

670,000

670,000 Pf. St. Subsidiengelder versprochen wurden. Dieser Tractat war unser Seits von nicht wenigern als sechs unser vornehmsten Minister unterzeichnet. Dies ist eine neuerlich aufgebrachte Gewohnheit um so eine Menge der vornehmsten Häuser zur Behauptung des Tractats zu verpflichten, im Fall derselbe von einem künftigen Parlamente sollte angegriffen werden. Doch man brauchte sich nicht die geringste Sorge zu machen, daß das damals sitzende Parlament diesen Tractat angreifen würde, nachdem es den Schluß vom 23 Jänner so einmüthig gefasset hatte: ungeachtet es bekannt war, daß der d. 16 Jänn. 1756 mit dem Könige v. Pr. geschlossene Tractat ohne Vorwissen und Beitrit des Wiener und Petersburger Hofes gemacht worden, und die von vielen vorausgesehene Wirkung hatte, daß beide Höfe sich mit Frankreich verbanden, und also dadurch das mächtige Bündniß gegen Preussen und Hannover veranlasset wurde. Wenn man aber den Schwung, welchen unser Hof vor der Parlamentssitzung genommen hatte, erwäget, darf man sich nicht so sehr darüber verwundern, daß der Tractat geschlossen worden, als daß man so lange damit gewartet hatte; weil, so viel man weiß, kein Bewegungsgrund im April vorhanden war, der nicht schon den 23 Jänner vorhanden gewesen. Denn unser Seits, wenn man ihn einmal eingehen wollte, wäre es je eher je besser

besser gewesen; und was den König v. Pr. betrift, so würde derselbe ihn gewiß zu keiner Zeit von der Hand gewiesen haben. Es ist derhalben zu vermuthen, daß gewisse Privatpuncte zwischen Preussen und Hannover, vielleicht wegen der Theilung der etwa zu machenden Beute dazwischen gekommen, über welche beide Parteien nicht vor Ende des Märzes völlig eins werden können. Ob dem also sey oder nicht, werden künftige Nachrichten erst entscheiden.

Der Schluß vom 8 Brachmonate war ebenfalls die Folge einer durch den Hrn. Pitt vorgetragenen Botschaft des Königs, und wurde gleichfalls ohne Widerspruch gefasset; weil dergleichen Schlüsse itzt durch die Gewohnheit nothwendig geworden sind, wenn wir Krieg haben, oder einen Krieg unfehlbar erwarten. Denn seit einigen Jahren ist es so gebräuchlich geworden, dem Könige durch einen Parlamentschluß Credit zu machen, daß ohne dieses unsre Regirung schwerlich, auch in der allerdringendsten Noth, würde Geld finden können.

Der Schluß vom 10 Brachm. gründete sich auch auf eine Botschaft S. M. Beide, sowohl die Botschaft als der Schluß, waren desto nothwendiger, da man wuste, daß die Franzosen eine ansehnliche Macht unter einem geprüften General nach Ostindien geschicket hätten.

Verschiedene Bills, als die zur Aufmunterung der Matrosen auf den Königlichen Flotten; die zur Erklärung, Verbesserung und Beförderung der in voriger Sitzung gemachten Acte wegen der Landmiliz; und die zur Anwendung des darin bewilligten Geldes zur Bezahlung und Kleidung der Landmiliz; imgleichen die jährige Meuterei- und Marinier-Bill, erlangten die Königliche Bestätigung. Die jährige Recrutirungsbill aber blieb in dem Unterhause hangen, weil sie von einem Officire war gemisbraucht worden.

Sonst geschahe im Parlament nichts mehr von sonderlicher Wichtigkeit in Kriegssachen, als die Untersuchung der Festungswerke zu Gibraltar, welche der Lord Tirawley hatte anlegen lassen. Dieser war nach des General Fowkes Zurückberufung zum Guvernör dieser Festung ernennet worden, und ging 1756 mit der Flotte des Sir Edward Hawke dahin. Während seines Daseyns hatte er verschiedene Verbesserungen machen, und etliche neue Werke an dieser wichtigen Festung anlegen lassen: da nun dieses hier von gewissen Personen in einem nachtheiligen Lichte war vorgestellet worden, so hat der Lord muthmaßlich selbst diese Untersuchung verlanget; welchem zufolge verschiedene Papiere, Entwürfe, Grundrisse ꝛc. dem Hause vorgeleget, und den 20 März einem Ausschuß des ganzen Hauses, vor welchem der Lord nebst etlichen andern

Herren

Herren zur Befragung sich stellete, übergeben wurden. Allein der Ausschuß achtete sich nicht genugsam unterrichtet, einen Schluß zu fassen, oder Bericht abzustatten. Nachdem unser Parlament solchergestalt alles in Richtigkeit gebracht, was nur von ihm konte erwartet werden, um den Krieg mit Frankreich lebhaft fortzusetzen, unsre Alliirten in Deutschland zu ermuntern, und den König von Preussen zu unterstützen, wurde diese Sitzung durch die dazu bevollmächtigte Lords d. 20 Brachm. geendiget.

Itzt will ich noch zween während dieser Parlamentssitzung sich zugetragenen Vorfälle berühren, welche, so unwichtig sie in sich zu seyn scheinen, so grossen Einfluß doch, meines Erachtens, auf die Entschliessungen des Parlaments, mithin auch auf unsre folgende Maaßregeln, gehabt haben. Zu dem Ende muß ich vorläufig anmerken, daß des Königs v. Pr. Glück bei seinem Einfall in Sachsen und der Schlacht bei Lowoschütz ihm die Gunst unsers Volks im Anfange des Wintermonats 1756 erworben. Dies war vielleicht die Ursache warum unsre neue Minister nach ihrer Ernennung nicht den Grundsatz annahmen, daß unsre Nation von der Verbindung, den K. v. Pr. zu unterstützen, frei geworden, nachdem er den ersten Angrif auf Sachsen und Oesterreich gethan hatte. Sie sahen nämlich voraus, daß es ihnen unmöglich fallen würde,

sich oder die wider den ausländischen Krieg gesinnete Partei, welcher sie selbst zugethan waren, gegen den Hang des Volks sowohl als des Königs zu behaupten. Sie glaubten, die Regirung würde sodann gänzlich wiederum in die Hände dererjenigen fallen, welche allem Ansehen nach unsern Krieg mit Frankreich nur zu einem Nebenkrieg machen würden, wovon die Folge seyn müste, daß einige unser kostbarsten Rechte oder Besitzungen, entweder durch einen schlecht geführten Krieg, oder unrühmlichen und nachtheiligen Frieden, würden aufgeopfert werden. Sie musten nothwendig einsehen, daß aus dem Kriege auf dem festen Lande von Europa viel eher Nachtheil als Vortheil; von dem zur See und Amerika aber mit viel mehrer Wahrscheinlichkeit Vortheil als Schaden zu vermuthen stand: daher hoffeten sie es dahin zu bringen, daß eins dem andern die Wage halten möchte; zumal da sie sich auf die Klugheit und gute Wirthschaft des Königs v. Pr. verlassen konten. Sie entschlossen sich demnach aus der Noth eine Tugend zu machen, und traten dem Parlamentsschlusse 1756:7, bei, worin 200,000 Pf. Sterlings verwilliget wurden, um eine Observationsarmee zur Beschützung von Hannover zu errichten und zu unterhalten. Doch wollten sie sich gar nicht bewegen lassen, der Nation noch mehr Kosten wegen Hannover auf den Hals zu bringen, bis sie sahen, daß

die

die Neigung des Volks für den K. v. Pr. von Tage zu Tage stärker wurde, und selbst das Parlament, ungeachtet aller Gegenbemühungen, sich von diesem Strom mit hinwegreissen ließ. Daraus entstand die zweite Vereinigung der Factionen ehe das Parlament auseinander ging. Seit der Zeit wurde der Eifer der Preußischgesinnten durch keinen Widerstand und Gegenspruch mehr aufgehalten. Minister, Prediger, Wochenblätter, Zeitungen, alles fochte ihn immer stärker an, und selbst die Noth, worein der K. v. Pr. nach der Schlacht von Kolin gerieth, trug das Ihrige dazu bei. Denn sowohl das Unglück als Glück der Monarchen erwirbt sich die Neigung des Volks. Dieses erwecket Bewunderung und jenes Mitleiden; und sowohl der vornehme als gemeine dumme Pöbel, läßt sich in seinem Urtheil nicht von der Vernunft, sondern von seinen Leidenschaften regiren. Stärkete aber das Unglück des Königs v. Pr. den Eifer der Preußischgesinnten, so erhöhete dessen Glück bei Rosbach und Lissa denselben fast zum Unsinn. Sein Geburtstag wurde den 20 Jänner hier in London mit Freudenfeuern, Erleuchtungen und so grossen Fröhlichkeitsbezeugungen gefeiert, als ob es für den König von Großbritanien gewesen wäre. Eine junge Dame von Salisbury ließ ihm nicht lange hernach durch ihren Banquier einen Wechsel von 1000 Pf. zum Geschenk übermachen. Ob

ihm mehr dergleichen Geschenke zugeflogen, kan ich nicht sagen: indessen war die Hitze des Volks so groß und allgemein, daß es keinen Beistand, es sey an Gelde oder Truppen, für übermäßig hielte; und beides, nicht so sehr zur Beschützung von Hannover, als zur Unterstützung des heldenmüthigen Königs von Preussen angewendet wissen wollte. Es wurde derhalben Muth und Standhaftigkeit erfodert, dem Ardor civium prava iubentium zu widerstehen, und nicht alles, was zur Fortsetzung des Krieges in Deutschland gefodert wurde, herzugeben. Daß indessen einige, wenigstens im geheimen Rath, sich gewissen Foderungen widersetzet haben, ist sehr wahrscheinlich. Denn wenn die Verzögerung der Schliessung des Tractats mit Preussen nicht die Ursache, die ich oben angegeben, zum Grunde gehabt hat, so müssen unsre Minister über die dem Könige v. Pr. zu verwilligende Subsidien, oder die Grösse derselben nicht eins gewesen seyn. Daß eine Uneinigkeit in Absicht auf die Artikel dieses Tractats, oder eines vorläufigen geheimen Tractats, vorhanden gewesen, scheinet daher gewiß zu seyn, daß der Gen. York aus Holland überkam um Verhaltungsbefehle zu holen, und den 10 März nach dem Hof, oder vielmehr dem Lager des Königs v. Pr. ging zu einer, muthmaßlich auf diesen Tractat sich beziehenden, Unterhandlung. Gleichwie nun keine Uneinigkeit über irgend

einen

einen andern Artikel des Tractats, als über die Bestimmung der Grösse der darin verwilligten Subsidie seyn konte; so müssen wir glauben, daß entweder der König mehr verlanget als ihm bewilliget worden, oder daß einige unser Minister sich gewegert haben, ihm so viel zuzustehen. Von wem dieser Widerspruch hergerühret, läßt sich unschwer errathen. Wäre eine solche unvernünftige Hitze nicht ausser dem Parlament unter dem Volke gewesen, so würde vielleicht das Parlament nie so viele und grosse Summen zum Kriege in Deutschland bewilliget haben.

*) Bei dem allen war dieser hitzige Eifer des Volks doch von einigem Nutzen, weil er unsre Minister in den Stand setzte, ohne Mühe das Geld aufzubringen, welches zu einer lebhaften Fortsetzung sowohl unsers eignen Krieges mit Frankreich, als des Deutschen, erfoderlich war. Wir fingen demnach an uns in Europa, Asien, Amerika und allen den Theilen der Welt, wo wir Gelegenheit hatten, dem Feinde Schaden zu thun, zu rüsten; und derselbe muthige unternehmende Geist, welcher itzt unsre Minister zu beleben anfing, ergoß sich, als durch eine Sympathie, in die Seele eines jeden zur Ausführung bestimmten Officirs und gemeinen Mannes. Die Aufmunterungsgelder um freiwillig zur See und zu Lande Dienste zu neh-

*) Lond. Mag. 1761, Nov. p. 586.

men, wurden von Zeit zu Zeit das ganze Jahr hindurch fortgesetzet; und man arbeitete vom Neuen Jahre an, mit aller Macht und solchem Eifer auf allen S. M. Werften und in allen Zeughäusern, daß der Admiral Boscawen schon d. 19 Hornung, mit der unter seinem Befehl stehenden Flotte, zu S. Helena in See stechen und nach Nordamerika segeln konte. Zwar hatte er das Unglück, daß der Invincible, ein Schiff seines Geschwaders von 74 Stücken, seine Stricke, die die Mastbäume halten, verlor, und auf eine Sandbank, an der östlichen Seite von S. Helena, ohne Versehen des Steuermanns, geschmissen wurde, und, nachdem alle Mannschaft, Kanonen, Vorräthe ꝛc. geborgen waren, gänzlich verloren ging: indessen setzte er doch seine Reise fort, und es wurden ihm, zur Ersetzung des verlornen Schiffes, der Dublin von 74 Stücken, binnen wenig Tagen nachgeschickt. Am 16 März ging der Commandeur Marsh im Nassau, mit dem Norwich, Rye und Swan, nebst dem ihrer Beschirmung anvertrauten Kauffartheischiffen, von S. Helena nach der Küste von Guinea unter Segel, um dieselbe gegen die Kriegsschiffe, welche der Feind muthmaßlich dahin schicken würde, zu decken. Am 12 segelte Sir Edward Hawke mit sechs Schiffen von der Linie von Spithead nach Plymouth; von wannen er, nachdem er mit noch etlichen andern Schiffen verstärket

worden,

worden, nach dem Biskaischen Meerbusen ging. Im folgenden Monat schrieb er, daß er viele feindliche Schiffe in der Basquerhede auf den Strand gejaget, und die Admiralität machte bekannt, daß einige Schiffe seines Geschwaders dem Feinde noch mehr Schaden angebracht hätten.

Bald nach Hawkes Abreise nach der Bay von Biskaien, wurde der Commandeur Holmes mit dem Seepferde und dem Strombolo, nebst einem kleinen Detaschement Truppen unter dem Kap. Taylor, nach Emden geschicket, um daraus die Franzosen zu vertreiben; welches ihm auch glückte. Doch ist zu wissen, daß der Rückzug der Franzosen nicht so sehr dieser kleinen Macht, als vielmehr den erhaltenen Vortheilen der Hannöverischen Armee zuzuschreiben war. Diese hieß zwar nunmehr die allürte Armee, doch hätte sie billig eine Brittische heissen sollen, weil sie fast ganz im Solde von Großbritanien stand. Hätte die Französische Besatzung noch etwas länger gewartet, so würde ihr der Rückzug beides zu Lande und zu Wasser abgeschnitten worden seyn, und sie hätte sich zu Kriegsgefangenen ergeben müssen. Indessen brachte uns doch dieser unerwartete Angrif einige Vortheile. Wir trieben sie über Hals und Kopf zurück, machten etliche Gefangene, und befreieten die Geissel. Sonst hätten sie ungestöret zurückgehen, und aus dieser reichen Stadt nicht nur grosse Beute, son-

dern auch Geissel zur Versicherung einer künftigen Contribution mitnehmen können. Es war also dieser Angrif klug ausgedacht, wohl eingerichtet, und muthig ausgeführet.

Hierauf erfolgten die grossen Vortheile, welche der Admiral Osborne mit unser Flotte in der mittelländischen See erhielte. Er stieß den 28 Hornung zwischen das Vorgebirge de Gatt und Carthagena auf 4 Kriegsschiffe, welche unter dem Hrn. du Quesne aus Toulon ausgelaufen waren, um Hrn. de Clue in Carthagena zu verstärken. Diese zerstreueten sich zwar bei dem Anblicke der Englischen Flotte; allein Adm. Osborne ließ sie durch einige seiner Schiffe verfolgen, und hatte das Glück den Orpheus von 64 Stücken, mit 502 Mann, und den Foudroyant von 80 Kanonen, worauf der Chef d' Esquadre du Quesne mit 800 Mann war, zu erobern, den Oriflame aber von 50 Kanonen auf den Strand zu jagen. Dies hatte die angenehme Folge, daß der Hr. de la Clue, welcher nunmehr mit seinem Geschwader in dem Meerbusen von Carthagena eingeschlossen war, sich alle Gedanken, die Strasse von Gibraltar zu paßiren, vergehen ließ, und froh war, daß er, bei Gelegenheit da die Englischen Schiffe durch den Wind vom Lande geschlagen waren, nach Toulon zurückgehen konte, wo er den 26 April anlangte. Dieses Geschwader, nebst den Schiffen, welche

dazu

dazu stossen sollten, war nach aller Wahrscheinlichkeit für Cap Breton bestimmt, und hätte den Franzosen grosse Dienste thun können, wenn es vermögend gewesen wäre durch die Strasse von Gibraltar zu kommen. Nichts würde sie daran gehindert haben, wenn wir nicht Meister von Gibraltar gewesen wären, und man ersiehet daraus, wie wichtig uns diese unüberwindliche Festung ist. Gleichwie aber ihr Hafen zu Brest sich nicht so leicht einschliessen läßt, entwischte ihr Admiral Baußier den 12 März glücklich aus demselben mit 5 Kriegs- und 16 Transportschiffen, worauf 1270 Soldaten, und eine grosse Menge Lebensmittel, Ammunition und anderer Kriegsvorräthe für Amerika, sich befanden. Auf diese unangenehme Nachricht folgte bald eine noch traurigere, obwohl dieselbe nicht von so grossen Folgen war. Admiral Broderick segelte den 1 April auf dem Prinz Georg von 80 Kanonen, mit dem Glasgow und Alderney, aus S. Helena, um den Adm. Saunders im mittelländischen Meere zu verstärken, zugleich auch die Flotte der Kauffahrer in jenem Welttheile zu beschirmen. Er hatte aber das Unglück, daß sein schönes Schiff auf der Reise verbrannte, und von den darauf befindlichen 745 Personen 485 theils im Feuer, theils im Wasser umkamen. Wir wurden einiger massen darüber getröstet, wie die Nachricht einlief, daß, ausser ein paar mit Vorrath beladenen Schif-

sen, der Französische Raisonable von 64 Kanonen und 630 Mann war erobert worden.

Während des folgenden Monats wurden die Gedanken des Volks von dem Unglück des Prinz Georg fast gänzlich auf die täglich aus Portsmouth einlaufende Nachrichten gezogen, als woselbst man gewaltige Anstalten zu einer geheimen Unternehmung machte, wozu eine grosse Anzahl sowohl von Hauptschiffen als kleinern ausgerüstet, und viele Transportschiffe und platte Fahrzeuge bereit gehalten wurden: zugleich hatte ein starkes Corps regulairer Truppen Befehl empfangen, sich auf der Insel Wight zu lagern. Am 1 Brachmonats lief ein fürchterliches Geschwader von fast lauter Kapitalschiffen, unter den Befehlen des Lord Anson und Sir Edward Hawke von S. Helena aus: derselben folgete nach etlichen Stunden der Commandeur Howe, mit einer zahlreichen Flotte kleinerer Kriegs- und Transportschiffe, welche die Truppen, die auf der Insel Wight kampiret hatten, an Boord hatte. Das Geschwader Ansons und Hawkes bestand aus folgenden Schiffen:

Schiffe.	Kanonen.	Schiffe.	Kanonen.
Royal George	110	Union	80
Duke	90	Newark	80
Neptune	90	Magnanime	74
Ramillies	90	Norfolk	74
Barfleur	90	Alcide	74

Schiffe

Schiffe.	Kanonen.	Schiffe.	Kanonen.
Chicheſter	74	Dunkirk	60
D. of Aquitaine	64	Southampton	36
Fougueux	64	Actaeon	36
Achilles	60	Tartar	20
Intrepid	64	Leostoff	20
Norwich	50	Coventry	36

Geſchwader des Commandeurs Howe.

Schiffe.	Kanonen.	Schiffe.	Kanonen.
Eſrex	70	Diligence	16
Rocheſter	50	Speedwell	16
Deptford	50	Pluto, ein Brander	16
Portland	50	Salamander, ditto	16
Pallas	36	Infernal, Bombard.	16
Brilliant	36	Granado, ditto	16
Richmond	36	Cormorant	14
Active	36	10 Cutters, jeder von	10
Maidſtone	20	Roſe	20
Flamborough	20	Succeſs	16
Saltash	16	Tranſportſchiffe	100
Swallow	16	Hoſpitalſchiffe	20
Proviantſchiffe.	10.		

Auf der Flotte waren 16 Regimenter, 10 Esquadrons leichte Pferde und über 6000 Marinier. Die Anzahl der Matroſen läßt ſich aus der Gröſſe eines jeden Schiffs ausrechnen.

Das

Das Geschwader seegelte alsobald nach Brest, um vor diesem Hafen zu kreuzen, und dadurch zu verhindern, daß die Franzosen keine Flotte zur Vereitelung der Absichten der unsrigen, auslaufen lassen möchten. Es hatte aber unsre Flotte Befehl S. Malo wegzunehmen, oder wenn solches unthunlich befunden würde, alle Schiffe in diesem Hafen, und alle Magazine und Schiffsvorrath, bei welche sie nur kommen könte, zu verderben. Das letzte wurde glücklich genug ausgeführet, wie aus folgender genauen und vollständigen Nachricht, welche öffentlich bekannt gemacht wurde, erhellet.

Schiffe, welche bei Solidon verbrennet worden:

1 von 30 Kanonen, welches noch nie in See gewesen, mit Masten, Segelstangen, Tauwerk und allem übrigen völlig ausgerüstet.
3 von 20 Kanonen jedes. Neue.
1 von 20 Kanonen. Alt.
2 von 16 Kanonen, jedes.
1 Chaluppe von 12 Kanonen.

Alle diese hatten ihre Masten, Segelstangen und Tauwerk, und waren mit einer Menge Vorrath beladen. Ferner:

1 neues eben angelegtes Schiff von 30 Kanonen, dessen Kiel, nebst allem dazu gehörigen Holze verbrannt wurde.

5 Kauf-

5 Kauffahrer, wovon 2 neu waren.
6 Chaluppen.

Bei S. Servant sind verbrannt:

1 von 22 Kanonen. Neu.
1 von 18 Kanonen. Neu.
1 von 56 Kanonen.
1 von 36 Kanonen.
62 Kauffartheischiffe.

In den Magazinen wurde eine grosse Menge Theer, Thran, Oel, Harz und Bohlen zernichtet. Auch wurden die Röhren zu Parame, welche das Wasser nach S. Malo leiten, abgeschnitten.

Den 16 Heumonats ging Lord Anson mit seinem Geschwader nach Plymouth zurück, weil der Ritter Hawke, nachdem er von einem Fieber angegriffen worden, den 20 Brachmonats nach Spithead gesegelt war. Doch ging der Lord nebst dem Admiral Holmes den 22. mit einem eben so starken, und mehrentheils aus denselben Schiffen bestehenden Geschwader, wiederum von Plymouth unter Segel; und den 31 lief auch der Commandeur Holmes mit seiner Flotte, und den nunmehr unter dem General Bligh stehenden Landtruppen, aus S. Helena, nach der Küste von Frankreich aus. So bald sie hier angekommen, griffen sie Cherbourg an und eroberten es. Es wurden nicht nur Baßin, Mauerwerk, der Hafen und alle Festungswerke geschleifet, sondern auch sehr viel grobes

bes Geschütz, und eine Menge des dazu gehörigen Vorraths theils verderbet, theils weggeführet. Folgendes Verzeichniß gibt es vollständiger zu erkennen.

Metallenes und eisernes Geschütz, welches in und bei Cherbourg erbeutet worden.

Von der Batterie jenseit Querqueville 5 grosse und kleine eiserne Kanonen.

Von dreien Batterien disseits, 8 zwölf und sechspfündige eiserne Kanonen.

Zu Querqueville 3 eiserne Zwölfpfünder.

Zu Hornet, 5 Sechspfünder, ditto.

Zu Querqueville, 6 eiserne und ein metallener Mörser, von 12 bis 14 Zoll.

Zu Fort Galette 4 metallene vier und zwanzigpfünder: 4 Sechzehnpfünder ditto: 2 Zwölfpfünder ditto: und 2 metallene Mörser, von 14 Zoll.

Auf der Rhede bei Cherbourg, 2 metallene Zwölfpfünder.

Zu Longlette, 3 eiserne und 1 metallener Mörser von 14 Zoll.

In der Stadt Cherbourg 10 metallene, und 52 eiserne Kanonen von verschiedenem Kalibre.

Auf der Verschanzung des Sandhügels 15 eiserne Sechspfünder.

Im Fort Tournaville 2 metallene zwei und vierzigpfünder.

1 metallener Mörser von 14 Zoll. In allem: 22 metallene und 99 eiserne Kanonen: 3 metallene und 2 eiserne Mörser.

Im

Im Fort Galette sind verderbet 400 Bomben von $13\frac{3}{4}$ Zoll, 6000 Kugeln von verschiedener Grösse; 1 Faß Flintensteine; 2 Fässer Bleikugeln; 17 Fässer Pulver, welche zur Sprengung des Forts verwendet worden; 13 Fässer ditto, welche mit vielem Kriegsvorrath und Kugeln bei der Redoute Tournaville ins Meer geworfen; 40 Kartouschen für zwei und vierzig Pfünder; eine grosse Kanone; 211 vierzehn zöllige Bomben; 113 Stück klein Gewehr zu Galette verderbet; 300 ditto und Musketons in Cherbourg; 21000 Pfund Pulver zu Hornet; 27000 ditto im Magazin zu Cherbourg; 4 Fässer Lunten. Ein Schreiben von dem Geschwader des Ad. Howe meldete, daß der General den Feind genöthiget hätte, ihm die Engländischen Gefangenen, welche jener bei dem ersten Anblick unser Flotte tiefer ins Land gebracht hatte, auszuliefern. Einige Officire berichteten, daß, da die Franzosen 4 bis 5 Battallionen, und etliche Schwadronen Reuter in Cherbourg gehabt, unsre Leute mehr Widerstand bei ihrer Landung würden angetroffen haben, wenn jene sich nicht eingebildet hätten, wir würden an der Ostseite der Bucht aussteigen, weswegen sie daselbst alle ihre Truppen hingestellet hatten. Wie sie nun gewahr wurden, daß wir die Landung an der Westseite unternahmen, fanden sie sich genöthiget herum zu marschiren, wobei sie, weil sie dem Feuer unser

Schiffe

Schiffe in der Bucht ausgesetzet waren, einige Leute, aber viel mehr Pferde, welche zu ihrer rechten Hand uns mehr bloß stunden, verloren. Dem allen ungeachtet, setzten sie ihren Marsch in möglichster Geschwindigkeit fort, fanden aber, wie sie an dem Orte unser Landung ankamen, daß wir schon über 3000 Mann an Land gesetzet hatten; und da diese, so bald sie den Fuß auf die Erde gesetzet, sich in Schlachtordnung gestellet, hatte der Feind das Herz nicht sie anzugreifen, sondern zog sich zurück, und legte sich hier und dort in einem Hinterhalt, wodurch unsre Vortruppen oft gezwackt, und 40 bis 50 Mann theils getödtet, theils verwundet wurden. Doch verloren die Franzosen sowohl in ihrem Marsch um die Bucht, als auch in diesen Scharmützeln bei 100 Mann und eben so viel Pferde, ausser den Gefangenen, und etwa einem Duzend Ausreissern.

Nachdem das erbeutete Geschütz herüber gebracht worden, wusten die Minister daraus ein sehr heilsames Schauspiel zum Vergnügen des Volks zu machen. Man brachte sie zuerst, unter dem Vorwande sie dem Könige zu zeigen, nach Kensington. Von hier wurden sie nach Hydepark geführet, und daselbst einige Tage unter eine Garde gelassen, wo eine Menge Leute hinlief, sie mit Verwunderung zu beschauen. Von Hydepark führte man sie in einem feierlichen Aufzug durch die Gassen von London

von nach dem Tower, um sie daselbst, bis man sie nöthig haben wird, zu bewahren.

Nachdem der Gen. Bligh, und Commandeur Howe dieses wichtige Unternehmen so glücklich ausgeführet, hätten sie, wie viele andere Befehlhaber gethan, vergnügt nach England zurückgehen können. Allein sie erwogen, daß ihnen in ihren Instructionen anbefohlen war, weiter zu gehen, die ganze Französische Küste aufs stärkste zu beunruhigen, wo es ihnen gefiel eine Landung zu thun, und von der östlichen Spitze der Normandie bis Morlaix, einen jeden Platz, wo sie nur ihre Gelegenheit sehen würden, anzugreifen, und damit so lange als sie könten anzuhalten. Sie entschlossen sich hiezu auch wirklich; ungeachtet drei ihrer besten Battallionen nach Deutschland, und viele von dem Reste krank nach der Insel Wight waren geschicket worden. Allein hierin wollte es ihnen nicht so gut glücken. Man landete zuerst den 4 Herbstm. in der Bucht von S. Lunaire, und verbrannte etwa 20 Schiffe zu S. Briac, zerstörete auch etliche Batterien auf der Küste. Weil hier aber nichts weiter zu thun war, marschierten die Truppen nach Malignon, mitlerweile die Flotte sich in der Bucht von S. Cas, eine Französische Meile davon, vor Anker legte. Weil aber der Herzog von Aiguillon ihnen mit einer grossen Macht, angesehen 12 Battallionen und zwo Schwadronen aus Brest herzu-

geeilet waren, zu Leibe ging, urtheilete Gen. Bligh es nöthig zu seyn, seine Truppen in der Bucht von S. Cas wieder einzuschiffen. Hiebei kam es den 11 Herbstm. zu einem blutigen Gefechte, worin der Nachzug, die Grenadier mit 3 Kompagnien des ersten Regiments, ungefähr 1400 Mann, die die Einschiffung bedeckten, am meisten litten, indem 700 Mann an Erschossenen, Ertränkten und Gefangenen, verloren gingen.

Am 19 kam Lord Anson mit einem Theil des Geschwaders, wie auch Lord Howe und Gen. Bligh mit der Flotte zu Spithead zurück. Der General legte bald darauf alle seine Kriegsbedienungen nieder, weil er nicht so empfangen würde, als er meinete durch sein Wohlverhalten zu Cherburg verdient zu haben. Das darauf erfolgte Unglück sahe er als eine natürliche, wo nicht nothwendige Folge seines pünctlichen Gehorsams an, nachdem ein so ansehnlicher Theil der unter seinem Befehl stehenden Macht, ihm war entzogen worden. Dazu kam, daß ihm der königliche Prinz Edward anvertrauet war, welchen er in ein so verzweifeltes Gefechte nicht führen durfte, wo anderst ein Mittel es zu vermeiden übrig wäre. Hätte er S. Kön. Hoheit nicht bei sich gehabt, würde er vielleicht den Franzosen, ungeachtet ihrer Obermacht, die Stirn geboten haben. Dann hätte es aber die Ehre des Prinzen nicht gelitten, ausser dem Gefechte zu bleiben,

und

und sich auf der Flotte in Sicherheit zu setzen. Hätte er aber dem Gefechte beigewohnet, und unsre Leute wären geschlagen worden, so wäre er grosse Gefahr gelaufen, getödtet oder gefangen zu werden. Billig hätte derhalben, nachdem ein grosser Theil der Truppen nach Deutschland geschicket worden, der ganze Rest, oder wenigstens S. K. Hoheit müssen zurückberufen werden. Doch dies würde den Soldaten den Muth benommen haben, und es scheint, daß unsre Absichten in Deutschland es nothwendig erfodert haben, mit Beunruhigung der Französischen Küsten, so lange als möglich war, anzuhalten. Denn da nunmehr die Neigung des Volks die Absichten des Hofes stärkte, liessen wir uns von Tage zu Tage tiefer in den deutschen Krieg hinein ziehen.

Dieser vermehrte aber nur unsre Ausgaben. Denn beides Minister und das Volk blieben dabei eben so hitzig in Absicht auf unsern eignen Krieg. Die Gesellschaft der Marine that noch immer grosse Dienste, indem sie eine Menge armer Männer, Burschen und Knaben ausrüstete, und zur Flotte schickte, wozu sie durch starke freiwillige Beiträge sowohl von vielen Collegien als besondern Personen in den Stand gesetzet wurde. Eine Menge Kaper schwärmte beständig auf dem Meere herum, welche nebst unsern Kriegsschiffen und Fregatten sehr viele Französische Kaper, und mit Kauf-

mannsgütern und Vorräthen beladene Schiffe, besonders in den 3 oder 4 ersten Monaten dieses Jahres, aufbrachten. Allein am Ende vom Mai liefen aus Amerika zuverläßige Nachrichten ein, daß die Franzosen alle ihre Hafen sowohl in diesem Welttheile als in Europa den neutralen Schiffen eröfnet hätten; welches durch Briefe, die man in einigen in Westindien weggenommenen Holländischen Schiffen gefunden hatte, genugsam bestätiget wurde. Es wurden deswegen alle Holländische Schiffe, welche man mit französischen Gütern befrachtet fand, als gute Prisen aufgebracht, und durchgehens von der Admiralität dafür erkläret. Dies veranlassete einen so hitzigen Zank zwischen uns und jener Nation, daß wenn es auf das Volk in beiden Ländern angekommen wäre, ein offenbarer Friedensbruch daraus würde entstanden seyn. Denn im Brachmonate wurde den Generalstaaten eine, von 269 Kaufleuten, Assureuren und andern der vereinigten Niederlande unterschriebene Bittschrift übergeben, worin dieselbe sich über die Gewaltthätigkeiten und ungerechte Räubereien der Engländischen Kriegsschiffe und Kaper beklagten, und baten Ihro Hochmögenden möchten ihrem Handel und Schiffahrt einen schleunigen und nachdrücklichen Schutz angedeihen lassen. Es finden sich darin unter andern folgende Ausdrücke: „Die „Supplicanten wollen sich nicht aufhalten mit einer

„langen

„langen Aufzählung derer Schiffe, welche unrecht„mäßiger Weise angehalten und weggenommen „worden; noch aller der Seeräubereien und Ge„waltthätigkeiten, welche seit geraumer Zeit an den „Unterthanen der Republik verübet worden; noch „der unmenschlichen Behandlungen, welche oft da„mit verbunden gewesen, und so weit gegangen, „daß man von einem erklärten Feinde dergleichen „Grausamkeit nicht erwarten konte, als sie von den „Unterthanen einer Macht, mit welchem der Staat „durch die feierlichste Freundschaftsverträge vereini„get ist, haben erleiden müssen. Dies ist welt„kündig ꝛc.„

*) Man hätte vermuthen sollen, daß einer solchen Bittschrift eine Liste, wenigstens von den Seeräubereien und Grausamkeiten worüber geklaget wurde, beigeleget, und alles mit eidlichen Zeugnissen bestättiget worden: aber nichts dergleichen. Die Generalstaaten haben, so viel ich weiß, nicht einmal Beweise gefodert, vielweniger diejenige, welche eine so falsche, ärgerliche und boshafte Schmähschrift gemacht hatten, zu bestrafen gedrohet. Die Bittschrift wurde nicht nur übergeben, sondern auch bald darauf in den Holländischen Zeitungsblättern öffentlich bekannt gemacht: ungeachtet man wuste, daß unsere Regierung bereit war, alle Seeräuber zu strafen; ja vor unge-

*) Lond. Mag. 1761. p. 623.

fähr sechs Monat eine Belohnung von 100 Pfst. einem jeden, der solche Bösewichter angeben und gerichtlich belangen würde, öffentlich versprochen hatte. Allein es liefen damals so viele Holländische Schiffe in die Haven der vereinigten Provinzen ein, welche entweder mit Producten der Französischen Colonien in Amerika geladen waren, oder sich brauchen liessen alle andere Arten des Handels für die Franzosen zu führen; und ihre Kaufleute, Schiffseigenthümer, Assureurs, nebst fast allen Handwerkern, befanden bei diesem ungerechten Verfahren sich so wohl, daß sie, nebst allen die sie nur aufbringen, sich in ein so lautes Geschrei gegen unsre Nation vereinigten. Dadurch wurde es mit der Zeit so allgemein und hitzig, daß die Gen. Staaten sich genöthiget sahen, dem allgemeinen Gerufe des Volkes ein wenig nachzugeben. Man ersiehet hieraus, daß vox populi nicht allezeit vox Dei ist, und muß gestehen, daß wenn dieses Sprüchwort nicht seine Ausnahmen litte, sowohl ein herrschender Aberglaube als Fanaticismus sich würde rechtfertigen können. Die Gen. Staaten hatten also entweder nicht das Herz, oder vielleicht aus Privatabsichten auch nicht den Willen, jenes eigennützige und aufrührische Betragen, so wie es verdiente, zu ahnden. Indessen, statt die Kaufleute alsobald ihrer Bitte zu gewähren, welches einen offenbaren Friedensbruch zwischen beiden Nationen

tionen würde verursachet haben, entschlossen sie sich sehr klug in eine Unterhandlung mit unserm Minister im Haag, Hrn. York zu treten, um Zeit zu gewinnen, und das Volk hinzuhalten. Allein die eigennützige Kaufleute waren mit dieser weisen Entschliessung so wenig zu frieden, daß sie, schon vor dem Anfange des Christmonats, Ihrer Kön. Hoheit der Princeßin Stadthalterin, nicht weniger als vier Bittschriften desselben Inhalts übergeben hatten, und sich erboten, auf eigne Kosten Kriegsschiffe auszurüsten, zu Beschützung, wie sie es nenneten, ihres Handels. Hierunter verstunden sie einen unmittelbaren Handel mit den Französischen Colonien in Amerika, und eine völlige Freiheit, ohne sich einer Durchsuchung der Schiffe zu unterwerfen, alle Arten Lebensmittel und Kriegsvorrath nicht nur nach Frankreich, sondern auch nach Amerika zu führen: obwohl die Franzosen ihnen das letztere niemals im Kriege erlaubet, und das erstere ihnen in Friedenszeiten nimmer anders, als unter der Abgabe von 50 Sous für die halbe Last, von jedem Holländischen Schiffe zugestanden. Weil sie aber die Unmöglichkeit eingesehen, einigen Handel mit ihren eignen Schiffen zu treiben, und wusten wie schief das Urtheil der Menschen sich vom Eigennutze zu werfen pflegt, so hatten sie itzt alle ihre Hafen in Amerika den neutralen Schiffen eröfnet, und nicht allein die Abgabe der fremden

nach Frankreich handelnden Schiffe, von 50 Sous die halbe Last, aufgehoben; sondern auch den Holländern ein Privilegium, ja eine Premie zur Einführung ihrer Heringe in alle Französische Hafen zugestanden. Gleichwie diese Gefälligkeiten den Handelsleuten in Holland, Seeland und Friesland gleich Anfangs grossen Gewinn gebracht hatten, so entstand daher eine gewaltige Erbitterung des Volks in diesen drei Provinzen gegen uns. Sie bestunden darauf, wir wären nicht berechtiget, den Handel, welchen sie behaupteten, zu verbieten oder zu stören; angesehen in den zwischen beiden Nationen bestehenden Tractaten fest gesetzet wäre, daß in Kriegszeiten ein freies Schiff die Ladung frei machen sollte, nur diejenigen Güter ausgenommen, welche in eben diesen Tractaten für Contrebande erkläret worden; und daß kein Schiff sollte angehalten, durchsuchet oder weggenommen werden, wenn nicht aus dessen Papieren zu ersehen wäre, daß es dergleichen verbotene Waaren dem Feinde zuführete. So wusten sie die Sache zu beschönigen! Allein die Gen. Staaten musten in ihrem Gewissen überzeuget seyn, daß dergleichen Tractaten ihre Absicht nur auf den gewöhnlichen Handel in Friedenszeiten haben. Denn es ließ sich nicht denken, daß eine Nation in der Welt zusehen würde, daß ihre Feinde ihren Handel durch irgend eine neutrale Nation treiben liessen: was

aber

aber die Schiffsmaterialien, welche die Holländischen Kaufleute nicht wollten für Contrebande angesehen haben, betrift; so musten ja die G. Staaten gestehen, daß, da itzt der Krieg allezeit beides zu Wasser und zu Lande geführet wird, dergleichen Güter in dem Artikel, welcher alles was zum Kriege gebraucht wird, für Contrebande erkläret, eingeschlossen sind. Ueberdem verbindet sie der geheime Artikel des i. J. 1674 zwischen den Holländern und uns errichteten Friedenstractats ausdrücklich, unsern Feinden keine Hülfe, Gefälligkeit oder Rath, es sey öffentlich oder heimlich, angedeihen zu lassen, und denselben keine Schiffe, Soldaten, Matrosen, Lebensmittel, Geld, Kriegsgeräthe, Pulver oder irgend einige Kriegsbedürfniß zukommen zu lassen. Es konte ihnen derhalben itzt nicht erlaubet seyn, die Franzosen mit Schiffsmaterialien oder Vorräthen zu versorgen, viel weniger ihren Handel für sie zu führen.

Wie dem allen ungeachtet die Kaufleute mit ihren Klagen, besonders über die Seeräubereien der Brittischen Kaper, und die ungerechten Verurtheilungen unser Admiralitätshöfe, anhielten; kamen Ihre Hochmögenden im Herbstmonate zu einigen Entschliessungen, welche den Kaufleuten günstig zu seyn schienen: allein die Sache blieb doch noch unter Negociation. Am 22 Christmonats übergab Hr. York ihnen ein Memorial, worin er

aufs nachdrücklichste vorstellete, wie ungerecht es wäre, daß sie ihren Handel mit den Französischen Colonien, beides öffentlich und heimlich noch immer fortsetzen; besonders durch ihr so genanntes over scheepeu, wann sie auf dem Meere die Güter aus einem Französischen Schiffe in das ihrige übernahmen, und nach Europäischen Marktplätzen führten. Auf die Klagen über die ungerechten Urtheile unser Admiralitäten erwiederte S. Excel. wir hätten ein Obergericht zu welchem die Kläger sich hätten wenden können; es wäre aber, ungeachtet man Ihre Hochmögende mit so dreusten Versicherungen von ungerechten Urtheilen behelliget hätte, zu unser grossen Befremdung bei demselben nicht ein einziger Appell eingebracht worden: betreffend aber die Seeräuberei worüber man sich beklagte; so wäre es zwar nicht unwahrscheinlich, daß unter der grossen Menge kleiner Kaper, die wir auf dem Meere hätten, wohl einer oder anderer sich etwas aufs Plündern möchte geleget haben; wir könten aber keinen Verbrecher ohne Anklage und gesetzmäßige Ueberführung zur Strafe ziehen; um diese Absicht zu erreichen, hätte nicht nur unsre Admiralität, sondern auch die Kaufleute, in den öffentlichen Zeitungsblättern, demjenigen der eine solche Klage einbringen würde, eine sehr grosse Belohnung versprochen, welche ihm alsobald nach Ueberführung des Verbrechers sollte ausgezahlet werden;

werden; ungeachtet aber dieses einem jeden Holländischen Schiffseigenthümer genugsam bekannt seyn müssen, so wäre doch bisher noch keine einzige Person in London erschienen, welche eine Anklage gethan, und die öffentlich angebotene grosse Belohnung verdienen wollen.

In diesem Zustande blieb die Sache, ohne an der einen oder andern Seite zu einem Schlusse zu kommen. Dies war, an Seiten der Holländer, muthmaßlich einer zwischen den Provinzen selbst entstandenen Uneinigkeit zuzuschreiben. Seeland, Holland und Friesland, als die vornehmsten am Meere liegenden Provinzen, drangen stark auf die Verstärkung der Seemacht, und Ausrüstung mehrer Kriegsschiffe, zur Beschützung des Handels: Utrecht, Geldern, Oberyssel und Gröningen aber, welche an Deutschland stossen, verlangten mit Gewalt eine Vermehrung der Landmacht, um sich gegen die Beunruhigungen in Sicherheit zu setzen, welche von den starken Heeren, die in den an sie gränzenden Ländern hin und her zogen, zu befürchten waren. Diesen Streit machten die Gen. Staaten, und vornämlich die Princeßin Stadhalterin sich dergestalt zu Nutze, daß sie den dreien erstgemeldeten Provinzen ihr Gesuch abschlugen; es wäre denn, daß sie auch das Verlangen der vier letztgenannten genehmigen wollten. Dies schlugen sie ab; zweifelsohne weil ihr Antheil

an

an den Kosten sowohl der Armee als der Flotte, der gröste ist.

Daß übrigens die Klagen der Holländer ohne Grund gewesen, oder wenigstens es an ihnen selbst gelegen habe, wenn die Verbrecher nicht aufs strengste gestrafet worden, erweiset folgender Vorfall. Am 5 August wurde unserm Admiralitätsgerichte berichtet: Ein Holländisch Schiff, die Stadt Rotterdam, Kap. Pietersen, welches des nach dem Dänischen Hof gehenden Spanischen Ministers, Marq. de Pignatelli, Gepäck und etliche Bedienten an Boord gehabt, wäre am 30 Brachmonats, zu dreien malen von dreien verschiedenen Kapern erstiegen, welche alle reiche Kleider, Livereien und übrige dem Minister angehende Sachen, daraus gestohlen, und die Bediente nicht nur ihrer Kleider, Creditbriefe und Wechsel beraubet, sondern auch mit Schlägen grausam mishandelt hätten. Um nun diese Seeräuber zur verdienten Strafe zu ziehen, ermangelten die Herren von der Admiralität nicht dem oder denjenigen, die zween oder mehr von diesen Uebelthätern, innerhalb drei Monaten angeben würden, eine Belohnung von 500 Pfst. zu versprechen, welche so gleich nach ihrer Ueberführung, ohne Abzug sollten ausgezahlet werden. Ob diese so grosse Belohnung eine Entdeckung zuwege gebracht habe, weiß ich nicht: ich finde wenigstens in den Schriften des

Admi-

Admiralitätsgerichts niemand, der deswegen zum Verhör gebracht worden. Dem sey aber wie ihm wolle, so zeigt dies doch genugsam den Ernst unser Regierung an, und wie grosse Kosten sie über sich nehmen, um die Seeräuberei zu strafen. Wenn ich indessen erwäge, daß ihrer so viele, und zwar von schlechtem Volke gewesen, die sich dieser Gewaltthätigkeit schuldig gemacht; so kan ich kaum glauben, daß eine so hohe Belohnung niemand sollte gereizet haben die Sache zu entdecken. Ich sollte demnach glauben, daß, nachdem die Kaper oder ihre Bürgen dem Spanischen Minister völlige Genugthuung gegeben, dieser so großmüthig gewesen, die Anklage aufzuheben; wozu er auch gewisser massen verpflichtet war, weil er durch seine eigne Nachläßigkeit zu dieser Gewaltthätigkeit Anlaß gegeben hatte. Er dürfte sich nur zu dem Spanischen Minister, entweder in London oder in Holland gewendet haben, so würde derselbe ihm entweder von unserm Staatssecretair oder Gesandten im Haag einen Paß, zur freien Ueberschiffung seiner Güter und Bedienten, verschaffet haben. Gleichwie das Schiff von Rouen nach Rotterdam ging, so hätte er ja leicht voraussehen können, daß ihm im Canal Engländische Kaper begegnen müsten, welche vermuthen würden, daß die eingeladene Güter und Bedienten einem oder andern Französischen General in Deutschland angehöreten. Ich

glaube,

glaube, daß die Sache sich wirklich so verhalten habe. Muthmaßlich haben die Kaper behauptet, daß die Creditbriefe und andere Documenten gekünstelt gewesen; welches mit so viel mehr Grund geschehen konte, da man schon vorhin verschiedene Erfahrungen gehabt, daß die Holländer sich mit dergleichen falschen Schriften beholfen hatten. Hätte man aber erweisen können, daß die Güter einem Französischen General angehöret, so wären die Seeleute nicht nur berechtiget gewesen, sich derselben zu bemächtigen, sondern man würde sie auch nach den Kriegsgesetzen für verfallen erkläret haben, was auch die Gesetze der Höflichkeit erfodern mögen. Gesetzt, es wäre im Schiffe die Kleidung für zwei oder drei Französische Regimenter gewesen, würde dann diese Ladung nicht für eine gute Prise erkläret worden seyn? Oder ist das Gepäck feindlicher Armeen nur zu Lande, und nicht auch auf der See eine rechtmäßige Beute?

Die Fortsetzung künftig.

XII.

Nachricht

von einem neulich verstorbenen

Meklenburgischen Künstler

und Autodidakten

Joachim Trump,

Küster und Organisten zu Iwenack, im Meklenburg-Schwerinischen.

Aus einem Schreiben

des

Hrn. Probsten Genzmer

zu Stargard im Meklenburgischen

an den

Hrn. D. und Prof. Schütze

in Hamburg: vom 16. Jän. 1770.*)

Trumps Vater war Küster und Garnweber zu Malchow, und bestimmte diesen seinen Sohn zu eben demselben Handwerke; wie ihm denn auch derselbe als Webergeselle im Alter adjungiret wurde; worauf

*) Da dergleichen ausserordentliche Erscheinungen im Reiche der Natur und der Gelehrsamkeit alle Aufmerk-

worauf er hernach in Kittendorf und zuletzt in Iwenack das Amt eines Küsters verwaltet hat. So gering indessen seine aus der Schule mitgebrachte Erkenntniß war; so bezeugte er doch schon von seiner Jugend an, eine ungemeine Wißbegierde, und eine solche Fähigkeit des Geistes, daß er alles, was er hörete, las, und in kurzen Anweisungen lernete, sehr glücklich fassete, tief nachforschete, und fruchtbarlich anwendete. Schon auf dem Werkstule sann sein aufkeimender Geist darauf, das gemeine Linnen zu veredlen, und figurirte Arbeit zu machen; und so bald es ihm möglich war, verließ er denselben, um sich im Rechnen zu üben; wie er denn

merksamkeit verdienen, so kan der Herausgeber sich nicht enthalten, dieses Beispiel mitzutheilen, um den treflichen Trump mit dem Robert Hill, im Brem. Magaz. B. IV. S. 516. zu vergleichen. Eine Sammlung solcher seltenen Genien würde nicht nur etwas überaus angenehmes, sondern auch lehrreiches seyn. Obwohl übrigens dieser Brief des Hrn. Genzmers schon in einem gewissen Zeitungsblatte bekannt gemacht worden, so vermuthet man doch desfalls keinen Vorwurf oder Tadel. Ein Magazin dienet dazu, alles was merkwürdig und gemeinnützig ist, wo es auch angetroffen wird, darein niederzulegen. Wollte indessen einer von denen Kritikern, die nicht viel bessers können, als anderer wohlgemeinte Bemühungen tadeln, sich hierüber aufhalten; so wird es dem Herausgeber dieses Magazins doch allezeit ein Vergnügen bleiben, das Andenken dieses würdigen Mannes weiter getragen und länger aufbehalten zu haben, als von einem fliegenden Blatt zu erwarten war.

denn auch damals bereits anfing, die Witterung nach dem Barometer anzuschreiben.

Unter andern ließ er sich die Anfangsgründe zum Clavierspielen zeigen, und wurde, durch fleissige Uebung und unermüdetes Nachgrübeln, gar bald fähig, Organist zu Iwenack zu werden. Hierauf schrieb er an den Herrn Legationsrath Mattheson in Hamburg, um dessen Anweisung zum Generalbasse, und wurde binnen kurzer Zeit Meister in dieser Kunst, und ein Freund und Vertrauter des Hrn. Mattheſons, mit welchem er auch einen vieljährigen Briefwechsel über diese seine Lieblingswissenschaft unterhalten hat. Einem Landmesser zum Handlanger zu dienen, und Hederichs Anleitung zu den mathematischen Wissenschaften zu lesen, war ihm schon hinlänglich, die Arithmetik und Geometrie, nebst der Geodäsie und Trigonometrie, auch die logarithmische Berechnung der Sinuum und Tangentium so vollständig zu fassen, daß ihm keine Aufgabe unauflöslich blieb; und nach vielen Proben der genauesten Vermessungen ganzer Güter und Ländereien, und Verfertigung der Charten darüber, wurde wohl gar mehrmalen auf seinen Ausspruch bei streitigen Vermessungen compromittiret. Die Erlernung der Orgelbaukunst kostete ihm nicht mehr, als die Aufmerksamkeit eines Zuschauers; und 16 Jahre ermüdeten seinen so wirksamen Geist nicht, ein Orgelwerk von

36 Registern zu Stande zu bringen. Der Hang zu allerlei Versuchen, in der Naturlehre, dem Ackerbau und Pflanzenreiche, ward einsmals bei ihm so überwiegend, daß er verschiedene Jahre hindurch, seinen ganzen Erwerb zur Befriedigung desselben, und auf seinen Garten wendete; in welchem er Wasserkünste anlegte, und seltene Blumen und Gewächse wartete.

Die allgemeine Aufmerksamkeit auf die elektrische Versuche konte ihm nicht gleichgültig seyn, und die ersten davon herausgekommenen deutschen Schriften, waren seine Lehrer, die Maschine mit der ganzen Rüstung zu verfertigen, und in seinen Versuchen viele von seinen Vorgängern zu übertreffen. In den geometrischen Kunstwerken, und hiernächst auch in Verfertigung der Wanduhren, besaß er eine vorzügliche Geschicklichkeit. Doch alle diese, vor Köpfe minderer Stärke so unterhaltende Kenntnisse und Wissenschaften, konten gleichwol den seinigen nicht ausfüllen.

Der Trieb zur Sternkunde, der ihm schon in jüngern Jahren die Ruhe der Nacht geraubet hatte, brachte ihn endlich zu seinen merkwürdigsten und wichtigsten Unternehmungen. Er betrachtete oft viele Stunden lang, ja ganze Nächte hindurch, den gestirnten Himmel und das Fortrücken der Sterne mit blossen Augen, und begleitete seine entzückende Betrachtung desselben allemal mit der

tiefsten

tiefsten Anbetung des grossen Schöpfers, und endigte sie zuweilen mit den Thränen eines Kindes, daß er jene glänzende Körper und ihre Laufbahn nicht näher und umständlicher erkennen könte. Hierauf erschien der grosse Comet im Jahr 1743. Nun wurde seine ganze Aufmerksamkeit rege, und er wagte es, die damalige hochgräfl. Herrschaft zu Iwenack um ein Empfehlungsschreiben an den berühmten Hrn. Becker, Professor der Mathematik zu Rostock, zu ersuchen, daß derselbe einem solchen Schüler, einen Begriff von den Cometen, und dem Sternlaufe beibringen möchte. Dieser würdige Greis nahm ihn mit so vieler Liebe als Befremdung auf, und stillete dessen Sehnsucht mit einem kurzen und deutlichen Unterricht, beschenkte ihn mit einer Schleifmaschine zu optischen Gläsern, versahe ihn mit deutschen astronomischen Büchern und Charten von dem Weltbau und den Sternbildern, und schickte ihn himmlisch vergnügt wieder nach Hause. Vielleicht ist niemand in kurzer Zeit Astronom und Glasschleifer geworden. Nach einigen Versuchen fand gedachter Hr. Prof. unsers Trumps Schleifart, davon er bald einige Proben erhielt, so vortreflich, daß er hernach keine andere, als von dessen Hand geschliffene Gläser, zu seinen Fernröhren und Microskopen gebrauchte. Ja er ließ sich auch bis an sein Ende zu dem freundschaftlichsten Briefwechsel mit ihm herab, und klärte

ihm, auf sein Befragen, die ihm aufgestossene Dunkelheiten der gelesenen Bücher auf, und verschafte ihm auch aus der Rostockischen Universitätsbibliothek des Heuelii Machinam caelestem. Der Anblick der darin befindlichen Kupfer, und die mündliche Uebersetzungen der dazu gehörigen Stellen von einem dortigen Gelehrten, brachte Trumpen auf die Erfindung des grossen Tubi, der vielleicht in Europa der einzige in seiner Art gewesen ist, und welchen er auf herrschaftliche Kosten errichtet, und das dazu nöthige Gestelle aufgebauet hat. Derselbe war 130 Fuß lang, und hatte 2 Gläser, die er selber mit grosser Sorgfalt dazu in neuen zu dem Ende gegossenen Schaalen geschliffen hatte; das dazu nöthige Glas aber verschrieb er sich von Hamburg. Das Objectivglas enthielt 6 Zoll im Durchmesser, und das Ocularglas $1\frac{1}{2}$ Zoll. Die viereckigte Röhre dazu war von Tischlerarbeit, und von leichten, schräg verschrenkten und verspündeten Brettern, und dergestalt befestiget und mit Eisen beschlagen, daß jene sich so wenig biegen, als diese bei Abwechselung des Wetters sich werfen konten. Das Gestell zu diesem langen Sehrohre war von Bauholz und Zimmerarbeit wohl verbunden, in seinem Garten aufgerichtet, und gleich einem mittelmäßigen Thurme; durch Hülfe der angebrachten Rollen und Seile, konte er dasselbige in die verlangte Stellung bringen, mit

den

den Händen bequem regieren, und nach dem verlangten Gegenstande richten. Um aber damit auch die höher vom Horizont abstehenden, und dem Zenith sich nähernden Sterne zu betrachten, grub er rings um das Gestelle eine Vertiefung, einen Graben, beinahe Mannestief; und eben diese Schwächung des ohne das noch nicht untermauerten Fundaments, war die Ursache, daß nach etlichen Jahren durch einen Sturm das ganze Gestelle umgeworfen, und der Tubus zerschmettert wurde: doch blieben die beiden Gläser noch dabei unversehrt. Sonst bediente er sich zu seinen Beobachtungen eines 36 Schuhigen Fernrohres.

Es fehlete so viel, daß er sich begnügt hätte, durch diese gut gemachte Werkzeuge nur bloß zu sehen, und die von andern bereits gemachte Bemerkung zu widerholen, daß er vielmehr die Parallaxe der Planeten, den ecliptischen Kreislauf der Venus, wie auch die Sonnen- und Mondfinsterniß berechnete, den Thierkreis fleißig durchwanderte, die Planeten in ihren verschiedenen Laufbahnen begleitete, und aus dem Hamburgischen Magazine mit Wolfens deutschen Schriften, und andern mathematischen Büchern, mit einem Hugen, den beiden Caßini, und andern Astronomen, mit den Wirbeln des Carteſius, und mit Newtons Systeme, so gut als ein Mann vom Handwerke, bekannt war. Wie nun diese Wissenschaft der Ruhepunct

seines Geistes war: so hat er auch mit so viel stärkerer Beflissenheit alle beträchtliche Himmelsveränderungen wahrgenommen, bis ihm endlich das zunehmende Alter die Lust dazu merklich schwächete, und seiner sonst gewohnten Geschäftigkeit Einhalt that; daher auch sein vorhabendes grosses Brennglas, wozu die Schaalen bereits gegossen, und alle nöthige Zurüstungen vorgekehret waren, unvollendet geblieben ist; und der Tod ihn abgehalten hat, die letzte Hand daran zu legen. Indessen war es ihm doch nicht möglich, ganz müßig zu seyn, sondern er wendete die sieben letzteren Jahre seines Lebens, in welchen ihm, mit Beibehaltung des völligen Gehalts, ein Adjunct im Amte beigesellet, und er dadurch aller Schularbeit überhoben wurde, noch dazu an, in acht starken Quartanten seine erlangten Kenntnisse, sonderlich in der Mathematik, auch so gar der Algebra, (davon ein ganzer Band handelt) umständlich aufzuschreiben; wie er denn bis an seinen Tod eine klare und leserliche Hand schrieb, und zuletzt sich am liebsten mit Liederdichten über geistliche Materien und Schriftstellen beschäftigte, und nach Vollendung der Psalme Davids, mit Setzung des Salomonischen Hohenliedes in Reime, bis über die Hälfte gekommen war; welche aber freilich nicht eben nach dem heutigen Geschmack, und der genauen Richtigkeit der Dichtkunst eingerichtet sind. Einer von gedachten

Quart-

Quartbänden enthält eine Anweisung zum Orgelbauen, mit den dazu nöthigen Tabellen, Berechnung der Körper in jeder Stimme, und allen dazu gehörigen Zeichnungen; ein anderer, seine astronomischen Beobachtungen, mit zierlich bezeichneten Sternbildern, und der Beschreibung und dem Risse des gedachten grossen Tubus und dessen Gestelles.

Von seinen mit denselben angestelleten Beobachtungen, ist hier noch ein dreifacher Umstand zu bemerken. Der erste: daß er an dem Ringe des Saturns, welchen Planeten er doch niemals ganz und auf einmal mit seinem grossen Sehrohr fassen und übersehen konte, in einer gewissen Stellung, wenn nämlich derselbe, als mit Henkeln versehen, (ansatus) erscheint, deutlich bemerkt haben wollte, daß dessen innerer Rand seine völlige Ründung und Auskehlung nicht habe, sondern ein merkliches Stück von demselben ausgebrochen zu seyn schiene. Ich kan wegen Nachschlagens nöthiger Bücher nicht sagen, ob dergleichen bereits von andern wahrgenommen worden sey. Der andere: daß er bei Betrachtung der Sonne und ihren Flecken, wenn sie auch am hohen Himmel, und von dem Horizonte entfernet stand, wie auch bei Beobachtung des Durchgangs des Merkurs und Venus, durch deren Scheibe, sowohl vermittelst des gedachten grossen, als auch anderer Fernröhre, allemal

geradezu hineingesehen, ohne ein angelaufenes oder gefärbtes Glas vorzusetzen, und ohne die mindeste schmerzhafte Empfindung davon an den Augen zu spüren; wozu er auch einen jungen Menschen angeführet hat, der es ihm ohne die mindeste Ungelegenheit nachgethan. Der dritte endlich: daß er durch sein grosses Fernrohr, die Fixsterne zwar mit gedämpften Licht und ohne Flachern, doch merklich vergrössert, und insonderheit den Hundsstern als einen ziemlich grossen Apfel (wie er sich ausdrückte) gesehen haben wollte. Diesen letztern Umstand führe ich mit einiger Furchtsamkeit an; nicht als ob ich an der Erfahrung und Ehrlichkeit des sel. Mannes zweifelte; sondern weil er bei den Astronomen den stärksten Widerspruch findet, und es von ihnen entweder dem Mangel der zum Observiren nöthigen Handgriffe, oder wohl gar einem Fehler an den Augen beigemessen werden dürfte. Indessen kan ich auch nicht unbemerkt lassen, daß dieser von prahlen unendlich weit entfernte Mann, wenige Tage vor seinem Ende, (er blieb aber bis an dasselbige bei vollem Verstande) als ich ihm die Stelle eines Briefes vorlas, den ich eben von einer Obersächsischen Universität erhalten hatte; worin diese Vergrösserung kurzum geläugnet wurde, mir mit gelassener Mine zur Antwort gab, wie er darauf leben und sterben wolle, daß er solches unzählige mal gesehen, und daß er sich desfalls auf andere,

dere, auch gelehrte und in allen Wissenschaften erfahrne Männer, als Augenzeugen berufen könne, die damals eben dasselbe mit ihm wahrgenommen hätten. Und auf nachmalige eingezogene Erkundigung ist solches auch allerdings durch ihr Zeugniß bestättiget. Uebrigens war sein moralischer Character eben so liebenswürdig als seine Talente. Eine ungeheuchelte Gottesfurcht zeichnete sich in allen seinen Handlungen aus. Bescheidenheit, Demuth und Selbstverleugnung, diese im Reiche der Wissenschaften eben so schätzbare als seltene Tugenden waren ihm natürlich. Von dem Eigensinn und der Pralerei, welche sonst den Künstlern und Autodidakten so sehr ankleben, war er weit entfernt. Was man von seinen ehedem wahrgenommenen Anstalten und Beschäftigungen von ihm wissen wollte, das mußte man ihm erst behutsam abfragen; wie er denn überhaupt nur von wenigem Reden war. Es kan nicht leicht jemand seine Berufspflichten mit redlicherm Eifer besorgen, als er gethan hat. Uneigennutz und Gleichgültigkeit gegen alles, was ausser dem Bezirke seiner Beschäftigungen war, machten einen unterscheidenden Zug seines Gemüths aus. Die Dankbarkeit gegen die Beförderer seiner Einsichten war so rege, daß er keine grössere Freude kannte, als dieselbe zu preisen. In seiner letzten 14 tägigen Krankheit, bei welcher ein starker und beständiger Husten ihn am meisten

quälete, bewies er eine ungemeine Geduld, und eine völlige Ergebung in den göttlichen Willen. Er starb als ein Christ bei völligem Verstande am 5ten November 1769 zu Stargard im Meklenburgischen, über die Aufstellung des gedachten Orgelwerks für die daselbst neu aufgebaute Kirche, im Anfange des 84sten Jahres seines Alters.

XIII.

W. Watsons

M. D. und der K. G. M.

Nachricht

von einigen Versuchen

des Hrn. Millers

in Cambridge

bei Pflanzung des Weizens.

Der K. Gesellschaft vorgelesen

1768. d. 24. Winterm.

Vniuers. Mag. 1769. July, p. 22.

Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß in dem botanischen Garten zu Cambridge, durch die kluge Bemühung des Hrn. Charles Millers,

lers, des dasigen Gärtners, aus einem einzigen Weizenkorn, in etwas mehr als eines Jahres Zeit eine ungemein grössere Menge Korn zuwege gebracht worden, als jemals geschehen oder nur möglich geachtet worden; so habe ich mir eine umständliche Nachricht davon bei ihm ausgebeten, um dieselbe der Gesellschaft vorzulegen, und, wenn sie derselben so würdig als mir vorkommt, den Transactionen einzuverleiben. Nach meinem Erachten müste eine so ausserordentliche Sache nicht in Vergessenheit gerathen, da sie vielleicht zum allgemeinen grossen Nutzen ausschlagen kan: und wenn auch dieses nicht wäre, so bleibt doch der so glücklich ausgefallene Versuch allezeit eine wissenswürdige Sache.

Hr. Charles Miller, ein scharfsinniger Mann und treflicher Naturforscher, ist der Sohn unsers würdigen Mitgliedes, Hrn. Philip Millers, von dessen Kenntnisse und Schriften in der Kräuterkunde, Ackerbau und Gärtnerkunst, die Welt viele wichtige Belehrungen und Vortheile bekommen hat. Hr. Charles Miller berichtete mir auf mein Ersuchen, daß er im Herbste 1765 und Frühling 1766 einen Versuch mit der Zertheilung und Verpflanzung des Weizens, wodurch er bei 2000 Aehren aus einem einzigen Korn bekommen, angestellet, und, da dieser glückliche Erfolg ihm eine gegründete Hofnung gegeben, daß noch weit

mehr

mehr könte herausgebracht werden, sich entschlossen hätte, im folgenden Jahre den Versuch zu wiederholen.

Dem zufolge säete er am 2 Brachm. 1766 etliche Körner von rothem Weizen, und am 8 August, wie die Pflanzen eben stark genug waren sich zertheilen zu lassen, nahm er eine davon heraus, und machte daraus 18 Pflanzen. Eine jede derselben wurde wiederum besonders eingepflanzet. Nachdem sie verschiedene Seitenschösse getrieben, nahm er ungefähr in der Mitte des Herbstmonats etliche derselben, und die übrigen nach und nach bis zur Mitte des Weinmonats auf, und zertheilte sie, wodurch er nunmehr 67 Pflanzen erhielte. Diese standen den Winter durch, und nachdem er sie zwischen der Mitte des Märzes und den 12 April zum dritten male zertheilet hatte, gewann er 500 Pflanzen. Diese ließ er hernach ungerühret stehen. Sie wurden überhaupt stärker als alle andre auf den Weizenfeldern. Einige zeugten aber 100 Aehren aus einer Wurzel, wovon verschiedene sieben Zoll lang waren, und zwischen 60 und 70 Körner enthielten. Die ganze Anzahl der auf obbeschriebene Art aus einem Weizenkorn gezogenen Aehren war 21,109, welche $3\frac{3}{4}$ Pecks (ungefähr $1\frac{1}{2}$ Vierthel, oder $\frac{3}{8}$ eines Bremischen Scheffels) rein Korn gaben, das 47 Pfund und 7 Unzen wog. Wie man die Körner, welche auf eine Unze gingen,

gingen, zählte, fand sich nach dieser Berechnung, daß in allen ungefähr 576,840 gewesen. Aus obigem erhellet, daß im Frühlinge nur eine allgemeine Zertheilung der Pflanzen vorgenommen worden. Hr. Miller glaubt, wenn man noch eine Zertheilung gemacht hätte, würde man leicht, statt 500, wenigstens 2000 Pflanzen erhalten haben, mithin die Erndte weit reicher gewesen seyn. Denn der im vorhergehenden Jahre gemachte Versuch, wobei die Pflanzen zweimal im Frühlinge zertheilet worden, hatte ihn überzeuget, daß sie von der zweiten Theilung nichts litten. Er erinnert dies nur, um zu zeigen, daß er seinen Versuch noch nicht aufs äusserste getrieben habe. Der Grund, worauf dieser Versuch gemacht wurde, war eine leichte schwärzliche Erde, welche unten Kies hatte, mithin dem Weizen nicht sonderlich vortheilhaft war. Die eine Hälfte davon war sehr stark, die andere aber gar nicht gedünget: indessen war weder an der Stärke und dem Wachsthum der Pflanzen, noch an dem Austrag der Frucht einiger Unterschied zu spüren.

Hr. Miller meldet noch, daß er von dem wahrscheinlichen Nutzen, welchen sein Versuch dem Ackerbau gewähren könte, vor erst noch nicht reden wolle; angesehen derselbe sich in einem grössern Versuche, den er künftiges Jahres anzustellen

hoffet,

hoffet, besser würde bestimmen lassen. Ein Edelmann, welcher ihm bei dem Versuche des vorigen Jahres behülflich gewesen, hat einen halben Acre (Morgen) Landes mit Weizen besäet, wovon sie Pflanzen genug zu erhalten hoffen, um im künftigen Frühlinge 4 Acres zu bepflanzen. Den Erfolg dieses Versuchs wollen sie mir zuschicken, und ich werde nicht ermangeln ihn Ihnen zu seiner Zeit mitzutheilen. Ich bin ꝛc.

Linncols Inn Fields
1768, den 4. Weinmon.

W. Watson.

XIV.

Beschreibung der Gärten und Lusthäuser des Kaisers von China bei Peking.

Von V. Attiret einem Französischen Mißionär, welcher in diesen Häusern für den Kaiser mahlet. *)

Dodsleys fugit: pieces. Vol. I. p. 1.

Vorbericht.

Es ist schon über ein halb hundert Jahr, seit dem die Franzosen die Samlung der Briefe ihrer Mißionarien aus allen weit entfernten Theilen der Welt herauszugeben angefangen haben. Diese Samlung

*) Man vergleiche hiermit Hrn. Chambers merkwürdige Nachricht, von der Chinesischen Art Gärten anzulegen, welche der Leser verdeutscht findet im Brem. Mag. B. II. S. 405.

lung ist nunmehr schon sehr stark. Der berühmte P. du Halde ist derjenige, welcher an der Aufsetzung und Bekantmachung derselben den grösten Antheil hatte. Bevor er Hand daran legte, waren nur erst acht Bände zum Vorschein gekommen, nämlich im J. 1711. Durch seine Bemühung wurde das Werk so betrieben, daß i. J. 1743. noch 18 Bände hinzugekommen waren: worauf das Werk, sowohl durch den Tod dieses Vaters, als andere Zufälle, beinahe 6 Jahre lang, unterbrochen wurde. Im Jahr 1749 aber griff P. Pattouillet es wieder an, und gab den 27 Band heraus. Folgende Nachricht ist ein Auszug aus dem ersten Briefe dieses Bandes, und eins der merkwürdigsten Stücke in der ganzen Samlung.

Peking, 1743. d. 1. Winterm.

Mein Herr.

Mit dem grösten Vergnügen habe ich Ihre beide letzten Briefe vom 13 Weinm. und 2 Winterm. 1742 empfangen. Ich danke Ihnen unter andern auch für die Schachtel mit den künstlichen Strohwerken und gemachten Blumen, welche

mir

mir unverletzt überliefert sind. Ich muß Sie aber bitten, daß Sie sich künftig desfalls keine Kosten mehr machen, weil die Chineser in dergleichen Arbeit, besonders in künstlichen Blumen, die Europäer weit übertreffen. *)

Wir sind auf Befehl, oder vielmehr Erlaubniß des Kaisers hieher gekommen. Ein Officier, welcher beordert war, uns zu geleiten, gab uns Hoffnung, daß wir würden auf der Reise frei gehalten werden. Aber es waren nur gute Worte; denn wir musten fast alle Kosten aus unserm Beutel nehmen. Den halben Weg thaten wir zu Wasser, da wir in unsern Booten assen und schliefen. Es kam uns wunderlich genug vor, daß wir, nach einer unter ihnen gewöhnlichen Höflichkeit, weder ans Land treten, noch aus den Fenstern unser bedeckten Boote gucken, und im Vorbeifahren die Gegenden betrachten durften. Die letzte Hälfte unser Reise thaten wir in einer Art Kefich, welchen sie eine Sänfte zu nennen beliebten. In diesem waren wir gleichfalls den ganzen Tag

*) Sie sind von Federn, und beides an Farbe und Figur den natürlichen Blumen so ähnlich, daß man verführet werden sollte daran zu riechen. Die berühmte Signora Vannimano in Rom, stahl diese Kunst zuerst von etlichen Blumen, welche von den Jesuiten aus China, dem damaligen Papste, zum Geschenk waren gesand worden.

Tag über eingesperret, bis man uns des Nachts in die elendesten Wirthshäuser brachte. So langeten wir demnach zu Peking an, ohne unsre Neubegierde vergnüget, und fast nichts mehr von dem Lande gesehen zu haben, als wenn wir beständig in einer Kammer wären verschlossen gewesen. Man versichert auch, daß die Gegenden, durch welche man uns geführet, nur schlecht sind, und obwol der Weg 2000 Meilen *) beträgt, man auf demselben wenig antrift, das der Aufmerksamkeit werth wäre; keine Denkmähler oder öffentliche Gebäude, ausser etlichen Götzentempeln, welche doch nur von Holz und einer Vertiefung sind, und deren ganzer Werth und Schönheit in etlichen schlechten Gemälden, und alltäglichen Lackirwerk besteht. Gewiß, wer die Gebäude in Frankreich und Italien gesehen hat, wird alles, was von der Art Werken in den übrigen Welttheilen angetroffen wird, ohne sonderliches Vergnügen und Aufmerksamkeit betrachten.

Doch davon muß ich den Pallast und die Lusthäuser des Kaisers von China ausnehmen. Alles ist darin wirklich groß und schön, sowohl in Absicht auf den Plan als die Ausführung. Sie rührten mich desto mehr, weil ich in keinem Theile der Welt je etwas gesehen, das einige Aehnlichkeit damit hat. Der Pallast ist wenigstens so weitläuftig als Dijon. Er besteht aus sehr vielen abgesonderten

*) Französische, Engländische, oder Chinesische?

derten, aber in treflicher Symmetrie und mit vieler Schönheit zusammen gebrachten Gebäuden. Grosse Vorhöfe, Lustwäldchen und Blumengärten scheiden sie von einander. Die Vorderseiten aller dieser Gebäude prangen mit Gold, Lackwerk und Gemälden; das Innere aber ist mit allem, was in China, Indien und selbst Europa schönes und köstliches angetroffen wird, ausgeschmückt.

Die Lustgärten sind in der That bezaubernd. Sie beschlagen einen ungehäuren Platz. Es sind darin Hügel 20 bis 60 Schuh hoch aufgeworfen, die viele kleine Thäler machen, durch welchen klare Ströme laufen, die sich in grösseren Teichen und Seen samlen. Ueber diese kleine Ströme, Teiche und Seen geht man in schönen und prächtigen Booten, wovon ich eins bemerkte, das 78 Schuhe lang, 24 breit war; und ein sehr niedliches Haus trug. In jedem Thale stehen Häuser am Ufer des Wassers in der schönsten Ordnung, mit mancherlei Art Vorhöfen, Porticos, Parterren, Gärten und Wasserfällen, welche, wenn man sie mit einem Blick betrachtet, das Auge entzücken. Die Wege von einem Thale zum andern sind nicht so steif und gerade wie in Europa, sondern haben mancherlei Wendungen und Krümmungen, welche an den Seiten mit kleinen Pavillonen und niedlichen Grotten verschönert sind. Ein jeder Thal hat, sowohl in der Anwendung des Grundes, als

dem Bau und der Lage der Gebäude, etwas verschiednes von allen andern. Alle Anhöhen und Hügel sind unordentlich mit Bäumen, besonders den hier so gewöhnlichen Blumentragenden Bäumen, besetzet Die Ufer der Kanäle oder kleinen Ströme sind, nicht wie bei uns, mit flachen Steinen, und in gerader Linie eingefasset, sondern haben ein rauhes und ländliches Ansehen. Sie bestehen aus mancherlei Stücken von Felsen, deren einige herausstehen, andere zurück weichen, welche mit so grosser Geschicklichkeit auf einander gelegt sind, daß man es für ein Werk der Natur halten sollte. An einigen Stellen ist das Wasser breit, an andern schmal. Hier schlängelt es sich, dort rauscht es hinweg, als ob es wirklich von den Hügeln und Felsen herabströmete. Die Ufer sind mit Blumen als bestreuet, welche so gar in den Grüften des Felsenwerks von selbst zu wachsen scheinen. Man hat hier in allen Jahrzeiten eine grosse Mannigfaltigkeit derselben. Jenseits der Ströme findet man Gänge, oder vielmehr Fußsteige, welche mit kleinen Steinen gepflastert sind, und von einem Thal zum andern führen. Diese sind ebenfalls unregelmäßig, schmiegen sich bald an alle Krümmungen der Kanäle, schweifen aber bald an den Seiten ziemlich weit aus.

So bald man in einen Thal kommt, erblickt man die Gebäude darin. Alle Vorderseiten derselben

selben sind eine Colonnade, mit Fenstern zwischen den Pfeilern. Das Holzwerk ist vergüldet, bemahlet und lackiret. Selbst die Dachziegel sind mit verschiedenen Farben, roth, gelb, blau, grün und purpur gefirnisset, und liefern, durch ihre Mischung und Zusammensetzung, eine angenehme Mannigfaltigkeit von Feldern und Figuren aus. Fast alle diese Gebäude sind nur von einem Stockwerk und die Fußböden von 2 bis 8 Fuß über dem Grunde erhöhet. Man steigt nicht auf regelmäßigen Stufen von Stein hinauf, sondern auf ein rauhes Felsenwerk, welches aussieht, als ob es von der Natur selbst gemachte Stufen wären. Das Innere der Zimmer stimmet mit der äussern Pracht vollkommen überein. Denn ausser der vortheilhaften Einrichtung, ist das Geräthe und der Putz sehr reich und von feinem Geschmack. Auf den ofnen Plätzen und in den Gängen sieht man Vasen von Erz, Porcelän und Marmor, mit darin gepflanzten Blumen. Vor einigen dieser Häuser stehen, statt nackter Statüen, verschiedene ihrer hieroglyphischer Figuren von Thieren, und auf marmornen Fußgestellen ruhende Urnen, welche von Rauchwerk dampfen. Ein jeder Thal hat, wie schon gemeldet worden, sein Lusthaus, welches zwar in Absicht auf den ganzen Bezirk klein heissen kan, aber doch groß genug ist der größten Standsperson in Europa, mit ihrem ganzen Ge-

folge, die nöthige Bequemlichkeit zu gewähren. Einige dieser Häuser sind von Cedern, die man mit grossen Kosten 1500 Meilen weit herholet, erbauet. Wie viele dieser Palläste meinen Sie aber werden in allen Thälern des grossen Bezirks gefunden? Mehr als 200, ohne die Häuser der Verschnittenen mit zu rechnen. Denn diese haben die Aufsicht auf jeden Pallast, von welchem ihre Wohnung durchgehens nur 5 bis 6 Schuh entfernt steht. Gleichwie diese aber nur schlecht ist, so wird sie allezeit entweder durch eine verlängerte Wand, oder einen vorliegenden künstlichen Hügel bedeckt.

Auf jenen kleinen Strömen sind, um desto bequemer von einem Orte zum andern zu kommen, in gehörigen Entfernungen Brücken gebauet. Sie sind mehrentheils entweder von Ziegel- oder Quadersteinen, oder auch zuweilen von Holz, alle aber so hoch, daß die Boote darunter durchfahren können. Ihre Geländer sind sauber gemacht, und mit Bildern von erhabner Arbeit gezieret; eine jede aber ist beides in der Erfindung und Auszierung von allen übrigen verschieden. Denken Sie nicht, daß sie, wie unsre Brücken, in gerader Linie gebauet sind. Nein, sie krümmen und schlängeln sich oft dergestalt, daß einige, die in gerader Linie nur 30 oder 40 Schuh lang seyn dürften, sich so oft und so stark herumwinden, daß ihre ganze Länge

wohl

wohl 100 bis 200 Schuh beträgt. Es gibt deren die entweder in der Mitte oder an den Enden kleine Pavillons zu Ruheplätzen haben, welche von 4, 8, zuweilen 16 Säulen unterstützet sind. Gemeiniglich sind sie auf den Brücken angebracht, die die angenehmste Aussicht haben. Andere endigen sich mit hölzernen oder weiß marmornen Triumphbogen, die überaus niedlich, aber auf eine Art, wovon ich nichts ähnliches in Europa gesehen habe, gebauet sind.

Ich habe schon erwähnet, daß die kleinen Ströme sich in grössere Wasserbehältnisse und Seen ergiessen. Eine derselben hat ungefähr 5 Meilen im Umkreise, und heißt bei ihnen ein Meer. Dieses ist eins der schönsten Stücke im ganzen Lustrevier. An den Ufern stehen mancherlei Gebäude, die durch obbemeldete kleine Ströme und Hügel von einander geschieden werden. Das anmuthigste von allen aber ist eine Insel oder Fels, welcher in der Mitte des Sees, recht natürlich und ungekünstelt, sechs Schuhe über dem Wasser hervor raget. Auf demselben steht ein kleiner Pallast, der doch 100 verschiedene Zimmer hat. Er hat vier Fronten, und ist mit solchem Geschmack, mit solcher unbeschreiblicher Schönheit erbauet, daß der Anblick Verwunderung erweckt. Aus diesem Gebäude hat man das Gesicht von allen um dem See herum zerstreuten Palläsien; von allen Hügeln die

hier sich endigen; von allen Strömen, welche hier ihr Wasser entweder ausschütten oder empfangen; von allen Brücken, die entweder oben oder unten über jene Bäche gehen; von allen Triumpfbogen und Pavillonen womit die Brücken gezieret sind; endlich von allen denen Lustwäldchen, welche die Palläste von einander sondern und bedecken, damit die Einwohner einander nicht belauren mögen. Die Ufer dieses anmuthigen Wassers sind von unendlicher Mannigfaltigkeit, so, daß nicht zween Plätze sich gleichen. Hier sieht man eingefassete Ufer von glatten Steinen, nebst denen Porticos, Spatziergängen und Fußsteigen, welche von den den See umringenden Pallästen dahin laufen: dort Einfassungen von Felswerk, worin die Natur scheint nachläßig Stufen gemacht zu haben, die doch durch die allerfeinste Kunst sind verfertiget worden. Hier sind natürliche Terrassen an jeder Seite mit gewundenen Treppen, die zu den darauf gebauten Pallästen führen: über denselben andere Terrassen und andere Palläste, welche über einander immer höher steigen, und ein Amphitheater bilden. Hier sieht man ein Gebüsche von Blumentragenden Bäumen; und etwas weiter hin ein sich in die Ferne erstreckendes Gehölz von wilden Bäumen, die nur auf den unfruchtbarsten Bergen wachsen. Bald erblickt man ungehäure zum Bauholz tüchtige Stämme mit ihrem Unterholze; bald allerlei

lerlei ausländische Bäume, die zum Theil in der Blüte stehen, zum Theil aber mit ihren verschiedenen Früchten beladen sind. An den Ufern dieses Sees steht auch eine Menge Pavillonen und Häuslein von Netzwerk, halb auf dem Lande und halb auf dem Wasser, für alle Arten Wasservögel die hier gehalten werden. Weiter landwerts stossen Ihnen oft Menagerien von allerlei Thieren auf; ja kleine Thiergärten zur Jagd. Dasjenige aber, wovon die Chineser am meisten Werk machen, ist eine Art kleiner Fische deren die mehreste als von Golde, viele aber von Silber glänzen; andere haben mancherlei, rothe, grüne, blaue, purpurne und schwarze Schattirungen; bei einigen sind alle Farben durch einander gemischt. Für diese hat man zwar allenthalben im Garten viele Fischbehälter; der vornehmste aber ist in diesem See. Er beschlägt einen sehr grossen Raum, und ist mit einem Netze von meßingnem Drath umgeben, dessen Maschen so klein sind, daß die Fische nicht entwischen können. Um die Schönheit dieses reizvollen Platzes in ihrer Vollkommenheit zu sehen, müsten Sie hier seyn, wenn der See mit vergüldeten und lackirten Booten bedeckt ist. So ist er bedeckt, wenn entweder zur Lust darauf geschiffet, oder gefischet, oder Wasserstechen gehalten, vornämlich wenn in einer stillen Nacht Feuerwerke abgebrannt werden; da man in allen Schiffen, Pallästen und

fast auf jedem Baume Erleuchtungen siehet. In Feuerwerken thun die Chineser es uns weit zuvor: denn ich habe weder in Frankreich noch Italien etwas gesehen, das damit in Vergleichung gebracht werden kan.

Der Ort in diesen Lustgärten, wo der Kaiser sich ordentlich mit der Kaiserin, seinen liebsten Beischläferinnen und derselben verschnittenen Bedienten aufhält, ist eine grosse Zusammensetzung von Gebäuden, Höfen und Gärten, und sieht wie eine Stadt aus; wie er denn auch wenigstens so groß als Dole ist. Die mehresten andern Palläste besucht er nur bei seinen Spazirfahrten, oder um bei gewissen Gelegenheiten darin zu speisen. Der Residenzpallast steht dem grossen Thor des ganzen Lustreviers gerade gegen über. Forne sind die Vorzimmer; denn die Audienzsäle, und darauf folgen die dazu gehörigen Höfe und Gärten. Das Ganze ist eine Art Insel, indem es von einem breiten tiefen Kanal umgeben ist. In den Zimmern sieht man alles was schön heissen kan, von Hausrath, Aufputz und Gemälden; doch diese in Chinesischen Geschmack; die kostbarsten Arten Holz, Chinesische und Japanische Lackirungen, alte porceläne Vasen, seidne, goldne und silberne Tapeten: kurz, man findet hier alles bei einander, was Kunst und guter Geschmack nur mit den Reichthümern der Natur verbinden konten. Von diesem Pallaste führet

führet eine fast gerade Strasse zu einer kleinen Stadt in der Mitte des ganzen Bezirks. Sie ist viereckicht, an jeder Seite eine Meile lang; hat 4 Thore nach den 4 Weltgegenden. Es sind darin Thürme, Wälle, Brustwehren, Zinnen, Strassen, ofne Plätze, Tempel, Börsen, Märkte, Krambuden, Gerichtshäuser, Palläste und ein Hafen: kurz, alles was in Peking groß ist, findet sich hier in Miniatur. Sie werden nun fragen, was die Absicht dieser Stadt sey? Ist sie etwa dazu bestimmet, daß der Kaiser im Fall eines Aufruhrs darin seine Sicherheit suche? Sie könte in der That dazu dienen; und vielleicht hat der Erfinder diesen Gedanken mit dabei gehabt. Eigentlich aber ist diese Stadt dazu bestimmet, den Kaiser mit der Vorstellung des Getümmels und Lärmens einer grossen Stadt zu belustigen. Der Kaiser von China ist ein solcher Sclave seiner Hoheit, daß er sich niemals, auch selbst wenn er aus seinem Pallaste geht, von dem Volke sehen läßt. Er selbst siehet auch nichts von dem Theile der Stadt wodurch der Zug gehet. Alle Thüren und Fenster sind verschlossen, und man verbreitet allenthalben grosse Tücher, damit niemand ihn zu sehen bekomme. Will er durch eine Strasse gehen, so wird es dem Volke einige Stunden vorher bekannt gemacht, und würde bei seiner Erscheinung ein Mensch angetroffen, so würde er von seiner Garde

übel

übel zugerichtet werden. Wenn er aufs Land geht, werden zween Trupp Reuter eine gute Ecke Weges, an beiden Seiten der Strasse vorabgesand; nicht allein zu seiner Sicherheit, sondern auch, um die Strasse von Menschen rein zu halten. Da nun die Kaiser in einer solchen seltsamen Einsamkeit zu leben genöthiget sind, so haben sie allerlei Mittel, ein jeder nach seinem Geschmack und Neigung, erdacht, um sich wegen des öffentlichen Vergnügens, welches ihr hoher Stand ihnen nicht erlaubet, schadlos zu halten. Dem zu folge wurde diese Stadt von des itzigen Kaisers Vaters *) in der Absicht angeleget, daß die Verschnittenen einige male im Jahre, darin allen Handel, Jahrmarktsgeschäfte, Absetzung von Kunst- und Handwerkswaren, Lärmen und Getümmel, selbst die in grossen Städten gewöhnliche Schelmereien, im Kleinen vorstellen sollten. Zu der bestimmten Zeit kleidet sich ein jeder Verschnittener nach der Profeßion oder Rolle die er spielen soll. Der eine wird ein Krämer, der andere ein Künstler; dieser ist ein Officier, jener ein gemeiner Soldat. Dieser schiebet einen Schubkarren über die Gasse; jener trägt einen Korb auf den Schultern. Mit einem Worte, ein jeder ist mit dem Merkzeichen seines Geschäftes versehen. Die Schiffe langen in dem Hafen an; die Gewöl-

*) Der im Jahre 1743, hieß Kien-long, und sein Vater, Yong-tesing.

Gewölber werden eröfnet, und die Waren feil gestellet. In diesem Quartier stehen die Seidenkrämer, in jenem die Tuchhändler; in einer Strasse wird Porcelän, in einer andern lackirte Sachen verkauft. Man trift hier alles an was man nur verlanget: man kan allerlei Hausrath, Kleider und Frauenzimmerputz, alle Arten von Büchern kaufen. Es sind hier allerlei Kaffe- und Weinhäuser, gute und schlechte, anzutreffen. Es gibt eine Menge Leute die auf den Gassen allerlei Früchte und kühlende Getränke ausrufen. Die Krämer zupfen die Vorbeigehende beim Ermel, und bitten, etwas von ihren Waren zu nehmen. Hier herrscht Freiheit und Ungebundenheit, und man kan den Kaiser selbst kaum von dem geringsten seiner Unterthanen unterscheiden. Jederman schreiet seine Ware aus; einige zanken, andere schlagen sich, und man erblicket alle Unordnung eines Jahrmarkts. Die obrigkeitlichen Diener kommen drüber zu; nehmen Friedensstörer in Verhaft und ziehen sie vor Gericht; die Sache wird untersucht; der Schuldige zu Stockschlägen verurtheilet, und die Sentenz so ernstlich ausgeführet, daß des Kaisers Ergötzung dem armen Spieler in der Komödie zuweilen Schmerzen genug kostet. Die Spitzbüberei ist aus dieser Farce auch nicht vergessen. Dieses edle Geschäfte wird einer guten Anzahl der schlauesten Verschnittenen aufgetragen,

welche

welche ihre Rolle vortreflich zu spielen wissen. Läßt einer sich auf der That betreffen, so wird er beschimpfet. Man verurtheilet ihn (doch nur zum Schein) gebrandmerket, oder geprügelt, oder des Landes verwiesen zu werden, nachdem der Diebstahl grösser oder kleiner ist. Hat er mit Behendigkeit heimlich etwas weggemauset, so lacht man mit ihm drüber, man lobet ihn, und der Bestohlne darf nicht klagen. Doch wird nach Endigung der Messe einem jeden das Seinige wiedergegeben.

Diese Messe wird, wie gesagt, bloß zur Belustigung des Kaisers, der Kaiserin und seiner Beischläferinnen gehalten. Sehr selten wird den Prinzen und Grossen erlaubet, ihr mit beizuwohnen. Wenn sie aber diese Gnade haben, so dürfen sie nicht eher erscheinen, als bis alles Frauenzimmer sich wieder nach Haus begeben hat. Die Waren, welche hier feil gestellet und verkauft werden, gehören mehrentheils den Kaufleuten von Peking zu, welche dieselbe den Verschnittenen zu einem wirklichen Verkauf übergeben. Denn es ist weit davon, daß hier aller Handel nur zum Schein geschehe. Besonders pflegt der Kaiser selbst viel zu kaufen, und Sie können leicht gedenken, daß man sich dann im fodern nicht versehe. Eben so handeln auch etliche Damen mit den Verschnittenen. Wäre unter allem diesen Handel nicht auch etwas wirkliches, so würde es an dem Ernst und der Hitze

fehlen,

fehlen, welche nun das Getümmel lebhaft und die Ergötzung vollkomner macht.

Auf diesen Auftritt folgt zuweilen einer von anderer Art, nämlich der Ackerbau. Dazu ist in dem Bezirke ein eignes Stück Landes bestimmet. Hier sieht man Felder, Wiesen, Baurenhäuser und kleine zerstreute Hütten; nebst Ochsen, Pflügen und allem Baurengeräthe. Man säet Weizen, Reis, Schotengewächse und alle Arten von Korn. Man erndtet und fähret die Feldfrüchte heim. Kurz, es ist eine Nachahmung aller Feldarbeit, und man bemühet sich aufs möglichste dabei die ländliche Einfalt und das Natürliche des Landlebens auszudrücken.

Zweifelsohne haben Sie von dem berühmten Laternenfest der Chineser gelesen. Es wird allezeit am 15 Tage des ersten Monats gefeiert, und kein Chineser ist so arm, der dann nicht seine Laterne leuchten läßt. Diese sind von allerlei Figuren, Grössen und Preisen. An diesem Tage ist ganz China erleuchtet; am herrlichsten aber des Kaisers Palläste, und besonders diese Lustgegend die ich beschrieben habe. In derselben ist kein Zimmer, Saal oder bedeckter Gang, an dessen Boden nicht verschiedene Laternen hangen. Man siehet sie auf den Bächen, Strömen und Seen in Gestalt kleiner Nachen, die auf dem Wasser hin und her gehen. Andere erblickt man auf den Hügeln, Brücken

und

und fast an allen Bäumen. Sie sind überaus artig gemacht in der Gestalt von mancherlei Fischen, Vögeln, Thieren, Vasen, Früchten, Blumen, auch Booten von verschiedener Art und Grösse. Sie bestehen aus Seide, Horn, Glas, Perlemutter, und tausenderlei anderen Materialien. Einige sind bemahlet, andere gesticket, von verschiedener Kostbarkeit; wie ich denn etliche gesehen habe, die über 1000 Kronen musten gekostet haben. Bei diesen, wie bei der grossen Mannigfaltigkeit, welche man an den Gebäuden der Chineser bemerket, bewundere ich die Fruchtbarkeit ihres Witzes, und sollte fast bekennen, daß wir in Vergleichung mit ihnen, nur arm und mager an Erfindung sind. Ihre Augen sind so sehr an ihrer eignen Baukunst gewöhnt, daß sie an der unsrigen wenig Geschmack finden. Soll ich Ihnen melden, was sie sagen, wenn sie einen Kupferstich von einem unser berühmtesten Gebäude sehen! Die Höhe und Stärke unser Palläste wirket bei ihnen kein Vergnügen, sondern Erstaunen. Sie nennen unsre Strassen, hohle, in einem Felsen gehauene Wege; und unsre Häuser, Klippen, die in die Luft gethürmt und voller Löcher, gleich Höhlen wilder Thiere sind. Vornämlich sind ihnen unsre hoch auf einander gebaute Stockwerke unerträglich, und sie können nicht begreifen, wie wir unsern Hals daran wagen können, so viele Treppen bis

zum

zum fünften oder sechsten Stockwerk hinauf zu klettern. Wie der Kaiser Cang-hy einmal etliche Zeichnungen von Europäischen Häusern betrachtete, sagte er: Europa muß gewiß ein kleines elendes Ländchen seyn, weil es den Einwohnern an Platz gebricht die Häuser in ihren Städten aus einander zu setzen, und sie sich genöthiget sehen ihre Wohnung in der Luft zu suchen. Indessen muß ich, ohne für die eine oder andere Bauart einen Ausspruch zu thun, bekennen, daß mir die hiesige sehr gefalle. Seitdem ich in China gewesen, ist mein Auge und Geschmack etwas Chinesisch geworden: und, unter uns geredet, sagen Sie mir einmal, ist nicht der Herzogin von Bourbon Pallast, den Tuillerien gegen über, etwas recht schönes? Dieser hat aber nur ein Stockwerk, und ist grossen Theils in der Chinesischen Manier erbauet. Jedes Land hat seinen Geschmack und Gewohnheiten. Die Schönheit unser Baukunst ist ausser Streit; sie hat etwas grosses und majestätisches, und ich gestehe, daß wir unsern Häusern eine bequeme Einrichtung geben. Wir beobachten in allen Stücken die Regel der Einheit und Symmetrie. Ein jedes Theil hat sein Gegenstück; nichts steht am unrechten Orte, und im Ganzen herrscht eine vollkomne Uebereinstimmung. Allein eben diese Symmetrie, diese schöne Ordnung und Einrichtung, ist auch in China, und besonders in des Kaisers Pallaste in

Peking. Die Palläste der Prinzen und Grossen, die Gerichtshöfe und Häuser der Vornehmen, sind in demselben Geschmack. Aber in ihren Landhäusern lieben sie eine schöne Unordnung, und alle mögliche Abweichung von den Regeln der Kunst, weil sie den Grundsatz haben, daß dieselbe die natürliche und rohe Gestalt des Landes vorstellen, und nur Landhäuser, aber keine gekünstelte Palläste seyn sollen. Ich habe deswegen unter allen obbemeldeten kleinen Pallästen, in dem grossen Lustrevier, keine zween gefunden, die sich gleich waren, obwohl sie so weit von einander stehen. Man sollte denken, daß man dabei die Idee gehabt hätte, verschiedene fremde Länder vorzustellen, oder daß sie auf ein gerathe wohl hingeworfen wären, und kein Stück einige Beziehung auf das andere hätte. Wenn Sie dies lesen, wird es Ihnen lächerlich vorkommen; Sie werden sich einbilden, daß solche Werke eine schlechte Wirkung auf das Auge haben müssen: allein, wenn Sie sie selbst sähen, würden Sie das Gegentheil sagen, und die Kunst dieser Unregelmäßigkeit bewundern. Alles ist von gutem Geschmack, und so angelegt, daß seine Schönheiten nach und nach zum Vorschein kommen.

Ueberdem sind diese Palläste, obwohl ich sie in Vergleichung mit dem Ganzen, klein genant habe, gar keine Kleinigkeiten. Ich habe voriges Jahres, in demselben Bezirk, einen bauen gese-

hen,

hen, für einen Prinzen vom Geblüte, welcher ihm 4 und eine halbe Million Livres, oder etwa 196,875 Pfund Sterlings gekostet, den Hausrath und die inwendige Auszierungen, welche der Kaiser schenkte, ungerechnet.

Noch ein Wort von der Mannigfaltigkeit, welche in diesen Lustpallästen herrschet. Diese erscheinet nicht nur in ihren Lagen, Aussichten, Einrichtungen, Grössen, Höhen und andern allgemeinern Absichten; sondern auch in den kleinern Stücken. Kein Volk in der Welt kan, z. B. eine solche Abwechselung der Figuren an Thüren und Fenstern aufweisen, als die Chineser. Einige sind rund, eiförmig, viereckicht und vieleckicht: andere sind in der Gestalt von Fächern, Blumen, Vasen, Vögeln, Thieren, Fischen; kurz, von allerlei regelmäßigen und unregelmäßigen Figuren. Nirgends in der Welt findet man solche bedeckte Gänge. Diese dienen solche Theile des Baues im Pallaste, die etwas weit von einander liegen, zu verbinden. Zuweilen haben sie nur an der Seite nach dem Hause Säulen, und an der andern Oeffnungen von verschiedenen Figuren durch die Mauern; zuweilen sind an beiden Seiten Säulen, nämlich in denen Gängen, in welchen man aus den Pallästen zu den ofnen Pavillonen geht, um frische Luft zu schöpfen. Das sonderbarste bei diesen Gängen oder Colonnaden ist, daß sie selten in gerader Linie fortlaufen,

sondern in hundert Krümmungen sich bald um einen Lustwald oder Fels beugen, bald an die gebogene Ufer eines Stroms anschmiegen. Man kan nichts angenehmers schauen; ihr natürliches ländliches Ansehen ist ganz entzückend und bezaubernd.

Sie werden hieraus Zweifelsohne schliessen, daß dieser Lustort unermeßliche Summen müsse gekostet haben: und in Wahrheit, kein ander Prinz, als ein Herr von einem so ungehäuren Reiche, ein Kaiser von China, würde so erstaunliche Kosten tragen, oder ein solches Werk in so kurzer Zeit zum Stande bringen können, angesehen alles in Zeit von zwanzig Jahren zu Ende gebracht worden. Denn des gegenwärtigen Kaisers Vater Yongtching hat es erst angefangen, und der Sohn hat von Zeit zu Zeit nur einige Bequemlichkeiten und Auszierungen hinzu gethan. Indessen ist nichts unglaubliches darin, wenn man bedenket, theils, daß die Gebäude durchgehens nur von einem Stockwerk sind, theils, daß eine erstaunliche Menge Hände daran arbeiten. Mehr als die halbe Schwierigkeit ist überstanden, wenn die Materialien auf dem Platze bei einander sind. Dann greift man unverzüglich das Werk an, und ist in etlichen Monaten damit fertig. Diese Palläste gleichen einiger massen jenen Zauberschlössern, welche augenblicklich in einem anmuthigen Thal oder auf dem Gipfel eines Berges entstehen: Der ganze Bezirk heißt

Yven-

Yven-ming-yven, das ist, der Garten der Gärten. Dieser ist aber nicht der einzige Lustgarten des Kaisers. Er hat dergleichen noch drei andere; sie sind aber weder so groß noch so schön. In einem derselben residiret die Kaiserliche Mutter mit ihrem Hofstaat. Dieser ist von des Kaisers Großvater Cang-hy angeleget worden, und heißt: Tchang-tchun-yven, das ist, der Garten des ewigen Frühlings. Die Lustörter der Prinzen und Grossen des Reichs sind dasselbe im Kleinen, was des Kaisers seine im Grossen sind.

Vielleicht werden Sie itzt sagen: wozu diese weitläuftige Beschreibung? Warum haben Sie mir nicht lieber Grundrisse von diesem prächtigen Orte zugeschicket? allein dieses würde mir wenigstens drei Jahr Zeit gekostet, und nicht erlaubet haben, das geringste anderes zu thun. Ich habe aber nicht einen Augenblick übrig, und muß selbst die Zeit, diesen Brief zu schreiben, meinen Ruhestunden entwenden. Fügen Sie hinzu, daß ich, um solche Risse zu machen, die Freiheit haben müste allenthalben im Garten herum zu gehen, und an jedem Orte, so lange es mir gefiel, mich aufzuhalten. Das ist aber hier unmöglich. Es ist ein Glück für mich, daß ich ein wenig mahlen gelernet habe. Denn sonst würde ich nichts mehr wissen als andere Europäer, welche 20 bis 30 Jahre hier gewesen, aber nie einen Fuß an diesen

anmuthigen Ort gesetzet haben. Hier ist nur ein Mann; der ist der Kaiser von China. Alle Ergötzungen sind nur für ihn. Diesen entzückenden Ort bekommt fast kein menschliches Auge, ausser dem Kaiser, seine Weiber und Verschnittene, zu sehen. Die Prinzen und Vornehmsten des Landes kommen selten weiter als in die Audienzsäle. Von allen Europäern die sich hier aufhalten, wird niemanden der Zutrit zu dem Lustorte verstattet, als den Uhrmachern und Mahlern, deren Arbeit es nothwendig macht. Der Ort, wo wir ordentlicher Weise mahlen müssen, ist einer von den obbemeldeten Pallästen, wo der Kaiser uns fast täglich besucht, um uns arbeiten zu sehen, weswegen wir nie ausgehen können. Wir kommen nie aus den Gränzen des uns angewiesenen Pallastes, als in dem Falle da die Sachen, welche wir bemahlen sollen, nicht können zu uns gebracht werden, und dann werden wir unter einer starken Wache von Verschnittenen hingeführet. Man nöthiget uns hurtig, doch ohne Lärmen, fortzugehen, und schnell wegzuschleichen, als ob wir auf eine Schelmerei ausgingen. Auf diese Art bin ich den ganzen anmuthigen Garten durchgegangen, und im Stande gewesen, alles, auch die Zimmer inwendig zu besehen. Hier hält der Kaiser sich gemeiniglich zehn Monate im Jahre auf. Es ist ungefähr zehn Meilen von Peking. Den ganzen Tag

sind

sind wir im Garten, wo uns der Kaiser speisen läßt. Des Nachts halten wir uns in einem am Eingange des Gartens stehenden Hause auf. Wenn der Kaiser wieder nach Peking zurück kehret, begleiten wir ihn, wohnen in seinem Pallaste, und gehen alle Abend in die Französische Kirche. -- --

Attiret.

XV.

Etwas von den Kröten

aus

Pennants British Zoology.

Gentl. Mag. 1769. Sept. p. 426.

Die Kröte ist eins der scheußlichsten und gräslichsten Thiere. Ihr breiter Körper und platter Rücken, die mit Wärzchen besetzte Haut, der dicke ausschwellende Bauch, die kurzen Beine, welche machen, daß sie mehr mühsam kriechet als gehet, ihre finstere und unflätige Höhlen, kurz, ihre ganze Gestalt erwecket Eckel und

Grausen. Indessen sagen die, welche das Herz haben, sie genau zu betrachten, daß sie ein paar recht schöne Augen habe. Allein der ganze Körper der Kröte ist doch so ausnehmend garstig, daß dieses vortheilhafte Stück ihrer Bildung nicht in Betrachtung kommt, und dieselbe jederzeit ein Gegenstand des Abscheues gewesen, und zu den entsetzlichsten Einfällen Anlaß gegeben. Aelian macht ihr Gift so stark, daß sie Basiliskenmäßig durch Blick und Athem tödtet: doch Juvenal geht so weit nicht. Er meint, es sey giftig genung, da die Römischen Damen, welchen die Männer zu lange lebten, durch ein aus den Eingeweiden der Kröten bereitetes Tränklein sich dieselbe vom Halse schafften.

Occurrit matrona potens, quae molle Calenum
Porrectura viro miscet sitiente rubetam.

Sie weiß den dürstgen Mann mit guter Art zu tödten,
Und mischt in edlen Wein das gelbe Gift der Kröten.

Diese Meinung zeugte noch schreckhaftere. Denn in spätern Zeiten legte der Aberglaube ihnen eine übernatürliche Kraft bei, und machte die Kröten zu einem Hauptingredienz der Zaubermittel, welcher die Nachthexen sich bedienen. Shakespears

spears Zauberinnen zwingen damit Todte aus ihren Gräbern heraus. Wenn aber dieser die Todten damit beunruhiget, so läßt Gesner es dabei, die Lebendigen zur Ruhe zu bringen; Vt vim, sagt er, coeundi, ni fallor, in viris tollerent. Noch eine andere Art Aberglauben bei diesen Thieren. — Einige alte Schriftsteller glaubten, daß die Kröten einen mit medicinischen und magischen Kräften geschwängerten Stein im Kopfe hätten, welcher Bufonites, crapaudine oder Krötenstein hieß. Alle eingebildete Tugenden dieses Steins aber sind verschwunden, nachdem man entdeckt hat, daß er nichts anders ist, als der ausgegrabene Zahn des Seewolfs, oder irgend eines andern breitzähnichten Fisches, welche wie auf unser Insel, so in andern Ländern nichts ungewöhnliches sind.

Doch, ohne mich bei diesen längst veralteten Fabeln weiter aufzuhalten, will ich die Kröte nur als ein giftig Thier betrachten. Ich glaube aber, daß ihre ungemeine Häßlichkeit, nebst dem Vermögen aus den Wärzchen, und besonders aus dem After eine trübe Feuchtigkeit auszusprützen, der ganze Grund dieser Meinung ist. Man hat viele seltsame Erzählungen von ihrer Giftigkeit, ich habe aber noch nichts gefunden, das mich davon auch nur einiger massen hätte überzeugen können. *) Ich

*) Siehe hievon eine merkwürdige Erfahrung. Br. Mag. B. III. St. 1.

kenne im Gegentheil einige unter meinen Freunden, welche Kröten eine geraume Zeit in der blossen Hand gehalten haben, ohne das geringste Ungemach davon zu empfinden; ja es ist bekannt, daß Marktschreier sie gegessen, oder wohl gar ihre Feuchtigkeit in ein Glas gedrucket, und ohne Gefahr ausgetrunken haben. Nicht zu gedenken, daß dieses kriechende Thier verschiedenen Vögeln nicht nur, als dem Busart, der Eule, dem Norfolkischen Wasserhuhn, der Endte ꝛc. sondern auch den Wasserschlangen zur Nahrung dienete, welche sie nicht anrühren würden, wenn sie das geringste Gift hätten. *) Ja dies ist so weit davon, daß man sie seit einiger Zeit für heilsam hat ansehen wollen. Ich wünschte, daß ich zum Besten des menschlichen Geschlechts eine vortheilhafte Nachricht geben könte von den vielen Versuchen die man gemacht hat, die schrecklichste von allen Krankheiten, den Krebs, durch aufgelegte lebendige Kröten zu heilen. Aber ach, es scheint, daß sie nichts anders gewirket haben, als ein gräsliches Uebel mit noch mehr Ekel zu beladen. Kurz, die Kröte bleibt ein Thier das weder Schaden noch Vortheil zu schaffen scheint; ein wehrloses Geschöpf, welches die Natur statt der Waffen, mit einer so höchst garstigen Häßlichkeit begünstiget hat, daß alle seine Feinde

*) Dieser Schluß dürfte wohl nicht so richtig seyn, da die Störche Schlangen essen.

Feinde einen starken Widerwillen empfinden, sich mit einem so gräulichen und schreckenden Dinge zu bemengen.

Ich schliesse meine Nachricht mit einer wunderbaren Merkwürdigkeit bei diesem Thiere. Man will Kröten mitten in harten Felsen, und noch wachsenden Bäumen gefunden haben, wo sie in einer kleinen Höhle, die nicht die geringste Gemeinschaft mit der äusseren Luft gehabt, eingekerkert gewesen. Wie das Thier darin athemen können, und wovon es sich genähret habe, ist über meinem Begriff. *) Plots Auflösung dieser Naturerschei-

*) Zu Plots und Bacons Zeugnissen kan ich noch ein anderes fügen, nämlich das von Braoley, in seinem Philosophical account of the works of nature p. 164. wo er sagt: „Wir haben Beispiele, daß „Kröten in der Mitte grosser Stücke harter Steine „in kleinen Höhlen gefunden worden; und ich habe „es mit meinen Augen einmal gesehen, daß man „aus dem Innersten eines dicken Eichenstammes „eine Kröte herausgesäget hat.„ Zu Catsgrove bei Reading fand man eine Spinne in der Mitte eines festen Kieselsteins. Sie lebte noch, starb aber so bald sie an die Luft kam. Die Höhle, welche sie einschloß, war so glatt, als ob sie poliret wäre, eiförmig, etwa drei Viertel Zoll lang, und einen halben Zoll breit. D. H.

Die Sache ist so gewiß als unbegreiflich. Man sehe sowohl die Beispiele, welche im N. Brem. Mag. B. II. S. 210. angeführet sind, als auch diejenige, auf welche daselbst der Leser hingewiesen wird. Es erhellet daraus, daß man bisher schon Kröten

scheinung ist bei weitem nicht genugthuend. Doch, da das Zeugniß eines grossen Bacon die Sache bestätiget, so kan ich sie nicht schlechterdings läugnen.

XVI.

Fortgesetzte Anzeigen, Auszüge, und Beurtheilungen der neuesten Englischen Bücher vom Jahre 1768.

A treatise upon the formation of the human species. By James Fleming, hospital surgeon. 2 S. 6 d.

The brothers in 11 Volls. 6 S.

A succinct account of the attempts of Mssrs. Harrison and de Roy for finding the longitude at Sea. 2 S. 6 d.

Fables:

Kröten, Frösche, Würme, Krebse, Hummer, Schlangen, Spinnen und Muscheln in Steinen und Holze angetroffen habe. Fast keine Naturerscheinung lehret uns so stark als diese, wie bescheiden wir in unsern Urtheilen über die Möglichkeit und Wahrheit derer Dinge die wir nicht begreifen, seyn müssen. Der Herausgeber.

Fables: to which is added a dialogue to the author and friend. 4 S. bound.

Britiſh Zoology. 1 Claſs, quadrupeds, 2 Claſs, birds. in 11 Volls with copperplotes. 12 S. bound.

Caliſtus; or the man of faſhion, and Sophronia, or the country-gentleman in 3 dialogues. By Thomas Mulſo, eſq. 2 S. 6 d.

A diſſertation on the nerves, containing an account of the nature of man, of the nature of brutes &c. By W. Smith. M. D. 6 S. bound.

The narrative of John Byron-containing an account of the great diſtreſſes ſuffered by himſelf and his companions on the coaſt of Patagonia from the year 1740 till 1746. &c. Written by himſelf. 4 S.

Ein ſehr unterhaltendes und merkwürdiges Werk, worin das was in Anſons Reiſe um die Welt, von dem Unglücke des Schiffes Wager kurz gemeldet worden, von dem Verfaſſer als einem der Theilnehmer ausführlich erzählet wird. Das Elend, welches die armen Leute auf ihrer Landreiſe, von dem weſtlichen Munde der magellaniſchen Straſſe, bis zur Hauptſtadt von Chili, durch eine ungehäure Wüſte ausgeſtanden haben, iſt über alle Beſchreibung. Die Leutſeligkeit der Amerikaner war ſo groß als die Unmenſchlichkeit einiger

Spani-

Spanischen Guvernöre. Von den angeblichen Riesen in Patagonien wird nicht ein Wort gemeldet.

Medical transactions, publifhed by the College of phyficians in London. Vol. I. 4 S.

Die Mitglieder der Gesellschaft geben folgende Nachricht von ihrem Vorhaben.

Da die Medicin durch gemeinschaftliche Mittheilung der Beobachtungen sehr viel gewonnen hat, so macht die Gesellschaft der Aerzte in London sich ein Vergnügen daraus, eine ihrer Aufmerksamkeit so würdige Absicht zu befördern, und will eine jede ihr zugestellete mediciniſche Abhandlung gern annehmen, um die nützlichsten davon drucken zu lassen. Ist gleich ihr Augenmerk vornämlich auf die Historie der Krankheiten, und Bestimmung der Wirkungen der Genesmittel gerichtet, wird man doch auch andere zur Medicin gehörige Aufsätze mitnehmen. Viele haben nur seltene und ungewöhnliche Materien gewählet: obwohl aber diese verdienen aufbehalten zu werden, weil sich allezeit etwas daraus lernen läßt; so ist es doch nicht die Absicht der Gesellschaft blosserdings, die Neugierde zu vergnügen. Indessen würde man auch kein Ende finden alle Nachrichten von gewöhnlichen Krankheiten, und den dabei gebrauchten gewöhnlichen Mitteln bekannt zu machen. Ein Verfasser kan Zusätze und Ausnahmen der gewöhnlichen Praxis bei besondern

sondern Vorfällen überschicken, wird aber eckelhafte Beschreibungen gewöhnlicher und jederman bekannter Zufälle vermeiden. Er wird sich nicht zur Erzählung seines glücklichen Erfolgs beschränken, sondern auch von den vergeblichen und schädlichen Mitteln Nachricht geben. Endlich gibt die Gesellschaft die Erklärung, daß sie nicht für die Wahrheit aller Berichte einstehen, noch angesehen seyn wolle, als ob sie allen in ihrer Samlung gedruckten Meinungen ihren Beifall gebe.

Dieser erste Band enthält: 1. Anmerkungen über das Pumpwasser in London, und einem Mittel das reinste Wasser zu bekommen. William Heberden. M. D. 2. Von der Elephantiasis. Thomas Heberden. D. 3. Beobachtungen über die Ascarides. W. Heberden. 4. Ungemein gute Wirkungen einer grossen Portion Salz, bei einem ausserordentlichen Vorfalle der Würme. 5. Von der Nachtblindheit. W. Heberden. 6. Beobachtungen über den Krebs. Mark Akenside. 7. Von dem Nutzen der Ipecacuanha beim Asthma. Derselbe. 8. Methode die weissen Geschwülste der Gelenke zu behandeln. Derselbe. 9. Schreiben des Hrn. T. Lane an W. Heberden. 10. Von der Wirksamkeit des Queckſilbers in verschiedenen Krankheiten, und bei verschiedenen Constitutionen. Edw. Larry. 11. Historie und Kur eines gefährlichen Zufalls am Oesophagus.

N. Mun-

N. Munckley. 12. Untersuchung der Ursachen der Landkolik von Devonshire. George Baker. 13. Untersuchung wie das Gift vom Blei könne oft unbemerkt und unvermuthet in den menschlichen Körper kommen. Derselbe. 14. Versuch zu einer historischen Nachricht von der spasmodischen Kolik, die Kolik von Poitou genannt. Derselbe. 15. Untersuchung der verschiedenen Ursachen, welchen die Kolik von Poitou zugeschrieben worden. Derselbe. 16. Von dem Bronchial Polypen. R. Warren. 17. Von den Windpocken (chicken pox) W. Heberden. 18. Von dem epidemischen Schnupfen im Brach- und Heumonate 1767. Ders. 19. Flos Cardaminus als ein antispasmodisches Mittel empfohlen. George Baker. 20. Zugabe zu D. Bakers Untersuchung der Ursache der Devonshirischen Kolik. 21. Fragen von W. Heberden.

Vielleicht giebt man künftig einige Auszüge von etlichen merkwürdigen Stücken dieser Samlung.

Observations on the religion, laws, government and manners of the Turks. 12. 2 Voll. 4 S.

Ein mit Verstand geschriebenes angenehmes Werk, worin die Sitten der Türken viel genauer vorgestellet werden als man in irgend einer andern Schrift antreffen wird. The

The history of England, from the revolution to the accession of the Brunswick-line. By John Wilkes. Esq. 4. Voll. I. 2 S. 6 d.

Was hier der erste Band heißt, ist nichts weiter als eine auf 39 Blattseiten weitläuftig gedruckte Einleitung dieses begierig erwarteten Werks: doch sagt man uns am Schlusse, daß das Leben Königs Wilhelms und der Königinn Anna schon unter der Presse sind, und mit ehestem herauskommen werden. Darf man aus dieser Probe einen Schluß machen, so wird es der Welt sehr gleichgültig seyn, ob etwas mehrers zum Vorschein kommen werde oder nicht. Was diese Einleitung enthält, ist weder etwas neues noch sonderlich geschrieben: es ist weiter nichts als eine abgedroschene Declamation wider die Tyrannei der Stuarts, von dem Antrit der Regirung des Pedanten Jacobs I. an, bis zur Thronverlassung seines tollkühnen abergläubischen Enkels.

The new Clarissa: a true history, by Mad. de Beaumont. 8. 2 Voll.

Leute von etwas schwärmerischen Schlage mögen hierin einiges Vergnügen finden: wir vermuthen aber nicht, daß das Buch denen die richtige und edle Begriffe von der Moral haben, sonderlich schmecken werde.

The new foundling-hoſpital for wit being a collection of ſeveral curious pieces in verſe and proſe: by Lord Chesler field and other eminent perſons. 12. 1 Voll.

Lauter ſchon mehrmal gedruckte, und nicht allezeit am beſten gewählte Stücke.

The importance of faith: to which is added a Sketch of the Almighty's proceedings with his creature man. 8. 35 pages.

Reflections on inland navigation. 8. 48 pages.

An eſſay on deſign in gardening. 1 S. 6 d.

The annual regiſter for 1767. 5 S.

A dialogue between a tutor and his pupil; by Edw. Lord Herbert. 4. 9 S.

The indiſcreet lovers, a Comedy. 1 S. 6 d.

Commentaries on the laws of England. Book III. of privat wrongs. By Wm. Blackſtone, eſq. 18 S.

The hiſtory of Hindoſtan; by Alex. Dow, eſq. II Voll. 4. 1 L. 10 S.

Diſcourſes on a ſober and temperate life. 3 S. 6 d.

A treatiſe on the management of bees &c. by Thomas Wildman. 4. 10 S. 6 d.

Einen Auszug aus dieſem Buche. S. N. Br. Mag. B. III.

The

The adventures of Telemachus &c. translated from the french of Fenelon, by John Hawkesworth.

Diese Uebersetzung ist vermittelst Unterschreibung auf einen Guinee gedruckt, und mit 48, von Wale gezeichneten und von Grignion gestochenen Kupfern gezieret.

A letter to David Garrick, esq. concerning a glossary to the plays of Shakespeare, on a more extensive plan than has hitherto appeared, to which is annexed a specimen. 110 pag. 8.

In diesem kleinen Werke wird der Leser viele neue, scharfsinnige, kritische Anmerkungen finden.

A letter to a Bishop, concerning Lectureships. By F. T. 1 S.

Der gesunde Verstand, welcher in diesen wenigen Blättern herrschet, und die darin vorkommende heilsame Verweise, verdienen die Aufmerksamkeit aller derer, welche dem geistlichen Stande wohl wollen.

An enquiry into the cause which obstructed the reformation, and has hitherto prevented its progress &c. 53 pag. 8.

An epistle to I. Boswell, occasioned by his having transmitted the moral writings of

Dr. S. Johnſon to P. Paoli: with a poſtſcript containing thoughts on liberty, and a parallel, after the manner of Plutarch between Paoli and I. Wilkes. By W. K. eſq. 8. 1 S. 6 d.

Da Hr. Boswell in ſeiner Hiſtorie von Corſica den Hrn. Johnſon als einen Sittenlehrer und Philoſophen gerühmet hatte, iſt Hr. W. K., welcher Zweifelsohne der grobe Kritikus der Johnſoniſchen Ausgabe des Shakeſpeare W. Kenrick iſt, *) darüber böſe geworden, und will in dieſer Schrift zeigen, daß J. weder ein Sittenlehrer noch Philoſoph ſey.

Die Parallele zwiſchen Paoli und Wilkes iſt ſo ungereimt, und zuweilen ſo ſpaßhaft, daß man nicht weiß, ob W. K. ernſthaft iſt, oder eine Satyre ſchreibet.

Pietas oxonienſis, or a full and impartial account of the expulſion of 6 Students from St. Edmunds-hall. 1 S.

Eine Vertheidigung der Relegation der methodiſtiſchen Studenten.

A general Atlas of the whole univerſe in large folio, by Kitchen. 2 L. 10 S. half bound.

The private correſpondence of Dr. Francis Atterbury, Bp of Rocheſter, and his friends. 6 d.

An

*) S. N. Brem. Mag. 1. Band, S. 22.

An hiſtorical diſſertation concerning the antiquity of the Engliſh conſtitution. 4 S.

The manner of holding Parliaments in England. By Henry Eſſynge. 3 S.

The Light of nature purſued. By Edward Search, eſq. V. Voll. 8. 1 L. 1 S.

Animadverſions on the conſtitution of Phyſic in this Kingdom. 2 S. 6 d.

An abridgment of ſacred an eccleſiaſtical hiſtory, from the creation to the end of the 17 century of Chriſtianity. By the rev. James Pellerreau, A. M. 5 S.

Sermons of humanity and beneficence. 2 S. 6 d.

The law of coſts, by Joſeph Sayer. 4 S. bound.

Letters to the author of a free inquiry into the nature and origin of Evil. By the rev. R. Shepherd. 3 S.

The doctrine of inflammation founded upon reaſon and experience. By Daniel Mageniſe. M. D. 3 S.

The elements of optics, in 4 books. By W. Emerſon. 7 S. bound.

A free addreſs to proteſtant diſſenters, on the ſubject of the Lords Supper. By Joſeph Prieſtly. F. R. S. L. L. D.

Der Verfasser ist der Meinung, daß man mit der Reformation zu frühe aufgehöret habe, und daß unter andern Ueberbleibseln des Papstthums, auch das Abendmahl, wenn man es als ein Sacrament betrachtet, zu zählen sey. Er hat diese Vorstellung aus dem Grunde lieber den Dissentern als denen von der herrschenden Kirche thun wollen, weil es bei jenen leichter anginge, die Reformation weiter zu treiben, indem sie aus abgesonderten unabhänglichen Gesellschaften bestehen, die sich die Fesseln, Kirchengesetze betreffende Ceremonien und Meinungen zu unterschreiben, nicht haben anlegen lassen. Nachdem er alle Stellen des N. T. worin des Abendmahls gedacht wird, angeführet; und darauf von der Natur solcher Gebräuche, die zum Andenken wichtiger Begebenheiten eingeführet werden, geredet, gibt er folgenden allgemeinen Begriff vom Abendmahl des Herrn: Es ist ein feierlicher und freudiger Gebrauch, welcher uns an den Erlöser und was derselbe zum Vortheile des menschlichen Geschlechts gethan und gelitten hat, erinnert, und bis zu Christi andern Zukunft am Ende der Welt soll unterhalten werden. Hieraus zieht er verschiedene Schlüsse. Das Abendmahl, sagt er, habe keinen andern Nutzen als denselben, welchen ein jeder, zum Andenken eines wichtigen Vorfalls gestifteter Gebrauch, und unter andern das Passa der Juden, hat. Es diene das Gedächtniß des

Todes

Todes Christi beständig zu unterhalten; Ehrerbietigkeit und Liebe gegen Ihn zu erwecken; unsre Dankbarkeit gegen einen so grossen Wohlthäter, mithin den Fleiß in Vollbringung seiner Gebote zu stärken; zugleich auch uns zum Eifer für die gemeine Sache und Liebe gegen einander zu verbinden. Erwartet ihr, sagt er, noch andere Vortheile davon, so ist eure Erwartung unvernünftig, enthusiastisch und eitel. Frägt man, wer zum Gebrauche des h. Abendmahls befugt sey? so ist es ein jeder Bekenner des Christenthums, der zu den Jahren der Vernunft gekommen. Das Abendmahl geniessen ist so viel, als die öffentliche Erklärung thun: Ich bekenne mich für einen Christen, und will durch Gottes Gnade als ein Christ leben und sterben. Daraus folgert er, daß weder eine andere Vorbereitung, als die Beiwohnung des öffentlichen Gottesdienstes, nöthig, noch irgend ein Mensch befugt sey sich um des Communicanten geführten Wandel zu bekümmern. Wie rächet sich doch die Vernunft an denen, die sie zum Tadel der göttlichen Offenbarung misbrauchen. Der Verfasser würde sich doch, wo er Rechtschaffenheit besitzet, vor Abstattung eines jeden Eides etwas sorgfältiger prüfen. Dies sagt ihm seine Vernunft. Hier aber sagt sie ihm, die Prüfung und Vorbereitung zu einer so wichtigen feierlichen Erklärung sey unnöthig. Hierauf fähret er fort, die Histo-

rie dieses Glaubensartikels bis auf den heutigen Zustand der Transsubstantiation zu beschreiben, oder vielmehr von hundert Vorgängern abzuschreiben, und redet darauf von verschiedenen Ceremonien, welche bei dem Abendmahl sowohl in der Engländischen als den davon getrenneten Kirchen gebräuchlich sind, und verwirft dieselbe als Ueberbleibsel des alten Aberglaubens. Da er aber behauptet, es sey gleichgültig, ob man das Abendmahl genieſſe oder nicht, ob man es für ein Sacrament halte oder nicht, so siehet man nicht, warum diejenigen, welche das Ungereimte der Transsubstantiation verworfen haben, nicht bei ihrer Weise bleiben können.

The present state of the British empire in Europe, Asia, Africa and America. 8.

Eine eilfertige und ohne Urtheil zusammen geschriebene Compilation, wobei der Verfasser nichts weiter scheint gethan zu haben, als dem Drucker verschiedene Stücke anderer Bücher mit der Feder auszuzeichnen, um sie zusammen zu drucken. Hr. Armstrangs Nachricht von Minorca redet in der ersten Person; ohne einmal zu melden, wer darin redet. Von dergleichen Nachläßigkeit ist das Buch voll.

The court of Star-chamber, or Seat of oppression. 8. 6 d.

Eine

Eine ausführliche Beschreibung jenes inquisitionsmäßigen Gerichts, welches von Heinrich VII. angestellet, und unter Carl I. abgeschaffet worden.

The true sentiments of America, contained in a collection of Letters, sent from the house of representatives of the province of Massachusets-bay, to several persons of high rang in the Kingdom. 8. 158 pages.

Wer von den itzt zwischen Großbritanien und seinen Colonien vorwaltenden unglücklichen Zwistigkeiten sich einen rechten Begrif machen will, wird durch diese kleine Schrift seine Wißbegierde vergnügen können.

Hortus kewensis, sistens herbas exoticas indigenasque rariores in area botanica - prope kew cultas, methodo florali nova dispositas, autore Iohanne Hill. M. D.

Dies Buch enthält, ausser dem Register, 458 Blattseiten in groß Octav; und man muß gestehen, daß die systematische Tabelle des Verfassers nicht allein neu, sondern auch scharfsinnig ist. Da D. Hills Kenntniß in der Botanik weltkündig ist, so sind wir versichert, sein blosser Name werde die Begierde aller Kenner dieses so nützlichen Theils der Naturhistorie genugsam rege machen.

An eſſay on diſeaſes incidental to Europeans in hal climats -- by James Lind. To which is added an appendix concerning intermittent fevers. It. A ſimple and eaſy way to render ſalt water freſh, and to prevent a ſcarcity of proviſions in long royages at Sea. Large 8. 348 pages. 5 S.

Eine von den wenigen Schriften, welche wir mit beſondern Vergnügen leſen, weil ſie zum allgemeinen Beſten auf eine ausnehmende Art abzweckt.

The great probability of a North-weſt paſſage. 4. 7 S. 6 d.

An introduction to mineralogy; or an accurate claſſification of foſſils and minerals. By John Reinhold Foſter. F. R. S. 2 S.

The hiſtory of the principal monarchies and ſtates, prior to the Chriſtan aera. 2 S.

The ſtates man foiled: a muſical comedy, in 2 acts. 1 S.

Philoſophical Transactions Vol. LVII. in 2 parts. 15 S.

Obſervations on the deopſy in the brain. By Robert Whytt. M. D. 2 S. 6 d.

True delicacy: or the hiſtory of L. Frances Tylney, and Henry Cecil, eſq. 2 Voll. 5 S.

Remarks

Remarks upon Whitfields letter to the Vice-chancellar of Oxford. 1 S.

The hiſtory and antiquities of the Exchequer of the Kings of England, in 2 periods. II Vols. 4. 2 L. 6 S.

Another traveller; or curſory remarks and critical obſervations, made upon a journey thro part of the Netherlands. By Coriat Jurior. II Voll. 5 S.

An inquiry into the origin of the diſcoveries, attributed to the moderns. 5 S.

An extract from the obſervations made in a tour to Italy. By the Chev. de la Condamine. 2 S.

Conſiderations on proceedings by Informations and attachment. 1 S.

Anecdotes of Britiſh topography. 2 L. 1 S.

Anglo-Norman antiquities conſidered; in a tour through part of Normandy, with Copper-plates. By Dr. Ducaret. 1 L. 11 S. 6 d.

The journal of a two months tour, with a view of promoting religion among the frontier inhabitants of Penſylvania. By Charles Beatty. A. M. 1 S. 6 d.

The memoirs of agriculture, and other oeconomical arts. By Robert Doſſie. 5 S.

The

The injured daughter: or the hiſtory of Miſs Maria Beaumont. II Vols. 5 S.

An appendix to the account of Italy. By Joſeph Baretti. 1 S. 6 d.

A reply to Dr. Saunders pamphlet relative to the diſpute, concerning the Devonſhire cyder. By Francis geach. 1 S.

The conſtitutional right of great Britain to tax the Britiſh colonies in America, impartialy ſtated. 1 S. 6 d.

The farmers ſue guide, containing exact an uſeful tables ready caſtup. By William Clifford. 1 S.

An inquiry into the prices of wheat, malt and other proviſions of land and eattle &c. as Sold in England from the year 1000 to the year 1765. Fol. 7 S. 6 d.

Letters conſidering the preſent ſtate of the french nation. 5 S.



Neues Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;

Von einigen Liebhabern derselben
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften
gesammlet und herausgegeben.



Des dritten Bandes drittes Stück.
Nebst Register.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1771.

Vorbericht.

Endlich erscheinet hier, nach einem ziemlich langen Verzug, das 3te Stück des III Bandes von dem Neuen bremischen Magazin. Das geneigte Publicum, welches diese Monatschrift mit vorzüglichem Beyfall beehret hat, darf mit einigem Recht eine Rechenschaft von der Ursache der Verzögerung fordern und erwarten, zumahl da eben dieselbe auch einen Einfluß in die künftige Fortsetzung derselben äussern wird. Nemlich, es gefiel GOtt, noch ehe das 2te Stück dieses Bandes die Presse verlassen hatte, den Herausgeber, Herrn Johann Henrich Tiling, Prediger zum Oberneuenlande, Stadtbremischen Gebiets, der Welt und seinen

Amts- und Nebengeschäften durch den Tod zu entreissen. Da nun unter dessen Papieren wenige oder gar keine Aufsätze für die folgende Stücke dieses Magazins gefunden wurden; so sahe sich der Herr Verleger nach andern Gelehrten um, welche nicht nur diesen dritten Band mit dem letzten noch fehlenden Stück zu ergänzen, sondern auch, wo möglich, für die fernere Fortsetzung zu arbeiten Vermögen, Lust und Zeit hätten. Eine geraume Zeit verstrich darüber; indem nicht ein jeder, der Geschicklichkeit und Musse dazu hat, auch Lust hat, seine leeren Stunden zum Dienst wißbegieriger Leser nützlich zu machen, andern aber, bey dem besten Willen, ihre Berufsgeschäfte nicht so viel Zeit übrig lassen, daß sie mit ihrer Geschicklichkeit und Kenntniß ihre Nebenmenschen anders, als in ihrem eigentlichen Beruf, unterrichten und vergnügen könnten. Unterdessen erreichte er endlich seinen Zweck: und der geneigte Leser hat hier eine Probe, nach welcher er urtheilen kann, was er in der Folge zu erwarten hat.

Nach dieser nöthigen Belehrung für die Leser des neuen bremischen Magazins, sey es mir erlaubt, einige Blattseiten dem wohlverdienten Andenken des Herrn Tiling zu wiedmen, und ihnen einen Mann näher bekannt

kannt zu machen, welcher sie, durch eine nützliche Anwendung seiner Nebenstunden, viele Jahre, so wol in dem alten als dem neuen bremischen Magazin unterhalten hat, und dessen Gaben und Gelehrtheit, nach dem Urtheil aller, die ihn gekannt, ein besser Schicksal verdient hätten, als bey einer Landgemeine grossen Theils unerkannt und ungenützt zu bleiben.

Wenn ich sage, daß er aus den ältesten und ansehnlichsten bremischen Geschlechtern, die durch Bekleidung oberkeitlicher Würden und anderer achtungswürdiger Aemter sich in und ausser Bremen berühmt gemacht, nämlich der Tilinge, der Swelinge, der Cöper, der Esiche, der Hemelinge, der Kenckel, der Hertoge (welche in den mittlern Zeiten den Namen Dux führten), und anderer, herstamme; so ist dieß zwar etwas, das ihm konnte zum Sporn dienen, sich seiner Vorfahren würdig zu machen, aber seinen eigenthümlichen Werth nicht bestimmt, da er es mit vielen andern gemein hatte. Das Licht dieser Welt erblickte er in Büren im Jahr 1712, am 12 Jenner. Sein Vater war Herr Nicolaus Tiling, anfänglich Prediger zu Büren und Grambeke, und nachher zu Gröpelingen und Walle, im Stadt-bremischen Gebiete:

die Mutter Frau Anna Metta Marcus, welche aus den gleichfalls ansehnlichen Berenschen und Kochischen Geschlechtern herstammte.

Daß diese seine Aeltern, von seiner zartesten Jugend an, nichts verabsäumet, um sein von Natur gutes Herz und seinen fähigen und muntern Geist zu bearbeiten und zu bilden, damit er dereinst ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden könnte, mögte vielen nach dem gewöhnlichen Parentationen-Stil gesagt zu seyn dünken. Hier aber ist es doch vorzüglich wahr, indem sein rechtschaffener Vater, der mit einem redlichen Herzen Geschmack und Wissenschaften, und, welche alle diese Vorzüge adelt, Liebe der Religion verband, sich nicht nur selbst mit dessen Erziehung und Unterweisung beschäftigte, sondern ihn auch der Unterweisung geschickter Hauslehrer, jedoch unter unermüdeter eigenen Aufsicht, übergab: bis dieser zärtliche, und eines längern Lebens würdige Vater ihm im Jahr 1724, den 23 Aug. zum unbeschreiblichen Schmerzen für sein fühlbares Herz, entrissen wurde. Worauf er unverzüglich in die blühende Schule unserer Vaterstadt geschickt wurde. Nachdem er unter die Mitbürger der hiesigen hohen Schule war

auf-

aufgenommen worden, legte er sich mit mehr als gemeinem Eifer und Fortgang auf die philologischen, philosophischen und medicinischen Wissenschaften. Endlich aber wählte er die Theologie zu seiner Hauptwissenschaft. Hier hatte er das Glück, des mündlichen Unterrichts der berühmten Lehrer unsers Gymnasii, der Herren Heisen, Keßler, von Lom, Runge, Havighorst, und besonders in der Gottesgelehrtheit der Herren Alb. Schumacher, Conr. Iken, des unser Gymnasium noch zierenden Herrn Nicol. Nonnen, und der billig zuerst hätte genannt werden sollen, seines vollendeten und verewigten Schwiegervaters, des Herrn Frid. Ad. Lampen, aufs Beste zu nützen. Durch diese und andere geschickte Männer vorbereitet, begab er sich auf die hohe Schule zu Marpurg, um daselbst seine wohl angefangene Studien, unter den zu der Zeit an diesem Orte berühmten Lehrern, zu vollenden. Er schätzte es nachher jederzeit für ein besonders Glück, daselbst den grossen Weltweisen von Wolf, und den nicht weniger berühmten Gottesgelehrten Kirchmeier, zu Lehrern gehabt zu haben. Nachdem er auf eine kurze Zeit von dannen in seine Vaterstadt zurück gekehret war, hatte er Gelegenheit seine Fähigkeit und erworbene Kennt-

nisse nützlich anzuwenden, als ihn Herr Teelmann, ein angesehener Rathsherr in Emden, unter vortheilhaften Bedingungen zu sich rief, seinen einzigen Sohn in Wissenschaften, guten Sitten und den heiligen Wahrheiten der Religion zu unterrichten. Aus dem Umgange dieses Mannes, der ein grosser Liebhaber und Kenner der Malerey war, hatte er unter andern auch diesen Vortheil, daß er Geschmack an dieser schönen Kunst bekam, und sich so viel Kenntniß davon erwarb, daß er ein richtiges Urtheil über die Kunstwerke derselben fällen konnte.

Hier empfing er von den theuren Vätern seiner Vaterstadt den Ruf zum Predigtamte bey der Gemeine im Oberneuenlande, im Jahr 1738, den 20 August, im 26sten Jahr seines Alters. Er folgte diesem Ruf im Vertrauen auf den Beystand GOttes. Mit welcher Treue, mit welcher genauen und unermüdeten Sorgfalt eines rechtschaffenen Lehrers er die Pflichten seines schweren und wichtigen Amts erfüllet, mit welcher allgemeinen Liebe und Achtung er dieser grossen Gemeine bis an sein Ende vorgestanden, ist allen und jeden, die es wissen können, so bekannt, daß ich mich auf deren einstimmiges Zeugniß freymüthig berufen kann. Eben so bekannt sind

auch

auch folgende unterscheidende Züge seines liebenswürdigen Characters. Er besaß eine ganz ungemeine Gabe, die heiligen Wahrheiten der Religion mit der deutlichsten Einfalt, und für die Fähigkeiten und Begriffe seiner Zuhörer aufs faßlichste, aber doch der Würde derselbigen gemäß, vorzutragen, und ihren Herzen einzudrücken. Er hielt es für Pflicht, und schämte sich nicht, bey der Unterweisung der Jugend und der Einfältigen, sich zu der Denkungsart derselben herunter zu lassen, und sich nach ihren Fähigkeiten zu bequemen. Welches als die Hauptursache des Segens zu betrachten ist, den er unter göttlichem Beystand, in seinem 32jährigen Amte bey dieser Gemeine gestiftet hat. Sein Herz war sanft, menschenfreundlich und weich. Niemand, der seiner Hülfe und seines Trostes begehrte, ging ungetröstet von ihm. Er freuete sich, wenn er Gelegenheit hatte, seinem Nächsten Gutes zu thun, und Dienstfertigkeit zu erzeigen, so viel in seinem Vermögen war. Er dachte und handelte immer redlich und gerade, ein Feind aller Unwahrheit und Heucheley, aller krummen Wege und Ränke. Der Religion, welche er bekannte und lehrte, war er im Herzen zugethan, ohne jedoch über ererbte Meynungen mit steifem Eigensinn zu halten,

oder für willkührliche Begriffe, die menschliches Ansehen hinein gebracht, zu eifern. Seine Ergebenheit in den göttlichen Willen bey unangenehmen Vorfällen und Abwechselungen dieses Lebens war ungeheuchelt, und so, wie es bey einem rechtschaffenen Christen seyn muß. Von welcher Tugend er die deutlichste Probe und den unwidersprechlichsten Beweis in seiner letzten Krankheit, bis zu dem letzten Hauche seines Lebens abgelegt hat. Von seinem unermüdeten Fleiß, und von der Liebe zu den Wissenschaften, welche durch die häufige Amtsgeschäfte bey ihm nie sind verdränget worden, zeugen verschiedene gedruckte und ungedruckte Schriften, gemeinnützige Aufsätze und Uebersetzungen nützlicher Bücher, wozu er seine Nebenstunden rühmlich anwendete, und wodurch er guten Geschmack und Kenntnisse nützlicher Wahrheiten nach Vermögen ausbreitete.

Diß sind die Grundrisse zu dem Bilde eines Mannes, der, wenn es GOtt gefallen hätte, eines längern Lebens würdig gewesen wäre. Allein, er hatte dem Rath desselben, auf Erden, ausgedient. — Denn geraume Zeit vor seinem Ende klagte er über starke Schmerzen und Spannung im Unterleibe, so man als Vorboten eines fluxus haemorrhoi-

dalis

dalis ansahe, welcher sich auch nachher, aber in sehr geringer Quantität einstellte, und sehr bald wieder aufhörte. Man sahe bald deutlich, daß dieses Uebel aus einer Verstopfung der Leber herrührte, da dann gleich darauf eine Gelbsucht, Verstopfung, heftige Fieber, Schlaflosigkeit mit verlohrnem Appetit erfolgten. Man suchte zwar durch die bewährteste Arzneymittel dieser Krankheit und deren bedenklichen Symptomen abzuhelfen, aber aller angewandten Mühe ungeachtet konnte der Grund, welcher vielleicht in einer scirrosen Verhärtung der Leber bestand, nicht gehoben werden. Unterdessen zeigte sich einige Tage vor seinem Tode von neuem die güldene Ader, welche aber, anstatt einige Erleichterung zu geben, durch ihre Heftigkeit den schon entkräfteten Körper auf das äusserste abmattete, daß es vielmehr, da auch zu gleicher Zeit der Speichel mit Blut gefärbet war, nicht als eine Hülfe der Natur, sondern als eine gänzliche Auflösung aller Säfte anzusehen gewesen, worauf nothwendig der Tod bald erfolgen mußte. Er entschlief auch daher zum allgemeinen Leidwesen, jedoch eines sanften Todes 1770, den 1 des Brachmonats Morgens um 6 Uhr, nachdem er sein Leben gebracht auf 58 Jahr, und beynahe 5 Monate.

Er

Er hatte sich glücklich vermählet im Jahr 1738, den 25 des Wintermonats, mit der noch lebenden, damahligen Jungfer Wilhelmina Maria Lampen, der ältesten Tochter des weltberühmten Gottesgelehrten Herrn Friedrich Adolph Lampen, und Frau Marien Sophien Eleonoren, gebohrnen Fräulein von Diemar. Welche höchstvergnügte Ehe mit 10 Leibeserben, wovon noch 6, nämlich 2 Söhne und 4 Töchter, durch GOttes Güte am Leben sind, gesegnet worden. Von diesen will ich nur, der Kürze wegen, namhaft machen den ältesten Sohn, Herrn Johann Nicolaus Tiling, geb. 1739, den 5 des Christmonats, seit 1764, den 13 May, Prediger bey der reformirten Gemeine in der Curländischen Haupt- und Residenzstadt Mitau, wo er sich durch seine Gaben, Gelehrtheit und angenehmes Wesen bey Hohen und Niedrigen allgemein beliebt, und auch durch verschiedene im Druck ausgegebene heilige Reden als einen vorzüglich begabten Kanzelredner bekannt gemacht hat. Derselbe verheyrathete sich daselbst im Jahr 1765 im Hornung, mit Jungfer Maria Murison aus Petersburg, welche ihn nicht nur durch ihre liebenswürdige Eigenschaften zum beglücktesten Ehemann, son-

sondern auch schon mit 5 Pfändern ihrer Liebe zum vergnügtesten Vater gemacht hat.

Ich schliesse diese Nachricht von dem Leben des sel. Herrn Prediger Tiling mit dem kurzen Verzeichniß der von ihm herausgegebenen Schriften. Es sind dieselben:

1. Johann Wilkins, von den Grundsätzen und Pflichten der natürlichen Religion, aus dem Englischen übersetzt. Bremen 1750. 8.
2. Unterricht für einen angehenden Kaufmann, aus dem Englischen. Bremen 1752. 8.
3. Bremisches Magazin, VII. Bände, in 8. welches er im Jahr 1756. gemeinschaftlich mit einigen Liebhabern der Wissenschaften, besonders mit dem Hrn. Prof. Cassel herauszugeben anfing.
4. J. Rod. Osterwalds Pflichten der Communicanten, aus dem Französischen. Bremen 1759. 8.
5. Im folgenden Jahr gab er seines sel. Schwiegervaters, Friedr. Adolph Lampen, drey heilige Reden über Jac. 4, 14. Ps. 39, 13. Matth. 25, 34. ans Licht.
6. Neues Bremisches Magazin: wovon das erste Stück 1766 heraus kam, und welches er, nachdem das N. 3 angeführte aufhörete, als

als eine Fortsetzung von demselben, allein heraus gab; weswegen die Worte auf dem Titel: von einigen Liebhabern derselben, als ein Irthum des Setzers anzusehen und wegzustreichen sind.

Nach seinem Tode fand sich unter seinen Papieren ein Aufsatz zu einer Geschichte des Kirchspiels Oberneuenlande im Hollerlande, mit vielen dazu gesammelten zerstreueten Nachrichten: dessen Entwurf und Grundriß zwar vollständig, aber in der Ausarbeitung noch nicht weit gekommen war. Da aber eine solche Schrift das Publicum nicht sonderlich interessiret, so zweifle ich auch, daß der sel. Mann diese Schrift zum Druck bestimmet habe.

Schließlich empfiehlt man die Fortsetzung dieses neuen bremischen Magazins, und dessen Herausgeber, der Gewogenheit des geneigten Lesers, mit der Versicherung, daß man sich bestreben werde, die Materien und die Abwechselung eben so unterhaltend zu machen, als bisher geschehen ist.

Inhalt

des dritten Stücks im dritten Bande.

I. Einige Besonderheiten von dem Rhabarber. Seite 345

II. Eine Anekdote von König Carl II. von England. 350

III. Schreiben über eine neue Art, die Geschwindigkeit des Windes zu messen ꝛc. 359

IV. Geschichte des Aufkommens und Errichtung der räuberischen Staaten in der Barbarey. 367

V. Vergleichung der Kräfte zwischen den Menschen und Thieren. 391

VI. Bemerkungen über die Amerikanische Heuschrecken ꝛc. von Moses Bartram. 397

VII. Auszüge aus Ioh. Bells von Antermony Reisen, von verschiedenen Tatarischen Stämmen und Nationen. 404

Inhalt.

VIII. Anmerkungen über einige Stellen in Voltairs neuern Schriften. 436

IX. Von den Bemühungen der Franzosen, die Meeres-Länge zu finden. 446

X. Besondere Umstände einer Katalepsis. 451

XI. Einige Nachrichten von den Inseln Falkland. 457

XII. Eines Engländers Anmerkungen über die Schriften des Roufleau. 463

XIII. Einige medicinische und öconomische Vorschläge. 474

XIV. Nachrichten von den Sitten der Einwohner in den Marianischen Inseln. 484

XV. Nachricht von dem Vater Finetti, einem Dominicaner-Mönch zu Venedig. 495

XVI. Beyträge zur Berechnung der Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts. 505

XVII. Eines Engländers Nachricht von der Republik St. Marino. 517

XVIII. Nachrichten von neuen Englischen Büchern vom ersten Vierteljahr des Jahrs 1770. 525

I.

Einige Besonderheiten von dem Rhabarber.

(Aus des Herrn Iohn Bell's of Antermony Travels.)

Der beste Rhabarber wächset in dem Theil der östlichen Tartarey, der Mongalien *) heißt; ein weites von den Tatarn bewohntes Land ist, und gegewärtig eine Gränze zwischen dem rußischen und chinesischen Reiche ausmacht. Die Mungalen waren zwar ehemals ein grosses und unabhängiges Volk, haben sich aber nach und nach dahin bringen lassen, sich dem Schutze

* Auch die Mungaley.

Schutze der einen oder der andern dieser mächtigen Nachbaren zu unterwerfen. Diese Maaßregeln scheinen mehr aus Liebe zur Bequemlichkeit, und Verlangen nach Sicherheit, und wegen Mangels der Einigkeit genommen zu seyn; als daß sie die Wirkung der Furcht, oder die Folge einer uneingeschränkten Eroberung gewesen wären. Die Mungalen haben noch ihre eigne Gesetze, Gebräuche und Fürsten; und ob sie sich gleich gewissen Einrichtungen unterwerfen, so scheint es doch nicht, daß sie einigen Tribut bezahlen. Unterdessen hat doch diese Unterwerfung ihr Land in zwo Theile getheilet, davon der eine der rußische, und der andere der chinesische kann genannt werden; die beyden grossen eifersüchtigen Nachbaren, haben um den ewigen Streitigkeiten, die wegen der Gränzen oder des Ausreissens ihrer Leute entstehen könnten, zuvorzukommen, ein sehr weites auf 300. Meilen in der Breite*) und in einer unermeslichen Länge ausstrekendes Land, wüste und unbewohnt gelassen, das beiden zu einer Gränze dienet. Dies Land, das eines der schönsten in Asien ist, bringt den besten Rhabarber von der Welt. Er findet sich längst der ganzen Mungaley, und theilet dieselbe gleichsam in zwey Theile.

Als

* Der Verfasser sagt nicht was für Meilen: vermuthlich englische?

Als wir auf unserer Reise in dies Land kamen, hatte es dem äusserlichen nach, das Ansehen des vorigen; das Wetter war sehr schön, es war aber kein einziger Einwohner zu erblicken. Am Abende spazierete ich aus unsern Gezelten, mit einigen meiner Reisegefährten auf einen nahe gelegenen Hügel, wo ich viele Pflanzen vortreflichen Rhabarbers antraf, und mit einem Stecken so viel herausgrub, als ich brauchte.

Auf diesen Hügeln halten sich eine grosse Menge Thiere auf, die Bergratzen (marmots) heissen, von bräunlicher Farbe sind, und eben solche auch fast eben so grosse Füsse haben, als ein Dachs. Sie machen in den Abhängen der Hügel tiefe Löcher, und man sagt, daß sie im Winter in diesen Höhlen eine gewisse Zeit lang, auch ohne Nahrung sich aufhalten. Allein, zu dieser Jahrszeit sitzen oder liegen sie nahe bey diesen Löchern, und halten sorgfältig Wache; wann Gefahr vorhanden ist, so setzen sie sich auf ihre Hinterfüsse, geben einen lauten Ton an, wie ein Mensch, die herumschweiffenden zu warnen; und darauf sind sie im Augenblick in ihre Löcher.

Ich würde eines so bekannten Thieres als die Berggratze ist, nicht erwähnet haben, wenn es nicht in Rücksicht auf den Rhabarber geschehe. Allenthalben, wo man zehn oder zwanzig Pflanzen wachsen sieht, da kann man sichere Rechnung machen,

daß man unter ihren breiten ausgespreiteten Blättern, gewiß einige Höhlen der Bergratzen finden wird. Vielleicht essen sie bisweilen die Blätter und Wurzeln dieser Pflanze; allein es ist wahrscheinlich, daß der Dung, den sie um die Wurzeln zurücklassen, nicht wenig zu ihrem Wachsthum beytrage; und indem sie die Erde aufwerfen, so dient das dazu, daß die Wurzel neue Knospen bekommt, und sich vermehret. Diese Pflanze kriechet nicht fort, und breitet sich nicht aus, wie Mangelwurz und andere dieser Gattung; sondern wächst buschweise in verschiedenen Entfernungen, als wenn der Saame mit Sorgfalt wäre gesetzt worden. Man sieht, daß die Mungalen sie nie des Baues werth gehalten, daß aber die Welt den Bergratzen dafür verpflichtet sey, daß sie in verschiedenen Gegenden di ses Landes in Menge gefunden wird. Denn wenn der reiffe Saamen auch von dem Winde unter das dicke Gras geführt wird, so kann er da selten den Boden erreichen, sondern muß verdorren und ersterben; dagegen er, wann er in die lockere, von den Bergratzen aufgeworffene Erde fällt, sogleich Wurzel fasset und eine neue Pflanze hervorbringt.

Wenn die Mungalen den Rhabarber ausgegraben und gesammlet haben, so schneiden sie die grossen Wurzeln in kleine Stücken, damit sie desto geschwinder trocknen. In jedem Stücke machen sie

in

in der Mitte ein Loch, wodurch sie einen Faden ziehen können, um die Stücke an einem bequemen Ort aufzuhängen. Mehrentheils hängen sie sie um ihre Gezelte herum, bisweilen auch ihren Schafen um die Hörner. Dies ist eine sehr üble Gewohnheit, indem dadurch der beste Theil der Wurzel verlohren geht; denn alles rund um dies Loch verfault und ist zu nichts nutze; dagegen wenn die Leute diese Pflanze recht zu graben und zu trocknen verstünden, an hundert Pfunden nicht ein Pfund verlohren gehen würde; wodurch viele Mühe und Kosten erspart werden könnten, die gegenwärtig den Vortheil auf diese Waare sehr verringern. Itzo halten die Handelsleute diese Sorgfalt ihrer Aufmerksamkeit nicht werth, da sie ohne das auf diesen Zweig der Handlung mehr als auf irgend einen andern gewinnen. Vielleicht, daß in der Folge die Regierung es für nöthig hält, in diesem Stücke die nöthigen Einrichtungen zu machen.

Ich bin in Beschreibung des Wachsthums und der Behandlung des Rhabarbers, etwas umständlich gewesen, weil ich nie einen Schriftsteller oder Menschen angetroffen habe, der eine genugthuende Nachricht gegeben hätte, wo oder wie der Rhabarber wächst? Ich bin versichert, daß in einem so trockenen Clima als dies ist, gar leicht so viel könnte angebauet werden, als man nur immer bedürfte oder verlangte.

II.

Eine Anekdote von König Carl II. von England.

(Scots Magazin Vol. XI. p. 137.)

Die folgende Anekdote rührt von dem in England berühmten Lockhart, dem Verf. der Memoirs of Scotland, her. Er hat sie auf ein Blat weiß Papier in einem Bande der berühmten Geschichte der Rebellion, des Lord Clarendons, selbst eingeschrieben, und seine Worte sind folgende:

Eine Anekdote, betreffend den König Carl den zweiten.

Es ist sehr besonders, daß unter so vielen Gefahren, denen der König Carl II. ausgesetzt gewesen, und aus denen er ganz ausserordentlich und wunderbar entkommen ist; weder unser *) noch sonst irgend ein anderer Schriftsteller, so viel ich der-

* Er meynt den Lord Clarendon.

derselben gesehen habe, derjenigen mit keinem Worte erwähnet, die von ganz besonderer Art und ihm in Holland begegnete. Es ist diese:

Als der König in Brüssel war, und seine Schwester die Prinzeßin von Oranien zu sehen wünschte, und sich auch sie zu besuchen entschloß, aber durchaus genöthiget war, diese Reise äusserst geheim zu halten, so sagte er keinem einzigen Menschen seine Absicht. Er befahl Flemmingen, (einem Bedienten des Grafen von Wigton,) der in seinen Diensten war, und in dessen Treue er weder damals noch nachher den geringsten Zweifel setzte; ganz geheim ein Paar gute Pferde zu besorgen und sie an einem gewissen Ort zu einer von Sr. Majestät bestimmten Stunde der folgenden Nacht, in Bereitschaft zu halten, und mit diesen Pferden so lange allein zu bleiben, bis er von dem Könige neue Befehle erhalten würde.

Zu der bestimmten Zeit, kam der König an dem Ort. Er hatte sich vorher zu Bette gelegt gehabt, hatte sich darauf selbst angekleidet, war ganz allein durch eine geheime Thüre davon gegangen, und hatte blos einem seiner getreuesten Bedienten einen Brief hinterlassen, mit der Nachricht, daß er auf einige wenige Tage sie verlassen hätte, und zwar mit Anweisungen, seine Abwesenheit unter dem Vorwande einer Unpäslichkeit so geheim zu halten, als möglich wäre. Als er an dem angewiesenen Orte ankam,

fand er den Flemming mit den Pferden. Darauf eröfnete er dem Flemming seinen Entschluß, nach dem Haag zu reiten, und machte sich, ohne an die Gefahren zu denken, denen er sich aussetzte, mit seiner schlechten Reitpracht und Begleitung auf den Weg, nahm die allergeheimsten Nebenwege, und ritt so stark, daß er um sechs Uhr des Morgens im Haag ankam; wo er in einem elenden Gasthofe an einem abgelegenen Orte der Stadt abstieg; und sicher war, daß ihn kein Mensch, unter der Verkleidung unter der er sich befand, erkennen würde. Er schickte sogleich Flemmingen ab, seiner Schwester Nachricht zu geben, wo er wäre, und es ihrer Einrichtung zu überlassen, auf was für Wegen oder Weise er zu ihr kommen könnte, ohne erkannt zu werden?

Flemming hatte seinen Auftrag in kurzer Zeit (minder als einer Stunde) ausgerichtet, und kam nur eben zu dem Könige zurück; (den er noch in derselben Stube fand wo er ihn verlassen hatte, und wo er die ganze Zeit über allein gewesen war;) als ein unbekannter Mann ankam, und den Wirth fragte, ob nicht diesen Morgen zween Franzosen in seinem Hause abgestiegen wären? Der Wirth antwortete, daß zween Fremde angekommen wären, aus was für einem Lande aber sie seyen, wisse er nicht. Der Fremde verlangte, ihnen zu melden, daß er mit ihnen zu sprechen habe. Der König

war

war über dies Anbringen des Wirths höchlich erstaunet, verlangte aber doch den Fremden zu sehen. Flemming wollte es nicht zugeben: allein der König bestand darauf; der Fremde der hereingeführt ward, war ein alter ehrwürdiger Mann, mit einem langen Bart und schlechten grauen Kleidern; er sahe auf die Person des Königs, redete den an, und sagte ihm, daß er derjenige sey, mit dem er zu sprechen hätte; und zwar ganz allein, über Dinge von der äusserſten Wichtigkeit. Der König, der entweder glaubte, daß es ein Bote von seiner Schwester wäre, oder neugierig war, den Ausgang eines solchen Abentheuers zu wissen, verlangte, daß Flemming sich wegbegeben solle, dies schlug dieser aber ab, bis ihn der König auf die Seite nahm und ihm sagte, daß ja bey einem so alten Mann keine Gefahr zu besorgen wäre, dem er schon würde gewachsen seyn, und befahl ihm wegzugehen.

Kaum waren sie alleine, als der Fremde die Thüre verriegelte, (worüber der König anfieng zu denken, was aus der Sache werden würde?) sich zugleicher Zeit auf die Knie warf, seine nette und künstliche Maske abnahm, und sich entdeckte, daß er Downing wäre. (Nachgehends ward er unter dem Namen Sir George bekannt genung und nach der Wiederherstellung des Königs desselben Gesandter an die General-Staaten; er war der Sohn eines gewissen Downings eines indepen-

ten Predigers, der einige Parlements-Soldaten begleitete [die einmal nach Schottland geschickt wurden, mit den Schotten zu unterhandeln, daß sie sich mit ihnen gegen den König vereinigten] und ein sehr thätiger giftiger Feind der königlichen Familie war, wie aus dieser Geschichte*) erhellet.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der König über diese Entdeckung nicht wenig bestürzt war. Allein Downing ließ ihm nicht Zeit nachzudenken, sondern redete ihn gleich auf folgende Art an; daß er Sr. Maj. auf das Demüthigste um Verzeihung für allen Antheil bäte, den er während der Rebellion, wider dessen königliches Interesse gehabt hätte; und versicherte ihn, daß ob er gleich gegenwärtig in Diensten des Thronen-Räubers wäre, so wünsche er doch Sr. Maj. so wol, als irgend ein anderer Unterthan, und wolle, wann eine Gelegenheit sich zeigen würde, alles zu seinem Dienste daran setzen; und hoffe, daß was er zu sagen habe, werde Sr. Maj. von seiner Aufrichtigkeit überzeugen, ehe er aber die Ursache seines Besuchs melde, müsse er darauf bestehen, daß Se. Maj. ihm feyerlich versprächen, das was geschehen wäre und was er noch zu sagen hätte, weder Flemmingen noch sonst irgend jemanden jemals zu entdecken; bis es GOtt gefallen würde, Se. Maj. in sein Reich wieder einzuse-

* Dem Lord Clarendon.

zusetzen, da dann weiter keine Ursache vorhanden seyn würde, die Sache geheim zu halten; wiewol er aber doch auch in diesem Falle von Sr. Maj. ein Versprechen haben müsse, daß dieselben nie ihn fragen oder von ihm eine Entdeckung erwarten würden, wie er dazu käme, daß er es wisse, daß er hier im Haag angekommen sey?

Nachdem der König dies alles feyerlich versprochen hatte, fuhr Downing fort und benachrichtigte ihm, daß sein Herr, der Thronen-Räuber, da er itzt mit den Holländern Friede hätte, und die Staaten ihm so anhängig und folgsam wären, daß sie ihm nichts abschlügen, was er verlangte, mit ihnen einen Tractat, und zwar damit er desto wirksamer wäre, in dem strengsten Geheim geschlossen hätte, dessen vornehmste und wirklich einzige Absicht, ausser andern Kleinigkeiten, die beyde Theile einander zugestehen, diese wäre, daß die Staaten vermöge desselben verbunden seyen, der Person des Königs, falls derselbe von ungefehr oder mit Fleiß ihr Gebiete betreten solte, sich zu bemächtigen, und demjenigen, dem Krommell Vollmacht dazu geben würde, auszuliefern; und dieser Tractat, der von den Staaten unterzeichnet worden, und nach London geschickt gewesen, (von dannen er nur gestern Morgen zurückgekommen,) sey gestern Abend zwischen ihm und einem geheimen Ausschuß der Staaten gänzlich zur Richtigkeit gebracht worden.

den. Er stellete weiter vor, daß die Kundschaften die sein Herr hätte, so stark wären, daß ihm (dem Downing) selbst Sr. Maj. Gegenwart in Holland, würde bekannt gemacht werden, und wann er alsdann unterlassen solte, um die Gefangennehmung des Königs gehörig anzuhalten, so würde sein Herr aufs äusserste darüber aufgebracht werden, so daß ihm dies unfehlbar den Kopf kosten und Sr. Maj. eines getreuen Knechts berauben würde. Da er gerne den traurigen Folgen, die daraus entstehen würden, falls sein Aufenthalt entdeckt werden solte, vorbeugen mögte, so habe er sich entschlossen Sr. Maj. die Gefahr, darin sie wären anzuzeigen, und aus Furcht einer künftigen Entdeckung habe er sich verlarvet, indem er dies Geheimniß keinem Menschen habe anvertrauen wollen. Hierauf that er den Vorschlag, daß der König sogleich aufs Pferd steigen und alle mögliche Eilfertigkeit anwenden solle, um aus den Gebieten der Staaten herauszukommen, daß er selbst nach Hause gehe, und unter dem Vorwande einer Unpäslichkeit länger als sonst im Bette bleibe, und, wann er den König ausser aller Gefahr eingehohlt zu werden, glaubte, zu den Staaten sich hinbegeben, und ihnen, daß er Sr. Maj. Aufenthalt in der Stadt vernommen, anzeigen, auch zufolge der Artikel des letzten Tractats dessen Bemächtigung verlangen wolle. Er wisse, daß sie dies sogleich eingehen und an den angezeigten Ort schi-

schicken würden; und wann sie fänden, daß er sicher sey, so würde er ihnen den Vorschlag thun, von der Sache weiter keinen Lerm zu machen, damit dadurch die Artikel dieses Tractats nicht bekannt würden, folglich Se. Maj. sich um so weniger hütete, künftig in ihre Hände zu fallen. Der König folgte diesem Rath sogleich, und nachdem Downing zu Hause gekommen war, geschahe und ging alles so, als er es vorgeschlagen und vorhergesagt hatte.

Als der König dieser dringenden Gefahr glücklich entgangen war, so hielte er auf das heiligste, was er versprochen hatte, erzehlte niemanden das geringste von dieser Geschichte, als bis er wieder ins Reich eingesetzt war, und begehrte auch da nicht einmal von Downing zu wissen, wie er zu der Kundschaft gekommen wäre, (so wie es auch dieser nie entdeckte) ob er (der König) gleich oft zu sagen pflegte, es sey für ihm ein Geheimnis, da kein Mensch von seinem Vorhaben was gewußt habe, als da er schon zu Pferde saß; und daß Flemming zu Downing hingegangen und es ihm entdeckt habe, könne er doch nicht glauben, da er überdas von seiner Schwester so geschwinde zurück gekommen, daß er dazu nicht einmal habe Zeit haben können, indem Downing fast zu gleicher Zeit mit Flemmingen bey ihm angelangt sey.

Ich habe diese Geschichte von verschiedenen, die des Königs Carl II. Hof nach seiner Wiederherstellung

lung besuchten erzehlen gehört; besonders aber von dem Grafen von Cromertie, der da sagte, daß er nebst dem Herzoge von Rochester und verschiedenen andern schottischen Standespersonen, als sie einen Abend in dem ersten Jahr nach der Wiederherstellung, mit dem Könige bey einer Tafel gesessen, sich allesamt über eine in Ansehung der schottländischen Nation unverschämte Rede, die Downing im Parlemente gehalten, in der Absicht gegen Se. Maj. beschwert hätten, daß sie glaubten, der König sollte darüber aufgebracht werden, ihn von Hofe entfernen und ihm seine Gnade entziehen. Der König antwortete, er billige das Gesagte nicht und werde es dem Downing verweisen, aber weiter gehen, könne er füglich nicht, wegen eben dieser Begebenheit, die er in den Ausdrücken erzehlte, die wir hier niedergeschrieben haben, und die auf alle, die gegenwärtig waren, solche Eindrücke machten, daß sie ihm freywillig das Geschehene vergaben, ja der Herzog von Rochester sich die Freyheit ausbat, seine Gesundheit in einem vollen Glase auszutrinken.

III.

Ein Schreiben des Präsidenten der königl. Societät in London, über eine neue Art die Geschwindigkeit des Windes zu messen, nebst einem Versuch, zu bestimmen, wie sich der Schnee gegen Wasser verhalte.

(Annual Register or a View of the History Politiks and Litterature; Vol. X. P. II. p. 81. f.)

Kirknewton d. 13. May. 1766.

My Lord.

Ich würde mich der Ehre sehr unwerth achten, die Ew. Herrlichk. und die Königl. Societät mir erzeuget hat, wenn die Aufmerksamkeit, die Sie so gütig auf mein Schreiben über den letz-

letztern Kometen, gewandt haben, mich nicht sorgfältiger machte alles zu beobachten, was meiner Meinung nach zur Verbesserung der Naturwissenschaft, die ein vorzüglicher Theil der ruhmwürdigen Absichten der Gesellschaft ist, dienen kann.

Eure Herrlichk. wissen, daß meine Lage mich jedem Blasen des Windes aussetzt, und mir eine schöne Gelegenheit an die Hand giebt, die Geschwindigkeit des Windes zu messen, dessen Stärke ich so oft zu fühlen verbunden bin. Ich habe sie dadurch zu bestimmen gesucht, daß ich weiche Pflaumfedern in den Wind fliegen lassen, (eine Art, deren sich, wie ich erfahren habe, der sinnreiche D. Derham bedient hat;) allein ich kann nicht sagen, daß ich bey allen den Versuchen, die ich angestellt habe, (ob ich gleich funfzig dieser Federn eine nach der andern zu gleicher Zeit fliegen lassen) jemals über eine oder höchstens zwo Federn gesehn habe, auf die ich eine Berechnung hätte gründen können. Die Geschwindigkeit des Windes ist nahe an der Erden sehr ungleich, in Betracht der öftern Unterbrechungen, die er von Hügeln, Bäumen und Häusern, selbst auf den offenen Ebenen leiden muß, denn obgleich auf den letztern der Boden glatter ist als sonst wo, so bricht und zurückstößt er doch genung ein so flüßiges Wesen als die Luft ist, und verursacht grosse Unregelmäßigkeiten in der Geschwindigkeit ihres Laufs; daher kommt es, daß eine Feder, wenn man

man sie mit dem Winde fliegen läßt, selten oder niemahls eine gerade Linie beschreibt, sondern sich bald in einer Spiral-Linie, itzt hoch und darauf niedrig, bald zur Rechten und dann wieder zur Linken bewegt; und daß zwo Federn, die man zugleich fliegen läßt, selten oder nie, beysammen bleiben und ähnliche Linien beschreiben.

Eine ansehnliche Höhe von der Erden aber, scheint die Geschwindigkeit des Windes regelmäßig und stätig zu seyn; nichts ist einförmiger, als die Geschwindigkeit einer Wolke am Himmel zu seyn scheinet, selbst beym größten Sturm; sie gleichet einem Schiffe, das auf einem glatten und sanften Flusse unmerklich fortgeführet wird, und in gleichen Zeiten gleiche Räume durchläuft. Dies brachte mich auf die Gedanken, daß die Bewegung einer Wolke, oder deren Schatten über die Oberfläche der Erden, ein weit schicklicheres Maas der Geschwindigkeit des Windes seyn möchte.

Zu Ende des Merzmonates im Jahr 1763 hatte ich eine so günstige Gelegenheit dieses Mittel in Ausübung zu bringen, als ich mir wünschen konnte; die Sonne schien helle, der Himmel war klar, ausgenommen, wo sich leichte schwimmende Wolken befanden; meinen Standort nahm ich an dem mitternächtlichen Fenster meines Speisesaals, ohnweit der Uhr, von wannen ich eine freye Aus-

sicht auf die offenen Felder hatte; die Sonne war in der Mittagslinie, der Wind gerade abendlich, und theilte ihre Strahlen unter rechten Winkeln; ich wartete, bis der vorderste Theil des Schattens einer wohlunterschiedenen und abgeschnittenen Wolke, eben eine mittägliche und mitternächtliche Linie, die ich auf dem Boden angemerkt hatte, berührete; in diesem Augenblick fieng ich meine Rechnung an, und folgte mit meinen Augen dem Schatten in seinem Fortgange, und zählte die ganze Zeit über an der Uhr die Secunden, bis ich 15 gezählt hatte, da ich genau Acht gab, wo die vorgedachte Ecke des Schattens war?

Diesen Versuch wiederholte ich in einer halben Stunde zehnmahl, und fand selten den Unterschied von einer Sekunde, in der Zeit, daß verschiedene Wolken sich über den Raum bewegt hatten. Den 5ten May des gegenwärtigen Jahres, wiederholte ich den Versuch vier verschiedene mahle, da auch die Sonne der Mittagslinie nahe war, der Wind von Abend kam, und so wie vormahls an dem klaren Himmel leichte Wolken waren; und fand, daß die Schatten verschiedener Wolken, einige 44, andere 45 Secunden brauchten, über die nehmliche Stelle zu kommen, die sie damahls bey den ersten Versuchen in 15 Sekunden zurückgelegt hatten.

Die

Fuß

Dieser Raum misset gerade 1384 = Raum, der in 15 Sekunden zurückgelegt worden.

Dieses multiplicirt mit 4

macht 5536 = Raum, der in einer Minute zu durchlaufen.

Dieses multiplicirt mit 60

macht 332160 = Raum einer Stunde.

Welcher Raum ist = 62. 9 englische Meilen die Stunde, die Geschwindigkeit des Windes im Merz 1763.

Ein Drittel davon (oder beynahe 21 Meilen) zeigt die Geschwindigkeit des Windes den 6 May, als ein frischer Wind wehete.

Heute den 12 May, war ein geringer abendlicher Wind, dessen Geschwindigkeit ich an der nehmlichen Linie maß, als die Sonne 10 Minuten schon über der Mittagslinie war, und fand, daß der Schatten 95 Secunden brauchte, über den Raum zu kommen, welches eine Geschwindigkeit des Windes anzeigte, die 9. 9 englische Meilen die Stunde beträgt.

Also kann man durch Bezeichnung verschiedener Linien in verschiedener Richtung, von einer bekannten

Länge, auf einem Boden gar leicht, und wie mich dünkt, mit grosser Genauigkeit die Geschwindigkeit des Windes messen. Wann jemand mit einem Werkzeuge versehen wäre, die Stärke des Windes zu messen, so würde es der Mühe werth seyn unterdessen zu beobachten, ob, wann die Geschwindigkeiten verschiedener Winde, die nehmlichen, oder doch beynahe dieselben sind, die Stärke dieser Winde, den Ort, woher der Wind wehet, mit den Jahreszeiten, folglich mit dem verschiedenen Stande der Barometer und Thermometer nicht verändern? sintemahl das Momentum des Windes nicht blos von seiner Geschwindigkeit, sondern auch von seiner Dichtigkeit abhänget.

Seit dem Ende des Mertzes 1765 bis zu Ende des abgewichenen Mertzes, hatten wir hier in diesem Theile von Schottland sehr wenigen Regen, und nach Verhältniß noch weniger Schnee; unsere Flüsse waren den Winter über so niedrig, als sie sonst mitten im Sommer zu seyn pflegten, Quellwasser mangelte an unterschiedenen Orten, und die Brauer und Mältzer waren genöthiget, selbst im Winter ihr Wasser beträchtlich weit herzuholen; ich befürchtete sehr, wir würden in der Erde nicht Feichtigkeit genug zum frischen Wachsthum haben, wo diese Frühlingszeit, ehe wir einen neuen Zufluß von Regen hätten, sich so anschicken sollte, als die vorige. Mit Ausgange des abgewichenen

Mer-

Mertzes fiel Schnee; und da ich mich nicht erinnerte jemahlen eine Nachricht von einem solchen Versuch gelesen zu haben, so wünschte ich im Stande zu seyn, zu bestimmen, welch einer Menge Wasser dies Fallen des Schnees gleich seyn möchte?

Der Schnee war von fünf Uhr des vorigen Abends, bis um zehn Uhr des andern Tages gefallen; etwa um eilf Uhr maß ich die Tiefe des Schnees, und fand sie 6. $\frac{1}{2}$ Zoll; darauf nahm ich einen steinernen Krug, darin ungefähr drey englische Pinten giengen, und kehrte die Oefnung desselben unterwärts, auf den abgemessenen Schnee, und wo der Grund unten gatt und hart war; und auf diese Art nahm ich allen Schnee von oben bis unten in dem Kruge auf; diesen Schnee schmelzte ich am Feuer, und die 6. $\frac{1}{2}$ Zoll Schnee gaben sechs Zehntel eines Zolles tief Wasser, in dem nehmlichen Kruge. Nachdem ich den Krug ausgegossen hatte, trocknete ich und wog ihn auf einer Wagschale, und nahm in denselben das nehmliche Maas Schnee, als vorher, wog ihn wieder, fand das Gewicht des aufgenommenen Schnees, und berechnete aus diesem Gewicht, was für ein Maas Wasser er hätte geben sollen? da ich dann fand, daß er sechs Zehntel eines Zolles hätte geben sollen, aber auch noch $\frac{1}{20}$ Zoll mehr; hierauf schmelzte ich den Schnee, und fand, daß er auf dem Boden des Gefässes sechs Zehntel Zoll

tief Wasser zurückgelassen hätte, wie das vorige mahl. Der Unterschied eines $\frac{1}{20}$ Zolles in der Tiefe des Wassers zwischen dem Gewicht und dem Schmeizen des Schnees, war aller Wahrscheinlichkeit nach, der Ausdampfung aus dem Gefässe zuzuschreiben, als der Schnee am Feuer schmoltz: denn ich bemerkte, daß bisweilen ein Dampf daraus in die Höhe stieg. Ein stärkerer oder minderer Grad der Kälte oder des Windes, während daß der Schnee fällt, und ein längeres oder kürzeres Liegen desselben auf der Erden, verursacht einen Unterschied in dem Gewicht und der Menge des Wassers, das aus einer gewissen Anzahl Kubik-Fuß, oder Zolle Schnees hervorgebracht wird; kann ich aber den obigen Versuchen (die ich mit der grössesten Sorgfalt anzustellen bemüht war) trauen, so wird frisch gefallener Schnee bey einem mäßig frischen Winde, und einer Frost-Kälte, (welches eben der Fall war, als ich den 27 Mertz meine Versuche mit dem Schnee machte,) ein Maas Wasser hervorbringen, das einen zehnten Theil seiner Masse gleich ist; oder wenn die Erde zehn Zoll tief mit Schnee bedeckt ist, so wird sie durch denselben, wenn er schmeltzt, so gewässert, und die Flüsse und Quellen so versorgt werden, als ob eine Menge Regen gefallen wäre, die die Oberfläche der Erde mit einem Zoll tief Wasser bedeckte.

Ich bin u. s. w.

Aler Brien.

IV.

Geschichte des Aufkommens und der Einrichtung der räuberischen Staaten in der Barbarey *).

Vorerinnerung.

Da die räuberischen Staaten der Barbarey, durch die Raubereyen, zu Zeiten den Unwillen verschiedener Europäischer christlicher Mächte aufs höchste gereitzet haben, so kann es nicht unschicklich seyn, eine genaue und interessirende Geschichte ihres Ursprungs und ihrer Verfassung zu liefern; vorzüglich zu diesen Zeiten, da ein Bruch zwischen Marokko und Spanien bevorstehet, und ein wirklicher Krieg zwischen den Algierern und Dänen, wie auch zwischen der Regierung

*) Aus dem Universal Magazine of Knowledge and Pleasure Vol. XLVII. Sept. 1770. übersetzt mit dem Anfange des Jahres 1771.

zu Tunis und den Franzosen schon ausgebrochen ist.

Derjenige Strich des festen Landes von Afrika, der längst der Küste des Mittelländischen Meeres liegt; der ehemahls die Königreiche Mauritanien und Massylien, nebst der Republik Carthago ausmachte, und gegenwärtig unter dem allgemeinen Nahmen der Barbaren bekannt ist; hat viele Umwältzungen erfahren. Nachdem er den Römern unterwürfig geworden, ward er eine Provintz des Reichs. Als ihn nachgehends die Vandalen eroberten, so errichteten sie daselbst ein Königreich. Da auch dies durch den Belisarius umgestürzet war, so verblieb das Land unter der Oberherrschaft der griechischen Kayser, bis es gegen Ende des siebenten Jahrhunderts den schnellen und unwiderstehlichen Waffen der Araber unterworfen ward. Eine Zeitlang blieb es ein Theil des weiten Reiches, von dem die Kaliphen das Haupt waren. Doch, da es von dem Sitze der Regierung so unermeßlich weit entfernet lag, so bekamen die Abkömmlinge derer Anführer, die das Land erobert hatten, oder die Häupter der Mohren, die alten Einwohner desselben, einen Muth; das Joch abzuwerfen, und sich in Freyheit zu setzen. Die Kaliphen, die ihre Macht einem Geiste des Enthusiasmus, der geschickter ist, Eroberungen zu machen,

machen, als zu erhalten, zu danken hatten; sie waren genöthiget, zu Thaten der Rebellion, die sie nicht hindern konnten, stille zu schweigen, und die Barbarey ward in verschiedene Königreiche zertheilet, unter denen Marokko, Algier und Tunis die beträchtlichsten waren. Die Einwohner dieser Königreiche waren ein vermischtes Geschlecht, Araber, Negern aus den mittäglicheren Provinzen, und Mohren, die theils gebohrne Afrikaner, theils Vertriebene aus Spanien waren; alle mit einander eifrige Bekenner der muhamedanischen Religion, und gegen das Christenthum mit einem abergläubischen Haß erfüllet, der ihrer Unwissenheit und ihren barbarischen Sitten angemessen war.

Unter diesem Volke, das nicht minder verwegen, unbeständig und treulos war, als die alten von den römischen Geschichtschreibern geschilderten Bewohner dieses Landes; brachen häufige Aufrühre aus, und in der Regierung giengen viele Veränderungen vor. Da sie aber nur blos die innere Verfassung dieses barbarischen Landes angriffen, so sind sie so unbekannt, als sie es verdienen; allein, da sich um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine plötzliche Revolution zutrug, die den Europäern die barbarischen Staaten furchtbar machte, so wird dadurch ihre Geschichte mehr der Aufmerksamkeit werth. Diese Revolution ward von Personen zu Stande gebracht, die zu einer Lebens-

art gebohren waren, von der man so ruhmvolle Thaten nicht erwartet. Horuk und Hayradin, Söhne eines Töpfers auf der Insel Lesbus, verliessen, von einem rastlosen und unternehmenden Geiste angetrieben, das Handwerk ihres Vaters, begaben sich auf die See, und gesellten sich zu einer Bande Seeräuber. Hier thaten sie sich durch die Kühnheit und Geschäftigkeit hervor, so daß sie Meister einer kleinen Brigatine wurden, und ihr schändliches Handwerk mit solchem Glücke trieben, daß sie endlich eine Flotte von zwölf Galleeren, ausser vielen andern kleinern Schiffen zusammenbrachten. Horuk, der älteste Bruder, der wegen seiner rothen Barthaare Barbarossa genannt wird, war Admiral dieser Flotte, und Hayradin befahl nächst ihm, und mit gleicher Gewalt. Sie nannten sich Freunde der See, und Feinde aller derer, die darauf segeln, und ihr Nahme ward bald von der Strasse der Dardanellen an, bis an die Strasse von Gibraltar fürchterlich. Mit ihrem Ruf und ihrer Macht vergrösserten sich auch ihre ehrgeitzigen Absichten, und unterdessen, daß sie als Corsaren handelten, nahmen sie die Ideen der Eroberer an, und erlangten deren Gaben. Die Prisen, die sie an den Küsten von Spanien und Italien machten, brachten sie oft nach den Seehäfen der Barbarey, und waren allenthalben, wo sie hinkamen, sehr angenehme Gäste, denn sie bereicherten

cherten die Bewohner durch den Verkauf ihres Raubes, und durch die unsinnige Verschwendung der Schiffsleute. Die bequeme Lage dieser Hafen, die den damals grössesten Handelsstaaten der Christenheit so nahe waren, erregte bey den Brüdern einen Wunsch, in diesem Lande eine Niederlassung zu haben. Es ereignete sich bald von selbst eine Gelegenheit zu Erfüllung dieses Wunsches, die sie nicht ungebraucht vorüber gehen liessen.

Eutemi, König von Algier, hatte verschiedene male ohne Erfolg versuchet, eine Festung wegzunehmen, die die spanischen Befehlshaber von Oran, ohnweit seiner Hauptstadt erbauet hatten, und man gab ihm den übeln Rath, den Barbarossa, dessen Muth die Africaner als unwiderstehlich ansahen, um Hülfe zu ersuchen. Der thätige Korsar nahm diese Einladung mit vielen Freuden an, er ließ seinen Bruder Hayratin auf der Flotte, und begab sich an der Spitze von fünftausend Mann, nach Algier, wo er als ein Befreyer aufgenommen ward. Eine solche Macht gab ihm eine Gewalt über die ganze Stadt, und da er wahrnahm, daß die Mohren ihn weder in Verdacht einer bösen Absicht hatten, noch im Stande wären, mit ihren leicht bewaffneten Truppen seinen geübten alten Soldaten sich zu widersetzen, so brachte er den König, zu dessen Beystande er gekommen war, heimlich um, und ließ sich an dessen Stelle

zum

zum König ausruffen. Das Ansehen, das er so kühn sich angemaßt hatte, suchte er festzustellen, durch Künste, die dem Geiste des Volks, das er zu regieren hatte, angemessen waren; durch eine gränzenlose Freygebigkeit gegen die, die seinem Unternehmen günstig waren; und durch eine nicht weniger gränzenlose Grausamkeit gegen alle, auf die er die geringste Ursache hatte, mistrauisch zu seyn. Nicht zufrieden mit dem Throne, den er geraubt hatte, griff er den benachbarten König von Tremeßin an, und that, nachdem er denselben in einer Schlacht überwunden hatte, dessen Herrschaften zu seinen algierischen hinzu. Zu gleicher Zeit fuhr er auch fort, die spanischen und italienischen Küsten mit Flotten, die mehr den prächtigen Schiffen eines grossen Monarchen, denn dem leichten Geschwader eines Korsaren ähnlich waren, zu beunruhigen. Die Verwüstungen, die sie anrichteten, nöthigten den Kayser Carl V. den Befehlshaber von Oran zu schicken, um ihn anzugreiffen. Dieser richtete mit Beystande des entthroneten Königes von Tremeßin, seinen Auftrag mit solchem Muthe aus, daß Barbarossas Truppen in verschiedenen Scharmützeln geschlagen, und er selbst in Tremeßin eingeschlossen ward, das er bis aufs äusserste vertheidigte, bis er, als er zu flüchten versuchte, eingeholt, und (indem er mit einem hart-

näckigem Muthe, der seiner vorigen Thaten und Rufes würdig war, fochte,) getödtet ward.

Sein Bruder Hayradin, der gleichfalls unter dem Namen Barbarossa, bekannt ist, nahm den Zepter von Algier mit eben dem Ehrgeitze, mit eben den Fähigkeiten, aber mit besserm Glück an. Seine Regierung ward von den Spaniern, die mit ihren europäischen Kriegen genung zu schaffen hatten, nicht beunruhiget; daher richtete er mit bewundernswürdiger Klugheit die innere Verfassung seines Königreichs ein, führte seine See Operationen mit grosser Kühnheit, und breitete seine Eroberungen auf dem festen Lande von Afrika aus. Allein, da er merkte, daß die Mohren und Araber sich seiner Regierung mit dem äussersten Widerwillen unterwarfen; und befürchtete, daß seine unaufhörlichen Räubereyen die Waffen der Christen, einst wider ihn erregen möchten; so unterwarf er seine Herrschaften dem Schutze des Großherrn, von dem er eine solche Zahl türkischer Soldaten erhielte, als zu seiner häuslichen Sicherheit, und auch gegen seine äussern Feinde, zureichend war. Endlich da der Ruf seiner Unternehmungen mit jedem Tage wuchs, so bot ihm der türkische Kayser Solyman die Befehlshaberschaft über seine Flotte an, als der einzigen Person, deren Muth und Erfahrung ihn zu der Befehlshaberstelle gegen Andreas Doria, den grössesten Seeofficier seiner Zeiten, berechtigte.

Barba-

Barbaroſſa begab ſich, voll Stolz auf dieſen Vorzug, nach Conſtantinopel, und gewann vermittelſt einer wundervollen Geſchwindigkeit des Geiſtes, mit der er die Künſte eines Höflings, mit der Vermeſſenheit eines Seeräubers zu vermiſchen wuſte, das ganze Vertrauen, ſowol des Sultans, als ſeines Veziers. Ihnen legte er einen Entwurf vor, den er gebildet hatte, von Tunis, des zu damahliger Zeit blühendeſten Königreiches, an der africaniſchen Küſte, ſich Meiſter zu machen; und nachdem ſie ihn gebilliget hatten, ſo erhielte er von ihnen alles, was er verlangte, ihn ins Werk zu ſetzen.

Seine Hoffnungen eines glücklichen Erfolges bey ſeinem Unternehmen, gründeten ſich auf die innerlichen Uneinigkeiten in dem Königreich Tunis. Mahomed, der letztere König dieſes Landes, der von ſeinen verſchiedenen Weibern 34. Söhne hatte, ernannte den Muley-Haſſem, einen der jüngſten derſelben, zu ſeinem Nachfolger. Dieſer ſchwache Prinz, der ſeinen Vorzug nicht ſeinen eigenen Verdienſten, ſondern ſeiner Mutter, die über einen alten kindiſchen Monarchen den Herrn ſpielte, zu danken hatte, vergiftete zuerſt ſeinen Vater, damit er ſeine Anordnungen wegen der Regierung nicht ändern möchte; und darauf brachte er mit einer barbariſchen Staatskunſt, die allenthalben herrſcht, wo die Vielweiberey erlaubt, und das

Recht

Recht der Nachfolge nicht genau bestimmt ist, alle seine Brüder um, die er in seine Gewalt bekommen konnte. Alraschid, einer der ältesten, war so glücklich seiner Wuth zu entgehen, und versuchte, da er unter den wandernden Arabern eine Zuflucht fand, verschiedene male mit Hülfe ihrer Oberhäupter, den Thron wieder zu erlangen, der ihm von Rechtswegen zukam. Allein seine Versuche waren nicht glücklich, und er flohe, da die Araber nach ihrer natürlichen Leichtsinnigkeit bereit waren, ihn seinem unbarmherzigen Bruder auszuliefern, nach Algier, dem einzigen ihm übrig gebliebenen Zufluchtsorte. Barbarossa, den er hier um Schutz anflehete, übersahe mit einmal alle die Vortheile, die er von der Unterstützung seines Anrechts haben könnte, und empfing ihn mit aller möglichen Freundschafts- und Hochachtungsbezeigung. Weil er eben zu dieser Zeit nach Constantinopel zu segeln bereit war, so beredete er leicht den Alraschid, (dessen Begierde eine Krone zu erlangen, ihn alles glauben und unternehmen ließ;) ihn dahin zu begleiten, und versprach ihm die thätigste Hülfe von dem Kayser Solymann, den er als den großmüthigsten und mächtigsten Monarchen von der Welt abschilderte. Kaum war aber dieser falsche Korsar in Constantinopel angelangt, als er ohne Achtung aller seiner ihm gethanen Versprechungen, dem Sultan seine Absichten eröfnete, Tunis zu erobern

und

und ans türkische Reich zu bringen; indem er sich des Namens des verwiesenen Prinzen, und der Hülfe derjenigen Parthey, die bereit war, sich für denselben zu erklären, sich für sich selbst bediente. Solyman billigte mit so grosser Bereitwilligkeit diese treulosen Vorschläge, die dem Character ihres Urhebers äusserst gemäs waren, aber immer eines grossen Prinzen unwürdig blieben. Es ward bald eine mächtige Flotte, und ein zahlreiches Heer zusammen gebracht, bey deren Anblick der leichtgläubige Alraschid sich schmeichelte, daß er bald siegreich in seine Hauptstadt einziehen würde.

Allein, gerade da dieser unglückliche Prinz sich einschiffen wollte, ward er auf Befehl des Groß-Herrn gefangen genommen, in den Seraglio gesteckt, und man hat nie weiter etwas von ihm zu hören bekommen. Barbarossa segelte mit einer Flotte von zwey hundert und funfzig Schiffen nach Afrika. Nachdem er die Küsten Italiens verwüstet, und in diesem Lande allenthalben Schrecken verbreitet hatte, so erschien er vor Tunis, setzte seine Leute ans Land, und gab vor, daß er käme Alraschids Ansprüche zu behaupten, den er an Bord der Admirals-Galeere krank zurückgelassen hätte. Die Festung Goletta, die den Meerbusen bestreicht, fiel bald, theils durch seine eigene Geschicklichkeit theils durch ihres Befehlshabers Verrätherey, in seine Hände; und die Einwohner von Tunis,

die

die der Regierung des Muley-Hassem überdrüssig waren, ergriffen die Waffen und erklärten sich mit solchem Eifer und Einmuth für den Alraschid, daß jener genöthiget war, sich plötzlich davon zu machen, und alle seine Schätze hinter sich zurück zu lassen. Die Thore wurden dem Barbarossa, als dem Wiederhersteller ihres rechtmäßigen Oberherrn, sogleich eröffnet. Als aber Alraschid selbst nicht erschien, und man unter dem Zuruffen der türkischen, in die Stadt einziehenden Soldaten, an statt seines Nahmens, nur den des Solymans hörte, fing das Volk von Tunis an, den Seeräuber in Verdacht einer Verrätherey zu ziehen, ergriff, da ihre Muthmassungen bald genug in Gewißheit verwandelt wurden, mit der grössesten Wuth die Waffen, und umringte die Citadelle, in die Barbarossa seine Truppen verlegt hatte. Da aber dieser, einen solchen Aufstand vorhergesehen hatte, so war er dagegen nicht unvorbereitet; er ließ sogleich das Geschütze auf den Wällen gegen sie Gerichten und zerstreuete mit einem lebhaften Losbrennen desselben, und des kleinen Gewehrs, alle die zahlreichen, aber unaufgeführten Anläufer, und zwang sie, den Solyman für ihren Oberherrn, ihn selbst aber, für dessen Unterkönig, zu erkennen.

Seine erste Sorge war, das Königreich, das er in Besitz genommen hatte, in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen. Er befestigte die Cita-

delle, die die Stadt bestreicht, noch stärker; und Goletta machte er mit grossen Kosten zu einer regelmäßigeren Festung, und zur vornehmsten Lagerstädte seiner Flotte und seines grossen Krieges- und Schifs-Zeughauses. Da er nun so ausgebreitete Länder besaß, so breitete er auch seine Räubereyen gegen die christlichen Staaten weiter aus, und begieng sie mit grösserer Grausamkeit und Verwüstung, als jemahls zuvor. Täglich brachten die Unterthanen des Kayfers aus Spanien und Italien Klagen über die Plünderungen an, die sie auszustehen hatten. Zu gleicher Zeit wandte sich Muley-Hassem, der vertriebene König von Tunis, (der unter den muhamedanischen Fürsten keinen einzigen willig oder tüchtig fand, ihn wieder auf seinen Thron zu helfen,) an den Kayser, als den einzigen, der seine Rechte gegen einen so fürchterlichen Thronräuber vertheidigen konnte. Carl schloß bereitwillig mit Muley-Hassem einen Tractat, machte Anstalten auf Tunis los zu gehn, und faßte den Entschluß bey dieser Gelegenheit den Oberbefehl selbst zu übernehmen. Die vereinigte Macht seiner Herrschaften ward aufgefordert, an einem Unternehmen Antheil zu fassen, bey dem er seinen Ruhm wagte, und das die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog. Eine Flämische Flotte führte aus den niederländischen Häfen ein Heer deutschen Fußvolks, die Galeeren Italiens und

Neapo-

Neapolis nahmen jene alten spanischen und italienischen Soldaten an Bord, die sich schon durch so viele Siege über die Franzosen hervorgethan hatten; der Kayser selbst, schiffte sich mit der Blüthe des spanischen Adels zu Barcellona ein, und ein ansehnliches Geschwader aus Portugal, unter dem Befehl des Infanten, Don Ludwigs, des Bruders des Kaysers, stieß zu seiner Flotte; Andreas Doria führte seine eigene Galeeren, die damahls die vortreflichsten von Europa waren, und hatte die allererfahrensten Officiere; der Pabst verliehe zu solch einem frommen Unternehmen allen Beystand, der in seinem Vermögen war, und der Maltheser Orden, der ewige Feind der Ungläubigen, rüstete ein kleines, aber in Ansehung der tapfern Ritter, die darauf dieneten, furchtbares Geschwader aus. Der Hafen Cagliari in Sardinien, war der allgemeine Versammlungs-Platz. Doria ward zum Ober-Admiral der Flotte gemacht, und der Oberbefehl über die Landmacht, ward dem Marquis di Guasto gegeben.

Den 16. Julii des Jahrs 1535 segelte die Flotte, die aus beynahe fünfhundert Schiffen bestand, und über dreyßig tausend Mann regulärer Truppen am Bord hatte, von Cagliari ab, und warf, nach einer glücklichen Fahrt, im Gesicht von Tunis die Anker. Barbarossa, der von des Kaysers grossen Zurüstungen zeitige Nachricht bekom-

kommen, und leicht muthmassen konnte, wohin sie abzielten, hatte mit eben so viel Klugheit als Muth, Anstalten vorgekehrt, seine neue Eroberung zu vertheidigen. Er rief alle seine Corsaren von ihren verschiedenen Standorten zurück und zusammen, er zog so viele Truppen, als nur abkommen konnten, aus Algier zu sich; er schickte Bothen an alle afrikanische, sowohl mohrische, als arabische Fürsten, und stellte den Muley-Hassem als einen schändlichen Apostaten vor, der aus Ehrgeitz und Rachbegierde nicht nur ein Lehnsträger eines christlichen Fürsten werden wollte, sondern auch mit diesem den Anschlag gefaßt hätte, den muhamedanischen Glauben auszurotten; und hiedurch entflammte er diese unwissenden und abergläubischen Häupter so, daß sie, als in einer gemeinschaftlichen Sache, die Waffen ergriffen. Zwanzig tausend Pferde, und eine grosse Anzahl Fußvölker, waren bald bey Tunis versammlet; und Barbarossa wuste von Zeit zu Zeit ihre Hitze, die sie zusammengebracht hatte, durch schickliche Austheilung genugsamer Geschenke, vor dem Abkühlen zu bewahren. Da er aber seinen Feind, mit dem er zu thun hatte, gar wohl kannte, und einsahe, daß diese leichten Truppen der schwer bewaffneten Reuterey, und den geübten Fußvölkern, aus denen das kayserliche Heer bestand, nicht würden widerstehen können, so setzte er sein vornehmstes Vertrauen auf die Stärke der Festung

Golet-

Goletta, und auf seine bey sich habende türkische Soldaten, die auf europäischen Fuß geübet waren. Von diesen warf er sechs tausend, unter dem Befehl des Sinan, eines abgefallenen Juden, des tapfersten und erfahrensten aller seiner Corsaren, in diese Festung, die sogleich von dem Kayser berennet wurde. Da Carl die Herrschaft zur See hatte, so war sein Lager nicht blos mit den Nothwendigkeiten, sondern auch mit allen Ueppigkeiten des Lebens so reichlich versehen, daß Muley-Hassem, der nicht gewohnt war den Krieg mit solcher Ordnung und Pracht geführet zu sehen, die Macht des Kaysers höchlich bewunderte. Seine Truppen, die durch seine Gegenwart belebt wurden, und es als verdienstlich ansahen, ihr Blut in einer so frommen Sache zu vergiessen, stritten unter sich, wegen der Ehren- und Gefahr-vollesten Posten. Drey verschiedene Angriffe waren veranstaltet, und einer jeden der drey Nationen, Deutschen, Spaniern und Italienern, ward einer derselben anvertrauet; sie thaten sie mit allem dem hitzigen Muth, den National-Beeiferung einflössen kann. Sinan brauchte die Erfahrung und Entschlossenheit, die des Vertrauens würdig waren, so sein Herr in ihn gesetzt hatte; und die Besatzung that alle die harten Dienste, zu denen sie befehliget ward, mit grosser Standhaftigkeit. Allein, ob er gleich die Belagerer durch häufige Ausfälle stöhrete; obgleich die

Mohren und Araber das Lager mit ihren unaufhörlichen Angriffen beunruhigten; so wurden doch die Breschen auf der Landseite so beträchtlich, unterdessen daß die Flotte, die Werke, zu denen sie nahen konnte, mit nicht minderer Wuth und Vortheilen beschoß, daß endlich der Platz durch einen allgemeinen Sturm anlauf eingenommen wurde. Sinan zog sich, nach einem hartnäckigen Widerstande, mit den Ueberbleibseln der Besatzung, über einen seichten Strich der Bay, nach der Stadt zurück. Durch Einnahme dieser Festung ward der Kayser Meister von Barbarossas Flotte, die aus sieben und achtzig Galeeren und Gallioten bestand, wie auch von dessen Zeughause, und dreyhundert, meistens kupfernen Kanonen, die auf den Mauren gepflanzet waren; eine, zu den damahligen Zeiten überaus grosse Zahl, die aber einen merkwürdigen Beweis, sowohl von der Stärke der Festung, als auch von der Grösse der Macht dieses Seeräubers darlegt. Der Kayser zog durch die Bresche in Goletta ein, und sagte zu Muley-Hassem, der ihn begleitete: „Sehet, da ist ein Thor für euch „offen, wodurch ihr zum Besitz eurer Herrschaften „gelangen könnet.„

Barbarossa, ob er gleich das volle Gewicht des Streiches, den er empfangen hatte, empfand, verlohr doch nicht seinen Muth, oder den Entschluß, Tunis zu vertheidigen. Da aber die Mauren

weit-

weitläuftig und sehr schwach waren; er sich auch nicht auf die Treue der Einwohner verlassen, noch hoffen durfte, daß die Mohren und Araber, die Beschwerlichkeiten einer Belagerung ausstehen würden; so entschloß er sich kühn, mit seinem Kriegesheere, das sich auf funfzig tausend Mann belief, auf das kayserliche Lager los zu gehn, und das Schicksal seines Königreichs durch eine Schlacht zu entscheiden. Diesen Entschluß machte er seinen vornehmsten Kriegesbedienten bekannt; stellte ihnen aber auch zugleich die gefährlichen Folgen vor, die daraus entstehen möchten, falls zehn tausend christliche Sclaven, die er in der Citadelle aufbewahrte, während der Abwesenheit seines Heeres einen Aufstand erregen sollten; und that den Vorschlag, als eine nothwendige Maasregel zur öffentlichen Sicherheit, sie ohne Barmherzigkeit alle nieder zu säbeln, ehe er seinen Zug anträte. Sie gaben alle seiner Entschliessung zu fechten den heissesten Beyfall; allein, so hart sie auch durch ihre räuberische Handlungen gegen Auftritte des Blutvergiessens und der Grausamkeit geworden waren, so erfüllete sie doch das Barbarische des Vorschlages, wegen der Sclaven mit Schrecken; und Barbarossa willigte mehr aus Furcht sie aufzubringen, als aus Bewegungsgründen der Menschlichkeit darein, das Leben der Sclaven zu sparen.

Während der Zeit hatte der Kayser schon den Anfang gemacht, auf Tunis los zu gehen; und obgleich seine Soldaten auf ihrem Zuge über brennenden Sand, wegen Mangel an Wasser, und wegen der unerträglichen Sonnenhitze ganz unbeschreibliche Beschwerden ausstanden, so kamen sie doch bald an den Feind. Die Mohren und Araber, die auf die grosse Ueberlegenheit ihrer Menge trotzeten, thaten sogleich mit lautem Geschrey den Angrif, allein, ihre ungeordnete Tapferkeit hielte es gegen die regelmäßigen Bataillonen nicht einen Augenblick aus; und obgleich Barbarossa mit wunderbahrer Geistesgegenwart, und mit Wagung seiner selbst in die grössesten Gefahren, sie wieder zum Stehen zu bringen suchte, so ward die Unordnung doch so allgemein, daß er mit ihnen auf ihrer Flucht, nach der Stadt zurückgezogen ward. Hier fand er alles in der grössesten Verwirrung; viele Einwohner flüchteten mit ihren Familien und Sachen, andere machten sich fertig dem Ueberwinder die Thore zu öffnen; die türkischen Soldaten bereiteten sich zum Zurückzuge; und die Citadelle, die in diesen Umständen zur Zuflucht hätte dienen können, war bereits in den Händen der christlichen Sclaven. Diese Unglückseligen, die durch ihren Zustand zur Verzweifelung gebracht waren, hatten die Gelegenheit, die Barbarossa befürchtet, ergriffen. Seine Armee war kaum eine

kleine Strecke von der Stadt entfernet, als sie zween ihrer Hüter auf ihre Seite brachten, durch deren Beystand ihre Fesseln zerbrachen, ihre Gefängnisse eröfneten, die türkische Besatzung überwältigten, und das Geschütze des Forts gegen ihre vorige Herren kehreten. Barbarossa, der verlassen und wüthend war, schriehe bisweilen über das falsche Mitleiden seiner Officiere, bisweilen verdammte er seine eigene unkluge Einwilligung in ihre Meinung, und flohe eilfertig nach Bona. Der Kayser, der über den leichten, und fast unblutigen Sieg, den er davon getragen hatte, vergnügt war, und langsam, und mit aller der Vorsicht, die in einem feindlichen Lande nothwendig ist, weiter zog, wußte unterdessen sein Glück noch nicht ganz. Endlich berichtete ihm ein Bothe, den die Sclaven abgeschickt hatten, daß ihre edle That zu Wiedererlangung ihrer Freyheit einen glücklichen Erfolg gehabt hätte; zugleich erschienen Abgeordnete der Stadt, ihm die Schlüssel ihrer Thore zu überbringen, und um seinen Schutz gegen alle Gewaltthätigkeit zu flehen. Indem er noch über die schicklichsten Mittel zu diesem Endzwecke berathschlagte, brachen die Soldaten, aus Furcht, daß sie der erwarteten Beute beraubt werden würden, mit einmahl, und ohne Ordnung, in die Stadt ein, und fiengen an, ohne Unterschied zu plündern und zu morden. Da war es zu spät, ihrer Grausamkeit, ihrem Geitze, oder

unbändigen Trotze Einhalt zu thun. Alle Ausschweifungen, derer nur Soldaten in der Wuth eines Sturmanlaufes fähig; alle die Schandthaten, deren nur Leute schuldig seyn können, deren Leidenschaften noch durch Verachtung und Haß, den der Unterschied der Religion und Sitten hervorbringt, angefeuret werden, die wurden hier begangen. Mehr dann dreyßig tausend unschuldiger Einwohner kamen an diesem unglückseligen Tage um, und zehn tausend Mann wurden als Sclaven weggeführet. Von dem mit Zerfleischungen umringeten Thron, nahm nun wieder Besitz Muley Hassem, der von seinen Unterthanen, über die er solches Unglück gebracht hatte, verabscheuet, und selbst von denen, deren Unbesonnenheit die Gelegenheit dazu gegeben hatte, bemitleidet wurde. Der Kayser betrauerte den unglückseligen Zufall, der den Glanz seines Sieges verdunkelte, und nur ein Auftritt war bey diesem Schauplatz des Schreckens, der ihm einige Beruhigung verschaffte. Zehn tausend Christen-Sclaven, unter denen verschiedene Personen von Stande waren, kamen, ihm bey seinem Eintrit in der Stadt entgegen, fielen auf ihre Knie nieder, dankten ihm, und segneten ihn als ihren Befreyer.

Zu der nemlichen Zeit, als der Kayser sein Versprechen erfüllete, den Mohrenkönig wieder in' seine Herrschafften einzuführen; vergaß er nichts von dem was nöthig war, die Macht der afrikanischen

Korsa-

Korsaren zu zähmen, den Vortheil der Krone Spaniens zu befördern, und seinen Unterthanen Sicherheit zu verschaffen. Diese Absichten zu erreichen, schloß er mit Muley-Hassem einen Tractat auf folgende Bedingungen; daß dieser sein Königreich Tunis von der Krone Spanien zu Lehn tragen, und dem Kayser als seinem Lehns-Herrn huldigen sollte; daß alle Christen-Sclaven, die gegenwärtig in seinen Herrschaften wären, sie möchten seyn von welcher Nation sie wollten, ohne Lösegeld in Freyheit sollten gesetzt werden; daß kein kayserlicher Unterthan künftig in Knechtschaft gehalten; daß keinem türkischen Korsaren in die Häfen seiner Herrschaften zu kommen erlaubet seyn; daß ein freyer Handel nebst der öffentlichen Uebung der christlichen Religion allen Unterthanen des Kaysers verstattet werden, daß der Kayser nicht nur Goletta behalten, sondern daß auch alle andere befestigte Seehäfen in dem Königreiche ihm übergeben werden sollten; daß Muley-Hassem jährlich zwölf tausend Kronen zum Unterhalt der spanischen Besatzung in Goletta bezahlen, daß er mit keinem Feinde des Kaysers in ein Bündniß treten, und ihm jährlich zur Anerkennung seines Lehnstragens sechs mohrische Pferde und eben so viel Falken schicken sollte. Nachdem er auf diese Art die Sachen in Africa zur Richtigkeit gebracht, die Vermessenheit der Seeräuber gezüchtiget, den Schiffen seiner

Un-

Unterthanen einen sicheren Zufluchtsort versichert, und seinen eigenen Flotten an der Küste, von der her, er am meisten durch Seeräubereyen beunruhiget worden, einen schicklichen Standort verschafft hatte; so schiffte er sich wieder nach Europa ein, indem die ungestüme Witterung und die Krankheiten unter seinen Truppen, ihm nicht verstatteten, den Barbarossa zu verfolgen.

Diesen finden wir in dem Jahre 1543. wieder, da er mit einer Flotte von hundert und zehn Galeeren auf Reggio in Italien eine Landung that, und es ausplünderte und verbrannte. Bald darauf in demselbigen Jahre, stieß er zu der französischen Flotte zu Marseille, und die Lilien Frankreichs erschienen mit dem zunehmenden Monde Muhameds, zum Erstaunen und Aergerniß des ganzen Christenthums, in Zusammenkunft vor einer Festung, auf der das Creutz Savoyens flaggete. Ihre vereinigten Kräfte wurden zu Schanden, indem sie mit grossem Verlust von dem Befehlshaber der Festung, dem Monfort, zurückgeschlagen, und als sich Doria mit seiner Flotte näherte, die Belagerung aufzuheben genöthiget wurden.

Während der Zeit, daß Barbarossa als Capitain Bascha die türkische Flotte commandirt hatte, war der Oberbefehl über Algier dem Hassem-Aga einem abtrünnigen Verschnittenen anvertrauet worden, der in dem Dienste des See-Räubers

bers alle Stuffen durchgegangen, dadurch er eine grosse Kriegeserfahrung erlangt hatte, und zu einer Bedienung, die eine versuchte und unternehmende Tapferkeit erfoderte, sehr geschickt war. Hassem, um zu zeigen, wie wohl er diese Würde verdiente, trieb seine Seeräubereyen gegen die christlichen Staaten, mit erstaunender Geschäftigkeit, und übertraff, wo möglich, selbst den Barbarossa an Kühnheit und Grausamkeit. Hierüber hatten die Unterthanen des Kayfers schon längst häufige Klagen geführet, und es als eine Unternehmung vorgestellt, die seiner Macht gemäß und seiner Menschlichkeit angemessen wäre, wenn er Algier, diesen seit der Einnahme von Tunis allgemeinen Zufluchtsort aller Freybeuter, eroberte, und dies gesetzlose Geschlecht, diesen unversöhnlichen Feind des christlichen Namens, gänzlich ausrottete. Theils durch diese Bitten bewogen, theils durch die Hoffnung angereitzet, seinen Ruhm, den er durch seine Unternehmung auf Africa vormals erlangt hatte, zu vermehren, entschloß er sich auf diesen Ort los zu gehen, und zwar entschloß er sich dazu mit solcher Hartnäckigkeit, daß er weder des Pabstes achtete, der ihm rieth, noch des Andreas Doria, der ihn beschwor, nicht seine ganze Flote einem fast unvermeidlichen Untergange dadurch auszusetzen, daß er es wagte zu einer so späten Jahrszeit, und da die Herbstwinde so heftig stürmeten, den gefährlichen Algierischen

Kü-

Küsten sich zu nähern. Er erkannte bald, daß sein erfahrner Seemann nicht unrecht geurtheilet hatte. Sein Unternehmen mißlung zu Wasser und zu Lande, indem ein schrecklicher Sturm alle seine Versuche fruchtlos machte, und kaum konnte er mit Schwierigkeit, mit den elend zugerichteten Ueberbleibseln seiner Flotte und Armee, davon kommen.

Dieses war der Ursprung der seeräuberischen Staaten der Barbarey. Ein anderer Korsar erhielte auf des Barbarossa Manier die Regierung von Tripolis; eine Zeitlang wurden sie für türkische Unterthanen gehalten, und durch türkische Baschas oder Unterkönige regieret. Allein mit der Zeit masseten sich alle diese Staaten, oder vielmehr die Soldaten, das Recht an, aus ihrem eigenen Mittel einen Oberherrn sich zu erwählen; und machten sich von dem türkischen Reiche unabhänglich. Zu Tunis und Tripolis hat der Groß-Herr noch Baschas, die auf gewisse Art gleichsam die Aufsicht über die Deys halten und sich einen kleinen Tribut bezahlen lassen. Dabey haben aber auch alle diese Staaten das Recht, im Fall der Nothdurft, auf den Schutz der Ottomannischen Pforte Anspruch zu machen.

V.

Vergleichung der Kräfte zwischen den Menschen und Thieren. *)

Obgleich der Leib des Menschen dem äusserlichen nach zärtlicher ist, als irgend eines Thieres, so ist er doch sehr Nervenreich, und in Betracht seiner Masse vielleicht noch stärker, als der des stärkesten Thieres; denn wenn wir die Stärke des Löwen mit der Stärke des Menschen in Vergleichung stellen, so müssen wir betrachten, daß der Gebrauch, den dieses Thier, das Klauen hat, von denenselben machet, uns einen falschen Begriff von dieser Stärke giebt, und daß wir ihr das beymessen, was eigentlich ihren Waffen allein eigen ist. Die Waffen dagegen, die der Mensch von der Natur empfangen hat, sind nicht schädlich, und dieses zum grossen Glück, wann ihm nur nicht die Kunst noch fürchterlichere Waffen in die Hände gegeben hätte, als die Klauen der Löwen sind.

Ein

*) Universalmagazin. Band. XLVII. S. 183.

Ein besserer Weg, die Stärke der Thiere und Menschen zu vergleichen ist der, daß man die Lasten betrachtet, die beyde tragen können. Man hat uns versichert, daß die Träger in Constantinopel Lasten von neun hundert bis tausend Pfund tragen. Ich erinnere mich einen Versuch gelesen zu haben, den Herr Deaguliers angestellt hat, die Stärke des Menschen zu erfahren. Er ließ eine Art von Harnisch machen, vermittelst welchem er über alle Theile des Leibes eines stehenden Mannes eine gewisse Anzahl Gewichte vertheilte, so, daß jeder Theil des Leibes alles das trug, was er im Verhältniß gegen das übrige tragen konnte, und es war kein Theil, der nicht so beladen gewesen wäre als er seyn mußte. Durch Hülfe dieser Maschine konnte dieser Mensch, ohne überladen zu seyn, zwey tausend Pfund tragen. Und wann wir nach dieser Ladung, Masse für Masse, diejenige vergleichen, die ein Pferd tragen könnte, so wird sich finden, daß der Körper dieses Thiers an Masse, die Masse des menschlichen Leibes sechs bis sieben mal übertrift, und wir dem zufolge ein Pferd mit einem Gewichte von zwölf bis vierzehn tausend Pfund beladen können; eine ganz ungeheure Last, wenn wir sie mit der vergleichen, die wir dieses Thier auch selbst alsdann tragen lassen, wenn wir das Gewicht seiner Last so vortheilhaft vertheilen, als nur möglich ist.

Auch aus der fortdaurenden Uebung und Thätigkeit der Bewegungen eines Menschen, können wir einen Schluß auf seine Stärke machen. Menschen laufen mit Pferden um die Wette, oder halten wenigstens die Bewegung länger aus. Selbst bey gemäßigterer Uebung, wird ein Mann, der zu gehen gewohnt ist, täglich einen längern Weg zurücke legen, dann ein Pferd: oder wann er nur mit dem Pferde einen gleichen Weg zurücke legt, so wird das Pferd weniger Tage aushalten, als der Mensch, der noch seinen Weg ohne Unbequemlichkeit wird weiter fortsetzen können. In Ispahan machen die Leute, die ihres Handwerks nach Läufer sind, 36. Meilen in vierzehn oder funfzehn Stunden. Die Reisenden versichern uns, daß die Hottentoten den Löwen im Laufen übertreffen; und daß die amerikanischen Wilden, die den Original jagen, diese Thiere, die so behend und schnell sind, als Hirsche, mit so grosser Hurtigkeit verfolgen, daß sie sie müde machen und einholen: Tausend wunderbahre andere Sachen erzählt man von der Geschwindigkeit der Wilden im Lauffen, und von den langen Reisen, die sie zu Fusse über die fürchterlichsten Abhänge, über die rauhesten Gebirge, und über die unwegsamsten Gegenden, wo weder Weg noch Bahn ist, übernehmen und ausführen. Man sagt von ihnen, daß sie Reisen von tausend

bis zwölf hundert Meilen in weniger als sechs Wochen oder zween Monaten zurückelegen. Ist wohl, die Vögel ausgenommen, ein einziges Thier, das nach Verhältniß stärkere Muskeln hätte? Ist ein Thier, das eine abmattende Arbeit länger ausstehen könnte? Gesittete Menschen kennen ihre Stärke nicht; sie wissen nicht, wie viel sie dadurch verlieren, daß sie sich der Trägheit ergeben, und wie viel sie durch die Gewohnheit einer starken Uebung, daran gewinnen können.

Unterdessen hat es auch unter uns bisweilen Leute von ausserordentlicher Stärke gegeben; allein, diese Gabe der Natur, die ihnen kostbar seyn würde, wann sie genöthiget gewesen wären, sie zu ihrer Vertheidigung, oder zu nützlichen Arbeiten zu gebrauchen, ist in einer gesitteten Gesellschaft nur von geringem Nutzen; dann da thut die Seele mehr als der Leib, und Handarbeiten werden nur der niedrigsten Classe von Menschen angewiesen.

Die Weiber sind lange so stark nicht als die Männer; und der grösseste Gebrauch oder Misbrauch, den der Mann von seiner Stärke gemacht hat, ist der, daß er diese Helfte des menschlichen Geschlechts, die bestimmt war, mit ihm die Vergnügen

gnügen und Mühseligkeiten des Lebens zu theilen, sich unterthänig gemacht, und oft auf eine tyrannische Art behandelt hat. Die Wilden nöthigen ihre Weiber beständig zu arbeiten: sie sind es, die das Land bauen und alle schwere Arbeiten verrichten, unterdessen, daß der Herr ganz unbekümmert in seiner Hangmatte ausgestreckt liegt, die er nicht anders verläßt, als wenn er jagen, oder fischen, oder stundenlang in der nemlichen Stellung stehen will; denn die Wilden wissen nichts vom spatzierengehn, und nichts kommt ihnen an unsern Sitten wunderbahrer vor, als wenn sie uns in einer geraden Linie vielmal nach einander auf und nieder spatzieren sehen; sie könnens nicht begreiffen, warum wir uns ohne Noth diese Mühe machen, und uns in eine Bewegung setzen, die sich in nichts endiget. Alle Menschen haben eine Neigung zum Müßiggange, aber die Wilden in heissen Gegenden, sind die trägesten Menschen von der Welt, und desto tyrannischer gegen ihre Weiber, in Ansehung der Dienste, die sie von ihnen mit einer Härte und Grausamkeit, die wirklich wild ist, fordern. Unter verfeinerten Völkern haben die Männer, als der stärkere Theil, Gesetze vorgeschrieben, nach welchen die Weiber, nach Verhältniß der Geschliffenheit der Sitten mehr oder weniger Freyheit haben: und blos unter ganz verfeinerten Nationen, sind

die Weiber mit den Männern in eine Gleichheit des Standes gesetzt worden, die zu gleicher Zeit zum Wohl und Vergnügen der Gesellschaft so nothwendig ist: und wirklich ist auch die Verfeinerung der Sitten ihr ganzes Werk, indem sie der Stärke siegreiche Waffen entgegen setzten, wann sie uns durch ihre Bescheidenheit lehrten, die Herrschaft der Schönheit anzuerkennen; ein natürlicher Vortheil, der grösser ist, als der Vortheil der Stärke, vorausgesetzt, daß man sich desselben als eines Werkzeuges zu den besten Absichten, bedienet.

VI.

Bemerkungen über die amerikanische Heuschrecke, die periodisch in 16 oder 17 Jahren Einmahl wiederkommt, von Moses Bartram 1766. Mitgetheilet von Peter Collinson Esq.

(Annual Register Vol. X. P. 2. p. 103.)

Den 8. Junius 1766, nahm ich von verschiedenen Gattungen Bäume, einige Zweige, an denen ich Heuschrecken wahrnahm, die ihre Eyer darin legen wollten; etliche von diesen Zweigen steckte ich in leere Phiolen, andere in Phiolen mit etwas Wasser, und noch andere in einen Topf mit Erde, die ich immer begoß, um die Zweige frisch zu erhalten.

Den 21 Julii brüteten die Eyer in den Zweigen in der Phiole mit Wasser, sich aus, so wie die auf den Zweigen in dem Topf mit Erde, bald darnach auch thaten; die Zweige in der leeren Flasche verwelkten, und die Eyer kamen mit ihnen um; doch habe ich bemerkt, daß die Eyer in den Zweigen, die in den Wäldern von ungefähr abgebrochen worden, und auf der Erde im Schatten liegen, so daß sie feucht erhalten werden, zu rechter Zeit auskommen, dagegen die, die in der Sonne liegen, sicherlich ersterben.

Die jungen Heuschrecken, die an den Zweigen in der Flasche ausgekommen waren, liefen die Zweige herunter ans Wasser; auf welchem sie an vier und zwanzig Stunden herumschwammen, und darauf starben; die die auf den Zweigen in dem Topf mit Erde ausgebrütet worden, liefen sogleich die Zweige herunter auf die Erde, und giengen bey der ersten Oefnung, die sie finden konnten, und die sie sehr ängstlich, gleich als wenn sie die Gefahr empfänden, die ihnen am Sonnenlichte bevorstunde, suchten, in die Erde hinein.

Ich habe bemerkt, daß nach dem Laufe der Natur, die Eyer gewöhnlich in sechs Wochen auskommen; wenn aber der Schößling, worin die Eyer gelegt sind, so geil wächst, daß die Rinde des Baumes sie einschließt, so bleiben sie viele Monate in dieser Lage, bis sie durch einen glücklichen

Zufall

Zufall befreyet werden, und dann kommen sie wenige Minuten darnach aus, und suchen ihre Zuflucht in der Erde, auf die nehmliche Art, wie die, die zu rechter Zeit ausgekommen sind. Viele aber kommen auch in dieser Gefangenschaft um.

Wenn man sie in dem Augenblick, da sie auskommen, durch ein Vergrösserungsglas betrachtet, so erscheinen sie in aller Absicht so vollkommen, als zur Zeit ihrer letzten Verwandelung, wann sie aus der Erde hervorgehen, ihre schuppigte Decken abgeworfen haben, ihre Flügel ausbreiten, mit ihren prächtigen Farben prangen, ihre Eyer legen, und nach dem Daseyn einiger wenigen Tage, die Endzwecke ihres weisen Schöpfers zu erfüllen, die Periode ihres Lebens, mit einem leichten Tode beschliessen. Wie erstaunend und unerforschlich ist daher die Absicht der Vorsehung bey der Hervorbringung dieses Insekts, das, soviel wir wahrnehmen, ins Leben gebracht wird, blos um in die Tieffen der Erde zu versinken, daselbst in der Finsterniß zu verbleiben, bis die bestimmte Zeit erscheinet, da es durch eine wundervolle Auferstehung wieder ans Licht kommt. Die Art, wie sie ihre Gattung fortzupflanzen im Stande sind, ist nicht weniger sonderbar, als die Art ihres Daseyns. Die Weibchen haben einen besetzten Stachel, damit stechen sie in die zarten Sprößlinge aller Arten von Bäume, die sie antreffen, ohne auf deren Lage oder Gattung zu sehen;

daher eine Menge wegen geschwinden Wachsens einiger Arten von Bäume, umkommen, und noch mehrere vielleicht dadurch, daß die Zweige, darin die Eyer gelegt werden, über Strömen oder stehenden Wassern hängen. Der Stachel, womit sie diese Operation verrichten, besteht aus drey Theilen; der Mitte, und den beyden Seiten; die Mitte ist hohl, und dadurch werden die Eyer gelegt; die beyden Seiten dienen zu einer Decke, ihn zu beschützen. Sie können leicht von einander gesondert werden, indem das Mittelstück durch die Aushöhlungen der beyden Seiten hindurch schlüpft; und vermittelst des geschwinden Aneinander-Reibens der beyden äusserlichen, geschicht es auch, daß sie in den zarten Zweigen, die sie erwählen, ein Querloch bohren, bis sie das Mark erreichen, da sie dann ihre Eyer, zwölf an der Zahl, auswerffen: wenn dieses geschehen ist, so fangen sie ein ander Loch an, dicht an das erste; und so fahren sie fort, bis sie längst herunter zwo Reihen gebohrt haben, von denen jede aus zwölf oder mehr Löchern besteht. Hierauf begeben sie sich auf einen andern Zweig, und machen es so wie auf dem vorigen; und so von Zweig zu Zweig, bis sie ihren Vorrath erschöpft haben, wornach sie bald sterben.

Ich bin nicht im Stande gewesen bisher zu entdecken, wie tief diese kleinen Thiere sich in die Erde begeben. Einige sind, wie ich gehöhrt habe,

dreyßig Fuß tief gefunden worden. Ich selbst habe sie zehn Fuß gefunden.

Doch scheinen sie nicht wagerecht sehr weit zu wandern; denn sie werden selten weit von den Gehölzen ab gefunden, es müßte dann auf Böden seyn, die nur ohnlängst ausgeradet worden. Unterdessen trägt es sich bisweilen zu, daß während des langen Standes ihrer Erstarrung, gantze grosse Striche Landes in Nord-Amerika, von Bäumen gereiniget und in Acker- oder Wiesenland verwandelt werden; daher es nichts ungewöhnliches ist zu sehen, daß sie ihre Zellen in solchen ebenen Gründen verlassen, und nach einem benachbarten Zaun, oder Gehege zueilen, um ihre Haut abzulegen, und sich zur Flucht zu bereiten. Dieses thun sie allemahl in der Nacht, indem sie nach einen Baum, längst einem Zaun, oder unter einen Busch, oder unter starkes Gras kriechen; und es ist merkwürdig, daß sie hierin von allen andern Insekten in ihrem Puppenzustande verschieden sind; dann anstatt daß diese in einer Decke ganz eingewickelt sind, und auf einer Stelle bleiben müssen, bis diese aufbricht, so haben diese eine Decke, die auf ihre ganze Gestalt passet, in der sie eine ziemliche Strecke reisen können, und die sie nicht abzulegen im Stande sind, als bis sie etwas festes finden, worin sie ihre Klauen ansetzen, und alsdann mit einem Bestreben, das die höchste Anstrengung ihrer Stärke erfordert, ihr

Gefängniß aufbrechen, das sich allemahl von den Schultern bis zum Vordertheil des Kopfes öfnet, da sie denn herauskriechen, und es hinter sich zurück lassen. Tausende dieser Hüllen kann man an einem Morgen, auf allen Seiten des Baumes stecken sehen, wo sie, wann sie von der Sonne gehärtet werden, von einer Schuppen-ähnlichen Substanz sind, die unbeugsam ist, wann sie einmahl trocken geworden, und daher diese Insecten so beschweret, wann sie hart wird, ehe sie solche ablegen können, daß viele in der Unternehmung umkommen; aus dem Grunde nehmen sie allemahl die Nacht dazu, und warten bis der belebende Einfluß der warmen Sonne, ihre Flügel stärket, die anfänglich weiß, weich und feucht sind, bald aber eine schwartzbraune Farbe annehmen, und so stark werden, daß sie im Stande sind zu fliegen, zugleich aber auch so durchsichtig sind, daß sie dadurch eine grosse Schönheit erlangen.

Es ist merkwürdig, daß dieses Insect in jeglichem Zustande seines Daseyns, von anderen Thieren aufs stärkste verfolgt, und zum Futter aufgesucht wird. Selbst noch in dem Ey, ist es ein Raub der Ameisen und aller Arten von Vögel; als ein Wurm, wird es von Schweinen, Hunden, und allen Fleischfressenden Thieren, die es ausscharren können, aufgesucht; und in seinem vollkommensten Stande, verfolgen es nicht nur viele Arten von

Thieren

Thieren und Vögeln, sondern auch Menschen, indem man erzählt, daß viele Indianer ein herrliches Essen daran haben.

So bald sie an den letzten Zustand ihrer Verwandlungen gelangen, so suchen sie ihre Gespielen auf, um ihre Gattung fortpflanzen zu können; und auch in diesem Stücke haben sie was sehr sonderbahres; das Weibchen hat, so viel man bemerken können, einen Stachel, dessen Schaft unter der Mitte des Insekts seinen Anfang nimmt; hingegen wirft das Männlein seinen Stachel von hinten, und steckt ihn an den Schaft des weiblichen Stachels, wo er ganze Stunden lang so bleibt: während welcher Zeit sie ohne Verletzung nicht können von einander gebracht werden.

Während der Jahrzeit ihrer Begattung, ist das Lerm, das sie vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne machen, so groß und unaufhörlich, daß man in den Wäldern, wo sie zahlreich sind, sonst nichts anders hören kann; und es ist zweifelhaft, ob sie in dieser ganzen Jahrszeit, oder auch in der ganzen Zeit, daß sie sich in diesem Zustande ihres Daseyns befinden, etwas essen, oder nur vom Einschlurffen des Thaues leben; um letzteres verrichten zu können, scheinen sie mit einer langen Röhre versehen zu seyn, die sich vom Kopf bis an die Brust hinstrecket, und zwischen den Füssen endiget, ohne daß sie im Stande wären deren

Lage zu ändern. Andere Röhren als diese, zum Behuf ihrer Nahrung scheinen sie nicht zu haben. Kurz, die natürliche Geschichte dieses kleinen Insekts scheint höchlich die Aufmerksamkeit der Wißbegierigen zu verdienen.

M. Bartram.

VII.

Auszüge aus Johann Bells von Antermony Reisen, betreffend verschiedene Tatarische Stämme und Nationen.

(John Bell's Travels from St. Petersburg in Russia, to diverse parts of Asia etc. *Glasgow* 1763. 2 Vol. 4to.)

Von den Kalmucken.

Als wir zu Kasan waren, sagt der Verfasser, setzten einige aus unserer Gesellschaft über den Fluß, einen grossen Pferdemarkt zu besuchen, den die Kalmuckischen Tatarn hielten; wir sahen an fünf bis sechshundert dieser Leute auf freyem

freyem Felde versammlet, nebst einer Menge Pferde, die alle los herumlieffen, nur die ausgenommen, worauf die Tataren ritten. Die Käuffer kamen aus verschiedenen Provintzen Rußlands. Die Tatarn hatten ihre Gezelte längst dem Ufer des Flusses aufgeschlagen. Diese Gezelte haben die Gestalt eines Kegels; es werden einige Stangen aufgerichtet, die gegeneinander geneiget, und oben in eine Figur gesteckt werden, die einem Reiffen gleicht, und den Umkreis einer Oefnung ausmacht, die den Rauch heraus, oder das Licht einfallen läßt; quer über die Stangen werden dünne, vier bis sechs Fuß lange Stäbe gelegt, und mit Riemen daran festgemacht; und das ganze Gebäude mit Filtz bedeckt, der von schlechter Wolle und Haaren verfertiget worden. Diese Gezelte verschaffen eine bessere Bedeckung als andere, und sind so gemacht, daß sie mit grosser Bequemlichkeit und Behendigkeit aufgeschlagen, abgebrochen, zusammengelegt und aufgepackt werden können; dabey sind sie so leicht, daß ein Kameel deren fünf bis sechse tragen kann. Wo der Chan, oder eine andere geehrte Person residirt, da werden sie in gerader Linie aufgeschlagen. Diese Tatarn sind starke wackere Leute, mit breiten Gesichtern, platten Nasen, und kleinen schwartzen, aber behenden Augen. Ihre Kleidung ist sehr einfach, und besteht aus einem weiten Rock von Schaafs-Häuten, der mit einem Gürtel zugebunden;

den; einer kleinen runden Mütze, die mit Pelz ausgemacht ist, und oben eine roth-seidene Schnur hat; ledernen oder leinen Hosen und Stiefeln die Köpfe sind ihnen allen beschoren, ausgenommen hinten eine Locke, die geflochten ist, und auf dem Rücken herunter hängt.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, ein Säbel und eine Pike, die sie mit grosser Geschicklichkeit führen, da sie von Jugend auf beständig darin geübt worden. Sie sind beherzte und entschlossene Leute; fürchten sich aber sehr vor den Kanonen, die ihre Pferde in Unordnung bringen. Da sie fast beständig zu Pferde sind, so sind sie vortrefliche Reiter.

Die Kleidung der Weiber ist von der Männer ihrer gar wenig unterschieden, ausgenommen, daß ihre Röcke länger als der Männer ihre, ein wenig zierlich, und mit buntem Tuch besetzt sind: sie tragen Ohrringe, und ihr Haar ist alles in Locken geflochten. Die Vornehmeren kleiden sich im Sommer in Seide. Man muß zur Ehre ihrer Weiber bemerken, daß sie sehr ehrlich und aufrichtig, und nur wenige unter ihnen leichtfertig sind; Ehebruch ist ein unter ihnen fast unerhörtes Laster. Die Tatarn geben gute und getreue Knechte ab; und je gelinder man mit ihnen umgeht, desto besser thun sie ihre Schuldigkeit, denn ihre wandernde uneingeschränkte Lebensart, flösset ihnen natürlicher Weise

freye

freye Gesinnungen, und einen Abscheu und Haß gegen Tyranney und Unterdrückung ein.

Ihr gantzer Reichthum besteht in ihrer Heerde, und sie haben so, wie die, die in den frühesten Zeiten der Welt lebten, Kameele, Pferde, Kühe und Schaafe. Die Pferde sind für den Sattel sehr gut gemacht, und sehr stark; und da sie oft bis ins sechste Jahr wild herumlauffen, gemeiniglich unbändig: sie wurden auf diesem Markt für fünfe, auch bis funfzehn oder sechzehn Kronen verkauft, und die starken schön gestalteten Traber, noch viel höher. Sie besitzen nicht viel Kameele, aber dagegen viel Dromedarien, die auf dem Rücken zwo Hervorragungen haben. Ihre Kühe sind von mittelmäßiger Grösse. Die Schaafe sind groß, und haben breite Schwänze, so wie die türkischen; die Wolle ist schlecht, aber das Schöpsenfleisch sehr schön.

Im vorigen Jahrhundert kam ein kalmuckischer Fürst, Nahmens Torgott-Chorluk von Alak-Ulla, (das heißt befleckte Berge) einem Lande, das zwischen Siberien, das es gegen Mitternacht, und Indien, das es gegen Mittag hat, an den Gränzen von Rußland lieget; derselbe brachte an funfzig tausend Familien, oder, wie sie bisweilen rechnen, Gezelte, mit sich. Auf seinem Zuge gegen Westen, an der Wolga, schlug er den Euball-Utschik, einen tatarischen Fürsten, der jenseits des Flusses Emba in Gezelten wohnte. Als

er

er weiter fort zog, traf er drey andere tatarische Häupter an, Nahmens Kitta-Haptschay, Malebasch und Etzan, die er auch überwand. Und zuletzt setzte er sich an der östlichen Seite der Wolga, unter dem Schutz der Russen. Chorluk hatte sechs Söhne; Dangtschink, der älteste, folgte ihm in der Regierung, oder Chanschaft nach.

Der gegenwärtige Chan, Nahmens Ai-juka, ist der vierte von Chorluk, und wird im Osten wegen seines Scharfsinns, und seiner Gerechtigkeit sehr hochgeachtet. Ich bin berichtet worden, daß die Ursache, warum Chorluk sein Land verlassen hat, eine Streitigkeit gewesen, die er über die Nachfolge in der Chanschaft gehabt. Da er sich auf der schwächesten Seite befand, und sein Glück auf dem Felde mit dem schlechtesten Erfolge versucht hatte, so faßte er zuletzt den Entschluß, sein eigen Land gar mit einander zu verlassen. Dieses Volk wird gemeiniglich die schwartzen Kalmucken genannt, wiewohl sie nicht schwartz sind, sondern nur schwartzbraun.

Sie haben kein Geld, ausgenommen, was sie von den Russen, oder von ihren andern Nachbaren für Verkauf ihres Viehes bekommen; hiefür kauffen sie bisweilen Mehl, mehrentheils aber Tuch, seidene Zeuge und andern Schmuck für die Weiber. Sie haben keine anderen Künstler, als die Waffen machen. Sie verabscheuen alle Arbeit als die härteste Sklaverey; ihre gantze Beschäftigung

besteht

besteht darin, daß sie ihrer Heerden warten, ihre Pferde bereiten, und auf die Jagd gehen. Wann sie auf einen erboßt sind, so wünschen sie ihm, daß er an einer Stelle leben, und wie ein Russe arbeiten müsse. Ihre Sprache hat keine solche schrecklichen Schwüre, die in Sprachen erleuchteterer Völker so gewöhnlich sind. Sie glauben, daß die Tugend zum Glück, und das Laster zum Elend führe, denn, wenn man was von ihnen verlangt, das sie für unrecht halten, so antworten sie mit einem Sprüchwort: „Ein Messer ist wohl scharf, „aber es kann sein eigen Gefäß nicht schneiden.„

Auf langen Märschen besteht aller ihr Mundvorrath in Käse, oder vielmehr in getrockneten Klumpen geronnener Milch, die sie in kleine Ballen rollen, und wann diese gestossen und mit Wasser vermischt werden, trinken. Sie braten, oder rösten das Fleisch an dem Feuer, auf zerbrochenen Stücken von Pfeilen, und essen es nie roh, wie man gemeiniglich glaubt, es müßte denn die Noth sie dazu zwingen. Sie haben freylich grosse dicke Stücken Pferdefleisch, die an der Sonne getrocknet, oder geräuchert sind, und die sie essen, dieses kann man aber nicht eigentlich roh nennen. Ich habe davon geschmeckt, und kann es nicht verachten.

Von ihrer Religion kann ich wenig sagen; sie sind ganze Heyden, und haben viele Lamas, oder Priester, die lesen und schreiben können, und sich

durch ihre gelbe Trachten unterscheiden. Ihr Hoherpriester wird Delay-Lama genannt, und lebt weit von ihnen, nach Morgen zu.

Von den Tscheremissen uud Tschuwaschen.

Es giebt zwey sehr zahlreiche Stämme, die die Tscheremischen und Tschuwassen heissen; sie reden eine gantz andere Sprache, als die muhamedanischen Tataren in diesen Gegenden, die eine verdorbene Mundart des Arabischen haben. Die muhamedanischen Tataren besitzen auch einige Gelehrsamkeit, die Tscheremissen und Tschuwaschen aber nicht. Sie haben unter sich eine Ueberlieferung, daß sie in vorigen Zeiten ein Buch der Religion gehabt hätten. Da aber kein Mensch es lesen können, sey eine Kuh gekommen, und habe es verschlungen. Einem Stiere erzeigen sie grosse Ehrerbietung. Es ist unbekannt, woher sie gekommen, ihre Leibesbeschaffenheit aber zeigt an, daß sie allem Ansehen nach aus Asien her sind. Sie leben vom Ackerbau, und scheinen ein Volk zu seyn, das niemanden zu nahe kommt. Ihre Jäger bringen ihrer Gottheit das erste Geschöpf, das sie fangen, zum Opfer dar. Daher sind einige sinnreiche Männer auf den Einfall gekommen, daß dieses Volk aus den zehen Stämmen der Juden herkommen möge, die Salmanasser vertrieben hat. Ich

führe

führe dieses nur als eine Muthmassung an, der jeder Leser folgen kann, oder nicht, wie es ihm beliebet.

Ich fand hier von ungefähr einen Engländer. Er war, seines Handwerks nach, ein Zimmermann, und war in rußischen Diensten gewesen; weil man ihn aber in Verdacht hielt, daß er entlauffen wolle, so ward er auf eine Zeit lang hieher verwiesen; und obgleich seine Zeit schon verflossen war, so blieb der arme Mann doch hier, da er aller Mittel beraubt war, sich seine Freyheit zu verschaffen. Er kaufte sich vor sechs Rubel ein tscheremißisch Weib von ihrem Vater. Er brachte sie zu mir. Es war ein Weib von munterm und offenem Gesicht, und nach Landesart gekleidet, davon ich, weil sie besonders ist, eine kurze Beschreibung geben will.

Ihr Haar war rund um den Kopf in viele Locken geflochten, unter denen die hintersten länger als die übrigen, und am Ende mit einer roth-seidenen Schnur gebunden waren; in der Mitte aber war eine kleine kupferne Schelle; um den Kopf war eine Binde, die mit kleinen Muscheln, statt der Kleinodien, besetzt, und mit silbernen Pfennigen rund herum behangen war; darüber war ein Stück so künstlich gefalteter und aufgestutzter Leinwand, daß es aussahe wie eine Grenadiermütze, oben war es mit einer seidenen Schnure gebunden, und daran noch eine kupferne Schelle, die immer klingelte,

wann sie den Kopf umdrehete. Das übrige ihres Anzuges war zwar schlecht, aber reinlich, und überhaupt schien alles so zu seyn, wie es sich für sie schickte.

Von den Tataren um Astrachan.

Die muhamedanischen Tataren allhier, leben ausser der Stadt; und haben eben die Freyheitsbriefe, als an andern Orten. Vielen ihrer Weiber begegnete ich auf der Strasse, mit Ringen in den Nasen, die nach dem Range der Person, die sie trug, von verschiedenem Werthe waren, einige von Gold, und andere mit kostbaren Steinen besetzt. Als ich mich nach der Ursache dieses sonderbahren Zierraths erkundigte, vernahm ich, daß es eine Folge davon wäre, daß diese Personen gottesdienstlich dem Dienst ihrer Gottheit gewidmet wären; dieses geschieht von der Mutter selbst, wann sie noch schwanger ist; zum Zeichen wird dem Kinde, sobald es gebohren ist, ein Ring in das rechte Nasenloch gesteckt, der bis an den Tod darin bleibet. Ich habe einige gesehen, die zwey solcher Ringe hatten.

Als ich einen Tag in Astrachan in den Strassen herum gieng, so sahe ich eine sehr sonderbahre Erscheinung: es war, eine schöne tatarische Frau, die mit auseinander gesperreten Beinen auf einem Ochsen ritte; sie hatte einen Ring in der Nase, und durch

durch die Nase des Ochsen war ein Riemen gezogen, der statt des Zaums dienete; sie war besser gekleidet, als man sonst zu sehen gewohnt ist, und ein Knecht begleitete sie zu Fuß. Das besondere ihres Aufzuges, vornehmlich aber ihre ausserordentliche Schönheit, zog meine ganze Aufmerksamkeit an sich. Die muhamedanischen Tataren müssen mit den kalmuckischen nicht verwechselt werden; die erstern sind im Vergleich mit den andern, ein wohlgebildetes gesittetes Volk.

Ehe ich Astrachan verlasse, muß ich noch eine irrige Meynung verbessern, die, wie ich bemerkt habe, bey ernsthaften deutschen Schriftstellern häufig vorkommt, die bey Erwähnung der merkwürdigen Dinge dieses Landes auch erzählen, daß in dieser, an Astrachan gräntzenden Wüste, oder Steppe, im Ueberfluß ein gewisser Strauch, oder Pflanze wachse, die auf Rußisch Tartarskey Baraschka, d. i. tatarisches Lamm, genannt werde, mit dessen Fellen die Mützen der Armenier, Persianer, Tataren u. s. w. überzogen seyn; sie schreiben auch, daß dieses Tartarskey Baraschka, theils zum Pflanzen- theils zum Thierreich gehöre, und daß es alles Gras und Unkraut, so weit es reichen kann, aufzehret, und verschlingt. Ob man gleich denken sollte, daß eine so abgeschmackte Meynung bey Leuten vom niedrigsten Verstande keinen Beyfall finden würde, so habe ich doch mit

einigen Umgang gehabt, die sehr geneigt schienen, sie zu glauben; so eine grosse Gewalt hat das Wunderbahre und Abgeschmackte über einen Theil der Menschen.

Ich bin in Begleitung von Tataren, die diese Wüsten bewohnen, einige Meilen gewandert, diese wunderbahre Pflanze aufzusuchen; alles aber, was ich finden können, waren einige hie und da verstreuete trockene Sträucher, die auf einem einzigen Stengel wachsen, oben buschicht, und von brauner Farbe sind; das oberste besteht aus scharfen stachlichten Blättern; es ist wahr, daß rund herum, so weit sich der Schatten dieser Staude erstreckt, kein Gras oder Unkraut wächst, das ist aber eine Eigenschaft, die diese Pflanze mit hiesigen und ausländischen anderen gemein hat. Auf genaueres Nachfragen, bey den vernünftigsten und erfahrensten Tataren, fand ich, daß sie darüber, als über ein lächerliches Mährchen lachten.

Es giebt in Astrachan eine Menge Lammsfelle, die entweder grau oder schwartz, theils gewellet, theils gekräuselt, alle aber natürlich, und sehr schön sind, indem sie einen schönen Glantz haben, besonders die gewelleten, die in einer kleinen Entfernung, dem reichsten gewässerten Tobin gleich sehen; sie werden sehr geachtet, und stark in Persien, Rußland und anderen Gegenden gebraucht, die Kleider zu besetzen, und die Mützen aufzustutzen.

Die

Die besten Felle werden aus der Bucharey, Chiva, und andern angräntzenden Ländern gebracht; und die jungen werden der Mutter, wenn sie getödtet worden, aus dem Leibe geschnitten, oder das Junge selbst wird den Augenblick, da es gelammt ist, umgebracht; denn ein solches Fell ist eben so viel werth, als ein Schaafsfell.

Die Kalmucken, und andere Tataren, die in diesen Steppen um Astrachan wohnen, haben auch Lammsfelle, die zu den nehmlichen Endzwecken gebraucht werden; da aber die Wolle von diesen, rauher und haarichter ist, so kommen sie den Fellen der Bucharey, oder von Chiva, an Glantze und Schönheit, so wie auch im Putz, folglich auch am Werthe, lange nicht bey; ich weiß, daß man für ein einziges bucharisches Lammsfell, fünf bis sechs Schilling Sterling gegeben hat, da man für eins von diesen nicht zweye gab.

Von den Kasatschia-Orda *), und Kara-kalpaken, oder Schwartz-Mützen.

Dieser Ort wird oft durch die Einfälle der Tataren beunruhiget, die Kasatschia-Orda, und Kara-Kalpaks genannt werden; doch haben die Russen, in letzten Zeiten, ihre Gräntzen so gut befestiget, daß diese Räuber nun seltener erscheinen, als vordem. Diese Stämme sind beyde Muha-

*) Der engl. Verfasser Kossatschy-Orda.

medaner, leben immer in Gezelten, und breiten sich mit ihren Heerden in der grossen Wüste aus; sie sind beyde sehr zahlreich, und verschiedenen Häuptern unterwürffig, die sie Battier, das ist, Helden, nennen. Diese wählen sie sich selbst, und es sind diejenigen, die wegen ihrer Geschicklichkeit in kriegerischen Unternehmungen, die berühmtesten unter ihnen sind. Sie sind beständig mit den Kalmucken, die längst der Wolga wohnen, und mit allen ihren anderen Nachbaren, in Krieg. Gegen reguläre Truppen können sie nicht Stand halten; und wenn sie von ihnen angegriffen werden, so ziehen sie sich mit ihren Weibern, Kindern und Vieh in die weite Wüste zurück; wohin ihnen niemand folgen kann, als wer ihre Art zu leben gewohnt ist.

Das Land der Karakalpaken, oder Schwartz-Mützen, die so genannt werden, von einer Art Mützen, die sie gemeiniglich tragen, die mit schwartzen Lammsfellen aufgestutzt sind, liegt nach Südwest gegen die Wolga, und das der Kasatschia-Orda, erstreckt sich nach Südosten, bis an den Irtisch.

Von den Tataren in und um Tobolsk, der Hauptstadt von Siberien. Von dem Kontaischa, oder Fürsten der schwartzen Kalmucken.

Unter dem Hügel, in der Vorstadt, längst dem Ufer des Flusses, sind verschiedene breite Strassen, die

die die Tatar-Strassen heissen, und von den Ueberbleibseln der alten Einwohner dieser Gegenden eingenommen sind. Hier geniesset dieses Volk, wie an andern Orten, die freye Uebung seines Gottesdienstes und der Handlungsfreyheiten. Sie gleichen in ihrer Bildung, Gottesdienst, Sprache und Sitten, den Tatarn um Kasan und Astrachan. Ihre Häuser sind sehr reinlich. Gegen Fremde sind sie sehr höflich, und werden für ehrlich gehalten, daher sie auch in ihren Handelsbeschäftigungen grossen Credit finden.

Ehe ich diesen Ort verlasse, wird es, glaube ich, nicht undienlich seyn, einige mehrere Umstände von dem Kontaischa, dem Fürsten der Kalmucken, anzuführen, dessen ich oben erwähnt habe. Ich bin desto geneigter dazu, da ich mich auf die Quellen, daher ich meine Nachrichten habe, vollkommen verlassen kann; dann ich habe sie von Personen, die in diesem Lande gewesen sind, und diesen Printzen gesehen haben; vorzüglich aber von einem durchdringenden und scharfsichtigen Herrn, der an diesem Orte eine öffentliche Bedienung bekleidet, und zu verschiedenen Verschickungen an ihn, von dem letzten Befehlshaber von Siberien gebraucht worden.

Die Länder dieses Fürsten gräntzen an die drey mächtigsten Reiche in der Welt; gegen Mitternacht an Rußland, gegen Morgen an China, und

gen Mittag an das Land des grossen Moguls. Von den beyden ersten ist es durch wüste Ebenen, und von dem dritten durch fast unübersteigliche Gebürge abgesondert. Gegen Südwesten erstrecken sich seine Gräntzen an die Bucharey. Der Kontaischa ist ein sehr mächtiger Printz, und im Stande in kurtzer Zeit ein hundert tausend Mann zu Pferde ins Feld zu stellen, die alle stark von Leibe, auch wohl berittene, und mit Bogen und Pfeilen, Säbel und Spiessen bewaffnete Leute sind. Das ist eine grössere Anzahl Pferde, als irgend ein anderer Printz, ausgenommen Ihro Rußische Majestät, und den Kayser von China, aufbringen kann. Diese Tataren leben das gantze Jahr in Gezelten, und begeben sich von Platz zu Platz, so wie es die Nothdurft, oder ihre Neigung heischt. Dieses ist die älteste und angenehmste Lebensart. Es ist lustig zu hören, wie sie die beklagen, die auf einer Stelle zu wohnen genöthiget, oder, um sich zu ernähren, zu arbeiten gezwungen sind, denn dieses halten sie für die ärgste Sklaverey.

Der Kontaischa hat immer einige Tausende seiner Unterthanen, die ihm mit der größten Achtung und Ehrerbietung begegnen, um sich her gelagert. Und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er so aufmerksam, die Vortheile seines Volks zu befördern, besonders aber so

uner-

unermüdet in Verwaltung der Gerechtigkeit ist, als ob alle seine eigene Kinder wären.

Die Kalmucken sind kein so wildes Volk, als man sich gemeiniglich vorstellet; denn man hat mir versichert, daß man sowohl für seine Person, als auch für seine Sachen, weit sicherer unter ihnen reisen kann, als in vielen andern Ländern.

Der Kontaischa empfieng die Abgeordneten derer siberischen Befehlshaber, wie Abgesandte eines ausländischen Printzen, und nahm sie auch darnach auf. Dieses zeiget, was für hohe Achtung diese östlichen Fürsten vor Ihro Czaarische Majestät haben, da der Befehlshaber von Siberien, als ein eigenmächtiger Fürst behandelt wird. Die Ceremonie war bey dieser Gelegenheit folgende:

Der Abgeordnete wurde mit seinen Bedienten ins Zelt gelassen, wo der Kontaischa mit seiner Königin, und verschiedenen Kindern, um ihn herum saß. Er verlangte, daß sie sich alle auf Teppichen, oder Matten, niederlassen sollten; denn die Kalmucken haben so, wie die meisten Asiater, keine Stühle. Vor der Mittagsmahlzeit wurde ihnen Thee vorgesetzt; und Nachmittags ließ der Kontaischa den Abgeordneten auf eine freundschaftliche Art von sich, und sagte ihm, daß er den Tag darauf nach ihm schicken würde, um ihm eine Antwort auf den Brief des Befehlshabers zu geben; welches er auch aufs genaueste hielt. Diese Antwort war

in

in sehr deutlichen und kurzen Ausdrücken abgefaßt. Ueberhaupt schreiben diese Tataren kurtz und deutlich. Ich habe verschiedene von ihren Briefen übersetzt gesehen, die mir ausserordentlich gefielen; dann sie hatten keine verdrießliche Eingänge, noch ekelhafte Wiederholungen, die blos den Leser verwirren.

Der Kayser von China war vor einiger Zeit mit dem Kontaischa in Krieg verwickelt, über einige Gräntzstädte, die der letztere in Besitz nahm, und seine Ansprüche mit einer starken Armee behauptete. Der Kayser schickte gegen ihn ein starkes Kriegesheer von dreymahl hundert tausend Mann, unter dem Befehl seines vierzehnten Sohnes, der unter allen seinen Kindern für den besten General gehalten wird. Allein, ihrer Ueberlegenheit an der Zahl ohngeachtet, schlug doch der Kontaischa die Chineser, in verschiedenen Treffen. Der Kayser hielte es endlich fürs beste, die Streitigkeiten beyzulegen, und es wurde, zu beyder Partheyen Vergnügen, ein Friede geschlossen.

Man muß bemerken, daß die Chineser, da sie einen langen und beschwerlichen Zug, durch ein dürres und wüstes Land, das auf der Abendseite der grossen Mauer liegt, thun mußten; und zugleich mit Geschütz, und schweren, mit Vorrath für das gantze Heer, auf den gantzen Zug, belasteten

Wagen

Wagen beschweret waren; ihre Kraft gar sehr geschwächt hatten, ehe sie an den Feind kamen. Dagegen auf der andern Seite der Kontaischa, als er von dem grossen, wider ihn anziehenden Heere, Nachricht bekam, an seinen eigenen Gräntzen ruhig wartete, bis die Feinde nur wenig Tageszüge von ihm entfernt waren, da er dann ein abgesondertes Heer leichter Pferde abschickte, das Gras anzustecken, und das Land zu verwüsten. Er beunruhigte sie auch Tag und Nacht, mit wiederholten Anfällen, die sammt dem Mangel an Vorrath, sie nöthigten, sich mit ansehnlichem Verluste zurück zu ziehen.

Diese Art, den Krieg zu führen, daß man das Land verwüstet, ist unter den Tataren sehr alt, und sie brauchen sie alle, von der Donau nach Osten zu. Dieser Umstand macht sie zu einem furchtbaren Feinde für reguläre Truppen, die dadurch alles Unterhalts beraubet werden, unterdessen, daß die Tataren, die immer einige Pferde zu schlachten und zu essen im Vorrath haben, um Provision unbekümmert sind.

Ich muß nur noch hinzusetzen, daß der Kontaischa, derselbe Fürst seyn muß, der auf unsern europäischen Landcharten, der grosse Chan der Tatarey genannt wird. Da kein Europäer durch dieses Land reiset, so müssen diese Charten sehr fehlerhaft seyn. Doch ist zu hoffen, daß die

Russen

Russen mit der Zeit in den östlichen Theilen Asiens vollständigere Entdeckungen machen werden.

Wir reiseten durch viele tatarische Dörfer, und blieben die Nacht in einer ihrer kleinen Hütten, und wärmeten uns an einem guten Feuer auf dem Heerde. Diese Häuser, oder Hütten, bestehen gemeiniglich aus einer oder zwo Kammern, wie es das Vermögen des Wirths zuläßt. Dicht an dem Heerde ist ein eiserner Kessel befestiget, die Speisen darin zu kochen. An einem Ende der Stube steht eine lange Bank, ungefähr achtzehn Zoll hoch, und sechs Fuß breit, mit Matten, oder mit wilden Thierhäuten bedeckt, worauf die gantze Familie am Tage sitzt, und in der Nacht schläft. Die Mauren sind von Holtz und Moos gebauet, und bestehen aus breiten Balken einer über den andern, und einer Lage Moos zwischen denen Balken, gelegt. Die Dächer sind alle erhaben. Zum Fenster wird ein viereckigtes Loch ausgeschnitten, und den Mangel des Glases zu ersetzen, wird ein Stück Eis ausgehauen, daß es sich genau darein paßt, und dieses läßt Licht genug hinein. Zwey bis drey Stücke halten den ganzen Winter aus. Diese Tataren sind sehr sauber und reinlich, sowohl an ihren Personen, als in den Häusern. Sie haben keine Oefen, wie die Russen. Am Hause haben sie gemeiniglich ein Verdeck fürs Vieh.

Von

Von den Barabintzen, oder Tataren von Baraba.

Hier versorgten wir uns mit Lebensmitteln auf unserer Reise über die Baraba, das in der tatarischen Sprache eine sumpfigte Ebene bedeutet. Die Einwohner sind ein Gemische aus verschiedenen tatarischen Stämmen, und werden von dem Nahmen des Landes, das sie bewohnen, Barabintschy genannt. Sie sind ein armes elendes Volk, das vom Kayser und vom Kontaischa als Unterthanen behandelt wird; und beyden einen Tribut in Fellen, oder Häuten von wilden Thieren bezahlet. Sie haben weder Korn noch irgend eine Art Viehes, ausser einigen wenigen Rennthieren, und leben blos von der Jagd und Fischerey. Die Fische, die sie im Sommer nicht verzehren, die räuchern und trocknen sie, zum Vorrath auf den Winter. Sie sind theils von der muhamedanischen, theils von der kalmuckischen Religion, doch verursacht dieser Unterschied keine Streitigkeiten.

Aller Orten, wo wir durchkamen, schickte der Gesandte nach den Jägern und Jagdliebhabern, und erkundigte sich, was für Arten von Wild, und wilden Thieren, es da herum gäbe? Die Jagd ist die Beschäftigung der mehresten jungen Leute in dieser Gegend, und ist sehr nutzbar, denn sie verkauffen die Felle mit grossem Vortheil. Wir fanden,

den, daß dieses Land eine grosse Menge, sowohl von Wildpret, als auch wilder Thiere hat, aber wenig Zobel. Im Frühlinge kommt eine grosse Anzahl Elendthiere und Hirsche von Süden hieher, von denen viele wegen ihres Fleisches und ihrer Haut umgebracht werden. Was sie vom Fleische nicht frisch verzehren, das saltzen sie ein. Die Häute sind sehr groß, und es wird ein vortreffliches Leder daraus gemacht. Wenn die Jäger die Spur eines Hirsches auf dem Schnee gewahr werden, so verfolgen sie ihn auf ihren Schlitschuhen, mit ihren Bogen und Pfeilen, und einem kleinen Hunde, bis das Thier abgemattet ist; denn da der Schnee von oben vor der Sonne schmeltzt, und bey dem Frost in der Nacht friert, aber nicht so stark ist, die Last eines solchen Thieres zu tragen, so fällt dasselbe bey jedem Schritte tief hinein, und das scharffe Eis zerschneidet ihm die Knöchel, und lähmt es, so daß es dem Jäger ein leichter Raub wird.

Einer von diesen Jägern erzählte mir folgende Begebenheit, die von verschiedenen seiner Nachbahren bekräftiget ward. Als er im Jahr 1713 im Monat Mertz auf der Jagd war, entdeckte er die Spur eines Hirsches, den er verfolgte; als er des Thiers mächtig ward, so stutzte er etwas, da er sahe, daß es nur Ein Horn mitten vor der Stirn hatte. Er war nicht weit von diesem Dorffe, brachte es nach Hause, und zeigte es seinen Nachbaren,

die

die darüber höchlich verwundert waren. Hernach schlachtete ers, und aß das Fleisch; das Horn verkaufte er an einen Kamm-Macher, in der Stadt Tara, für zehn Altinen, ungefähr funfzehn Pence Sterling (10 bis 11 Ggr.). Ich erkundigte mich genau nach der Grösse und Gestalt dieses Einhorns, wie ich es nennen will, und erfuhr, daß es genau wie ein Hirsch ausgesehen. Das Horn war bräunlich von Farbe, ungefähr eine Arschine, oder 28 Zoll lang; und von der Wurzel an, bis etwan ein Finger lang von der Spitze zu, gedrehet, von wo an es sich in zwey scharffe Spitzen spaltete, wie eine Gabel.

Baraba ist würklich, was sein Nahme anzeigt, eine ausgebreitete sumpfigte Ebene. Es ist überhaupt voller Seen, und sumpfigter Gründe, die mit hohen Espen, Erlen, Weiden und andern Wasserbäumen bewachsen sind, besonders aber mit grossen Birkenbäumen, deren Rinde so weiß und sauber ist, wie Papier. Die Seen haben einen Ueberfluß an Fischen mancherley Gattung, als Hechte, Bärsche, Bressen, Aale, und besonders einen Fisch, mit Nahmen Karraß, der ungemein dick und fett ist; die Einwohner drocknen ihn im Sommer zum Vorrath auf den Winter, und anderes Essen findet man bey ihnen nicht. Ich habe oft davon gegessen, und fand es nicht unangenehm. Im Winter brauchen sie geschmoltznen Schnee statt Wassers.

Sie sind sehr gastfrey, und verlangen für ihre Höflichkeiten nichts, als etwas Taback zum Rauchen, und einen Schluck Brandtwein, davon sie grosse Liebhaber sind. Die Kleidung der Männer und Weiber besteht aus langen Röcken von Schaafsfellen, die sie im Vertausch für bessere Felle, von den Russen und Kalmucken bekommen. Da sie sonst keine andere Kleider, nicht einmahl Hemden haben, so sind sie sehr unsauber. Ihre Hütten sind die allerelendesten Wohnungen, und halb in die Erde versunken. Wir waren aber doch vergnügt, daß wir sie fanden, als eine Herberge in dieser kalten Jahrszeit.

Die Barabintzen haben, so wie die mehresten alten Bewohner Siberiens, viele Zauberer unter sich, die sie Schaman, und oft Priester, nennen. Auch viele Weiber stellen sich an als Zauberinnen. Die Schamans werden unter ihnen in grossen Ehren gehalten, sie geben vor, daß sie mit dem Schaytan, oder Teufel, Umgang haben, von dem sie, wie sie vorgeben, alles Vergangene und Zukünftige erfahren, es geschehe wenn, und wo es wolle? Unser Gesandter erforschte genau die Wahrheit vieler ausserordentlichen Geschichte von den Schamans, die man gemeiniglich glaubt, und schickte in die Oerter, wo wir durchreiseten, und ließ die berühmtesten derselben vor sich kommen.

In Baraba besuchten wir eine berühmte Zauberin. Als wir zu ihr ins Haus kamen, setzte sie ihre häußlichen Geschäfte fort, ohne sich viel um ihre Gäste zu bekümmern. Als sie aber eine Pfeiffe Taback geraucht, und einen Schluck Brandtwein getrunken hatte, fieng sie an, gefälliger zu werden. Unsere Leute legten ihr verschiedene unbedeutende Fragen vor, wegen ihrer (der Leute) guten Freunde; sie sagte aber, daß sie von nichts wüste, bis sie noch mehr Taback, und andere nichtswürdige Geschenke bekommen hatte, da sie dann anfieng, ihre Zauberwerkzeuge hervorzusuchen. Zuerst brachte sie den Schaytan, der nichts anders ist, als ein Stück Holtz, worin eine Gestalt geschnitten war, die einige Aehnlichkeit mit einem Menschengesichte hatte; es war mit vielen Lumpen von Seide und Wolle von mancherley Farbe behangen; hernach eine kleine Trommel, an der viele eiserne und meßingene Ringe befestiget waren; sie war auch mit Lappen behangen. Hierauf erhob sie einen schrecklichen Gesang, zu dem sie, mit einem dazu gemachten Stecken, auf der Trommel den Tact schlug; verschiedene ihrer Nachbaren, die sie vorher zu ihrem Beystande zusammen geruffen hatte, stimmten mit ein. Während dieses Auftritts, der ungefähr eine Viertelstunde dauerte, hielt sie den Schaytan oder das Bild, das in eine Ecke gesteckt war, dicht an sich. Weil nun die Beschwörung zu Ende war, so

sagte sie, daß wir unsere Fragen anbringen sollten. Ihre Antworten waren sehr listig, und so dunkel und zweydeutig, als nur immer ein Orakel sie hätte geben können. Sie war ein junges und sehr hübsches Weib.

Von den Tungusen.

Wir setzten unsere Reise verschiedene Tage längst dem Tonguska fort. Hie und da fanden wir an dem Ufer kleine Dörfer, oder einzelne Häuser. Einmahl traffen wir von ungefähr auf einen grossen Hauffen Hasen, die alle so weiß waren, wie der Schnee, darauf sie giengen. Ich übertreibe die Sache nicht, wenn ich sage, daß ihrer mehr als fünf bis sechshundert waren. Sie kamen sehr bedachtsam den Fluß herunter, auf einem schmalen Fußsteig, den sie sich selbst dicht an der Landstrasse gemacht hatten. Als sie uns sahen, lieffen sie alle in die Wälder, ohne daß es schien, daß sie erschrocken gewesen wären. Man hat mir gesagt, daß diese Hasen in noch grösseren Heerden, als diese waren, alle Frühlinge nach Süden zu ziehen, und im Herbst, wenn die Flüsse zugefroren sind, und der Schnee fällt, wieder zurück kommen. In den mehresten Dörfern fanden wir diese Art Wildpret im Ueberfluß, allein, die Einwohner machen sich wenig daraus, denn sie fangen diese Haasen mehr wegen

gen ihrer Felle, von denen sie ansehnliche Vortheile haben, als wegen ihres Fleisches.

Die Tonguſen, die von dem Fluſſe, an deſſen Ufern sie wohnen, so genannt werden, sind die alten Einwohner Siberiens, und sind von allen anderen Stämmen dieſes Volks, die ich zu sehen Gelegenheit gehabt habe, an Sprache, Sitten, Kleidung, und selbst ihrer Persohn und Wuchſes nach, unterſchieden. Sie haben keine Häuſer, wo sie eine Zeitlang bleiben, sondern schweiffen durch die Wälder und längſt des Fluſſes herum, wie es ihnen beliebt; und wohin sie kommen, da richten sie einige Sparren auf, die gegen einander geneiget sind; dieſe bedecken sie mit zuſammengeneheten Stücken von Birkenrinden, und laſſen oben an der Spitze ein Loch offen, daß der Rauch heraus kann. Das Feuer wird in der Mitte angemacht. Sie sind sehr gefällig und umgänglich, und Liebhaber vom Tabackſchmauchen und Brandtweintrinken. Um ihre Hütten herum, haben sie gemeiniglich einen guten Vorrath von Rennthieren, worin ihr ganzer Reichthum beſteht.

Die Männer sind groſſe wohlgewachſene tapfere und sehr ehrliche Leute, die Weiber sind von mittlerer Gröſſe, und tugendhaft. Unter den Männern habe ich viele geſehn, die an der Stirne und Kinn eyrunde Figuren, wie Kräntze, bisweilen auch eine Figur haben, die wie ein Baumzweig geſtaltet iſt,

und von dem Augenwinkel, bis an den Mund reicht. Die Zeichen werden in der Kindheit ihnen gemacht, indem ihnen die Theile mit einer Nadel zerstochen, und mit Kohlen gerieben werden, wovon die Kennzeichen so lange bleiben, als der Mensch lebt. Von Farbe sind sie schwartzbraun, ihre Nasen sind nicht so platt, als der Kalmucken ihre, aber ihr Gesicht ist offener. Sie wissen alle mit einander nichts von Gelehrsamkeit, und beten Sonne und Mond an. Sie haben unter sich viele Schamans, die von denen, die ich vorher beschrieben habe, wenig unterschieden sind. Ich habe noch von anderen gehöret, deren Geschicklichkeit im Wahrsagen, der Schamans ihre, die hier waren, weit übertreffen soll, sie wohnen aber weit hin nach Norden. Sie können es nicht vertragen, in warmen Stuben zu schlafen, sondern gehn in ihre Hütten, und liegen am Feuer auf wilden Thierhäuten. Es ist zum Erstaunen, wie diese Leute, die sehr durchdringende Kälte, die hier herrscht, aushalten können.

Die Weiber kleiden sich in einen Peltzrock, der von oben bis unter die Knie geht, und binden ihn über das Unterkleid mit einem Gürtel zu. Dieser Gürtel ist ungefähr drey Zoll breit, und von Thierfellen gemacht, daran die Haare sehr artig angenehet und beziert sind; an jeder Seite ist ein eiserner Ring daran festgemacht, eine Tobakspfeiffe und andere Kleinigkeiten darin zu tragen. Ihre Kleider

der sind auch die Brust herunter, und um das Genick, ausgenehet. Ihr langes schwartzes Haar ist geflochten, und auf dem Kopfe zusammen gebunden, worüber sie eine kleine Peltzmütze tragen, die artig genug ist. Einige unter ihnen, haben kleine Ohrringe. Sie tragen Halbstiefeln von Thierfellen, die bis an die Knie reichen, und über die Knöchel mit einem ledernen Riemen zu gebunden sind.

Die Männerkleidung ist sehr einfach, und zur Geschäftigkeit bequem. Sie besteht aus einer kurtzen Jacke mit engen Ermeln, aus Thierfellen, das Peltz auswärts; weiten Hosen und Strümpfen aus eben solchen Fellen, beyde aus einem Stück und fest an die Gliedmassen an. Ausserdem haben sie ein Stück Fell, das die Brust und den Magen bedeckt, und an einem ledernen Riemen um das Genik herab hängt. Dieses wird gemeiniglich von ihren Weibern zierlich ausgenehet, und geschmückt. Rund um den Kopf haben sie noch einen Ueberschlag von Eichhörner-Schwäntzen, die Ohrlappen vor der Kälte zu verwahren. Oben auf dem Kopfe haben sie nichts, als das blosse Haar, das in eine lange Locke geflochten, hinten auf dem Rücken herab fällt.

Ihre Waffen sind ein Bogen und verschiedene Arten Pfeile, nach der verschiedenen Art des Wildes, das sie zu jagen gedenken. Die Pfeile werden in einem Köcher, der auf dem Rücken herab-

hängt, getragen, und den Bogen haben sie allemahl in der linken Hand. Ausserdem haben sie eine kurze Lanze, und eine kleine Axt. Wenn sie so ausgerüstet sind, so fürchten sie sich nicht, die unbändigsten Thiere in den Wäldern anzugreiffen, wenn es auch der stärkeste Bär wäre, denn sie sind beherzte Leute, und gute Bogenschützen. Im Winter, welches die Jahrszeit der wilden Thierjagd ist, reisen sie auf so genannten Schneeschuhen, ohne die es unmöglich ist, daß sie ihren Weg durch den tiefen Schnee finden könnten. Diese sind von einem dünnen Stück leichten Holtzes gemacht, ungefähr fünf Fuß lang, und fünf bis sechs Zoll breit; vorne spitzig und krummgebogen, hinten aber zwar gebogen, aber nicht spitzig, sondern eckigt. In der Mitte ist ein Riemen befestigt, wo sie den Fuß durchstecken. Auf diesen Schuhen kann man sicher über den tiefsten Schnee gehen, denn die Last eines Menschen wird nicht über einen Zoll im Schnee einsinken; man kann aber auch diese Schuhe nur auf Ebenen gebrauchen. Um auf Hügel zu kommen, haben sie andere, die am Rande mit Fellen von Meerkälbern besetzt sind, so daß die Haare davon rückwärts stehen, folglich die Schuhe nicht glitschen können; den Hügel herunter zu kommen aber sind sie vortrefflich, weil sie glatt herabglitschen.

Die tonguſiſche Nation war ſehr zahlreich, iſt aber in neuern Zeiten durch die Kinderblattern ſehr verringert worden. Es verdient angemerkt zu werden, daß ſie von dieſer Krankheit nichts gewußt, bis die Ruſſen unter ſie gekommen ſind. Sie fürchten ſich ſo erſchrecklich vor dieſem Uebel, daß ſie, ſobald einer von der Familie damit befallen wird, dem Kranken augenblicklich eine kleine Hütte machen, einige Speiſen und Waſſer ihm hinſetzen; alles was ſie haben zuſammenpacken, und gegen den Wind fortziehen, wobey jeder einen irdenen Topf mit brennenden Kohlen in die Hand nimmt. Unterm Fortziehen ſtimmen ſie ein fürchterliches Wehklagen an. Sie beſuchen ihren Kranken nicht wieder, als bis ſie glauben, daß alle Gefahr vorbey iſt. Stirbt der Kranke, ſo ſetzen ſie ihn auf einen groſſen Baumzweig, woran ſie ihn mit ſtarken Weiden feſtbinden, daß er nicht fallen kann.

Wenn ſie in die Wälder auf die Jagd gehn, ſo nehmen ſie kein Eſſen mit, ſondern verlaſſen ſich einzig und allein darauf, was ſie fangen werden. Sie eſſen alle Thiere, die ihnen vorkommen, auch Bären, Füchſe und Wölffe. Die Eichhörner werden von ihnen für Leckerbiſſen gehalten; die Hermeline aber haben einen ſo ſtarken Uebelgeſchmack und Geruch, daß nichts als Todthungern ſie vermögen kann, ihr Fleiſch zu eſſen. Wenn ein Tonguſe ein Elendthier oder anderes Thier tödtet, ſo geht er

nicht eher von der Stelle, als bis er es verzehret hat, es sey dann, daß er nicht weit von den Seinen wäre, da er dann wohl ein Stück davon nach Hause bringt. Um Feuer ist er unbesorgt, denn er führt immer eine Zunderbüchse bey sich, und wann er diese verliehren oder vergessen sollte, so reibt er zwey Stücken Holtz gegen einander, und zündet Feuer an. Sie essen nichts roh, aber übermäßig stark.

Die Zobel werden nicht so gefangen, wie die anderen Thiere. Das Fell ist so zärtlich, daß das geringste Zeichen vom Bogen, oder wenn die Haare etwas zerknötert sind, den Absatz des Felles verdirbt. Wenn sie sie jagen, so haben sie nur einen kleinen Hund, und ein Netz. Wenn der Jäger die Spur eines Zobels auf dem Schnee findet, so verfolgt er es bisweilen zwey bis drey Tage, bis das arme Thier gantz abgemattet ist, und auf irgend einem hohen Baume seine Zuflucht sucht, denn es kann klettern wie eine Katze; darauf breitet der Jäger sein Netz um den Baum herum aus, und macht ein Feuer an; der Zobel, der den Rauch nicht ausdauren kann, steigt sogleich vom Baume herab, und wird im Netz gefangen. Ich habe mir von einigen dieser Jäger sagen lassen, daß, wenn der Hunger sie auf solchen langen Jagden hart drücket, so nehmen sie zwey dünne Bretter, wovon sie eins auf die Hertzgrube, und das andere auf den

Rücken,

Rücken, dem ersten gerade gegenüber, legen; die äussersten Enden dieser Bretter werden mit Stricken zusammengebunden, und nach und nach immer dichter zusammengezogen. Durch dieses Mittel fühlen sie das Quälen des Hungers nicht.

Wiewohl ich schon angemerkt habe, daß die Tonguſen überhaupt, Sonne und Mond anbeten, so leidet doch diese Bemerkung viele Ausnahmen. Ich habe vernünftige Leute unter ihnen gefunden, die ein Wesen glauben, das höher ist, als Sonne und Mond, und diese ganze Welt geschaffen hat.

Ich will nur noch dies einzige bemerken, daß allen Nachrichten zufolge, die ich von denen aus Kanada Gebürtigen gehöret, oder gelesen habe, es in der Welt keine Nation giebt, die den Tonguſen so ähnlich wäre, als die Kanader. Die Entfernung zwischen beyden ist so groß nicht, als man gemeiniglich glaubt.

(Fortsetzung und Beschluß künftig.)

VIII.

VIII.

Anmerkungen über einige Stellen in Voltairs neueren Schriften. *)

(Aus den Lettres de quelques Iuifs Portugais et Allemands a Mr. de Voltaire. Paris 1769. 12mo p. 424.)

Es ist unbegreiflich, daß die Israeliten am Fusse des nehmlichen Berges, wo GOtt mitten unter Donner und Blitzen, die sie sahen, und dem Schall der himmlischen Trommeten, die sie höreten, mit Moses geredet hatte, ein goldenes Kalb sollten gefordert haben, es anzubeten. Abhandlung über die Religionsduldung. Hauptstück 12.

Ant-

*) Da Voltairs Schriften in vieler Händen sind, die seine dreisten Behauptungen nicht beurtheilen können, und Schaden leiden, so werden hoffentlich diese Anmerkungen nicht unwillkommen seyn; wenigstens müssen sie immer Nutzen stiften, sie stehen auch wo sie wollen.

Antwort. Die Hebräer befanden sich freylich an dem nehmlichen Berge, von dannen GOtt mit Mose geredet hatte; allein, sie wusten, sagten sie, nicht, was aus Mose geworden war. Vor diesem hatten sie ihn oft den Berg hinauf steigen, und wieder herabkommen sehen, um ihnen die Befehle des HErrn zu bringen. Allein, zu dieser Zeit war er ihnen in mehr denn einem Monate nicht erschienen. Bestürzt über eine so lange Abwesenheit, und ohne zu wissen, was aus ihm geworden sey, verlohren sie alle Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Ist es unbegreiflich, daß das unwissende Volk, unter solchen Umständen, da es sich selbst überlassen war, nur eben aus dem abgöttischen Egypten kam, die Beyspiele aller benachbarten Völker vor Augen hatte, und sich von GOtt verlassen hielte, bey dieser Gelegenheit einem festgestellten Gottesdienst Platz gegeben, der ihren Neigungen vermittelst der Pracht der Ceremonien, und der Freudigkeit der Feyertage schmeichelte? Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß nach ihren Begriffen, die Ehrenbezeugungen, die sie dem Götzen erwiesen, eine Beziehung auf GOtt ihren Befreyer hatten, und ihr gantzes Verbrechen bestand darin, daß sie GOtt, seinen Befehlen zuwider, unter einem körperlichen Bilde anbeteten. Sie wollten eine symbolische Vorstellung des wahren GOttes haben, der sie aus Egypten geführt hatte. Daher kam es, daß Aaron, als

er

er das Fest verkündigte, das zur Ehre des goldenen Kalbes sollte gefeyert werden, sagte: Morgen ist ein Fest dem HErrn; ein sicherer Beweis, daß er diesen Götzen für ein Bild des Jehovah, oder des wahren GOttes gehalten.

Wie konnte Aaron solch ein Kalb in einem Tage entwerffen? Kein Künstler ist im Stande, ein goldenes Bild in weniger als drey Monaten zu verfertigen. Ebendas.

Antwort. Der Verfasser scheint sich einzubilden, daß dieses Kalb ein Kolossus gewesen, und vergißt, daß man die Absicht hatte, es an der Spitze der hebräischen Armee voran tragen zu lassen. Mache uns, sagten sie, ein Kalb, das vor uns hergehet. Hiezu war es nicht nöthig, daß dieses Bild so schwer gewesen, als das Pferd Heinrichs des IV, oder der Laokoon zu Marly. Herr von Voltaire hat ohne Zweiffel auf einem Gemählde das goldene Kalb nach der Phantasie des Mahlers abgebildet gesehn, und aus dem Gemählde urtheilt er von dem Original. Allein, die Schlußfolge ist auf keine Art richtig. Mahler sind nicht immer zuverläßige Quellen, so wenig als die Dichter. Ein Giesser, der die Materialien bey der Hand hat, und gut bezahlt würde, könnte ein solches Werk, das nur roh ausgeführet würde, wie alle Werke der Egyptier waren, in weniger dann einer Woche verfertigen. Ohne langes Suchen hat der Schreiber

ber dieses, zweene gefunden, die nur drey Tage verlangten *).

Wie konnte es nachher Moses zu Pulver zermalmen, das verschluckt werden konnte? Hiezu würde die grösseste Geschicklichkeit in der Chymie unzureichend gewesen seyn. Ebendas.

Antwort. Jedermann weiß, daß Tartarsaltz mit Schwefel vermischt, das Gold so auflöset, daß es dasselbe zu Pulver zermalmet, das verschluckt werden kann. Stahl, ein Chymikus vom höchsten Range, hat dieses schon vor langer Zeit in seinen Opusculis behauptet. Wir finden in einem wohlbekannten Werke des Herrn Goguet, das den Titel hat: Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, daß „der Natron **) eine im „Osten, und vornehmlich an dem Nil gemeine „Substanz, dieselbe Würkung thue; daß Mose „die Kraft seiner Würkung gar wohl gewußt ***), und

*) Man könnte auch dem Voltaire antworten: Wo stehts dann, daß das Kalb in einem Tage gemacht worden? Und gesetzt, es wäre, so folgt noch nicht, daß Aaron den Götzen selbst mit eigenen Händen, oder gantz allein, ohne Beyhülfe einer Menge Arbeiter gemacht habe! Uebersetzer.

**) Ein erdigtes Alkali-Saltz, bisweilen egyptischer Salpeter (nitrum) oder das erdigte orientalische Alkali genannt.

***) Moses war gelehrt in aller Weisheit der Egyptier. Und daß ihnen die Kunst, Metalle zu reini-

„und daß er sie dieses Wasser trinken lassen, weil „das Gold, das vermittelst dieses Verfahrens trink„bar gemacht worden, den allerwidrigsten Ge„schmack hat. Diese Möglichkeit, das Gold trinkbar zu machen, ist seit Stahls Zeiten hundertmahl in den Werken und Vorlesungen der berühmtesten Chymiker, Senac, Baron, Macquer u. s. w. wiederholt worden. Sie stimmen alle darin zusammen. Herr le Fevre setzt hinzu, daß nichts gewissers seyn kann, und daß man daran im geringsten nicht zu zweifeln habe. Aben Esra muthmassete ehemahls, daß Mose das Gold mittelst eines chymischen Processes trinkbar gemacht. Einige Zeit darnach, schrieb ein anderer Rabbi, daß er selbst von einer ähnlichen Operation Zeuge gewesen, allein das glaubte man kaum vor Stahlen. Unterdessen, was helffen Entdeckungen, wenn die nehmlichen Irrthümer viele Jahre darnach noch immer widerholt werden? Konnte es dem Herrn von Voltaire unbekannt seyn, als er diesen elenden Einwurf wieder hervorsuchte, daß ihn der schlechteste Chymiker leicht widerlegen könne? Es ist klar, daß die Chymie seine Sache nicht ist; er fahre fort Verse zu schreiben; er stosse in die epische Trompete, und wetteifere mit dem Euripides und Sophokles

reinigen, und zu giessen, längst bekannt gewesen, versichern uns Diodor von Sicilien, Agatharchides und andere.

kles um den Preiß; er gebe sich aber nicht mit der Kunst eines Rouelle *) und Markgraf ab.

Es ist unnöthig, viele Zeit auf Widerlegung der falschen Vorstellungen zu verwenden, die Herr von Voltaire von einigen Stellen der Propheten macht, indem er Dinge, als wirklich geschehen vorstellt, die doch nur in einem Gesichte vorgegangen; z. B. wann gesagt wird, daß Ezechiel die Pergamentrolle aufgegessen, die ihm angeboten worden; daß er sein Brodt mit Mist bedecket, daß er auf seiner linken Seite 390 Tage gelegen, u. s. w. die alle mit einander offenbar in einem Gesichte vorgegangen. Eben so, wenn von Jesaias erzählt wird, daß er nackend gegangen, so heißt das, daß er ohne Ober- und Unterkleid gegangen, wie die Sklaven, die die ohne allen Zweiffel noch genug übrigbehalten ihre Blösse zu decken. Daß der Prophet nackend gegangen, mag den Unwissenden zum Lächeln bewegen, das ist alles, was solche Vorstellungen würken.

Die Bücher Moses, Josua, und die übrigen Bücher des Pentateuchus u. s. w. Philosophie der Geschichte; Artikel Moses.

Der Verfasser scheint hier gantz den Sinn des Wortes Pentateuch vergessen zu haben. Diese Sammlung enthält blos die Bücher des Gesetzgebers

*) Dieser berühmte Chymist starb zu Paris im September des vorigen 1770 Jahres.

bers, und weder das Buch Josua, noch die übrigen haben je ein Theil desselben ausgemacht.

Salomo machte zwölf Ochsen, die das eherne Meer im Tempel tragen mußten, einige Cherubim wurden in die Lade gestellt; sie hatten den Kopf eines Adlers, und den Kopf eins Kalbes; und es ist wahrscheinlich, daß dieser Kalbskopf, der elend ausgeführt gewesen, und hernach von den römischen Soldaten in dem Tempel gefunden worden, Gelegenheit gegeben, lange Zeit zu glauben, daß die Juden einen Esel angebetet. Ueber die Duldung K. 12.

Antwort. 1. Es ist freylich an dem, daß über die Lade einige Cherubim gestellt waren, aber nicht in die Lade, welches unmöglich gewesen wäre. Die Lade war ein Kasten, drittehalb Ellen lang, und anderthalb Ellen breit. 2 Mos. 37, 1. Die Cherubim Salomons aber waren zehn Ellen hoch, und zehn Ellen breit, wenn man von der äussersten Spitze des einen Flügels bis an die äusserste Spitze des anderen rechnet. 1 Kön. 7, 24. Also waren sie nicht gemacht, in die Lade gestellt zu werden. 2. Schon lange vor der Eroberung Judäens war weder die Lade mehr, noch die Cherubim des Salomo mit dem elend ausgeführten Kopfe eines Kalbes. Die Römer kamen nicht in den Tempel Salomons, der nicht mehr war, sondern in den

den zweyten Tempel; und gewiß sahen sie in diesem weder die Lade noch die Cherubim des Salomo, denn diese Stücke sind nie in selbem gewesen.

Das Buch der Weisheit wird gemeiniglich Jesus, dem Sohne Sirachs, zugeschrieben, oder dem Philo von Byblus. Philos. Wörterbuch. Artik. Salomo.

Antwort. Es giebt zweene Philos; einen aus Alexandrien, einen gelehrten Juden, von dem wir noch schätzbare Ueberbleibsel haben; den andern von Byblus, einen heydnischen Schriftsteller, von dem nur noch einige Fragmente übrig sind. Es hat würklich einige Kunstrichter gegeben, die dafür gehalten, daß der Weltweise von Alexandrien der Verfasser des Buchs der Weisheit sey. Aber zum ersten mahle ist dieses, daß es dem Sprachkünstler von Byblus zugeschrieben wird. Was kann man sich für eine Verwandschaft zwischen dem Buche der Weisheit, und dem heydnischen Uebersetzer des heydnischen Sanchoniatho vorstellen?

Es hat nie einen Ninus, Erbauer von Ninveh, das wir Ninive nennen, gegeben, eben so wenig, als einen Belus, Erbauer der Stadt Babylon; kein asiatischer Printz hat einen Nahmen geführt, der sich in us endigt. Philos. Wörterb.

Was soll man von solchem Schlusse halten? Kein asiatischer Fürst hat einen Nahmen geführt, der sich auf us endiget, folglich hat es nie einen Ninus, Erbauer von Ninive, oder Belus, Erbauer Babylons, gegeben. Ist das nicht eben, als wenn man behaupten wollte, es habe nie einen Pompée gegeben, indem kein römischer General einen Nahmen geführet, der sich auf ée endigt? Kann man nicht antworten, daß, ob es gleich keinen Pompée gegeben, so sey doch ein Pompejus gewesen, dem die Franzosen den Nahmen Pompée beygeleget? Beweißt diese Verwandelung des Nahmens, daß dieser Römer nie existirt habe?

Wiederum: Man giebt vor, daß Alexander, in Macedonien, in einem Traume den Hohenpriester Jaddus gesehen, vorausgesetzt, daß es je einen jüdischen Priester gegeben, dessen Nahmen sich auf us geendigt. Philos. Wörterb. Art. Alexander.

Ausser dem falschen Schlusse in diesem Perioden, vergißt Hr. v. Volt. noch, daß Josephus, der griechisch schreibt, den Hohenpriester nicht Jaddus nennet; us ist eine lateinische, keine griechische Endung. Aus dergleichen Mißtritten möchte man auf die Gedanken fallen, daß Hr. v. Volt. nur eine seichte Kenntniß von der griechischen Sprache habe, die er so oft erhebt, und der seinigen vorzieht. Bey allem dem, da er würklich so viele Gaben besitzt, und seine eigene

Spra-

Sprache so meisterhaft schreibet, so darf es uns nicht verdriessen, wenn er eine fremde Sprache etwan nicht weiß.

Es ist merkwürdig, und sehr befremdend, daß das Wort Python im fünften Buch Mose vorkommt, lange vorher, ehe dieses griechische Wort den Hebräern bekannt seyn konnte: folglich ist im Hebräischen das Wort Python nicht, von dem wir keine genaue Uebersetzung haben. Ueber die Duldung. K. 13.

Alles, was hier befremdend scheinet, ist die sonderliche Art zu schliessen. Ist es befremdend daß ein griechisches Wort, das durch den Gebrauch latinisirt ist, in einer lateinischen Uebersetzung gefunden wird? Ist es befremdend, und sehr befremdend, daß ein Wort, das den Hebräern gantz unbekannt war, im Hebräischen nicht gefunden wird! Wahr ist es, daß wir von den hebräischen Büchern keine vollkommene Uebersetzung haben; allein, gewiß ist der grösseste Theil dieser Bücher genau übersetzt, und wir können uns schmeicheln, sie zu verstehen. Wir haben keine Uebersetzung vom Virgil, Horaz u. s. w, die durchgängig auch in Absicht des Sinnes genau wäre, und doch glauben wir den Virgil und Horaz zu verstehen. Derselbe Fall ist auch bey den hebräischen Büchern; dieses ist alles, was man bey Werken von solchem Alterthume erwarten kan, und was nöthig ist.

(Die Fortsetzung künftig.)

IX.

Von den Bemühungen der Franzosen die Meereslänge zu finden.

Es ist bekannt genug, was in neueren Zeiten die Engländer für Bemühungen übernommen haben, die Länge des Meeres zu finden, und wie glücklich insbesondere die Versuche mit den Uhren des Herrn Harrisons ausgefallen sind. Die französische Nacheiferung in diesem Stücke, scheint in Deutschland nicht so genau bekannt zu seyn. Sie ist aber nicht geringe gewesen. Ein Peter le Roy, ein Bertrand aus Genf, der sich in Paris gesetzet, und die Herren Romilly und Tavernier, hatten Hoffnung, dem Herrn Harrison gleich zu kommen, oder ihn gar zu übertreffen. Sie arbeiteten an Uhren, die noch vollkommener seyn sollten, als die Harrisonischen. Da der Marquis von Courtanvaux sich edelmüthig erboten hatte, alle Kosten zu tragen, die erfordert würden, die Maschinen, die

die

die die Meereslänge beträffen und der Akademie der Wissenschaften würden vorgelegt werden, auf die See zu führen, so wurde zu Havre de Grace zu diesem Endzwecke eine leichte Fregatte, mit Nahmen Aurora gebauet, und da der König dieses gantze Unternehmen mit seinem Schutze beehrete, zu einer königlichen Fregatte gemacht. Der Herzog von Praslin versahe den Marquis mit allen nöthigen Beglaubigungsbriefen, nicht nur an alle französische Häfen, sondern auch an die Häfen von Holland, Deutschland, Dännemark, England, Schweden, und zuletzt auch für Petersburg. Die Sternkundige, die ihn begleiteten, waren Herr Pingre, der von der Akademie ernannt war, und 1761 zu Pondichery den Durchgang der Venus beobachtet hatte; und Herr Meßier, den sich der Marquis von Courtanvaux erwählte, und der zuerst den letzten Kometen entdeckte. Da die Abreise auf den May 1768 angesetzt war, so hatten nicht alle Künstler Zeit, die letzte Hand an ihre Werke zu legen. Zwo Uhren, vom Herrn le Roy, war alles, was zu der bestimmten Zeit fertig wurde, folglich waren dieses die Maschinen alle, deren Richtigkeit der Marquis zu bestimmen unternehmen konnte. Herr le Roy that selbst die Reise mit, die Ursachen der Mängel desto besser zu beobachten, (die die Bewegung des Schiffes verursachen möchte,) und die allerwürksamsten Mittel dagegen anzuwenden. Der

Herr Marquis hat seine Reise beschrieben, und nebst den Bemerkungen, die er mit den Uhren, nebst den Herren Pingre und Meßier, gemacht, zu Paris besonders drucken lassen. In dem letzten Kapitel seines Werks sind seine Bemerkungen wiederholet, und das folgende ist ein kurtzer Auszug daraus:

Die erste der Uhren des Herrn le Roy, ist verschiedene Monate lang von den Bevollmächtigten der Akademie untersucht worden; sie ist an verschiedene Orte, sowol zu Wasser, als zu Lande, gebracht worden, und nichts schien ihren gleichförmigen Gang zu unterbrechen. Unterdessen ward sie doch hernach nicht so genau befunden, als die andere Uhr, welches ohne Zweiffel einem Zufall zuzuschreiben ist, der ihr auf dem Wege von Paris nach Havre begegnete. Herr le Roy, der den Auftrag hatte, seine Uhren zu begleiten, reisete vor den anderen Reisenden ab, um sie zu Havre zu erwarten. Die Bewegung des Fuhrwerks zerriß an der ersten Uhr das Band, das den Regulator hält. Herr le Roy ersetzte es vermittelst eines andern, das er in einer benachbahrten Stadt kaufte, und setzte alles wieder in so guten Stand, als seine Umstände es erlaubten. Unterdessen hatte die Uhr doch gelitten, und gieng bis Amsterdam zu, nicht einförmig, sondern beständig zu langsam. Von Amsterdam aber gieng sie die ganze übrige

Reise

Reise über sehr wohl, und ihre Abweichung war in vierzig Tagen nicht mehr, als 51 Sekunden, oder 12 Minuten 45 Sekunden eines Grades, welches auch sogar unter dem Equator nur eine Abweichung von $4\frac{1}{4}$ französische Meilen geben würde. Und die Acte des englischen Parlements setzet doch den ganzen Preiß von 20000 Pfund Sterling *), wenn die Abweichung in einer Zeit von sechs Wochen zehn französische, oder 30 englische Meilen wäre.

Die zwote Uhr des Herrn le Roy gieng noch einförmiger, als die erste. Vom 5ten Julius, da sie dem Herrn Marquis anvertrauet ward, bis zum 30sten August, war die Abweichung nur $15\frac{1}{2}$ Sekunde, welches auch unter dem Equator, wo die Abweichung am grössesten ist, $1\frac{3}{4}$ französische Meilen ausmacht **). Ein solcher Erfolg schien alles zu haben, was man nur wünschen konnte; unterdessen empfieng doch Herr le Roy vom Hofe

*) Ausserdem hat noch der König von Spanien einen Preiß von 100000 Kronen, und die Generalstaaten haben 100000 Gulden ausgesetzt.

**) Herrn Harrisons Uhr, wich auf ihrer ersten Reise, hin und zurück, nur 1 Min. $54\frac{1}{2}$ Sek. in 147 Tagen ab, welches in der Breite von Portsmouth auf 18 geographische Meilen beträgt. Auf ihrer zwoten Reise 2 Min. 20 Sek. in 156 Tagen. Dem zufolge, empfieng er die Hälfte des Preises, ob er wohl nach den Buchstaben des Gesetzes, auf den gantzen Preis ein Recht hatte.

Befehl, sich nach Amerika einzuschiffen, um die Vollkommenheit seiner Uhren mittelst eines längern Versuchs zu bestimmen. Auf der andern Seite empfieng Herr Pingre Befehl, die Seeuhren des Herrn Bertrand zu prüfen, am Boorde eines Schiffes, das auch nach Amerika segelte. Der Ausgang dieser beyden Reisen ist noch nicht bekannt; wird aber zu seiner Zeit dem Publiko bekannt gemacht werden. Der französische Titel, des wohlaufgenommenen Werks, aus dem wir hier das Wesentlichste beygebracht haben, vielleicht aber wieder einmahl darauf zurück kommen, hat den Titel: Journal du Voyage de Mr. le Marquis *de Courtanvaux*, sur la Fregatte *l'Aurore*, pour essayer par ordre de l'Academie plusieurs Instrumens relatifs a la Longitude. Mis en ordre par Mr. *Pingré* Chanoine regulier de St. Genevieve, nommé par l'Academie pour cooperer a la verification des dits Instruments, de concert avec Mr. *Messier*, Astronome de la Marine Paris 1768. in 4to. Von 316 Seiten, einer Charte und verschiedenen Kupfertafeln.

X.

Besondere Umstände einer Katalepsis.

(Aus der Histoire de l'Academie Royale des Sciences Année 1764. avec les Memoires de Physique et de Mathematique etc. A Paris. 4to. 1767.)

Eine Dame, von etwan 45 Jahren kam nach Besancon, einen Proceß von der äussersten Wichtigkeit fortzusetzen; sie kam nur unter ihre Anwalde; und zur Kirche, den Himmel zum Vortheil ihrer Sache zu bewegen; man sahe hier, daß sie sich vor jedem Altar niederwarff. Sie aß wenig, und noch minder schlief sie; ob man ihr gleich gesagt hatte, daß die Gerichtsherren ihrer Sache günstig zu seyn schienen, so wurde sie doch den Abend vor dem Verhör von einem, (wie man glaubte,) Schlagfluß befallen. Als der Artzt, und Wundartzt, geruffen wurden, fanden sie sie in einem Lehnstuhl sitzen, ohne Bewegung mit offenen, und in die Höhe gehobenen Augen, die Arme aufgehoben, und die Hände gefalten, als eine, die in Entzückung ist; ihr

ihr Gesicht, das vordem bleich und kummervoll gewesen, war itzt blühend und munter; der Othem war frey, der Puls als eines Schlafenden, voll und langsam; ihre Gliedmassen waren beugsam und liessen sich bewegen, wohin man wollte, ohne Widerstand zu thun; blieben auch in der Stellung, darin man sie ließ; wann das Kinn niedergedrukt wurde, so blieb der Mund offen; wurden ihr die Arme aufgehoben, so blieben sie so; und man mochte sie in eine so unbequeme Lage stellen, als nur zu erdenken war, so blieben sie allemahl in der Lage, worin sie gesetzt waren; sie schien diese gantze Zeit über ohne Empfindung zu seyn; man marterte sie auf mancherley Art, setzte ihr glühende Kohlen unter die Füsse, schrie ihr in die Ohren, daß sie ihren Proceß gewonnen hätte, sie gab keine Zeichen des Lebens von sich. Die Herren Attalin und Charles, beyde Professores der Artzeneykunde, hatten ihr ein Aderlas am Fuß verordnet, und fanden, als sie nach dem Abendessen zu ihr kamen, daß sie sich von ihrem kataleptischen Anfall erholet, der drey bis vier Stunden angehalten hatte. Sie unterhielte sie mit allen Umständen ihres Processes, und mischte solche moralische Anmerkungen mit darunter, als gantz natürlich aus ihrer Geschichte herflossen; die Gegenwärtigen thaten alles mögliche, ihr zu versichern, daß sie ihre Sache gewinnen würde.

Man

Man fragte sie, ob sie einige Vorstellung davon hätte, was ihr begegnet wäre? sie antwortete, daß sie nichts gesehn hätte, aber die Stimme einiger um sie herum, hätte unterscheiden können; die Feuerpfanne mit Kohlen, unter den Füssen, oder das Blutlassen am Fuß, hatte sie gar nicht gefühlt; ob sie gleich auf alle mögliche Art war gequält worden, so klagte sie doch über keinen Schmertz oder Ermüdung; während daß sie die Gesellschaft so unterhielte, ward man gewahr, daß sie plötzlich ihre Unterredung abbrach, einen tieffen Seufzer holte, und daß ihre Augen unbeweglich standen; man that alles mögliche, diesen kleinen Anfällen zuvor zu kommen, indem man sie erinnerte, wo sie aufgehört hätte, sie konnte aber den Faden ihrer Rede nicht wieder finden, sondern fieng eine neue Geschichte an. Ungefähr eine Stunde darnach, hatte sie einen andern kataleptischen Anfall, der so stark war, als der erste: als auch dieses vorüber war, und sie auf ihrem Stuhl saß, redete sie so, wie zuvor, von ihren Sachen, auf gute anderthalb Stunden, und darauf fieng sie an, gantz wild zu reden, schrie auch fürchterlich und ward bald darauf von einem hefftigen Fieber überfallen. Sie wurde drey bis vier Tage von obgedachten Aertzten besucht; blieb auch noch zu Besancon, aber ohne einige merkliche Besserung; daher dann diese Aertzte den Rath

gaben,

gaben, sie nach Vesoul, ihrem Geburtsort zurück zu führen, wo sie zum Erstaunen jedermanns, ihre Gesundheit vollkommen wieder erlangte, und auch noch am Leben ist.

Ein ähnlicher Vorfall, der noch ausserordentlicher ist. 1762.

Eine Magd zu Montpelier, von etwan zwanzig Jahren, die blaß von Farbe, furchtsam, aber doch schlimm war, und sich immer über eine Kälte in den Spitzen der Finger und Zehen beklagte, ward im Mertz, nach einer gehabten Betrübniß von einem kataleptischen Anfalle ergriffen; sie behielte die Stellung, in der sie war, als der Anfall über sie kam, bis derselbe vorüber war. Als diese Anfälle zunahmen, mußte man sie in das Hospital bringen, wo die Herren Sauvaye und Lazerme sie bedienten; die Anfälle der Katalepsie waren bey ihr von ungleicher Dauer, bald eine Vieltelstunde, bald länger, bis auf dreyvieltel Stunden. In den Monaten April und May 1757 waren diese Anfälle mit sonderbahren Umständen begleitet, die man in drey Perioden unterscheiden konnte. Den Anfang und das Ende der Katalepsie, und das Mittel; sie daureten einen gantzen Tag, oder vom Morgen bis zu Abend; wenn ihr kataleptischer Anfall,

der oft fünf oder sechs Minuten anhielte, vorüber war, welches man daraus erkannte, daß sie zu jähnen anfieng; so richtete sie sich in ihrem Bette auf, fieng an sehr geschwind, und weit vernünftiger zu reden, als sie bey gesunden Tagen gethan hatte; sie veränderte oft ihr Gespräch, und dieses sehr passend, und schien ihre Rede an einige gegenwärtige Freunde zu richten; und man bemerkte immer, daß diese Rede mit derjenigen zusammenhieng, die sie den Tag zuvor bey ihrem Anfall geführt hatte, oder sie handelte von einer moralischen Materie, die sie sehr schicklich auf einige der Umstehenden des Hospitals anwendete. Diese ganze Zeit über, waren ihre Augen ganz offen, und sie lag doch in einem tiefen Schlaf, ohne Bewegung oder Gefühl, wie Herr Sauvage aus mancherley Versuchen, die er anstellete, überzeugt ward. Erstlich brachte er die Flamme einer Wachskerze ihr so nahe ans Auge, daß sie die Augenbraunen anbrannte, ohne daß sie auch nur mit den Augenliedern gewinkt hätte. Hernach ließ er ihr einen, laut ins Ohr schreyen, stark an das Bette schlagen, so daß sie darüber zu anderer Zeit sehr würde erschrocken seyn; er ließ ihr Brandtwein, und so gar Sal Ammoniak in die Augen sprengen, stieß ihr mit dem Finger in die Augen, bließ ihr Havanna-Schnupftoback in die Nase, stach ihr Nadeln ins Fleisch, verdrehte ihr

die

die Finger, aber alles vergebens, sie gab nicht das geringste Zeichen einer Empfindung von sich.

Während daß diese Versuche angestellt wurden, wurden ihre Reden, (denn sie redete die gantze Zeit über unaufhörlich) mit einem mahle viel lebhafter; dieses war das Vorspiel zu einem neuen Auftritt; sie fieng itzt an zu singen, und zu hüpfen, brach in gewaltiges Gelächter aus, bemühete sich aus dem Bette zu kommen, welches sie auch endlich mit dem Anschein einer grossen Freude zu Stande brachte; und setzte alles in der Stube in Ordnung, nahm sich aber sorgfältig in Acht, nicht an die Betten Stühle u. s. w. zu stossen, begab sich ohne Mühe wieder in ihr Bette, legte sich darnach nieder, und deckte sich zu, worauf sie bald einen neuen kataleptischen Anfall bekam, der in minder einer Viertelstunde vorüber gieng; darauf erwachte sie, als aus einem tieffen Schlafe; als sie so viele um sich sahe, ward sie gantz bestürtzt, und schrie das Uebrige des Tages hindurch, ob sie gleich nicht wußte, was sie in ihrem Anfall gethan hatte.

Gegen Ende des Mayes verliessen sie alle diese Anfälle, ob das gleich keiner Würkung der Artzeneymittel zugeschrieben werden konnte; man hatte ihr einmahl am Arm, oft am Fuß und siebenmahl am Halse zu Ader gelassen; fünf oder sechsmahl

ward

ward ihr abzuführen eingegeben, nachdem sie einige öffnende Tränkgens genommen hatte; sie nahm eine Magenlatwerge, die von der Fieberrinde, Zinnober, und Pulvis ad guttetam, gemacht war. Wann das Wetter gelinde war, wurde sie zwanzig mal in einem Bade gebadet, das ehr kalt als warm war; sie schien ziemlich wieder zu ihrer Gesundheit gelangt zu seyn, war es aber nicht, dann ihre Anfälle kamen bis 1759 alle Winter wieder, mit dem Unterschiede, daß kein kataleptischer Anfall vorangieng, auch der Mangel der Empfindung nicht so sehr stark war. Einmahl überfiel sie die Krankheit auf einer Brücke, wo man wahrnahm, daß sie mit ihrem eigenen Schatten oder Bilde im Wasser sprach; bey einem Anfall in den letzten Weynachtsfeyertagen, wußte sie es gantz dunkel, wer um sie gewesen war.

Das junge Mägdchen ist itzt so sehr an ihre Krankheit gewöhnt, daß sie ihr nichts mehr verursacht, als eine kleine Verwirrung, oder Verlegenheit; doch ist sie nicht mehr so blaß von Farbe, empfindet aber doch noch immer die nehmliche Hitze und Schwere des Kopfes, und bey dem Aufhören des Anfalls, klagt sie über Hertzwehe, welches sie aufweckt.

XI.

Einige Nachrichten von den Inseln Falkland.

(Gentleman's Mag. 1770. October.)

Die Inseln Falkland liegen ohnweit der magellanischen Strasse. Sir Johan Narborough war der erste, der sie entdeckte: und Guthrie in seiner neuen geographischen Grammatik, sagt, daß König Carl der zweyte, so ängstlich gewesen, den Ausgang seiner Entdeckungen zu wissen, daß er nicht einmahl die Geduld gehabt, seine Ankunft bey Hofe zu erwarten, sondern so bald er nur gehört, daß er in den Dünen angekommen, ihm in seiner Barke entgegen gefahren sey, und ihm zu Gravesande begegnet habe.

Man kann die Wichtigkeit dieser Inseln, aus den vernünftigen Anmerkungen erkennen, die der Verfasser der Ansonschen Reisen über ihre vortheilhafte Lage gemacht hat. Er merkt an, daß alle unsere künftige Fahrten und Unternehmungen in die Südsee, in ansehnlicher Gefahr stehen schlecht auszuschla-

schlagen, da wir auf unserer Reise dahin, uns unter der Nothwendigkeit befinden, die portugiesische Niederlassung in Brasilien zu berühren. Denn wir können versichert seyn, daß die Stärke, Beschaffenheit und Absichten unserer Ausrüstung, den Spaniern wird verrathen werden; wenigstens so viel davon, als die Portugiesen ergründen können, die Entdeckung eines andern Platzes nach Süden hin, wo die Schiffe sich erfrischen, und mit dem Nöthigen auf ihrer Reise um Horns Vorgebürge, sich versehen könnten, würde ein Mittel seyn, das uns von dieser Verlegenheit befreyete, und der gantzen Aufmerksamkeit des englischen Volks höchlich werth wäre. Dieses scheint auch nicht schwer auszurichten zu seyn, denn wir haben schon eine unvollkommene Kenntniß von zween Plätzen, die vielleicht, nach angestellter Untersuchung zu dieser Absicht sehr brauchbar würden befunden werden; der eine ist die Insel Pepy, in der Breite von sieben und vierzig, und die vom Doct. Halley ungefähr achtzig französische Meilen morgenwärts von Cape Blank an der patagonischen Küste gesetzt wird; der andere sind die Inseln Falkland, in der Breite von ein und funfzig und einen halben Grad, die ohnweit der Insel Pepy südwärts liegen. Diese letzteren sind von vielen, sowol französischen als englischen Schiffen, gesehen worden. Woodes Rogers, der im Jahr 1708 längst der nordost-

lichen Küste dieser Inseln gesegelt ist, sagt, daß sie sich der Länge nach auf etwan zween Grade erstrecken, daß alle Hügel sanft abhängen, und einen guten Boden mit Gehölze hie und da besetzt, auch nicht Mangel an Häfen haben. Diese Inseln liegen nun beyde vom festen Lande genugsam entfernt, und wie man aus ihrer Breite schliessen kann, in einem genugsam gemäßigsten Himmelsstriche. Dieses kann auch sogar zu Friedenszeiten, für die englische Nation von wichtigen Folgen seyn, und zur Zeit des Krieges würde sie auf diese Art Meisterin dieser Meere werden.

Es erhellet aus den geheimen Expeditionen, die man in den neuesten Zeiten in die Südsee unternommen hat, daß die Regierung nach der Zeit, da dieser Herr die Ansonsche Reise geschrieben hat, ausser dieser neuen Niederlassung auf den Inseln Falkland auch noch andere um Horns Vorgebürge herum, in den Augen habe; und es ist auch gewiß nöthig, damit die Schiffe nach einer so schrecklichen Reise einen allgemeinen Versammlungsort haben, sich auszuruhen, und zu erfrischen, besonders zu Kriegszeiten, da gegenwärtig in diesen Seen, die einzigen guten Häfen von den Spaniern besessen werden.

Haben die Engländer hier Einen guten Hafen, und halten sie das königliche Seewesen auf einem furchtbaren Fuß, so haben sie von der ganzen vereinigten Macht von Frankreich, Spanien und

Por-

Portugal nichts zu befürchten. Wann nur jemand die Charten von Amerika ansieht, und bemerkt, welch eine Menge von Niederlassungen wir da haben, und wie vortheilhaft ihre Lage gegen die Besitzungen anderer Mächte in diesem Welttheile ist, der wird finden, wie unmöglich es sey, daß ihr Handel der Wachsamkeit unserer kreutzenden Schiffe, die aus allen Ecken dieses unermeßlichen Landes herauslauffen, entwischen könne. Man setze dazu, daß wir bisher ihre Niederlassungen mit Vortheil angegriffen haben; was können wir dann nicht von dieser neu hinzugekommenen Verstärkung, und so vielen Häfen, erwarten, wo theils unsere Schiffe ausgebessert, theils frische Leute für unsere Flotte und Armeen hergenommen werden können.

Es befand sich kein englisches Schiff auf der Insel Falkland, als die Spanier im vorigen Jahre davon Besitz nahmen, als nur der Günstling, und keine andere Leute, als nur das Volk von diesem Schiffe, und die Uebrigen von dem Schiffe Swift; auf der Insel befanden sich keine Einwohner, ausgenommen eine kleine spanische Niederlassung, die Port Solidade genennt wird, ungefähr 30 Meilen von Port Egmont. Die Entfernung zwischen Port Egmont und Port Desire, ist ungefähr 140 Seemeilen. Die Insel hat die Gestalt eines gleichschenklichten Dreyecks, dessen Grundlinie um einen sechsten Theil länger

ist, als eine der beyden übrigen Seiten. Sie hat viele unfruchtbahre Gebürge und Felsen, es hat sich auch nicht eine einzige spanische Familie, oder Volk von anderen Nationen da aufgehalten, als nun zuletzt.

Einige Zeit vor der Ankunft der Spanier auf die Inseln Falkland, war das Königliche Schiff, der Swift, an die Küste von Patagonien verschlagen worden. Der Schiffsherr, und sechs von seinen Leuten, schifften sich an Boord der Schaluppe, mit der grössesten Gefahr ihres Lebens ein, und segelten nach Port Egmont, und brachten den Günstling, ihren unglücklichen Mitgesellen zu Hülffe, durch welche beherzte Unternehmung alles Schiffsvolk gerettet wurde, drey Matrosen ausgenommen, die ertrunken, als der Swift umschlug.

XII.

Eines Engländers Anmerkungen über die Schriften des Rousseau.

(The town and country Magazin. Vol. II. p. 650. 652.)

Oxford, den 6. Decemb. 1770.

Wenige Schriftsteller sind so allgemein angegriffen worden, als der berühmte Johann Jakob Rousseau. Einige nennen ihn einen paradoxen Mann; andere sagen, daß er die allerwidersprechendesten Meynungen behauptet; und es giebt Kunstrichter, die ihn als einen verurtheilen, der Uneinigkeiten anstiftet, und den Galgen verdient hat.

Da ich auf dergleichen blinde Beschuldigungen nicht achte, so habe ich mit dem Schicksale eines Mannes Mitleiden, dessen Menschenhaß allen kleinen Vergehungen seiner Lebensart, das Gegengewicht hält, auch wohl überwiegt. Er hat gegen den Mißbrauch der Wissenschaften nichts geschrie-

ben, das nicht Lilius Gyraldus *) vor ihm behauptet hat, und die Mängel des Abschreibers, müssen hier auf die Rechnung des Originals gesetzt werden.

Was ist wohl in dem demüthigenden Zustande der ersten Voreltern des menschlichen Geschlechts, das nicht Mariana **) eben so glücklich entwickelt hätte, als der Weltweise von Genf in seiner Abhandlung über die Ungleichheit? Können wir die Träume eines Paters Buffier über die Glückseligkeit der Wilden, und über den unnützen Zwang eines gesitteten Zustandes, einem Rousseau mit Recht vorwerffen? ***) Können wir ihm ein Verbrechen daraus machen, daß die auserlesensten Schönheiten des Emils, aus dem Loke gesammlet sind? oder, daß er sich die Schriften eines Boez, Nikole und Bossuet zu Nutze macht? Herr Rousseau kann schlechterdings deswegen nicht getadelt werden, daß er die Wahrheiten unterschreibt, die ihm von ungefähr in den Weg kommen, noch kann man ihn deswegen einen Sonderling heissen, daß er irreligiöse Urtheile aus prophanen Schriftstellern sammlet.

Sex-

*) Progymnasmata adverf. Litt. opera Gyraldi, fol Basileae 1580.

**) Mariana Soc. Iesf. de Reg. Institut. Moguntiae 1605. lib. 1. c. 1. Soliuagi initio homines inertis sedibus ferarum ritu etc.

***) Buffier Cours des Sciences Diff. 52. fol. p. 974.

Sextus Empirikus, hat seit dem zweyten Jahrhundert behauptet, daß in der Musik weder Haltung noch Zahlen noch Cadance ist, und Rousseau hat versucht, die französische Tonkunst auf eben diese zweiffelsüchtige Grundsätze zurück zu bringen. In diesem Betracht können wir seine Einbildungskraft nicht verurtheilen, was wir auch von seinem Verstande sagen mögen.

Die neue Eloise hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit der Klarissa, daß der Vernunftweise von Genf, auch hier das Verdienst der Erfindung verliehret. Mit einem Worte, Rousseau würde, um ernsthaft zu reden, der allerkahleste Bücherplünderer seyn, der bey Menschen Gedenken gelebt hat, wann Labbe nicht gewesen wäre; aber Dank sey es dem Schüler des heil. Ignaz, daß Rousseau auch nicht einmahl in der Art, seine Vorgänger zu plündern, Original ist; denn der Jesuit hatte die Gewohnheit, die Gelehrten grob anzugreiffen, deren Werke er bestahl. Er war im Stande einen Schriftsteller zu schmähen, und ein gantzes Buch, das derselbe geschrieben hatte, zu verdrehen, und zu entstellen, nur damit er sich das, was derselbe gesagt hatte, desto unverdächtiger zueignen konnte. Seine Hintergehungen waren in diesem Stücke so groß, daß man in seinen Werken, das wesentlichste und beste aller schätzbaren Schriftsteller, fast aus allen Theilen der Wissenschaften antrift.

Wir können das, was so eben vom Vater Labbe gesagt worden, auf Herrn Rousseau anwenden, denn ihre Züge sind von dieser Seite einander so ähnlich, daß Ein Gemählde sie beyde vorstellen würde. Sie haben alle beyde mit sehr geringen Kosten, einen grossen Ruf erlangt; sie haben beyde ihren gleichzeitigen Schriftstellern mit Verachtung begegnet; und keiner von beyden hat das geringste geschrieben, das für ihr Vaterland von würklichem Nutzen gewesen wäre. Die Herren von Port Royal waren nach der Meynung des Jesuiten, blos rauhe Wortkrämer, und Herr Samson ein elender Geographe. Dem Rousseau zufolge, ist Crouzas, ein blosser Pedant, und Loke ein Vertheidiger von Vorurtheilen.

An dieser auffallenden Gleichheit zwischen beyden fehlt nichts mehr, als die Wahrheit der Seelenwanderung; so würde man glauben müssen, daß die Seele des Vater Labbe in dem Leibe eines Deisten *) Busse thue.

Denen

*) In dem Original steht: In dem Leibe eines Schülers des Kalvins. Dafür bekennt sich nun wohl Rousseau nicht, wie schön auch immer seine Worte lauten mögen. Er würde wohl selbst gestehen müssen, daß ihm der Uebersetzer durch die Veränderung im Text nicht Unrecht gethan habe. Hrsgebr.

Denen, die an gelehrte Kriege gewöhnt sind, will ich die Ehre überlassen, die Sache der Religion gegen die Sophistereyen eines Rousseau zu vertheidigen. Es wird in der gelehrten Welt wenige geben, denen der Hirtenbrief des gelehrten und frommen Bischofs von Puy, wider die vorgegebenen Vernunftweisen der neuern Ungläubigen, unter denen unser Weltweise einen so wichtigen Platz einnimmt, unbekannt wären, auch nicht die Briefe des vortrefflichen Jakob Vernet, noch die verschiedenen Anmerkungen über den Emil. Allein, Herr Rousseau hat zu allen diesen Schriften geschwiegen, und dadurch zu deren Wahrheit und Verdienst seine Einstimmung gegeben. Diese geschickten Männer haben künftigen Kunstrichtern eine ähnliche Unternehmung, unnöthig gemacht.

Die Kirche mag den Gottesvergessenen Weltweisen in den Bann thun, die Policey mag den aufrührischen Unterthan verjagen. Rousseau, beschimpft von verschiedenen Richterstühlen, verdächtig bey seinen Mitbürgern, genöthiget aus einem Lande in das andere zu wandern; hat längst durch die vielen Unglücksfälle, die über ihn gekommen sind, mein Mitleiden rege gemacht. Der Entehrer der Gesetze, der Feind guter Ordnung ist hinlänglich bestraft wiorden; ich verlasse also den Menschen, und wende mich zu dem Schriftsteller.

Anfäng-

Anfänglich scheint es befremdend, daß wir bey der Mannigfaltigkeit von Materien, die Rousseau in seinen Werken abhandelt, weder Gewähre, noch Anführungen finden; allein man kann die Ursache davon angeben; und wann wir erwägen, daß er bey solcher Art zu verfahren, das Hauptwerk seiner Schriften, zu einem blossen caput mortuum würde gemacht haben, so wäre es wohl freylich noch mehr zu verwundern, wann er würklich Anziehungen in seinen Schriften gebraucht hätte. Als sich Bathyl für den Verfasser des Distichons Nocte pluit tota etc. ausgab, so führte er zwar zu Bedeckung seiner Verwegenheit, den Virgil zum Gewährsmann an; empfieng doch aber den Weyrauch des Ruhms so lange, als es Narren gab, die ihm denselben darbrachten. So haben es alle Bücherplünderer gemacht, und der Philosoph von Genf ist ihnen deswegen gefolgt. Ein einiges allgemeines Geständniß, würde diesen Schriftsteller, den die Welt als einen Phönix betrachtet hat, mit anderen auf gleichen Fuß setzen, und alle Vorurtheile wider diesen Mann und seine besondere Denkungsart, hinwegräumen. Er dürfte nur erklären; „Hobbes hat mich mit seinen staatskundigen Träu„men versehen; dem Cornelius Agrippa habe ich „meine Invectiven wider das menschliche Geschlecht „zu danken; und einige Schilderungen hab' ich „vom la Bruyere entlehnt.„ Hier würde das

Geheim-

Geheimniß entdeckt seyn, und man würde vom Rousseau nicht mehr sagen:

Facile est epigrammata belle
Scribere, sed librum scribere, difficile est.

Die eigenthümliche Art dieses Dichters zu schildern, machte ihn zu einem tüchtigen Richter, Werke des Genies zu beurtheilen; dagegen der Bürger von Genf, dessen Verdienst so tief bis auf eines Zusammenschmierers herunter gesetzt ist, blos nach Hörensagen entscheidet, und seine Meynungen sind gemeiniglich geborgt. Die Menschen sind, wie er vorgiebt, nicht geschaffen, zusammen in Gesellschaften zu leben, sondern über dem Erdboden, den sie bauen sollen, zerstreuet zu werden; je genauer sie sich vereinigen, desto verderbter werden sie. Leibesschwachheiten sowol, als auch Flecken der Seele, sind die unvermeidlichen Wirkungen dieses zu starken Zusammenflusses. Unter allen Thieren ist der Mensch dasjenige, das am allerwenigsten in Heerden leben kann. (Emil. Vol. I. p. 78.) Ein paradoxer Satz, der in der Analysis der Werke des Kanzlers Bakon, (die in zwey Duodezbänden im Jahr 1755 gedruckt worden) folgender Gestalt ausgedruckt wird: „Wenn man erwäget, daß die „Menschen einander verderben und anstecken, kann „man wohl glauben, daß sie gemacht sind, zusammen zu leben? Woher kommt es, daß auf allen

„öffent-

„öffentlichen Plätzen und Versammlungen, Ohnmach-
„ten so gemein sind? Die Ursache ist, daß die
„Menschen eine subtile Pest ausdünsten. Heerden
„in ihren Ställen, sind dergleichen Zufällen nicht
„unterworffen.“ (Vol. 2. p. 329.).

Wie viel andere Gedanken hat nicht Rousseau in seine Werke einfliessen lassen, die ihm eben so wenig Arbeit gekostet haben. Dieser Sophist sucht uns zu bereden, daß „Kinder, die funfzehn Jahre „haben, noch unfähig sind, GOtt zu kennen.“ (Emile Vol. II. p. 325.). Er befürchtet, ein ihnen zu frühe beygebrachter Begriff von dem höchsten Wesen, möchte ihrem Gehirn schiefe, schwärmerische und falsche Bilder eindrücken; und wann sie zu männlichen Jahren gekommen, würden sie keinen andern Begriff von GOtt annehmen, als diesen, der ihnen in der Kindheit beygebracht ist. (Ebendas. S. 327. und Vol. IV. p. 77.). Der Verfasser der philosophischen Gedanken, ist fast mit denselben Vorstellungen zur Hand gewesen. „Kaum, sagt er, „pflegt sich jemahls ein Kind zu fragen: Was ist „GOtt? Eine der allerwichtigsten Wahrheiten „wird ihm auf eine Art beygebracht, die im Stan-„de ist, ein vor dem Richterstuhl der Vernunft, der-„selben (nehmlich dieser Wahrheit) alle Glaubwür-„digkeit zu entziehen. GOttes wird zu frühzeitig „gegen uns gedacht. Ist wohl würklich dabey „etwas erstaunendes, daß ein junger Mann von

„zwan-

„zwanzig Jahren, der gewahr wird, daß das Da-
„seyn GOttes, in seinem Kopfe mit einer Menge
„lächerlicher Vorurtheile verwirret worden, dasselbe
„endlich gar vergisset?„

So schielt Herr Rousseau auf alles, was zu seinem Vorhaben dient, macht dann das Buch zu, und vergißt, daß je ein solcher Verfasser gelebt hat. Man muß zugeben, daß dieses wenigstens eine bequeme Art zu schreiben sey, und ein kürtzer Weg in der gelehrten Welt unter ignoramussen Ruhm zu erlangen.

Dem, das er auf sich genommen hat, getreu; hätte er uns unbekannte Pfade auszeichnen, und sich weniger bey der Verbindlichkeit der Mütter, die ihnen die Natur auflegt, ihre Kinder selbst zu säugen; weniger bey der Verbindlichkeit der Väter, für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, sollen aufgehalten haben. Das ist eine Materie, die durch die Ausgabe des Emils, weder besser auseinander gesetzt, noch andringlicher vorgetragen ist, als wir es in unzähligen Büchern über die Erziehung finden. Rousseau hatte keine Verbindlichkeit auf sich, uns die Pflichten eines Hofmeisters oder Lehrers vorzutragen, er hätte uns nur gantz bequem, auf den Quintilian verweisen dürffen, dessen Grundsätze er sehr weislich angenommen hat. Auch bey Aufspührung der Unbequemlichkeiten öffentlicher Schulen, der Verderbtheit der herrschenden Sitten

grosser

grosser Städte, der schlimmen Folgen der Ueppigkeit, und der Tyranney der Vorurtheile, hätte er so weitläuftig nicht seyn dürffen; es sind das alles Wahrheiten, aber so abgedroschene, daß ein Originalschriftsteller daran müßte gedacht haben, daß sie hinreichend auseinander gesetzt worden, eh' er seine Feder in die Hand genommen.

Wann er sich in der Vorrede zu seinem Emil beklagt, daß „die Kunst, den Menschen zu bilden, „noch unbekannt sey," so dünkt es mir, als ob ich ihn sagen hörte: „Sterbliche! wer ihr auch seyd, „bewundert das grosse Uebergewicht meiner Ver„dienste, leset allein mein Buch, und verbrennet „eure Büchersammlungen!" Doch nimmt Rousseau den Loke, aus dem allgemeinen Brande heraus; wir müssen aber auch den Emil nicht gelesen haben, wenn wir den Vortheil vergessen wollen, der ihm diese geringe Ehrenbezeugung eingeflößt hat. Doch wie elend ist auch diese Ehrerbietung, die er kaum einmahl bezeigt, ohne sie mit einem Widerspruch auszuputzen.

Ist es wahr, was Rousseau uns versichert, daß Platos Republik die feineste Abhandlung ist, die je über die Erziehung geschrieben worden; wie ist es denn möglich, daß der Gegenstand, selbst nachdem Loke ihn behandelt hat, völlig neu wäre? Doch es ist dem Rousseau so gewöhnlich, dergleichen

chen zu übersehen, daß man sich dabey nicht einmahl aufhalten darf.

Wir glauben, den Herrn Rousseau genug geschildert zu haben; und wenn man die hier vorgelegten Betrachtungen mit seinen an den Tag gebrachten Sätzen zusammen hält, so möchte wohl füglich folgende Beurtheilung auf ihn gedeutet werden können, welche ehedem ein Gelehrter von irgend einem einzigen Journale verfertigt hat: „Gieb Loken, was Lokens ist, und anderen von „mindererem Ruhme das, was ihnen gehöret, „dann wirst du, in deine wahren Gränzen einge„schränkt, nicht mehr das, der Fruchtbarkeit dei„nes Geistes zuschreiben, was du nie hervorge„bracht, sondern durch die Stärke deines Gedächt„nisses behalten hast."

Dadurch wird der grosse Vorrath von Büchersammlungen verringert werden: und wann man darin keine andere, als originale und nützliche Schriftsteller aufnimmt; so wird der Weg, Wissenschaften zu erlernen, gar sehr abgekürzt, und wahres Verdienst gehörig geschätzt werden.

XIII.

Einige medicinische und öconomische Vorschläge.

1) Ein Mittel zur Linderung des Podagra.

*) Wann die Gicht im Fuß, oder nur in den Zehen ist, es sey mit oder ohne Geschwulst, so lasset einen Brey von Brodt und Milch, gut mit vng. ex alth. versetzt, auf ein dickes Stück Flannel thun, und hievon ein so grosses Stück, daß es sich noch zwey bis drey Zoll über die angegriffenen Theile erstrecken kann, so warm als nur zu ertragen möglich ist, auf die podagrischen Glieder legen; über dieses macht noch zwey bis drey Stücke Flannel, um den Brey, so lang als es möglich ist, warm zu erhalten, den man alle sechs bis acht Stunden neu auflegen muß, bis die Schmertzen gantz weg sind. Wenn man

*) Weekly Amusement. Vol. II. p. 375.

man den einen Brey wegnimmt, so muß man schon einen andern in Bereitschaft haben, und grosse Sorge tragen, daß die kranken Glieder vor dem Feuer warm gehalten werden, unterdessen daß man sie von dem Zurückgebliebenen des ersten Umschlages säubert. Wenn die Gicht in dem Körper herumfliegt, und den Kopf oder Magen angreifft, so kann nichts so gut sie in die Füsse treiben, und die Schmertz machende Materie durch die Schweißlöcher ausziehen, als dieses Mittel, wann es mit Vorsicht gebraucht wird. Ich habe gesagt, daß man den Umschlag sechs bis acht Stunden auf den Gliedern lassen müsse; es ist aber unumgänglich nothwendig, einen neuen aufzulegen, so bald der erste anfängt hart zu werden, oder der Kranke eine Kälte am Fuß empfindet. Mit diesem Mittel muß man zwey bis drey Tage fortfahren, bis der Schmertz gänzlich vorüber ist: und wenn man damit aufgehört hat, so müssen die kranken Glieder den Tag zwey bis dreymahl mit warmen Flannel sanft gerieben werden; und noch eine längere Zeit halte man sie gut warm, und nehme die überflüßige Bedeckungen nur nach und nach weg, so wie es einem jeden die natürliche Klugheit selbst anweisen wird.

Die guten Wirkungen dieses Mittels haben schon viele Herren erfahren.

2) Ein leichtes Mittel wider den Stein und Graus, das sehr würksam befunden worden.

*) Mein Zufall war so schlimm, daß ich nicht im Stande war, quer über meine Stube zu gehen; und wann ich mich im Bette umwandte, so konnte ich fühlen, wie mir der Stein in der Blase herumrollte. Ich war so voller Verzweiffelung, daß ich alle Hoffnung meiner Genesung aufgab; dann die Seiffe und viele andere Mittel hatte ich schon vergebens versucht, bis mir ein Herr aus Amerika rieth, des Morgens, sobald ich aufstünde, und des Abends, eben wann ich mich ins Bette legen wollte, ein Glas kaltes Brunnenwasser (ungefähr ein Viertel eines Nössels) zu trinken. Ich folgte diesem Rath, und befand mich nach einem kurtzen Versuch viel besser; ich fuhr damit fort, und bin zuletzt von diesem Uebel so befreyet worden, daß ich von einem Ende der Stadt zum andern über die Steine reiten, oder alle Uebungen, die ich nur will, vornehmen kann, ohne die geringste Hinderung oder Schmertzen zu spüren.

Was aus dem Stein, den ich in der Blase hatte, geworden ist, das weiß ich nicht, ich glaube aber, daß er aufgelöset, und mit der Menge Gries, der zu verschiedenen mahlen abgegangen ist, weggekommen sey; denn es ist gewiß, daß ich ihn jetzt

*) Weekly Amusement Vol. II. p. 382.

jetzt nicht habe. Ich werde oft vom Podagra geplagt, und so lange das anhält, trink ich das Wasser nicht, wobey ich immer finde, daß der Gries dann wiederkommt: wann ich aber wieder anfange, das Wasser zu trinken, so werd ich auch davon befreyet, daher ich mir vorgenommen habe, es so lange zu trinken, als ich lebe.

Ich glaube, daß alle alten Getränke sehr nachtheilig sind; das Bier, das ich trinke, ist selten älter als sechs Wochen.

3) Herrn Roque von Walham-Green Anweisungen das Timotheus-Gras zu bauen.

*) Es erfordert starken Boden, und auf sumpfigten treibt es zum Erstaunen.

Sumpfigtes Land, worauf das Vieh einsinkt, muß mit einem Spaten bearbeitet werden, und daß nicht schlimm Wetter dazwischen komme, muß man zu gleicher Zeit den Saamen säen. Er muß nicht tief gesäet werden, man muß aber mit einer leichten Egge darüber fahren.

In sumpfigten Boden muß es gesäet werden, wenn es möglich ist, ohne auf die Jahrszeit zu sehen.

Das Maas ist vier Pfund auf einen grosser Morgen (acre) — Auf festem Boden kann es vom

*) Ebendas. S. 397.

Februar bis zum October gesäet werden. — Es ist nicht nöthig, Weitzen dazwischen zu säen. — Pferde und Kühe ziehen es aller andern Weide vor.

Wenn man Heu davon machen will, so muß man es abhauen, sobald es Aehren hat. Wo es unterm Abhauen naß wird, so muß mans wohl trocknen, und in Hauffen aufsetzen: ist es sehr trocken, so muß man zwischen jedem Lager Heu, ein Lager Saltz streuen.

Wann man den Saamen haben will, so kann es nicht eher abgehauen werden, als bis er reif ist.

In sumpfigten Boden wächst es so stark, daß das Land einen Wagen tragen kann, wo zuvor kaum ein Pferd gehen konnte.

Es behält sein Grün auch unterm Wasser.

4) Bereitung eines Kitts, Alabaster, Marmor, Porphyr und andere Steine zu verbinden.

*) „Man nehme zwey Pfund Bienenwachs, und ein Pfund Hartz (reſine); schmeltze dieses, und thue hinzu anderthalb Pfund Pulver, von der Materie, daraus der Körper besteht, der zusammengekittet werden soll, streue dieses Pulver in die geschmolzene Mischung, und rühre es wohl unter einander; nachher knete man die Masse im Wasser, damit das Pulver durch und durch dem Wachs und Hartz

*) Ebend. S. 398.

Hartz einverleibet werde. Das Maas der pulverisirten Materie, kann, wo es erforderlich ist, verändert werden, um den Kitt, dem Körper, bey dem er gebraucht werden soll, an Farbe ähnlicher zu machen.“

Dieser Kitt muß warm gemacht werden, wenn man ihn brauchen will; so wie auch die Theile des Körpers, den man zusammenkitten will; auch muß man sich vorsehen, daß sie gantz trocken seyn.

Mir kömmt es vor, daß das Verhältniß des Bienenwachses grösser sey, als es seyn sollte; allein ich habe diese Anweisung von einem der Sache so kundigen Mann, daß ich mich nicht unterstanden habe, darin etwas zu ändern. Wann man mit diesem Kitt gehörig umgeht, so ist er so ausserordentlich fest, daß er auch herabhängende Körper von beträchtlichem Gewicht hält, wann er durch und durch getrocknet und steif ist; daher ist er allen Steinhauern, oder die sonst Körper von dieser Art zusammen zu setzen haben, sehr nutzbar.

5) Eine kürtzere und wohlfeilere Art Heu zu machen, als es nach der itzo üblichen geschehen kann. Von einem Landmanne.

*) Da ich glaube, daß jedes Mitglied der Gesellschaft gantz ungezweiffelt verbunden ist, das-

*) Weekl. Am. II. p. 411.

jenige bekandt zu machen, was er zum Vortheil des gemeinen Wesens entdeckt hat, so braucht es wohl keiner Schutzschrift, daß ich von meiner gewöhnlichen Art, Heu zu machen, öffentliche Nachricht gebe, so klein und geringschätzig die Sache auch gleich anfänglich scheinen mag; dann ich finde, daß sie mir zwey fünfte Theile meiner Zeit und Arbeit ersparet, die ich sonst auf dieses Stück des Landbaues zu verwenden pflegte, und mein Heu ist meiner Meynung nach, noch besser, als wenn ich es nach der einmal eingeführten Art machte. Dieses glaube ich, ist Rechtfertigung genug, warum ich sie öffentlich bekannt mache.

Meine Verfahrungsart ist diese. Ich haue mein Gras ab, und lasse es, so wie es abgemähet ist, liegen, bis den Morgen darauf, der Thau vorüber ist; dann wende und verspreute ich mein Heu, und laß es bis Nachmittag in der Sonne liegen, da ich es aufnehme, und in Hauffen gut zusammenbringe; weiter bekümmere ich mich nicht darum, bis ich es in meine Scheure führe, oder es aufsetze. Ist das Wetter gut, so ist es wohl gethan, wenn es eingeführt wird, nachdem es zwey Tage in Hauffen gestanden hat. Eine Erfahrung von fünf bis sechs Jahren hat mich beständig gelehrt, daß diese Art für alle Gattungen von Heu nutzbar ist, ausgenommen Saltzheu und rothen Klöver, als mit welchen letztern ich noch keine so lange Probe gemacht

habe:

habe: doch was das Klöverheu anbetrift, stellte ich letzten Sommer diesen Versuch damit an: ich folgte meine Mäher, wie sie das Gras abhaueten; ich breitete es so dünne aus, als möglich, und noch vor Abend setzte ich es in Hauffen auf. Den Tag darauf, als der Thau weg war, breitete ich es wieder aus; Nachmittags setzte ich es zum zweytenmahl in Hauffen auf, und bekümmerte mich nicht weiter darum, als bis ich es einführete. Das Aussehen des Heues, ließ mich urtheilen, daß kein Mensch besseres von der Art hätte. — Die Ursache, warum ich mein Heu wirklich vor besser halte, ist die, daß ich es für zugegeben halte, daß das Heu desto reicher und nährender sey, je mehr Saft oder natürliche Feuchtigkeit wir darin aufbewahren können. Das zu öftere Wenden und Ausspreuten des Heues in der Sonne, zieht zuviel Saft davon heraus; dagegen, wann es einen Tag in der Sonne liegt, werden dadurch so viele wässerichte Feuchtigkeiten ausgezogen, daß die übrigen blos zureichen, eine hinlängliche Gährung derselben zu verursachen, wenn es in Hauffen liegt, unterdessen, daß die Kleinheit des Hauffens zugleich verhindert, daß diese Gährung nicht zu weit gehen, und das Heu verderben kann. Nach vier und zwantzig Stunden wird die Gährung nach und nach abnehmen, und indem man das Heu auf den Wagen, und hernach wieder im Schober oder Hauffen wirft, so wird es dadurch so ausgewittert, daß die Gährung hernach nie wieder so

hoch steigen und es verderben kann. Das Vieh liebt dieses Heu mehr, als das auf die gewöhnliche Art gemachte, und ein weniges ist für dasselbe zureichend.

6) Zu machen, daß die Pferde im Stalle sich niederlegen *).

Wer mit Pferden zu thun hat, der wird auch wissen, daß es oft schwer sey zu machen, daß sie sich im Stalle niederlegen; denn einige stehen Tag und Nach, verschiedene Wochen lang, bis ihnen die Beine schwellen, oder andere Unbequemlichkeiten daraus entstehen, denen nicht so leicht abzuhelfen ist.

Dieses ist mir selbst oft begegnet; und ich bin mehr als einmahl in Gefahr gewesen, ein gutes Pferd zu verliehren, blos wegen der Folgen dieses Uebels; ich habe mancherley Mittel versucht, es zu heilen, allein immer ohne Erfolg.

Vor einigen Jahren, als ich mich in Essex aufhielte, wandte ich mich an verschiedene Pferdehändler und Stallknechte; allein keiner konnte mir ein Mittel verschaffen.

Endlich verschafte mir der Zufall eine Einsicht, die ich lange vergebens gesucht hatte: denn als ich vor einigen Wochen bey einem guten Freunde speisete, so war von ungefähr ein Herr mit in der Gesellschaft,

*) Weekl. Amus. II. p. 413.

sellschaft, der eben von einem bekandten Pferdehändler Pferde gekauft hatte.

Da das Gespräch sich auf Pferde wandte, so merkte dieser Herr an (und habe die grösseste Ursache, mich auf seine Wahrhaftigkeit zu verlassen,) daß wenn er Pferde kaufte, so früge er den Händler allemahl, ob sie sich auch im Stalle gut niederlegten; dieser letzte habe ihm mit ja geantwortet, aber hinzugesetzt, daß wenn sie es auch nicht thäten, so habe das nichts zu bedeuten; denn wollten sie nicht, so sey es ein leichtes, sie dazu zu bringen. „Wenn „sie machen wollen," fuhr er fort, „daß sich ein „Pferd im Stalle niederlegen soll, so nehmen sie „ein Stück starken Bindfaden oder Siegelgarn, „und binden es dem Pferde rund um den Schweiff „so fest als möglich ist, ohne ihm die Haut zu ver„letzen, und zwar so dicht an dem Kreutzknochen, „als man kann. Dieses wird ihm sicherlich Schmer„tzen im Rücken machen, und es wird gern seine „Stellung verändern, ihrer los zu werden; und „wenn es findet, daß das auf keine andere Art „geschehen kann, so wird es sich niederlegen, wel„ches für ihm die bequemste Stellung seyn wird; „endlich wird es mit der Zeit am Liegen einen Ge„fallen finden."

XIV.

XIV.

Einige Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner der Marianischen, oder Ladronen- (Räuber-) Inseln.

Wir sind gesonnen, dem Leser einen Auszug aus der Geschichte der Räuber-, oder marianischen Eylande des Vaters Gobien vorzulegen. Dieses sein Werk ward zu Paris im Jahr 1700 in Duodez gedruckt, und enthält größten Theils uninteressirende Nachrichten von den Bemühungen der Mißionarien, den katholischen Glauben in diesen Eylanden zu pflanzen; einige Umstände, von denen sich da aufhaltenden Spaniern; und viele Erzählungen, von Wunderwerken, die von den Priestern, unter den Indianern, verrichtet worden, die aber, da man sie in Europa mit der Verachtung ansiehet, die dergleichen fromme Betrügereyen verdienen, auch gantz unnöthig in einem

einem Werke sind, das blos bestimmt ist, nützlichen Unterricht zu geben, nicht aber Fabeln und Mährchen fortzupflantzen. Da Gobiens Werk sehr wenig bekannt und selten zu haben ist, so haben fast alle Sammler von Reisebeschreibungen von diesem Theile der Welt, dasselbe übersehen; und Gobien ist doch ein Augenzeuge, von dem, was er erzählt.

„Die Marianen, oder Räuber-Inseln, sagt er, haben Japan gegen Mitternacht, und Neu-Guinea gegen Mittag. Sie liegen am äussersten Theile des stillen Meeres, zwischen der Linie und dem Tropikus Kankri, etwan vierhundert französische Meilen von den Philippinen. Die Entfernung von Guam oder Guaham, der mittäglichsten dieser Inseln bis Urak, die die mitternächtlichste ist, begreifft etwan hundert und funfzig französische Meilen. Ob sie gleich in dem heissen Himmelsstriche liegen, so ist doch der Himmel durchgängig heiter, die Luft rein und gesund, und die Hitze nie übermäßig. Die Bäume, die die Berge bedecken, sind immer grün, und die Thäler, die allenthalben von krystallnen Quellen durchschnitten werden, machen diese Eylande zu einem wahren Paradiese.

Bevor die Spanier diese Eylande entdeckten, lebten die Eingebohrnen in der vollkommensten Freyheit und Unabhänglichkeit; waren keinen Gesetzen

unter-

unterworffen, und ein jeder that, was ihm beliebte. Da sie durch unermeßliche Meere von andern Völkern abgesondert, und in ihre eigene Gränzen eingeschlossen waren, so dachten sie, daß gar kein ander Land mehr da wäre, und betrachteten sich, als die einzigen Bewohner des Erdkreises. Da sie keine mündlich überliefferten Nachrichten von ihrem Ursprunge hatten, so machten sie es, wie die meisten alten Völker, und behaupteten, daß der erste Stammvater ihres Geschlechts aus einem Stücke des Felsens von Funa, einer kleinen Insel, die Guam gegen Abend liegt, gemacht worden, und betrachten daher diesen Felsen, mit einem heiligen Schrecken, als den Geburtsort des menschlichen Geschlechts.

Vieles, was uns zu unserm Leben gantz schlechterdings nothwendig zu seyn scheint, war diesen Indianern gäntzlich unbekandt. Sie haben keine einzige Gattung von Thieren, würden auch nicht einmahl den geringsten Begriff von ihnen haben, wann es nicht wenigstens Vögel unter ihnen gäbe, von denen sie aber auch nur eine einzige Gattung haben, die einigermassen unseren Turteltauben gleicht, die sie aber nie zum essen abschlachten, sondern blos zahm machen, und reden lehren. Sie waren sehr erstaunt, als sie ein Pferd sahen, das ihnen im Jahr 1673 ein spanischer Hauptmann da lies. Sie wurden nicht müde es zu betrachten, und zu bewundern;

dern; und die Stärke, Schönheit und Muth dieses ausserordentlichen Thieres brachte die Bewohner aus allen diesen Eylanden zusammen, es zu sehen. Sie konnten es nicht begreiffen, wie es Eisen fressen und verdauen könnte, denn sie meynten, daß das Metall am Gebiß sein Futter wäre. Sein langer Schweiff war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und, um einige Haare daraus zu bekommen, die sie sehr hoch schätzten, streichelten sie es, machten ihm Geschenke von Kakao-Nüssen, sich seine Freundschaft zu erwerben, und es zu bewegen, sich einige Haare ausziehen zu lassen, ohne hinten auszuschlagen, welches einigemahle geschahe. Die Uritaos, — so werden ihre jungen Männer genannt, die sich Buhlerinnen halten, ohne sich in einen Ehestand einzulassen, — brauchten diese Haare, die hohlen Stäbe, die sie tragen, auszuputzen, statt daß sie sonst nur gemeiniglich Stücke von Rinden herum zu setzen pflegten, welches sie für ihren grössesten Zierrath hielten.

Das allererstaunlichste in ihrer Geschichte ist eine Sache, die gantz unglaublich scheinen könnte, nehmlich, daß das Feuer, ein Element von so allgemeinem Nutzen, ihnen gäntzlich unbekannt gewesen, bis Magellan, durch ihre unaufhörliche Diebereyen angereitzt, eins ihrer Dörfer verbrannte. Als sie ihre höltzerne Häuser flammen sahen, meynen sie anfänglich, das Feuer sey ein Thier, das das

Holtz

Holtz auffraß; und als einige, die nahe hinzukamen, verbrannt wurden, blieben die übrigen von ferne stehen, um durch das heftige Blasen dieses schrecklichen Thieres, nicht verzehrt oder vergiftet zu werden.

Wir wissen nicht, wenn? noch von wem? diese Eylande zuerst bevölkert worden. Da Japan sechs bis sieben Tage Segelns von ihnen abliegt; so sind einige dadurch bewogen worden, zu glauben, daß die Marianen von daher besetzt worden. Diese Meynung zu unterstützen, bemerken sie, daß die Edlen allhier hochmüthig und trotzig sind, wie die Japaneser. Allein diese Muthmassung hat wenig zu bedeuten; und es ist wahrscheinlicher, daß sie von den Philippinischen Inseln her sind, da ihre Sprache, Farbe und Sitten mit denen der Tagales, die bey der Ankunft der Spanier die Philippinen bewohnten, sehr übereinkommen; und dieses sind sicherlich die zuverläßigsten Beweise von der Abkunft der Völker. Es ist also wahrscheinlich, daß diese Leute die Abkömmlinge einiger Tagalen sind, die zu einer ungewissen Zeit, an diese Eylande verschlagen worden.

Doch dem sey wie ihm wolle, die Diebsinseln sind sehr volkreich. Obgleich Guam nur vierzig französische Meilen im Umfange hat, so enthält sie doch dreyßig tausend Einwohner; Saypan fast eben so viel, und die anderen nach Verhältniß ihrer Grösse.

Grösse. Diese Eylande sind voller Dörfer, sowol auf den Bergen, als in den Ebenen, und einige derselben haben hundert bis anderthalb hundert Häuser.

Die Eingebohrnen sind Olivenfarben, aber nicht von so tiefer, als die Einwohner der Philippinen. Sie sind von vortheilhaftem Wuchse, und ihre Glieder von gutem Verhältniß. Ob sie sich gleich blos von Fischen, Früchten und Wurtzeln nähren, so sind sie doch so fett, daß sie Fremden vorkommen, als geschwollen; doch hindert sis das nichts an ihrer Behendigkeit und Thätigkeit. Sie leben oft hundert Jahre und drüber, sind aber dabey so gesund und frisch, als wenn sie funfzig wären. Es sind viele Ursachen ihres langen Lebens. Sie sind von früher Kindheit an, an die Veränderungen der Witterung gewöhnt; ihre Nahrung ist ganz schlecht und einförmig; sie wissen auch nichts von den verachtungswerthen Künsten, der wir uns bedienen, unsere verderbte Eßlust anzufeuren, und sie zu reitzen den Magen zu überladen. Ihre Arbeiten, sind ordentlich eingerichtet und mäßig: sie fischen, bauen das Land und sorgen für ihre Kakaobäume. Vor allem anderen aber erhält ihre Sorgenlose und freye Lebensart, die von aller Aengstlichkeit und Besorgniß fürs künftige nichts weiß, ihre Seele und auch ihren Körper selbst, in dem höchsten Alter in voller Stärke. Krankheiten sind ihnen fast gar

nicht bekannt; und wann sie ja einmahl krank werden, so wissen sie gemeiniglich durch den Gebrauch einiger sehr einfachen Mittel, sich zu helfen.

Die Männer gehen gantz nackend, die Weiber aber sind bedeckt. Sie sehen nicht übel aus, und sorgen sehr für ihre Schönheit, obgleich ihre Begriffe davon gar sehr von den unsrigen verschieden sind. Sie lieben schwartze Zähne und weisses Haar. Daher ist es eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen, ihre Zähne mit Hülffe eines gewissen Krautes schwartz zu erhalten; und ihre Haare, mittelst Aufsprengung eines gewissen dazu verfertigten Wassers, weiß zu machen. Die Weiber halten ihr Haar sehr lang; die Männer aber scheeren es dicht ab, eine einzige Locke oben auf dem Kopfe ausgenommen, wie bey den Japanesern.

Ihre Sprache kommt sehr mit der Tagalen ihre auf den Philippinen überein. Sie klingt sehr angenehm fürs Ohr, und die Aussprache ist sanft und leicht. Eine ihrer vorzüglichsten Annehmlichkeiten besteht in der Leichtigkeit, Worte und selbst alle Sylben eines Wortes, zu verwechseln, woraus eine Menge von Zweydeutigkeiten entsteht, von denen diese Leute ungemeine Liebhaber sind.

So tief sie in Unwissenheit versunken, und so beraubt sie alles dessen sind, was der übrige Theil des menschlichen Geschlechts hochhält; so ist doch nicht leicht ein Volk, das mehr eingenommen und

hohe

hohe Begriffe von sich hat, als dieses, das seine Nation als die einzige vernünftige, gesittete und kluge Nation in der Welt betrachtet, und alle andre Nationen mit der grössesten Verachtung ansieht. Ob sie gleich in Künsten und Wissenschaften ganz unerfahren sind, so haben sie doch, wie jedes andere Volk ihre Fabeln, die ihnen statt Geschichte dienen, und einige Gedichte, die sie höchlich bewundern. Ein Dichter ist bey ihnen ein Mann von der erhabensten Würde, und wird gar sehr verehret *). Eine Probe von ihrer Art zu denken und sich auszudrücken, haben wir an der folgenden Rede, die unser Geschichtschreiber (Gobien) einem ihrer Oberhäupter in den Mund legt, der seine Landesleute im Jahr 1670 bereden wollte, das spanische Joch abzuwerffen. Der Indianer drücket sich also aus:

„Diese Europäer hätten besser gethan, wenn „sie ruhig zu Hause geblieben wären. Wir bedurf-

*) Für den gelehrten Leser ist es kaum nöthig anzumerken, daß sie in diesem Stücke den alten Juden, Griechen und Arabern gleichen, bey denen ein Dichter höchlich geehret, sein Nahme verherrlichet, und seine Werke mit der äussersten Achtung der Nachkommenschaft überliefert wurden. Die Ursache davon war die nehmliche bey diesen verschiedenen Nationen, die Dichter waren gemeiniglich ihre Orakel in der Gottesgelahrheit, Sternkunde, Naturkunde und Gesetzgebung; dieses, nebst den Annehmlichkeiten ihres Gesanges, brachte ihnen bey ihren Landesleuten die höchsten Ehrenbezeigungen zu wege.

„ten ihres Beystandes nicht, um glücklich zu leben.
„Zufrieden, mit dem, was unsere Eylande uns
„auslieffern, brauchten und wünschten wir nichts
„mehr; und die Wissenschaft, die sie zu uns ge-
„bracht haben, dient nur, unsere Begierden zu
„reitzen, und die Zahl unserer Bedürfnisse zu ver-
„mehren. Sie finden einen Fehler daran, daß wir
„nackend gehn. Wäre die entgegen stehende Ge-
„wohnheit nöthig gewesen, so würde die Natur sie
„nicht vorbeygelassen haben. Warum sollen wir
„uns mit Kleidern beladen, mit Sachen, die an
„sich selbst ganz überflüßig sind, und die freye Be-
„wegung unserer Gliedmassen verhindern; unter
„dem Vorwande einer bescheidenen Bedeckung?
„Sie nennen uns ungelehrte und Barbaren. Sol-
„len wir aber das auf ihre Behauptung annehmen?
„Sehen wir nicht täglich, daß sie unter dem schein-
„baren Vorwande zu unterrichten, unsere Sitten
„verderben, unsere alte Einfalt abbringen, und
„uns unserer Freyheit berauben, die der höchste
„Segen dieser Welt ist. Sie versuchen, uns zu
„überreden, daß sie gekommen sind, uns glücklich
„zu machen; und leider! es sind derer, Thoren
„genug unter uns, die das glauben. Wie kön-
„nen wir aber in diesen Irrthum gerathen, wann
„wir erwägen, daß wir blos seit der Ankunft die-
„ser Fremden, mit mancherley Krankheiten, die
„uns vordem unbekannt waren, überfallen worden,

„und

„und daß unsere Ruhe und Glückseligkeit dahin ist!
„Kurtz, sie scheinen hier angekommen zu seyn; blos
„uns zu martern und zu quälen. Ihre Priester er-
„morden unsere Kinder mit ihrem vergifteten Was-
„ser, und unsere Kranken mit ihren Oehlen, unter-
„dessen daß ihre Begleiter ungestraft unsere Leute,
„vermittelst der Ueberlegenheit ihrer schädlichen
„Waffen umbringen. Vor ihrer Ankunft wußten
„wir nichts von diesen Heeren Ungeziefer, die uns
„itzt so grausam plagen. Wir hatten weder Rä-
„tzen noch Fliegen, Mäuse oder Musquitos, die in
„die Welt scheint gesandt zu seyn, die Menschen
„zu martern. Das sind die herrlichen Geschenke,
„die sie uns in ihren grossen Kanonen gebracht.
„Wenn haben wir wohl bis hieher von Schnupfen,
„Flüssen und hitzigen Fiebern gehört? Einige ge-
„ringe Unpäßlichkeiten kannten wir, sie waren aber
„leicht weggeschaft; allein sie haben unzählbare
„Krankheiten zu uns gebracht, unsere Leute anzuste-
„cken, und die mit aller ihrer geprahlten Weisheit
„nicht können geheilet werden. Und ist das der
„Preis, für den wir das Eisen und tausend andere
„Kleinigkeiten, deren Werth nur in der Einbil-
„dung besteht, erkauft haben? Diese Christen spot-
„ten unser, wegen unserer Armuth. Was aber
„suchen sie denn unter uns, was kann sie anreitzen
„solche lange und gefährliche Reisen zu thun, um
„auf unsere Eylande zu kommen? Glaubt mir, sie

„würden nicht so weit herkommen, wenn sie unser
„nicht nöthig hätten? Wozu dienen die Lehren, die
„sie uns zu bekennen unterrichten? Uns unter den
„Gehorsam ihrer Gesetze zu bringen, uns zu nö-
„thigen ihre Gebräuche anzunehmen, und uns auf
„diese Art jener Freyheit zu berauben, die unsere
„Vorfahren ihren Nachkommen hinterlassen haben:
„mit einem Worte, uns unser ganzes Leben lang
„unglücklich zu machen, in der Erwartung einer
„erdichteten Glückseligkeit, die anfangen soll, wenn
„wir nicht mehr sind. Sie nennen unsere Ge-
„schichte einen Hauffen Mährchen. Haben wir
„aber nicht dasselbe Recht, die ihrige eine Samm-
„lung von Ungereimtheiten zu nennen? Ihre gan-
„ze Kunst besteht darin, daß sie von unserer Auf-
„richtigkeit und Einfalt, Vortheile ziehen, und auf
„diese Weise mißbrauchen sie unsere Gutherzigkeit,
„und machen uns elend. Wir sind blind, und
„unwissend, sagen sie. und es ist wahr, wir sind da-
„rin blind gewesen, daß wir ihre gefährlichen Absich-
„ten nicht eher entdeckt, und ihre Niederlassung unter
„uns nicht verhindert haben. Aber laßt uns noch das
„Mittel gebrauchen, ehe es zu spät ist. Es ist ihrer
„nur eine Handvoll Männer, derer wir uns leicht be-
„meistern können. Ob wir gleich keine ihrer verderb-
„lichen Waffen haben, so können wir sie doch wegen
„unserer Menge überwältigen, und mittelst Eines
„Streiches, unsere Freyheit wiedererlangen, und von
„den Anfällen dieser Ungestümen uns los machen.“

XV.

XV.

Eine Nachricht von dem Vater Finetti, einem Dominikaner-Mönche in Venedig.

(Aus Baretti's Reisen.)

Ich will hier eines Mannes gedenken, der meiner Meynung nach, der grösseste Sprachkundige ist, der je gelebt hat. Ich meyne den Vater Bonifacio Finetti, einen Dominikaner-Mönch, der im Jahr 1756 zehn Abhandlungen über die hebräische, und die aus derselben herstammenden Sprachen, bekannt gemacht hat; nehmlich über die rabbinische, chaldäische, syrische, samaritanische, phönicische oder punische, die gelehrte arabische, die gemeine arabische, und die amharische. Diese zehn Abhandlungen lieferte der Vater Finetti in einem Bande *), als

*) Dieses Werk hat den Titel: Trattato della lingua Ebraica e sue affini, del padre Bonifacio Finetti del ordine

eine Probe eines grösseren Werks, das er über alle, sowohl alte als neue Sprachen, zu schreiben gedachte.

Mein gelehrter Leser wird vielleicht darüber erstaunen, von einem Manne zu hören, der im Sinne gehabt, ein Werk über alle Sprachen sowol alte als neue, zu schreiben: und ich muß gestehen, daß der erste Gedanke, der mir einfiel, als ich meine Augen auf das Titelblatt der Probe des Finetti warff, der war, daß dessen Verfasser nichts besseres seyn könnte, als ein gelehrter Marktschreyer oder ein Aberwitziger. Als ich aber seine zehn Abhandlungen gelesen, hatte ich Grund, mein voreiliges Urtheil zu ändern; und ich ruhete nach diesem nicht eher, als bis ich mir die Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft zu Wege gebracht hatte.

Dieser Mönch ist nunmehro beynahe achtzig Jahr alt, von denen er wenigstens sechzig zugebracht hat, Sprachen zu erlernen. Da er kaum jemahlen in seinem Leben aus seiner Zelle gekommen, so ist er nicht sehr bekannt, nicht einmahl in Venedig, ob dieses gleich der Ort seiner Geburt und beständigen Aufenthalts ist. Unterdessen hat er doch in seiner langen Einsamkeit Mittel gefunden, von

ordine de predicatori, offerto agli eruditi per *Saggio* dell' opera da lui intrappresa sopra i linguaggi di tutto il mondo. In Venezia. 1756. appresso Antonio Zatta.

von denen, von dem Collegio de propaganda fide zu Rom ausgeschickten Mißionarien in partibus infidelium, aus allen Theilen der Welt, aller Arten von Büchern und Handschriften zu erlangen, die seine Erlernung der entlegensten Sprachen befördern konnten.

Ich habe selbst unterschiedliche englische Reisende mit ihm in Bekanntschaft gebracht, und sie waren alle mit dem Umgang des ehrwürdigen alten Mannes so vergnügt, als über seine Büchersammlung verwundert, die mehrentheils aus Sprachlehren, Wörterbüchern, Bibeln, Catechismen, Gebeten, Memorialen, Brieffen, Friedens- oder Handelsverträgen, und andern dergleichen Schriften bestand, die in den unbekanntesten Sprachen von Europa, Asien, Afrika und Amerika geschrieben waren.

In seinem siebenzigsten Jahre faßte er den Entschluß, einen Theil seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit der Welt mitzutheilen, und machte zur Probe seine zehn Abhandlungen über die hebräische und deren abgeleitete Sprachen bekannt. Hier ist eine Uebersetzung aus einem Stück seiner Vorrede zu diesem Versuch:

„Das erste Hauptstück meines Werkes, sagt „er, soll diese nur etwas erweiterte Probe selbst „seyn; daher werden wir unsere grosse Sprachreise „von Osten her, wohin uns das Hebräische gerade

„zu führet, anfangen, und indem wir die morgen-
„ländischen Gegenden durchreisen, wollen wir auf
„kurtze Zeit aus Asien einen Schritt in Afrika
„thun, der ethiopischen und amharischen Spra-
„che, die beyde Töchter der hebräischen sind, einen
„Besuch abzustatten. Aus Afrika wollen wir dann
„sogleich wieder nach Asien zurückkehren, und uns
„sogar in einige Gegenden Europens begeben, da-
„mit wir von anderen morgenländischen Sprachen,
„die ebenfalls mit der hebräischen einige Verwand-
„schaft haben, reden können. Dem zufolge wird
„unser zweytes Hauptstück eine Nachricht von
„allen diesen morgenländischen Sprachen geben, die
„sich von dem östlichen Theile Europens bis an
„den Indus erstrecken, und einen Theil ihres
„Ursprunges dem Hebräischen zu danken haben,
„das ist die griechische, die armenische, die tür-
„kische und die persische Sprachen. Darauf
„wollen wir ohne der aufgehenden Sonne den Rü-
„cken zu kehren, durch Ostindien wandern, und
„in unserm dritten Hauptstück von den ostindi-
„schen Sprachen Nachricht geben, das ist, von der
„indostanischen, malakkischen, malabarischen,
„malejamischen, tamulischen, telugischen, sia-
„mischen und einigen anderen. Indem wir unsere
„Reise weiter fortsetzen, werden wir in dem vier-
„ten Hauptstück von den Sprachen der noch mehr
„östlichen Länder sprechen, das ist, von der ana-
„miti-

„mitischen, die die chinesische, cochinchinesi-
„sche, japonesische, formosanische und einige
„andere unter sich begreifft. Alsdenn wenden wir
„uns gegen Norden, und indem wir uns in die
„östliche Tatarey begeben, werden wir unsere
„Reise zurück bis zu unserm ersten Standort thun;
„das ist, wir werden uns gen Abend wenden, um
„wieder nach Europa zurück zu kommen, nachdem
„wir diese weiten Gegenden durchwandert haben.
„Daher wird das fünfte Hauptstück von den ta-
„tarischen Sprachen handeln, und wir wollen, so
„weit unsere Bücher uns helffen werden, etwas von
„der majurischen Sprache reden, die von den chi-
„nesischen Tataren gesprochen wird; wie auch
„von der mongulesischen, der tibetanischen oder
„tangutischen, der kalmuckischen, der krim-
„mischen und einigen andern. Aus der grossen
„Tatarey kommen wir bey Fortsetzung unserer
„Reise in Moskau, und aus der kleinen Tata-
„rey in Pohlen. Sowol in Moskau, als in
„Pohlen treffen wir die Sprache an, die gemei-
„niglich die sclavonische genennet wird, ob sie
„gleich slavonische, oder slavische, heissen sollte,
„die einige auch die illyrische nennen. Unser
„sechstes Hauptstück wird dann handeln von der
„alten sclavonischen Sprache, und denen, die von
„ihr abgeleitet sind, das ist, der moskovitischen,
„pohlnischen, böhmischen, vandalischen, illy-
„rischen

„rischen oder dalmatischen, karniolischen und „andern. Auf der Abendseite der Gegenden, wo „die sclavonischen Sprachen gesprochen werden, „ist Deutschland und andere Länder, wo wir vie„le Sprachen antreffen, die deutschen Ursprunges „sind. Die alte Sprache von Deutschland wird „von einigen genannt die alte gothische, von an„dern die teutonische, und von noch andern die „norrenische, normannische, oder auch nord„liche. Das siebente Hauptstück wird demnach „handeln von der alten teutschen, und von denen „davon hergeleiteten, sowol alten als neuen Spra„chen. Die neuern sind, vom entferntesten Nor„den anzufangen, die isländische, der wir die „grönländische beyfügen werden, da wir keinen „bequemern Platz für sie haben, darauf die schwe„dische, die norwegische, die dänische, die eng„lische, die holländische und die hochdeutsche; „und diese letztgenannte wird die erste seyn, von „der wir reden werden. Unter den alten Deut„schen sind die runische, die angelsächsische, die „mesogothische, die theotische und andere. Wenn „wir unsere Reise aus Deutschland nach Westen „antreten, so kommen wir nach Frankreich, und „finden da eine der schönsten Töchter der latein„schen Sprache, dann die italiänische, die spani„sche und die portugisische, nebst einigen anderen „von minderem Ansehn. Und siehe, hier sind wir

„an

„an das äusserste Ende von Europa gekommen. Un-
„terdessen aber, ehe wir nach Afrika segeln, müssen
„wir noch nothwendig von verschiedenen Sprachen
„reden, die in sehr kleine Gräntzen eingeschlossen sind,
„und, da sie entweder keinen, oder nur sehr gerin-
„gen Ursprung sich selbst zu danken haben, von den
„Sprachkundigen die kleinen Sprachen genannt
„werden. Sie verdienen aber doch unsere Auf-
„merksamkeit, und daher machen wir ein neuntes
„Hauptstück von den kleinen Sprachen Europens,
„worunter begriffen werden, die ungarische, die
„litthauische, die liefländische, die finländische,
„die walliser nebst der kornwallischen, irländi-
„schen, armorischen und andere ihrer Mundar-
„ten, die biskajische, die für die alte spanische
„gehalten wird, die albanesische und andere.
„Dann setzen wir über nach Afrika. Ich befürch-
„te aber, daß wir in diesem Lande, das so sehr viel
„grösser ist, als Europa, nicht weit werden rei-
„sen können, weil es so viele fürchterliche Wüsten
„darin giebt, und die völker so barbarisch sind.
„Ausserdem haben wir auch schon die barbarischen
„Staaten bey Gelegenheit der arabischen Spra-
„che, die hier gemeiniglich gesprochen wird, wie
„auch das abeßinische Reich, wo man das äthio-
„pische und amharische redet, schon besuchet. Doch
„wird uns Egypten eine Weile mit der koptischen
„oder alten egyptischen Sprache aufhalten. Diese

„Spra-

„Sprache wird die vornehmste Zierde des zehnten „Hauptstücks seyn, und in demselben werden wir „auch von einigen anderen Sprachen reden, vor„nehmlich von der alten afrikanischen, die itzt „Tamagzet heißt, und von der kongoischen, an„golischen, melindischen, hottentottischen, ma„dagaskarischen und einigen anderen. Aus „Afrika werden wir alsdann nach Amerika segeln, „dasselbige gantz durchreisen, auf die verschiedenen „Sprachen dieser wilden Nationen Acht geben, und „sie so gut auslegen, als unsere Bücher es uns er„lauben werden. Ueber die amerikanischen „Sprachen werden wir zwey Hauptstücke machen; „das erste, das in unserm Werke das eilfte seyn „wird, soll von den nordamerikanischen Spra„chen handeln; und das andere, welches der Ord„nung nach das zwölfte seyn wird, soll die, des „südlichen Amerika enthalten. In dem ersten „dieser beyden Hauptstücke werden wir reden, von „der mexikanischen, der pakomanischen, der „virginischen, der algonkinischen, der huroni„schen, der karibbeanischen, und anderen; und „im zweyten, von der brasilianischen, der chi„loischen, der peruvianischen und anderen. „Und mit diesem Kapitel werden wir unserer „langen und mühsamen Reise ein Ende „machen.“

So

So sollte das Werk meines ehrwürdigen Freundes, des Vaters Finetti, seiner Absicht nach beschaffen seyn; ein Werk, das dem Entwurf nach groß war, und so weit es gebracht worden, in der Ausführung vollständig ist; ein Werk, das seinem Vaterlande unendliche Ehre würde gemacht haben, da es zu dem, was die Europäer in der philologischen Kenntniß schon gesammlet haben, so unermeßlich viel hinzugethan hätte; und was noch weit wichtiger ist, dem fleißigen Theil des menschlichen Geschlechts, in einem einleuchtenden Beyspiele würde gezeiget haben, wie fast unglaublich vieles der menschliche Verstand zu fassen fähig ist, wann er lange und unverwandt auf Erlangung der Erkenntniß gerichtet wird. Aber leider! die vortrefliche Probe, die er von seinem vorhabenden Werke gab, und das er auf eigene Kosten drucken ließ, hatte lange keinen Abgang! Das Befremdende des Titels, die Unbekanntheit des Verfassers, die Dummheit seiner Mitmönche, die barbarische Unaufmerksamkeit der Venetianer, und andere Ursachen mehr vereinigten sich unglücklicher Weise gemeinschaftlich, daß dieses grosse Unternehmen vernachläßiget ward: und da Vater Finetti, so wie die mehresten dieser Mönche, kein Geld auf den Druck des Werks zu wenden hatte, so beunruhigte er sich auch damit nicht, das Werk aufzusetzen. So ist die gelehrte Welt auf ewig der andern eilf Bände

beraubt,

beraubt, zum beständigen Verdruß eines jeden, der die Wissenschaften liebt! Es ist wahr, daß acht Jahr nach der ersten Ausgabe des ersten Bandes alle Abdrücke desselben, nach einer starken Empfehlung eines periodischen Schriftstellers, der es von ungefähr in die Hände bekommen, und gelesen hatte, verkauft wurden; allein, das schwere Gewicht von acht Jahren, das zu dem Alter des Verfassers hinzugekommen war, hatte ihn so untüchtig gemacht, daß er nun nicht mehr im Stande war weiter zu schreiben, und so muß dann Italien, und die ganze Welt, ewig diesen grossen Verlust bedauren, da aller Wahrscheinlichkeit nach, nie wieder ein Mann wird gefunden werden, der im Stande seyn wird, einer so abschreckenden Unternehmung sich zu unterziehen.

XVI.

Beyträge zur Berechnung der Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts.

1) Ueber die Zunahme und Sterblichkeit der Bewohner des Eylandes Madera. Von D. Thomas Heberden, Mitglied der Königl. Societät zu London, derselben vorgelesen den 26 Nov. 1767. *)

Wenn ich die Anzahl der Menschen in Madera und den Zustand der Bewohner dieses Eylandes betrachte; so weiß ich keinen Ort, der geschickter wäre, eine Schätzung der Abnahme und Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts anzustellen: denn die Anzahl der Menschen steigt auf 60,000, von welchen allen man annehmen kann, daß sie an dem nehmlichen Orte, wo sie ihr Daseyn überkommen, auch leben und sterben; denn die Beykunft der Fremden und das Aus-

*) Annual Register. Vol. XI. P. II. p. 76. 77.

Auswandern der Eingebohrnen, ist beydes so unbeträchtlich, daß wo nicht eines dem andern die Wage hält, der Unterschied doch zuverläßig kann aus der Acht gelassen werden, sintemahl er auf die Berechnung im Grossen, keinen wichtigen Einfluß hat.

Dieses hat meine Neubegierde gereitzet; und durch meinen Umgang mit dem General-Vicarius dieses Kirchsprengels, habe ich mir in jedem der kleineren Kirchspiele eine Musterung von Haus zu Haus verschaffet, aus der ich, nebst dem Kirchenbuch folgende Nachricht ausgezogen.

Eine Hypothese.

Im Jahr 1743 war die Anzahl der Personen auf diesem Eylande 48,234 von sieben Jahren und drüber. Gesetzt nun, die Minderjährigeren verhielten sich in jenem Jahre, wie in diesem gegenwärtigen, so wird die gantze Zahl der Einwohner 53,057 gewesen seyn. Nach der Regel der Verzinßrechnung, haben sie jährlich in einem Verhältniß von 1,0082 fürs Hundert sich vermehret; und nach eben dieser Berechnung in 84 Jahren 4 Monden und 25 Tagen sich verdoppelt.

Zufolge einer genauen Untersuchung, die zu Anfange des Jahrs 1767 angestellt worden, war die Anzahl der Bewohner des Eylandes Madera, die folgende:

Von sieben Jahren und drüber =	58669
Unter sieben Jahren = = =	5945
Zusammen	64614

Geboh-

Gebohren

Im Jahr	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
1759	1021	905.
1760	1198	1111.
1761	1035	1022.
1762	1128	1125.
1763	1118	1115.
1764	1112	1085.
1765	1183	1143.
1766	1172	1138.
	8967	8644

Zusammen 17611

Begraben

Im Jahr	Männl.	Weibl.	Getraut.
1759	542	594	438
1760	643	713	421
1761	837	909	513
1762	662	704	491
1763	540	578	476
1764	620	705	469
1765	618	649	495
1766	506	531	462
	4968	5383	3765

Zusammen 10381

Gebohren in 8 Jahren	17611	Mittelzahl für jedes Jahr	2201½
Begraben in 8 Jahren	10351	Mittelzahl für jedes Jahr	1293⅞
Zuwachs in 8 Jahren	7260	Jährlicher Zuwachs	907⅛

Verhältniß der jährlichen Geburten zu der Anzahl der Lebenden, wie 1 : 29,35.

— der jährlich gestorbenen zu der Anzahl der Lebenden 1 : 49,89.

— der Gebohrnen zu den Begrabenen 100 : 58,77

— der Knaben zu den Mädchen 100 : 96,39.

— Der Begrabenen männl. Geschlechts, zu den Begrabenen weibl. Geschlechts 100 : 108,33.

Heyrathen; jährl. Mittelzahl 470⅝

Verhältniß der Heyrathen zu den Geburten wie 1 : 4,68.

— — zu Begräbnissen 1 : 2,75.

Sterb-

Sterblichkeit nach den Jahrszeiten.

Winter.		Frühling.		Sommer.		Herbst.	
Jan.	93.	April	108.	Jul.	129.	Oct.	87.
Febr.	84.	May	105.	Aug.	135.	Nov.	111
Merz	132.	Jun.	120.	Sept.	84.	Dec.	84.
	309		333.		348.		282.

Die Sterblichkeit im Frühling und Sommer, zu der im Herbst und Winter, wie 115 zu 100.

Nachschrift. Diese Berechnung der Sterblichkeiten nach den Jahreszeiten ist nicht aus der gantzen Zahl der Bewohner dieser Eylande gezogen, denn ich konnte keine zuverläßige Nachrichten erhalten, um gantz genau zu verfahren; die Anzahl der Personen, aus der sie gezogen ist, war: 6880.

2. *) Verzeichniß der im Haag an den Pocken Verstorbenen, vom Anfange des Jahres 1755 bis zu Ende des Jahrs 1769. Das ist in einer Zeit von 15 Jahren.

Dieses Verzeichniß ist nach dem Alter der Verstorbenen eingerichtet, und in Kolumnen eingetheilt, deren jede zehn Jahre in sich begreift. Hier ist es:

*) Bibliotheque des Sciences et de beaux Artes. Tome XXXII, Partie 2. p. 377-382.

Verzeichniß derer im Haag in Zeit von funf

Alter	Verstorben	Alter	Verstorben	Alter
Unter 1 Jahr	172	10=11	11	20=21
1=2	170	11=12	14	21=22
2=3	179	12=13	9	22=23
3 4	224	13=14	4	23=24
4=5	160	14=15	9	24=25
5 6	148	15=16	4	25=26
6=7	114	16=17	3	26=27
7=8	78	17=18	6	27=28
8=9	58	18=19	3	28=29
9=10	23	19=20	1	29=30
Summe von zehn Jahren	1326		64	

Unterschied der Sterblichkeit in
von drey zu

1755. 1756. 1757.	1758. 1759. 1760.	1761. 1762. 1763
166	225	459

zehn Jahren an den Pocken Verstorbenen.

Verstorben	Alter	Verstorben	Alter	Verstorben
3	30=31	4	40=41	0
9	31=32	0	41=42	1
2	32=33	3	42=43	0
4	33=34	2	43=44	1
6	34=35	1	44=45	1
7	35=36	3	45=46	0
2	36=37	2	46=47	0
2	37=38	1	47=48	0
3	38=39	2	48=49	2
0	39=40	0	49 und drüber	4
38		18		9

Zeit von funfzehn Jahren, bemerkt drey zu Jahren.

1764. 1765. 1766.	1767. 1768. 1769.	Gantzes
272	330	1455

Dieses Verzeichniß verdienet die Aufmerksamkeit des Publikums, nicht nur wegen seiner Zuverläßigkeit, sondern auch wegen der wichtigen Beobachtungen, die sich dem Verstande darbieten, wann man sich bey dessen aufmerksamer Anschauung die Mühe giebt, nachzudenken.

Die Zuverläßigkeit desselben beruhet auf eine der verehrungswürdigsten Personen. Wir glauben, daß unsere Nachrichten vollkommen gegründet sind, die uns versichern, daß es ursprünglich aus den Händen des Herrn Dierquens gekommen, der einer unserer vornehmsten obrigkeitlichen Personen, und allezeit bereit ist, mit eben so vielem Eifer als Einsicht, sich allem dem zu widmen, was zum allgemeinen Besten überhaupt und zum Fortgange der Wissenschaften und Künste insonderheit, dienlich seyn kann.

Der verstorbene Herr Thomas Schwenke, damahls Lehrer der Zergliederungs- und Wundarzeneykunst im Haag, gab Gelegenheit dazu. Nachdem er im Jahr 1754 angefangen hatte, die Blattern mit einem Erfolge einzuimpfen, den er seinem Herrn Bruder gegenwärtig Lehrer der Kräuterkunde erblich hinterlassen hat, so stellte dieser berühmte Artzt, (der seine Aufmerksamkeit auf alles wandte, was die Ausübung, deren grossen Nutzen für die Erhaltung eines grossen Theils des menschlichen Geschlechts, er für erwiesen annahm) den Herren Bürgermeistern vom Haag vor,

daß

daß man die Einimpfung mit Würksamkeit treiben könnte, wenn man ein genaues Verzeichniß von allen denen Personen hielte, die in dieser Stadt an den Blattern stürben. Die Herren Bürgermeister folgten ihrer natürlichen Neigung, als sie einem so löblichen Vorschlage Gehör gaben. Die seit undenklichen Zeiten festgestellte Ordnung, gab ihnen das Mittel dazu in die Hände. Da niemand begraben werden kann, ohne vom Rathhause einen Schein zu haben, so ertheilten sie der Geheimschreiberey Befehl, inskünftige keine Scheine zu geben, wo man nicht zuvor erklärte, an welcher Krankheit derjenige, für den der Schein geholet würde, seine Tage geendiget hätte. Seit der Zeit wurde die Sache mit der grössesten Genauigkeit ausgeführet. Aus dieser Veranstaltung hat man das Verzeichniß ausgezogen, das wir gelieffert haben. Der Auszug ist getreu, und desto kostbarer, da er uns mit Anmerkungen zugeschickt worden, deren Wichtigkeit auffallend ist.

Erste Anmerkung. In dem allgemeinen Verzeichniß aller Menschen, die an verschiedenen Krankheiten in den letzten funfzehn Jahren nehmlich vom 1. Jenner 1755 bis zum 31. December 1769 im Haag verstorben sind, zehlet man 18671. Aus dem vorstehenden Verzeichnisse aber erhellet, das in eben dieser Zeit 1425 Verstorbene durch die Blattern weggerafft worden; folglich ist unter den Ver-

storbenen, die durch alle die verschiedenen Krankheiten, die in diesen funfzehn Jahren dahingerissen sind, beynahe der dreyzehnte an den Blattern gestorben, ein eben so erstaunender als fühlbahrer Beweiß, der mörderischen Würkung des Blatterngifts.

Zweyte Anmerkung. Aus eben diesem Verzeichniß erhellet auch, daß die natürlichen Blattern vorzüglich dem minderen Alter der Kinder tödtlich seyn. In diesen funfzehn Jahren haben sie nichts minder weggerissen, als 905 Kinder von einem Augenblik ihres Alters bis zum vollendeten vierten Jahre, und 421 vom fünften bis zum zehnten. So daß diese grausame Krankheit in diesen funfzehn Jahren mehr als noch einmahl so viel Kinder unter fünf Jahren, als von fünf bis zu zehn Jahren aufgerieben hat.

Dritte Anmerkung. Der Unterschied der jungen Leute, die in einem Alter von zehn bis zwanzig Jahren alhie verstorben sind, ist noch weit grösser; denn statt, daß unter denen, so eben Gebohrnen bis zum zehnten (oder vielmehr bis zum eilften) Jahre 1326 durch die Blattern hingerissen worden, so sind unter denen von zehn bis zwanzig nur 64 dadurch aufgerieben. So daß sie auf diese Art zwanzig Kinder unter zehn Jahren, gegen Ein Kind über zehn bis zwanzig Jahren wegnehmen.

Vierte Anmerkung. Nach dem Maasse, das man zu dem höheren Alter fortschreitet, findet man auch, daß die Schlachtopfer der natürlichen Blattern unter den Kindern und jungen Leuten zahlreicher werden. Nach unserm Verzeichnisse legen sie 44 Kinder von zehn Jahren, gegen Einen Menschen zwischen zwantzig und dreyßig Jahren ins Grab; 73 unter zehn Jahren, gegen Einen Menschen zwischen dreyßig und viertzig; endlich 147 unter zehn Jahren, gegen Einen Menschen von vierzig und mehreren Jahren.

Alles dieses siehet man deutlich in unsern fünf Kolumnen des Verzeichnisses. Wer nicht blind ist, wird keine Mühe haben einzusehen, welches Alter des menschlichen Lebens zur Einimpfung der Blattern am geschicktesten wäre.

Dürften wir ein Wort hinzusetzen, so würde es der Wunsch seyn, daß dem Publico das gantze Verzeichniß möchte vorgelegt werden, davon dasjenige, so wir hier geliefert haben, nur einen einzigen Artikel ausmacht *).

XVII.

*) Der Herausgeber dieses Magazins glaubt, daß auch mit Erfüllung dieses Wunsches der gelehrten Welt nicht sonderlich kann gedienet seyn, falls nicht das Haagische Verzeichniß genauer und zuverläßiger ist, als das Londensche zu seyn pflegte, auf welchem die Krankheiten der Verstorbenen ebenfalls verzeichnet sind; oder wo es nicht wenigstens so gut abgefaßt ist, als dieses von den an Blattern Verstorbenen.

benen. Man weiß, was für sonderbare Benennungen der gemeine Mann manchen Krankheiten giebt, deren Nahmen er oft nie gehört hat, auch nicht weiß. Wie viele Benennungen einer Krankheit werden nicht auch mit Fleiß verändert worden seyn, weil man sich der wahren, im Namen des Verstorbenen, schämet! Es müßte also, um zu einer vollkommneren Kenntniß zu gelangen, zuvor die Anstalt getroffen werden können, daß kein Armer stürbe, ohne vorher von einem Artzt besucht worden zu seyn; und in welche Verlegenheit wird nicht selbst dieser manchmahl gesetzt werden, wann er die Krankheit des Verblichenen unter einem allgemeinen Namen angeben soll. Wie viele Krankheiten sind nicht dazu viel zu verwickelt, oft zu neu und selbst dem gelehrtesten Artzt unerhört? Wie viele plötzlich Verstorbene, werden nicht unter dem Nahmen der an Schlagflüssen, Steckflüssen u. s. w. Verblichenen angegeben werden, da wohl oft der erfahrenste Artzt, in solchen Fällen eben so wenig ohne Zergliederung oder Oeffnung des Leichnams zu wissen im Stande ist, was die eigentliche tödtliche Krankheit gewesen, als in andern Fällen, wo oft der Kranke, nachdem man ihn auf dieses oder jenes Uebel geheilet hat, dahin gestorben, und für an die, oder die Krankheit gestorben, seldst von dem Artzt gehalten wird, und gehalten werden muß, da man doch bey verstatteter Oeffnung gantz was anders finden würde, als man vermuthet hatte. Selbst in diesem genauen Blatterverzeichniß von Haag mag manches Kind stehen, das an einem gantz andern Ausschlage gestorben ist; und dennoch erhellet die Güte dieser Liste gar sehr daraus, daß mit zunehmendem Alter, die an Blattern Verstorbenen auch so gar sehr abnehmen, welches allerdings nicht so seyn würde, wann merkliche Irrungen und Verfälschungen dabey vorgegangen wären. Wie kann ein menschliches Werk gantz fehlerfrey seyn, und so lange nicht kostbarere Veranstaltungen von Obrigkeiten verschie-

schiedener Länder, mit vereinigten Kräften, gemacht werden, oder auch gemacht werden können, so lange wird noch immer die Berechnung der menschlichen Sterblichkeit ein zweifelhaftes Unternehmen bleiben; und vieler Sterblichen Leichname werden im Staube verscharret werden, ohne daß sie im Tode die Genugthuung haben können, zu wissen, was eigentlich dies für ein Schmertz sey, der sie verzehret, und was für einen Namen das Uebel habe, das ihren jungen Tagen ein trauriges Ende macht.

XVII.

Eines reisenden Engländers Nachricht von der Republik St. Marino.

(Annual Register Vol. XI. P. II. p. 205-208.)

Ich habe die kleineste aller Republiken besucht. Von ferne konnte ich, aber nicht ohne Schwürigkeit, auf der Spitze eines hohen Berges, eine Stadt unterscheiden, deren Häuser und grössere Gebäude, eher eine Zaubererscheinung, als etwas Würkliches zu seyn schienen. Wenn man sich Venedig nähert, so scheint es, als ob sich diese Stadt aus der See erhübe; St. Marino scheint mitten in den Wolken gebauet zu seyn. Es ist hier nichts ausserordentliches, Berge zu sehen, deren

deren Spitzen sich über die Wolken in ihrer gewöhnlichen Lage erheben: eben so ists auch mit demjenigen, worauf Marino steht; und die gantze Stadt befindet sich auf demjenigen Theile des Berges, der auf diese Art eingefaßt ist. Ich habe nie einen so ausserordentlichen Anblick vor mir gehabt. Daß es eine Stadt war, das war unstreitig. Es war ein sehr heller Tag, als wir auf Marino zu reiseten, sonst würden wir sie, wie ich glaube, in dieser Entfernung gar mit einander nicht gesehen haben. Eine andere Besonderheit auf diesen Höhen ist, daß sie den Schnee behalten: das Wetter war unten warm, und die Felder blühend, in St. Marino selbst aber fanden wir den Winter; der Schnee lag über die gantze Stadt.

Die Einwohner sind so glücklich, gute und vielleicht die kühlesten Keller in der Welt zu haben; und die Natur scheint gewisser massen, wegen der Kälte ihrer Lage für sie gesorgt zu haben, indem sie ihnen guten Wein gegeben, ihn darin aufzubewahren. Die Seiten ihres Berges sind ein sehr glücklicher Boden für Weingärten, und der Wein ist vortreflich. Ob ihnen aber gleich die gute Dame Wein gegeben hat, so hat sie es ihnen doch überlassen, für Wasser zu sorgen; denn in dem gantzen Ort ist keine Quelle, See oder Teich. Ist ihnen das nicht eine Aufforderung und Beweiß, daß es ihnen in ihrer frostigen Lage dienlicher sey, jenen

Saft

Saft zu trinken? Wann wollen aber Menschen dem Ruf der Natur und der Vernunft Folge leisten? Sie machen sich unendlich viele Mühe, das Regenwasser und den schmeltzenden Schnee aufzufangen, und sind damit hinreichend versehen, ob sie gleich keinen süssen Getrank dieser Art haben.

Ich nannte St. Marino die kleinste Republik in der Welt; Sie werden darin mit mir übereinkommen, wann ich Ihnen sage, daß dieser Berg, und drey bis vier Hügel, die um ihn herum liegen, ihr gantzes Gebiet ausmachen. Wann sie einen Anfall von Prahlsucht haben, wie denn Italiäner denselben gemeiniglich haben, wann sie von der Macht und den Reichthümern ihres Landes reden; so werden sie Ihnen erzählen, daß man in den Herrschaften ihrer Republik an vier tausend vier hundert Seelen rechnen kann: darin aber fabeln sie, denn es ist unmöglich, daß ihrer so viel seyn sollten.

Rom war einstmahls nicht weitläuftiger, als dieses St. Marino. St. Marino wird aber nie weitläuftiger werden. So viel liegt daran, unter einem glücklichen oder unglücklichen Einflusse der Gestirne gebohren zu seyn. Vielleicht giebt es noch andere Ursachen: ehrlich zu seyn, ist der Weg, für Hunger umzukommen: Raub und Mord sind die kurtzen Pfade, sich empor zu schwingen. Rom hat seinen Ursprung einer Bande Ausgelassener, Soldaten, Diebe und Räuber zu verdanken; es waren

Leute,

Leute, die Verzweifelung genug besassen, alles zu unternehmen, und nichts als Gewaltthätigkeit und Raubereyen, konnten ihnen eine Niederlassung verschaffen. Sie beharreten auf die Grundsätze, die sie einmahl angenommen hatten, und wurden kriegerische Leute. Als sie zu ihrer Nothdurft genug hatten, fiengen sie an, nach Ruhm zu hungern und zu dürsten, und ruheten nicht, so lange noch etwas in der Welt war, das andere Völker das Ihrige nannten. Die Religion ist die grösseste Widersacherin in der Welt, empor zu kommen: es dauerte lange, ehe die Römer sich gar einmahl um sie bekümmerten; und als sie es thaten, so erlaubten sie ihr doch nie, *) sich in die edleren Sachen der Ehrbegierde zu mischen. Von dieser kleinen Republik war die Religion die Grundlage; und da das Volk noch bis auf diese Stunde, so wie die alten Römer, den Geist seiner Vorfahren fortzuerben scheint; so werden sie ihr Gebiet nie erweitern.

Der Gründer dieser Republik, der nunmehro unter die Heiligen erhoben ist, war in seinem Leben ein Steinhauer. In seiner letzten Zeit begab er sich auf diesen Berg, und erwählte ein Einsiedlerleben. Es hatte keine Schwürigkeit, von einem solchen Frommen, ein Wunderwerk verrichtet zu sehen. Das Land ist ein Land des Aberglaubens, und

*) Hier redet wohl der Reisende, als einer, der die Geschichte der Römer schlecht kennet. Hsgbr.

und alles vereinigt sich, nicht nur dergleichen Nachrichten zu glauben und fortzupflanzen, sondern auch an den Tag zu bringen. Man erzählet daß er einmahl an der Seite des Berges herumgieng, und einen armen Wintzer sahe, der von einem abgebrochenen Felsen einen Stein herabrollete, in einer Einschliessung ein Loch zu machen. Der ehrwürdige Vater hatte Mitleiden mit seiner mühsamen Arbeit und sprach zu ihm: „Mein Sohn! du wirst bald „von aller deiner Arbeit erlöset seyn! tröste dich.“ Der arme Mann war sonst oft von der Colik geplagt; entweder verließ ihn eben gegenwärtig der Anfall davon, oder es war sonst eine andere Ursache, die wir zu unserer Zeit nicht wissen können, nec scire fas est omnia; genug, als er den Zuspruch aus einem so ehrwürdigen Munde vernahm, setzte er sein gantzes Vertrauen darauf. Der Vater stund in dem Ruffe einer grossen Heiligkeit; er gedachte blos, daß der Tod einst den Armen von seiner Beschwerde befreyen sollte; allein der Wintzer, der an dergleichen Arbeiten gewöhnt war, und nicht wünschte, unter solchen Bedingungen von ihnen befreyet zu werden, bildete sich ein, er rede von seiner Krankheit. Wir wissen nicht, ob die Natur oder der Glaube seine Genesung bewürket hat, allein sie geschahe im Augenblick. Der Mann lieff den Hügel herab zu seinen Mitgesellen, und erzählte ihnen, der heilige Mann hätte seine Krankheit

gewußt, ohne ein Wort davon zu reden, und hätte ihn blos dadurch gesund gemacht, daß er kreutzweis seine Hände über ihn gehalten hätte. Man glaubte das Wunderwerk, und breitete es allenthalben aus. Der Mann hatte, wie man leicht denken kann, seine Anfälle nachher wieder, sie kamen aber zu späte; der Ruhm des Heiligen war einmahl befestigt, und die Krankheit des Arbeiters ward seinen Sünden zugeschrieben.

Die Geschichte machte ein ziemliches Aufsehen; die Leute drängten sich zu dem Einsiedler, der die Macht hatte Wunder zu thun; und die Fürstin, der der Berg gehörte, an dem er dieses Wunder verrichtet hatte, gab ihm denselben auf ewig zu eigen, um ihren Eifer für die Ehre der Religion an den Tag zu legen. Das Volk, das sich zu ihm sammelte, bauete diese Stadt; und so, wie sie sie gelassen haben, steht sie noch, als ein Denkmahl der Frömmigkeit, um nie erweitert zu werden. Man kann die Ehrfurcht, die das Volk ihm bezeiget, nicht leicht ausdrucken, und von Fremden erwartet es das nehmliche; sie messen die Dauer ihres gemeinen Wesens seinem Schutze bey. Sie vergönnen der Jungfrau Maria kaum unter den Heiligen einen Platz über ihn. Und den übrigen allen ziehen sie den heiligen Marino um viele Stuffen vor. Ihre beste Kirche ist ihm gewidmet, und seine Ueberbleibsel sind da begraben. Seine Bildsäule steht über

dem

dem grossen Altar, und sie erzeigen ihm göttliche Ehre. Es ist eines ihrer Gesetze, daß es gotteslästerlich sey, unehrerbietig von ihm zu reden, und dieses wird auch als Gotteslästerung von ihnen bestraft.

Die Einwohner von St. Marino erzählen mit einer besondern Art von Stolz, alle die Glücksveränderung, die mit anderen Staaten in Italien vorgegangen sind; und wann sie ausführen, auf was für Weise, und zu welcher Zeit, sie ihre mancherley Herren verändert haben, so setzen sie mit einer triumphirenden Geberde hinzu, daß St. Marino unter allen diesen Veränderungen und Ungewittern sicher gestanden hat, indem die Frömmigkeit ihrer Einwohner, und die Macht ihres Schutzherrn und Grundlegers, sie erhalten hätte.

Um nichts von dem Schutz dieses zu einem Heiligen erhobenen Mäurers zu sagen, so giebt es noch eine andere und sehr starke Ursache ihrer Sicherheit: die Stadt, wie ich schon gesagt habe, steht auf der Spitze eines sehr hohen Berges; der Berg ist nicht nur hoch, sondern auch steil und höckericht, und es giebt nur Einen, und noch dazu schmalen Weg, auf dem man zu ihnen kommen kann. Dieses betrachten sie als ihre würkliche Sicherheit, ob es ihnen gleich gefällt, eine andere Ursache davon anzugeben; sie sind auch so besorgt, diesen einzigen Weg allein zu behalten, daß sie ein Gesetz und zwar ein sehr strenges Gesetz haben, nach welchem kein Bür-

ger sich unterstehen darf, auf einem anderen Wege in die Stadt zu kommen, damit nicht nach und nach ein Pfad auf einer anderen Seite des Berges entstehe. Die Freyheit ist denen, die ihrer in einem Lande der Sklaverey geniessen, gar sehr theuer; das Volk von St. Marino kennt deren Süßigkeiten, und wird sie, mit alles daran zu wagen, zu behaupten suchen. Man kann schwerlich sagen, was in ihrer Lage sie bezwingen könnte, da kein anderer Weg zu ihnen zu kommen ist, als dieser einzige Fußsteig; und sie sind von Kindesbeinen an Soldaten. Alle die in einem Alter sind, daß sie Waffen tragen können, werden geübt, und müssen auf ein Zeichen im Augenblick bereit seyn; sie haben sich auch auf besondere Art, in denen Kriegen, wo man sie als Hülfsvölker gebraucht hat, als Soldaten bewiesen. Sie standen dem Pabst Pius dem zweeten, gegen Einen der Herren von Rimini bey; und er eignete sein Glück grossentheils ihrer Tapferkeit zu, und belohnte ihren Adel. Sie scheinen für diese Zeit nicht im Sinn zu haben, ihr Gebiet zu erweitern, und sie thun wohl daran; sie möchten es dadurch gänzlich verliehren. Einmahl war es erweiterter, und erstreckte sich einen benachbarten Hügel halb herauf, gegenwärtig aber hat es seine alten Gräntzen. Diese werden sie allemal zu beschützen im Stande seyn, denn wer wird es der Mühe werth halten, einen Versuch auf einen Ort

zu thun, den die Natur fast unzugänglich gemacht hat; und der von einem entschlossenen und so gar verzweifeltem Volke vertheidigt wird, das für seine eigene Sache streitet, und nicht werth ist, ihn zu besitzen, falls es ihn einnehmen läßt.

XVIII.

Nachrichten von neuen englischen Büchern.

Vom ersten Vierteljahr des Jahres 1770.

1. A Reviev of the Conduct of Pascal Paoli. 8. Lond. 1. S. Das ist, Betrachtung über Paoli's Betragen. Ein elendes Gewäsch, das mehrentheils auf Zeitungshistorien gegründet ist.

2. A Chronological History of the Weather and Seasons, and of the prevailing Diseases in Dublin — By John Rutty. M. D. 8vo.

6. Sh. Robinson and Roberts. *) D. i. Chronogische Geschichte des Wetters und der Jahreszeiten, nebst den herrschenden Krankheiten in Dublin. Wobey zugleich die Krankheiten und das Clima in Irrland mit denen in England und andern Ländern in Vergleich gestellt werden. Herr Rutty verdient eine vorzügliche Stelle unter den Witterungsbeobachtern. Er liefert hier eine Geschichte des Wetters und der Krankheiten in Dublin von viertzig Jahren her, und zwar nicht nach den Tagen, welches die Leser abschrecken würde, sondern so, daß er das Tagebuch des Wetters in monatliche Register gebracht, und die Nachrichten von den Krankheiten zusammengezogen hat. Wir wollen das erste Vierteljahr 1725, womit diese Sammlung anfängt, zur Probe liefern.

Frühling.

„Mertz mehrentheils schön und angenehm, bisweilen rauh und kalt: den 11ten starker Süd-Ost-Wind. Der Hauptwind S. O.

April abwechselnd, schön, wolkigt, Platzregen. Den 20. und 21sten viel Regen. Hauptwind S. W.

Der May brachte viel schönes Wetter, aber mit Wolken und Regen untermischt. Den 27. und

*) Wir zeigen die Namen der Buchhändler und Verleger an, zum Vortheil derer, die sich die Bücher verschreiben wollen.

und 28sten stürmisch. Den 12ten und 20sten heiß, gegens Ende kalt. Hauptwinde N. O. und S. W. Im Frühling erschienen Wechsel-Fieber, die aber mit Anfange des Sommers aufhörten, auch einige hitzige Fieber, die aber grössesten Theils nicht gefährlich waren.“

Verschiedene Anmerkungen über das Klima und die Krankheiten sind sehr sinnreich, und das gantze Werk eine gute Eroberung für die natürliche Geschichte.

3. An Inquiry into the Efficacy of Warm Bathing in Palsies etc. D. i. Eine Untersuchung über die Würksamkeit der warmen Bäder bey Lähmung der Glieder. Von R. Charleton M. D. Artzt an dem allgemeinen Hospital zu Bath. 8. 1 S. 6d. White. — Niemand erwarte hier eine allgemeine Untersuchung der warmen Bäder. Der Verfasser hat nur die Absicht, die Wasser zu Bath anzupreisen. Um die Gegner der warmen Bäder bey paralytischen Zufällen zu überzeugen, liefert er eine Tabelle von allen paralytischen Kranken, die seit dreyzehn Jahren in das Hospital zu Bath aufgenommen worden: und es erhellet daraus, daß unter neunhundert und neun und sechzigen, achthundert und dreyzehn genesen sind; woraus er den Schluß ziehet, daß das Baden in diesen Wassern bey Lähmungen nütz-

lich sey. Das Buch enthält viele nützliche und gegründete Anmerkungen.

4. The *Romish* Horseleech etc. etc. By *Thomas Stavely* Esq. 8vo. D. i. Die römische Blutigel u. s. w. Eigentlich gehört dieses Werk in die Zeiten Königs Karls 2. da es auch zuerst gedruckt ward, als man eben damahls befürchtete, daß ein römischer Regent die englische Krone bekommen möchte; es hat aber wohl verdient aufs neue aufgelegt zu werden, denn der Verfasser, der 1654 gestorben ist, hat viele schätzbare Stücke der Geschichte darin aufbewahret, und in einem kurtzen Begrif einen genauen und deutlichen Abriß aller ungeheuren Geldsummen dargelegt, die nach und nach in vorigen Zeiten von den Päbsten sind erpreßt worden; wodurch die bürgerliche und Kirchengeschichte von England ein grosses Licht erhält. Es befindet sich noch ein Anhang dabey über das Suprematdes Königs von England. Kostet bey Davies 3 S. 6. d.

5. The present State of *Europe:* exhibiting a View of the natural and Civil History of the several Countries and Kingdoms; their present Constitution and Form of Government; their Customs, Manners, Laws and Religion; their Arts Sciences, Manufactures, and Commerce; their military Establishments, Public Treaties, and Political Interests ad Connexions.

nexions. To which is prefixed, an Introductory Discourse on the Principles of Polity and Government. By *M. E. Totze* late Secretary to the University of *Gottingen*, and now Professor of History in the University of *Buetzow*, and Duchy of Mecklenburg. Translated from the *German* by *Thomas Nugent* LL. D. and Fellow of the Society of Antiquaries 3 Vols. 8vo. Bey Nourse 18 S.

In diesem langen Titel möchte einer, der ihn sieht, und nicht versteht, schwerlich die Statistik des Herrn Totze suchen; allein, der Engländer ist gewohnt, auf seinen Titeln einen kurtzen Begriff seines gantzen Werkes zu setzen. Wir würden dieser bekannten auch unter den Deutschen, wir können hinzusetzen, und Engländern wohlaufgenommenen Arbeit allhier nicht gedenken, wenn wir nicht glaubten, daß einem Deutschen viel daran gelegen sey, zu wissen, was auswärts von deutschen Bemühungen geurtheilt werde. Wir gedenken daher nicht nur bey diesem, sondern auch bey allen Deutschen, und ins Englische übersetzten Werken, uns länger als gewöhnlich aufzuhalten; und die Urtheile anzuzeigen, die ein oder anderer englischer Kunstrichter davon gefället haben. Es wird uns allemahl ein wahres Vergnügen seyn, die besten anzuzeigen, weil wir den Ruhm, der einem Deutschen Schriftsteller mit Grunde gegeben wird, als einen

Ruhm betrachten, der auf die ganze Nation zurückfällt. Die Unpartheylichkeit aber wird auch von uns erfordern, nie von der Wahrheit abzugehen. Das Urtheil, das Herr Tolze erhalten hat, *) gereicht ihm immer zur Ehre, und wann wir auch das hersetzen, was noch an seiner Arbeit gewünscht wird, so wird das ihm, als einem wahren Gelehrten, hoffentlich nicht zuwider seyn. Zuvörderst sehnt man sich nach der Vollendung des Werks, und statt der versprochenen kurtzen Nachricht von der weltlichen und geistlichen Monarchie des Sitzes zu Rom, der nach seinem gegenwärtigen Zustande, für den gegenwärtigen Zustand von Europa von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist, wünscht man, daß der Verfasser Nachrichten von den Königreichen Ungarn, Sardinien und Neapolis, wie auch von Meiland, Florentz, Parma, Venedig, Genua und andern in Italien und anderswo ausgelassenen Staaten, mit in seinen Plan hineinziehe. Von den bürgerlichen und staatsklugen Anmerkungen des Verfassers urtheilt man, daß sie überhaupt genommen sehr passend **) und mehrentheils auf Montesquiou und Süsmilch gegründet sind.

„Im

*) Im Critical Review Vol. XXIX. p. 81-93.

**) Sehr pertinent würden wir mit einigen deutschen Schriftstellern sagen, wenn wir nur erst die Ursache wüsten, warum wir englische Wörter in die deutsche

„In einem Lande, wie England ist, fahren die englischen Kunstrichter fort, können Herrn Totzens Vorstellungen von der Rechtsgelehrsamkeit und Gesetzgebung von geringem Nutzen seyn; was er von dem englischen Seewesen sagt, ist mehrentheils aus Burchett's und Leidard's Schifshistorien genommen, man kann sich aber zu dieser Zeit sehr wenig auf Rechnungen verlassen, die vor mehr als vierzig Jahren gemacht worden. Kurtz, die englische Constitution hat in Sachen des Krieges, der Handlung und der Auflagen etwas ihr eigenthümliches, das mit dem, wie es in anderen Ländern damit aussieht, und der Verfasser es beschreibt, in sehr geringer Verwandschaft steht. Unterdessen ist alles, was er davon sagt, der Aufmerksamkeit des englischen Lesers wohl werth. — Die Schwierigkeiten, die unserer Meynung nach die Berechnung der Bevölkerung Europens drücken, finden sich auch bey Herrn Totzens seiner, sind aber doch nicht so sehr ihm zuzurechnen, als vielmehr der herrschenden Neigung der Berechner in allen Ländern, die Bevölkerung kleiner vorzustellen. Daß, wie der Verfasser angiebt, Kriege, stehende Heere zu Friedenszeiten, denen das Heyrathen nicht erlaubt ist, die jährlichen Auswanderungen und der Seedienst die Bevölkerung verhindern, kann nicht geleugnet werden;

sche Sprache hineinbringen sollten, zu einer Zeit, da wir die französischen daraus wegschaffen.

werden; allein es kann doch die Verminderung nie sich verhalten, wie fünfhundert und funfzig Millionen zu ein hundert und funfzig Millionen. Es ist wahr, daß Europa oft in Kriege verwickelt ist, und einige auswärtige Niederlassungen immer neuen Zuschub von Menschen erfordern. Wir müssen doch aber auch erwägen, daß viele Königreiche und Staaten an diesen Kriegen keinen Antheil nehmen, und wir finden doch bey ihnen nicht eine merkliche Zunahme der Bevölkerung. Viele haben keine auswärtige Kolonien, keine Seedienste, keinen Seehandel, und doch bleibt die Bevölkerung unter ihnen dieselbe, die sie seit vielen Menschenaltern gewesen. Auch müssen wir bemerken, daß obgleich die ursprünglichen Einrichtungen der Kolonien im Anfange viel Volk erfordern, so ersetzen sie es doch nach einigen Jahrhunderten reichlich wieder, wie man an Großbrittannien sieht. Wir sind daher geneigt zu glauben, daß die Bevölkerung in Europa zu- oder abnimmt, nachdem die Mittel des Lebensunterhaltes knapp oder überflüßig da sind. Dieses leidet nur wenige Ausnahmen. Alle drey Berechnungen, die uns Herr Totze liefert, davon die Bielfeldische 150, die Büschingische 142 und Ein Zehntel, und die Süßmilchsche 130 Millionen Menschen für Europa ansetzt, sind trüglich. In der ersten und letzten Berechnung wird Großbrittannien auf acht Millionen, und in der mittlern

Groß-

Großbrittannien und Irrland zusammen, eben so hoch geschätzt; das letztere ist sicherlich zu wenig.

Wenn der Verfasser behauptet, daß unter allen uneingeschränkten Oberherren, die Königreiche Europens doch ihre Grundgesetze haben, nach denen sich der Oberherr richten müsse; so hat er ohne Zweifel das Bild der deutschen Verfassung vor sich. Alle die Fundamentalgesetze, die er anführt, leiden, wie die Geschichte zeigt, ihre Ausnahmen; und ist der Monarch an dieselben gebunden, so können wir ihn nicht mehr als einen uneingeschränkten Monarchen betrachten. — Der Abriß, den er von den Zustande der Wissenschaften in Europa macht, ist lesens werth, so wie auch seine Nachrichten von dem römischen und kanonischen Rechten und dem Völkerrecht. Auch wird der Leser in dem Stücke von den Veränderungen und dem gegenwärtigen Zustande des Handels in Europa viel Unterhaltendes finden. Spanien hat Herr Totze nach den besten Schriftstellern mit vieler Sorgfalt abgehandelt; er ist umständlich bey den alten Regierungsformen, und besonders glücklich bey Bestimmung des Zustandes der alten und neuen Müntze. Befremdend ist es, daß er unter den Tractaten zwischen Großbrittannien und Spanien den von Sevilien vom Jahr 1729 ausläßt. Die Abschilderung der Spanier wäre vermuthlich auch wohl etwas anders gerathen, wenn der Verfasser sie in gegenwärtigem Jahre entwor-

fen

sen hätte. Zufolge den Gesinnungen Sr. itzigen Spanischen Majestät kann man in der bürgerlichen und kirchlichen Verfassung, so wie auch in den Sitten dieser Nation, noch manche Veränderung erwarten. — Auch ist der Portugiesen Verehrung der päbstlichen Macht und ihre sclavische Abhänglichkeit von dem römischen Hofe so groß nicht mehr; das beherzte Betragen der beyden letzten Könige, vornehmlich Sr. itztregierenden Majestät, scheint den Weg zu einer allgemeinen Reformation zu bahnen. Unterdessen haben wir noch keine so deutliche und genaue Nachricht von Portugall gesehen, als diese, deren Durchsicht insbesondere dem handelnden Theil von England zu empfehlen ist. —

Sehr ausserordentlich ist es, daß der Verfasser so schlecht weg behauptet, kein Staat in Europa habe so viele und so grosse Staatsmänner und Kriegshelden hervorgebracht, als Frankreich; eine Behauptung, die sich auf nichts gründet, als auf eine französische Pralerey.

Wir wünschten, Herr Tolze wäre bey der Wahl seiner Quellen zur Abbildung des itzigen Zustandes von Großbrittannien etwas vorsichtiger gewesen. Einige derselben sind einem englischen Leser kaum dem Namen nach bekannt *), zum Beyspiel

*) Diß dürfte wohl auch eben zu ihrer Zuverläßigkeit nicht nöthig seyn, wann sie nur sonst brauchbar sind.

spiel ein Miege, Murault ein Schweitzer, und le Blanc ein Franzose, der mit dem englischen Theater, das er zu beurtheilen unternimmt, so unbekannt ist, daß er die gereimten Auftritte im Shakespear, blos weil sie in Reimen sind, als die schönste Probe der poetischen Vollkommenheit dieses Dichters anpreiset. Wir machen bey dieser Gelegenheit ungern diese Anmerkung, daß die Ausländer, die es unternommen haben, von der englischen Nation Nachricht zu geben, diejenigen Leute sind, die sich am mindesten zu solchem Unternehmen schicken. Es sind gemeinhin Männer, die keinen Zutritt zu den besten, oder auch nur zu den Gesellschaften von mittleren Gattungen haben, und verfertigen nach den Sitten der Niedrigsten eine Abschilderung des ganzen englischen Volks; die Beyspiele davon sind zu häufig in Herrn Totzens Anmerkungen, als daß sie hier könnten angeführt werden, viele davon gründen sich auch auf falsche und irrige Erzählungen. Unterdessen müssen wir doch diesem Schriftsteller die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und gestehen, daß einige von ihm angeführte Verfasser, zu einer Zeit gelebt haben, wo nur gar zu viele schlechte Sitten unter den Engländern herrschten. — Seine Nachricht von der engli-

sind. Einem Engländer können viele vortrefliche auswärtige Schriftsteller, die von seinem Vaterlande reden, unbekannt bleiben. Hrsgbr.

englischen Verfassung ist hauptsächlich aus dem Rapin und Chamberlain gezogen, folglich nicht sehr genau. Er sagt uns, daß kein Todesurtheil ohne des Königs Bestätigung kann ausgeführt werden; daß die Gesetze nicht deutlich und genau anzeigen, wie weit sich die Rechte einer jeden Ordnung des Staats erstrecken; daß die Tories dem Könige eine unumschränkte Macht beymessen u. s. w.

Herr Toze schreibt, daß die Stadt London aus drey Theilen bestehe; erstlich der eigentlich so genannten Stadt London; zweytens der Vorstadt Stonthwark, und drittens der Stadt und Freyheit Westminster. Dieses ist eine sehr schlechte Beschreibung unserer Hauptstadt. Die Stadt Westminster ist eigentlich weder mehr noch weniger die Stadt London, als alle die Gebäude, die auf dem Lande herum liegen, und die, mäßig gerechnet, über hundert tausend Einwohner haben, dergleichen Pankras, Marybone, St. Giles und andere Kirchspiele sind. — Eben diese unbestimmte Beschreibung hat auch andere Ausländer, eben so wie unsern Verfasser zu einem andern Irrthum verleitet, der noch wichtiger ist, nehmlich die Bevölkerung von dem, was London genannt wird, aus den Sterberegistern zu berechnen, obgleich sehr grosse Kirchspiele in diese Register nicht kommen. — In der Hauptsache sind wir unterdessen gerne bereit zu gestehen, daß Herrn Tozens Beschreibung des

gegen-

gegenwärtigen Zustandes von Großbritannien genauer ist, als irgend eines andern Ausländers.

Etwas entscheidendes wollen wir von diesem Werke nicht sagen, dann wir betrachten es, als ein noch unvollendetes; und einige wenige Erläuterungen und Verbesserung in dem noch zukünftigen Theile, können es allgemein brauchbar machen.„

6. The posthumous Works of a late celebrated Genius deceased. 2 Vols. 8 London. 5 S. *Robinson* und *Roberts*. D. i. Nachgelassene Werke eines neulich verstorbenen Genies. Diß soll der berühmte Stern seyn. Wenn der Herausgeber hier auch keine Untreue begangen hat, so hat er doch sehr schlecht für den Ruhm seines verstorbenen Freundes gesorgt. Er hat es gemacht, wie die mehresten Herausgeber der Werke von Verstorbenen; er hat die Freundschaft der Gewinnsucht aufgeopfert, schlechtes und gutes und viel unanständiges und der Jugend nachtheiliges untereinander drucken lassen. Wir wollen aus diesen Sternianis oder Yorikianis zur Probe etwas von dem kritischen Geiste des Verf. sehen lassen: Horaz sagt L. 2. Ode 17.

Ah! te meae si *partem* animae rapit
Maturior vis, quid morior *altera*,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer?

„Man bemerke nur einmahl, sagt Yorik, daß Horaz zu seinem Freunde sagt, derselbe sey ein Theil von ihm, und daß, wenn dieser nehmliche Theil weggenommen werde, das Uebriggebliebene — altera — nicht mehr das Ganze — integer — sey.

Was würde man wohl von einem Neueren sagen, der so schriebe?

Dieser Schriftsteller hat noch eine andere Stelle, die auch getadelt werden kann: es ist aber ungewiß, ob der Fehler ihm zuzuschreiben sey, oder dem Abschreiber — Wahrscheinlicher Weise dem letzten, dann eine kleine Veränderung kann sie zurecht setzen.

— Quid terras alio calentes
Sole mutamus? Patriae quis exul
Se quoque fugit. L. 2. O. 16.

Hier ist in der ersten Periode der Sinn mangelhaft — denn die Verwechselung wird nicht ausgeführt, und ihr Zweck nicht angezeigt — und in der anderen Periode ist der Sinn zu voll — Denn exul begreift schon patriae unter sich.

Man verändere aber das letzte Wort in patriâ, und verbinde es mit der ersten Periode, so hat iedes seine rechte Stelle.

Quid terras alio calentes
Sole mutamus patriâ?„ Quis exul
Se quoque fugit?

7. Sen-

7. Sentimental Lucubrations. By Peter Pennyleſs 8. London. 2 S 6. d. *Becket* und *de Hondt*. D. i. Empfindſame Ausarbeitungen. Es iſt itzt die Mode, empfindſam zu ſeyn; doch hat dieſer Verf. ſo gut er es auch meynen mag, nicht die beſten Gaben dazu. Er jagt, wie ein Jakobi, der Manier des Triſtram nach, und ſie ſchlupft ihm eben ſo wie dieſem durch die Finger. Indeſſen werden auch ihn viele — unterhaltend finden.

8. Strictures on Agriculture. Wherein a Diſcovery etc. D. i. Anmerkungen über den Ackerbau. Worin eine Entdeckung der natürlichen Urſache des Wachsthums, der Nahrung der Pflanzen, und der Anfangsgründe des Landbaues verſucht wird. Von Johann Dove. 8. 1 S. Wir erwähnen dieſer Schrift, um die Oekonomen vor deren Anſchaffung zu warnen. Der Verf. iſt einer von denen Leuten, die alle unſere Kenntniß der Wirkungen der Natur aus den Schriften Moſis und der Propheten herleiten will. Ihm zufolge darf niemand auf einige Erfahrung im Landbau Anſpruch machen, ohne das hebräiſche zu verſtehen, das er martert und zerret, um ſeine Meynung daraus herzuleiten.

9. Letters of Baron *Bielfield* Secretary of Legation to the King of *Pruſſia;* Preceptor to Prince *Ferdinand*, Chancellor of the Uni-

versities in the Dominions of his *Prussian* Majesty F. R. A. B. etc. Author of the Political Institutes. Containing Original Anecdotes of the *Prussian* Court for the last Twenty Years. Translated from the *German*, by Mr. *Hooper*. Vol. IV. 12mo. 10 S. *Robinson* und *Roberts*. Die englischen Kunstrichter sind durchgängig mit diesem Werke sehr zufrieden; und geben diese Sammlung für eine sehr angenehme lehrreiche und unterhaltende aus. Warum sie aus dem Deutschen übersetzt worden, da sie doch ursprünglich französisch geschrieben, ist uns unbekannt: der englische Uebersetzer muß das doch gewust haben; es steht ja, meynen wir, auf der deutschen Ausgabe, die zu Danzig herausgekommen, daß es eine Uebersetzung sey. Es möge iedem deutschen Schriftsteller so gehen, der aus Verachtung der mütterlichen Sprache die französische erwählt, in der er sich halb, und ofte schief ausdrückt.

10. The History of Duelling etc. D. i. Die Geschichte des Zweykampfs. In zween Theilen. Worin der Ursprung, Fortgang, und gegenwärtiger Zustand des Zweykampfes in Frankreich und England beschrieben wird. Nebst vielen sonderbaren historischen Anekdoten. 8. 3 S. Dilly. Ist fast nichts als eine Uebersetzung aus dem Französischen des Hrn. Cronstadt de Maßi, nebst Auszügen aus dem Steele, Man-

Mandeville und Voltaire. Der Franzose, der ein Herr von der Königl. Leibwache (Mousquetaire) ist, schämt sich nicht, den barbarischen Gebrauch des Zweykampfs zu vertheidigen, und auf andere Art, die einem Franzosen gewöhnliche Eitelkeit und Prahlerey zu äussern.

11. Directions for bringing over Seeds and Plants etc. D. i. Anweisungen Saamen und Pflanzen aus Ostindien und anderen entfernten Gegenden in einem Stande des Wachsthums u. s. w. herüber zu bringen. Von Johann Ellis M. K. S. 4to. 2 S. Davis. Diese Sammlung enthält viele nützliche Anweisungen für Schifshauptleute, Schifärzte u. s. w. ausländische Pflanzen und Saamen zu sammlen u. s. w.

12. An Essay on the Distemper among the horned Cattle in these Kingsdoms. D. i. Versuch über die Natur, Ursache und Cur der ansteckenden Krankheiten unter dem Hornvieh in diesen Königreichen. Von Daniel Peter Layard, Doctor der Arzneykunde. 8. 3 Sh. Rivington. Dieser Versuch ward schon im Jahr 1756 geschrieben, als die Seuchen ausbrachen, und wird auch itzund nicht ohne Nutzen seyn, da er die leichtesten und wohlfeilesten Arzeneymittel verschreibt.

13. London Practice of Physic, for the Use of Physicians etc. D. i. Die Londener

Uebung der Arzeneykunde zum Gebrauch der Arzeneykundigen und jungen Praktiker. Worin die Erklärung und Zufälle der Krankheit nebst der gegenwärtigen Heilungsart auseinander gesetzt werden. 8. 4 Sh. 6. d. *Robinson* und *Roberts*. So kurz diese Anweisung auch ist, so ist sie doch für junge Aerzte die beste, die in England herausgekommen, deutlich und begreiflich. Der Verf. läßt mit Grunde eine weitläuftige Theorie weg, die oft das Urtheil nur zweifelhaft macht, und giebt sogleich eine genaue Beschreibung ieder Krankheit, nebst den Mitteln, die von den berühmtesten Aerzten für die sichersten und wirksamsten gehalten werden, und das alles auf eine so faßliche Art, daß diß Buch in Haushaltungen, die von einer Stadt oder einem Arzt entfernt leben, sehr nützlich seyn kann.

Register
zum 3 Bande des neuen Bremischen Magazins.

NB. Da durch Versehen des Setzers, im 3ten Stück dieses Bandes die Seitenzahlen irrig sind, und mit 345 anstatt 445 fortlaufen: so hat man, um die daher entstehende Verwirrung zu vermeiden, in diesem Register, bey den im 3ten Stück enthaltenen Sachen die römische Zahl III. den Seitenzahlen vorsetzen müssen.

A.

Abenaki, ein Wilder, errettet einem Engländer das Leben 290
Abendmahl, heil. allgemeiner Begriff davon 438
— Nutzen desselben, eben das.
— wer zu dessen Genuß berechtigt 439
Actinia sociata, eine Thierpflanze, beschrieben 225
Aetna speyet heisses Wasser aus 244
Aizuka, jetziger Chan der schwarzen Kalmucken III. 408
Akenside, Mark 431
Alak Ulla, eine Kalmuckische Landschaft III. 407
Alexander, Wundarzt 147
Algier von Barbarossa überwältigt. III. 371
— von Karl V. gezüchtigt III. 372
— dessen zweyte Expedition gegen dasselbe ist unglücklich III. 389
Alkali-Salz mit Schwefel löset das Gold in Pulver auf III. 439
Alraschids, eines Prinzen von Tunis, Geschichte III. 375
Alte, ihre Kenntniß von Ostindien 158

Amerikanische Heuschrecke, Bemerkungen über dieselbe III. 397
— Wilde, etwas von ihren Sitten III. 395
Andrachne, eine Art des Arbutus 157
Apraxin, Gen. dessen Thaten 89
Astrachan, Tataren um III. 412
Astrachanische Lämmerpflanze III. 413
— kostbare Lämmerfelle III. 414
Atterbury, Franc. dessen Briefwechsel 436
Attiret, B. 399
Auge, linkes, siehet die Gegenstände grösser, und warum 133
Aurum potabile III. 440
Auster, leuchtende Würme in denselben 60
Autodidakt, Nachricht von einem 383

B.

Bäder, warme, Wirksamkeit derselben bey Lähmung der Glieder III. 527
Bake, David 186
Baker, Georg 21. 432
Ballette, Briefe über die 322
Baraba, das Land der Barabinzen, dessen Beschreibung III. 425
Barabinzen, eine tatarische Nation III. 423
Barabinzische Zauberer III. 426
Barbados, Historie denselben 219
Barbarey, rauberische Staaten in der III. 367
— Geschichte des Aufkommens und der Einrichtung derselben, eben das
— Revolution in denselben III. 369
— deren Einwohner, ein vermischtes Geschlecht, eben das.
Barbarossa, 2 Seeräuber dieses Namens. S. Hayradin und Horuk.
Baretti, Joseph 214. 444
Barrington 165
Barrram, Moses III. 397
Bauchgrimmen, das trockne, kömmt oft vom Bley 29
Baukunst, chinesische 417

Beardé de l'Abbaye 510
Beatty, Charles 443
de Beaumont, Mad. 433
Bengal, grosse Hitze daselbst 166
Beinbruch, neuerfundenes Instrument dabey 153
Bells, John, Reisen III. 404
Bergratzen (Marmots) Beschreibung derselben III. 347
— befördern den Wachsthum des Rhabarbers III. 348
Bienen, folgsam zu machen 57
— machen den Honig aus zwoen Arten Honigthau 251
Blackstone, William 434
Blatterbeltze, nach der Suttonschen Methode gelobet 127
— Versuche desfalls 210
Bley, wie dessen Gift auf mancherley Art in den menschlichen Körper kommt 21 f.
Bleyerne Wasserröhren sind nicht anzurathen 32
Blumen, künstliche, machen die Chineser vortreflich 401
— Vorschlag, mit solchen die Blumenfelder zu zieren 313
Bochart, Edgar 65
Bootwurm, wird beschrieben 263
— zerschnitten, wird wieder hergestellt 264
Boswell, James 212. 270
Boußier, Abt 251
Bremen, der Stadt, Vertrag mit Philip, Herzog von Burgund 293
— — mit Jacob II. König in Schottland 295
— — Regimentsverfassung, historische Nachricht davon 303
— der Stadt von den Kaysern ertheilte Privilegien 304 f.
— — Grundgesetze, eben das.
Bremer erobern ein burgundisches Schiff 294
Bremische deutsche Gesellschaft 293. 295 f.
— Kirchen- und Literär-Neuigkeiten 186. 293
— Witwenpflegeschaft gegen Kritter vertheidigt 324 f.
Bremisches neues Gesangbuch in Mitau eingeführet 303
Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch 296
Briefe zwischen Prinz Ferdinand und Richelieu gewechselt 105
Browne, Isaac Hawkins 212

Brünings, Arn. 294
Buch, Phil. Ludwig 187
Büsing, Joh. Christoph 337. 339
Byron, John, dessen ausgestandnes Elend 429

C.

Caledonien, Nachricht davon 200
Calesby, Marcus 135
Campfer, Versuche mit demselben 147
— ist weder kühlend noch erhitzend, eben das.
— eine starke Dosis ist höchst gefährlich 148
Cant, John 165
Carl. S. im Buchst. K.
Cassel, J. Ph. 188. 193. ff. 303
le Cat 142
Cavendish, Herr 156
Caverhill, John 158
Channing, Apotheker 143
Charleton, R. ein Arzt III. 527
Cherbourg von den Engländern erobert 365
China, Kayser von, läßt sich nie vor dem Volke sehen 411
Chineser sind fruchtbar an Witz und Erfindungen 416
— ihr Urtheil über die europäische Baukunst, eben das.
Chinesische, Kayserliche Gärten und Lusthäuser 399
Chinesisches Laternenfest 415
Chirurgische Abhandlungen 212
Chorluk, ein kalmuckischer Chan. S. Torgott: Chorluk.
Chrystallen, ihre Entstehungsart 147
Cicisbey, Nachricht davon 214
Clarissa, die neue, von Mad. de Beaumont 433
le Clerk, Kupferstecher, eine Anekdote von ihm 46
Clifford, William 444
Colik. S. Kolik.
Collinson, Pet. III. 397
Colsmann, Joh. Henr. 296
Columella ins Deutsche übersetzt 319 f.
Commentarii de libris minor. 309

Commerz-Tractat zwischen Ludwig XV. und den Hansestädten 321
de la Condamine, Chev. 443
Coners, Past. zu Esens 316
Convention von Kloster Seven wird aufgehoben 104
— Ursachen und Gründe davon 107
Cook, James 165
von Corneille, des Herrn, Rodogune 322
Corsica, dessen Beschreibung 212
Costard, George 205
de Courtanvaux, Marquis, dessen Reise die neuen Seeuhren zu prüfen III. 450
Cranwell, J. 218
Cromwells geheimer Tractat mit den Generalstaaten wegen Gefangennehmung Carls II. III. 355
Curtius, Mich. Conr. 319

D.

David, König, warum er das Volk zählen lassen? 298
Dean, Richard 210
Delafaye, Theodor. 205
Delay-Lama, Hoherpriester der Kalmucken III. 410
Destilliren, das Seewasser 37
Destillir-Geschirr, ein sehr einfaches 37
Destillir-Kolben und Röhren sollen nicht von Bley seyn 28. 31
Deutschland, Reisen durch 215
Diebesinseln. S. Ladronen.
Diebstahl, gelehrter. S. Plagium.
Donnerwetter, dessen prächtige Beschreibung im 29 Ps. 300
Doßie, Rob. 443
Douglas, Jane, ihre Briefe 206
Douglas-Hamiltonscher Proceß zum Vortheil des erstern entschieden 141
Dow, Alexand. Historie Indostan 434
Dreschmaschine, neuerfundene 137
Ducaret, Dr. 443
Durst zu stillen ohne Trinken 133
Dwaa, eine Art Erde oder Thon 285

E.

Ehebruch ist unerhört bey den Kalmucken III, 406
Ehret, G. D. 167
Eimann, Joh. Herm. 195
Einhorn, sonderbare Nachricht davon. III. 424
Einpfropfung der Blattern. S. Blatterbelze.
Eintracht, neue, ein Stadtbremisches Grundgesetz 305
Elektrischer Apparatus verbessert 159
Elektrisiren heilet einen geklemmten Kinnbacken 154
Ellis, John 225
Emden von den Franzosen befreyet 359
Emerson, W. 437
Epinasse, C. L. 159
Erdfloh, Mittel dagegen 131
Erdschnecken, verstümmelte, stellen sich wieder her 266
Eßig zur Stillung des Durstes 133
Essynge, Henr. 437
Eugen, Prinz, dessen grosse Sammlung von Kupferstichen 43
Eutemi, König von Algier III. 371

F.

Falklands-Inseln, Nachricht von denselben III. 458
— Wichtigkeit derselben für England III. 458
Feld, gemeines, obs gut sey, es einzuschliessen 208
Ferdinand, H. v. Braunschw. wird General der Observationsarmee 104
— treibt die Franzosen zurück 113
Feuer zu dämpfen 133
— ist den Eingebohrnen der Ladronen-Inseln unbekannt gewesen III. 487
Fieberrinde, Versuche mit derselben 166
Figg, ein Arzt 136
Finetti, Bonifac. Nachricht von demselben III. 495
Fische besonderer Art 165
— erstaunende Fruchtbarkeit derselben 173
Fixsterne, deren Parallaxen und Grössen 167

Fleming, James 428
Fordyce, William 206
Foster, John Reinh. 442
Französischer Prediger wird in Bremen erneuert 187
Frauenzimmer sind Ursache der Verfeinerung der Sitten III. 396
Froschwurm 264

G.

Garrick besorgt Shakespears Jubelfest in Stratfort 270
Gärten des Kaisers von China 399
Geach, Francis. 444
Gehirn fehlt in einer Geburt 157
Gemeines Feld, ob es vortheilhaft, es einzuschliessen 208
Genie, ausserordentliches 383
Genzmer, Probst, dessen Nachricht von Joach. Trump. Ebendas.
Gerechtigkeit und Großmuth, in einem Exempel x
Gerstenberg, Hr. von 307
Gesangbuch, neues bremisches, wird in Mitau eingeführet 303
Geschmack, herschender, ist trüglich 44
Geschwindigkeit im Laufen, Beyspiele davon III. 393
Gesicht, etwas merkwürdiges davon 133
Gewitter wird beschrieben im 29 Pf. 300
Gezelte der Kalmucken III. 405
Glasurte Töpfe sind gefährlich 27
Glätte in der Chirurgie schädlich 34
— im Wein ist giftig 23
Gobien, Vater, dessen Geschichte der Räuber-Inseln. III. 484
Goguet, Hr. wird gelobet III. 439
Gold, Möglichkeit es trinkbar zu machen III. 440
Goldnes Kalb, warum die Israeliten es gemacht III. 437
— wie es habe können zu Pulver zermalmet werden III. 439
Goldsmith, Oliver 208
Goletta, tunesische Festung III. 376. 378

Goletta von Kais. Carl V. belagert und erobert III. 381
Goach, B. 212
Großmuth und Gerechtigkeit in einem Exempel 1
Gustav Adolph, dessen Geschichte 206

H.

Haag, Verzeichniß der daselbst an den Pocken Verstorbenen in den Jahr. 1755:1769. III. 509
Hamilton, W. Gesandter 161. 236
Hamilton: Douglaßischen Proceß, zum Vortheil des letztern entschieden 141
Hanseestadte, deren Krieg mit den Holländern und Seeländern 293
— — Commerz: und See: Tractat mit Ludwig XV. 321
Harles, Theoph. Christoph 306
Harmer, Thomas 173
Harrisons Versuch, die Meereslänge zu finden 428
Harte, Walter 206
Hasen, weisse, in Siberien III. 428
Hawkesworth, John 435
Hayradin, ein Seeräuber, sonst Barbarossa genannt III. 373
— dessen Geschichte III. 370 ff.
Heberden, Thomas 431. III. 505
— William 431. 432
Heiliger Geist ist auch im Reiche der Natur geschäftig 333
Heineken, Phil. Isaak 294
Hemessen, Gerhard von 299
Herbert, Edw. 434
Heu zu machen, eine kürzere und wohlfeilere Art III. 479
Heuschrecke, amerikanische, Bemerkungen über dieselben III. 397
— — ihre Art sich fortzupflanzen III. 399
— — ihr Puppenzustand von andern Insecten unterschieden III. 401
— — werden von den Indianern gegessen III. 403

Heuschrecke, amerikanische, haben was Sonderbares in ihrer Begattung. Ebend.
Hill, Johann 441
Hirsch mit Einem Horn III. 424
Hitze, grosse, in Bengal. 166
Holdsworths Virgil 217
Holländische Schiffe werden von den Engländern aufgebracht 372
Honig auszunehmen, ohne Tödtung der Bienen 52
— wird von den Bienen gemacht aus einer bisher unbemerkten Materie 251. 253
Honigthau, zweyerley Art 251
— woher er entsteht 251. 253
Horsley, S. 159
Horuk und Hayradin, zween Seeräuber, ihre Geschichte III. 370
Hottentotten übertreffen im Laufen die Löwen III. 393
Howard Charles 200
— John 165
Hund, toller, Mittel wider dessen Biß 136
Hundsstern wird merklich vergrössert observiret 392
Hunger, Mittel die Quaal desselben zu erleichtern III. 434
Hurham, John 328

J.

Jägerndorf, Schlacht bey 90
Jakobs II, Königs in Schottland, Vertrag mit der Stadt Bremen 295
Jerningham 209
Jesuiten, ein Gedicht auf dieselbe 199
Ingram, Richard 203
Insect-Wasser, merkwürdiges 150
Irrende Ritterschaft, derselben Ursprung und Wirkung 231
— wurde über die Königl. Würde gesetzt 233
Italien, dessen Beschreibung 214
Jurior, Coriat. 443

K.

Kabeljau hat bey 4 Millionen Eyer 181
Kaiser von China läßt sich öffentlich nicht sehen 411
Kälberdienst. S. Goldenes Kalb
Kalmucken, Nachricht von ihnen III. 404
— von ihren Gezelten III. 405
— ihre Kleidung und Waffen III. 405 f.
— ihre Speise III. 409
— sind nicht so wild, als gemeiniglich geglaubt wird III. 419
Kara-Kalpaken, Nachricht von denselben III. 415
Karl V. Kaiser, schließt einen Tractat mit Muley-Hassem, König von Tunis III. 378. 387
— erobert Goletta mit Sturm III. 382
— — und Tunis III. 385
— setzt Muley-Hassem wieder auf den Thron III. 386
— befreyet 10000 christliche Sclaven. Ebendas.
— dessen Expedition gegen Algier III. 372
— — grosse Zurüstung gegen Tunis III. 378
— — zweites Unternehmen gegen Algier ist unglücklich III. 389
Karl II. König von England, eine Anekdote von demselben III. 350
Kasatschia-Orda, Nachricht davon III. 415
Katalepsis, besondere Umstände einer III. 451. 454
Keate, Georg 208
Kelly, Hugh. Ebendas.
Kenrick, W. 211. 436
Kinderblattern machen die tungusische Nation dünne III. 433
— Einpfropfung derselben. S. Blatterbelze.
— Verzeichniß der im Haag davon Verstorbenen III. 509
King, Edward 145. 147. 150
Kinnbacken, geklemmter, ein besonderer Fall 154
Kinthorp, John 158
Kirchenlieder, der alten, Verbesserung ist nöthig. 335 f. 436
Kitchen
Kitt-Steine zu verbinden, zu machen III. 478
Kley, eine Erdart 285

Klopstock 317
Kloster-Sevensche Convention wird aufgehoben 104
Koke, Joh. Karl 302
Kolik, epidemische 330
— von verwachsenen Gedärmen. Ebend.
— von Poitou, entsteht vom Gifte des Bleyes 21
— Lemonienſaft iſt heilſam dagegen 31
Kometen, Nachricht davon 158
Kontaiſcha, Chan der ſchwarzen Kalmucken, III. 416
— Nachricht von ihm und ſeinem Gebiete III. 417
— wie er die rußiſchen Abgeordneten empfängt III. 419
— führet glücklich Krieg wider China III. 420
Kräfte der Menſchen und Thiere verglichen III. 391
Krieg, letzter, Nachricht davon 68 f. 339 f.
Kröten, Etwas von den 423
— ſind giftig 138. 424
— ſollen heilſam ſeyn wider den Krebs 426
— in Felſen und wachſenden Bäumen eingeſchloſſen 427
Kunſtwerke erhalten kein Verdienſt bey ihrer Seltenheit 46
Kunſt- oder Schulwörter, theologiſche, ſind entbehrlich 332
Kupferſtiche, was bey Sammlung derſelben zu beobachten 42
— eine ungeheure Sammlung derſelben 43

L.

Labbe, ein Jeſuit, und groſſer Plagiarius III. 463
Ladronen-Inſeln, Geſchichte derſelben III. 484
— ihre Lage III. 485
— der Eingebornen Begriff vom Urſprung des menſchlichen Geſchlechts III. 486
— ihnen iſt das Feuer unbekandt geweſen III. 487
— wann und woher ſie bevölkert III. 488
— werden alt, und warum III. 489
— ihr National-Stolz III. 491
— eine Probe ihres Ausdrucks. Ebendaſ.

Lähmung, dagegen dienen warme Bäder III. 527
Lamas, Priester der Kalmucken III. 409
Lamm, um Astrachan wachsendes III. 413
— — wahre Beschaffenheit dieser Pflanze III. 414.
Landung der Engländer bey Cherbourg 365 f
Landwirthschaftswissenschaft, Grundriß davon 321
Lane, T. 431
Langhorne, John 219
Lappenberg, Sam. Christ. 330. 334
Larry, Edw. 431
Laternenfest der Chineser 415
Läufer in Ispahan, ihre Geschwindigkeit III. 393
Lemonienſaft ist heilsam wider die verschlossene Kolik 31
Leß, Gottfr. 302
Lethargyrium ist in der Chirurgie schädlich 34
Liebe ohne Kunst, eine Erzählung 327
Lied, das hohe, erkläret 212
Lind, James 442
— vom Destilliren des Seewassers 37
Linie, Untersuchung einer gewissen krummen 144
Lissa, Schlacht bey 84
Lockhart, Verfasser der Memoirs of Scotland III. 350
Logarithmen, Versuch darüber 206
Löwen, Joh. Fried. 317
Lloyd, B. E. 204
Luft, ob dieselbe ein Fluidum sey 312
Lufterscheinung, merkwürdige 156
Lusthäuser des Kaisers von China 399

M.

Macpherson, John 200
Madera, Zunahme und Sterblichkeit von III. 505
Magenise, Dan. 437
Mahagony-Baum 135
Mahomed, König zu Tunis, von seinem Sohn vergiftet III. 374
Manna, calabrischer, wie er entsteht 252
Marianische Inseln. S. Ladronen.

Marino, (St.) Nachricht von der Republik III. 517
Marino, heil. Stifter derselben III. 520
— dessen vorgebliche Wunder III. 521
Mariott, George 199
Marmots. S. Bergratzen.
Martin, Fleming 166
Maskeraden sind dem Naturell der Britten nicht angemessen 281
Medicinische Abhandlungen 430
— Beobachtungen 206
— Schriften, von J. Hurham 328
— Versuche 211
— Vorschläge III. 474
Meereslänge zu finden, Harrisons und de Roy Versuche 428
— — Bemühungen der Franzosen III. 446
Meier, Gerhard 329
Mecklenburg, des Herzogs von, Verhalten und Schicksale im Kriege 97
Mensch hat stärkere Muskeln, als die meisten Thiere III. 394
— ob er zur Gesellschaft gemacht ist III. 469
— wie er 2000 Pfund tragen könne. III. 392
Menschliche Kräfte mit den Kräften der Thiere verglichen III. 391
— — Versuch dieselben zu erfahren III. 392
Menschlichkeit bey Barbaren, Beyspiel davon III. 383
Michaelis, Joh. Dav. 325 f.
Michell, John 167
Millers, Charles, Versuche bey Pflanzung des Weizen 394
Mißgeburt beschrieben 142
— mit unvollkommenen Gehirn 157
Mittlere Zustand der Seele, wie in der Offenbarung Johannis vorgetragen 189
Mond, warum er im Horizont grösser scheint, als im Meridian 65
Montaigue, Lady 212
Mückensäulen 157

Muley-Hassem, König von Tunis, tödtet Vater und Brüder III. 374
— verlieret sein Reich III. 377
— wendet sich an Kaiser Carl V. III. 378
— gelanget wieder zum Thron III. 386
— wird ein Lehnträger von Spanien III. 387
Müller, Henr. 194
Mulso, Thomas 429
Munckley, N. 432
Mungalen, warum sie sich unter den Schutz von China und Rußland begeben III. 346
Münze der Herakleer, Abbildung und Erklärung derselben 229
— phönicische, erkläret 168
Murphy 117
Muskeln, wie sie vom Bley angegriffen werden 36
— der Menschen sind stärker, als der meisten Thiere. III. 394

N.

Narborough, John, entdeckt die Inseln Falkland III. 458
Natrum, ein erdigtes Alkali-Salz III. 439
Neapel, Zahl der Einwohner dieses Königreichs 139
Nieswurz, schwarze, ein Mittel wider den Schweiß der Kühe 313
Nonnen, Nikolaus 189
Noverre über die Tanzkunst, und über die Ballette 322
Nugent, Thomas 215
— übersetzt Tozens Statistick III. 529

O.

Oekonomische Vorschläge III. 474
Oelrichs, Gerhard 315
— Johann 314
Offenbarung Johannis erkläret 189. 205
Osterwald, Joh. Rod. 328
Ostindien, Kenntniß der Alten davon 158

P.

Pallast des Kaisers von China 402 420
Parallaxen und Grössen der Fixsterne 167
Parson, James 206
Patagonische Riesen 150
Patriotismus, eine Satyre 206
Peiletreau, James 437
Pennants britisch zoology 423. 429
Pepy, Insel III. 459
Percival, Thomas 166. 211
Perlasche im Wasser dämpfet das Feuer stark 133
Pferde, daß sie sich im Stalle niederlegen, ein Mittel dazu III. 482
Pflanzen, 3 seltene aus Aleppo 143
— jährliche, ob dieselben perenniren können 312
— unverbrennliche. Ebend.
Philipps, Herzogs von Burgund, Versöhnbrief mit der Stadt Bremen 293
Philo, zween dieses Namens III 443
— der Jude, soll der Urheber des Buchs Jesus Sirachs seyn. Ebend.
— von Byblus, ein heidnischer Schriftsteller. Ebend.
Philos. Transact. Auszug aus denselben 142
Phönicische Münze erkläret 168
Piccart tadelt berühmte Kupfer 44
Piel, Joh. Fried. 297
Plagium des J. J. Rousseau III. 464
— des Jesuiten Labbe III. 465
Podagra, Abhandlung davon 203
— Mittel dasselbe zu lindern III. 474
Pocken. S. Kinderblattern.
Polypen im Herzen der Schiffleute 330
Post, Herm. 304
Poudre de Succession ist muthmaßlich von Bley 22
Pratje, Joh. Henr. 335
Priestly, Joseph 219. 437
Privilegien, Kaiserliche, der Stadt Bremen ertheilet 304. 305

Protestanten, Unterscheidungslehren derselben sind nicht wichtig 333
— Mittel dieselben zu vereinigen 334
Ps. XXIX erkläret 299
Ps. XXXII. — 298
Pye, Benjamin 206
Pyrmonterwasser, Unterricht für diejenigen, welche es gebrauchen 323

R.

Räuber-Inseln. S. Ladronen-
Rebenwürmer geben eine Art Honigthau 253
— derselben Beschreibung 254 f.
Regenwurm, zerschnitten, wird wieder hergestellt 261
Reichsarmee wird dem König von Preussen entgegen gestellt 74
Reid, Andrew. 206
Religion, der Grund des Trostes 207
Rembrand, Seltenheiten in seinen Kupfern. 47
Reproduction abgeschnittener Theile der Thiere 260
Rhadarber, einige Besonderheiten davon III. 345
— der beste wächst in der Mungaley III. 346
— wie er behandelt und getrocknet wird III. 348
Richard III. beschuldiget 217
— entschuldiget 209
Richelieu Briefwechsel mit Prinz Ferdinand von Braunschw. 105
Riesen, Patagonische 150
Ringe in der Nase, tragen tatarische Weiber III. 412
Ritterschaft, irrende, derselben löblicher Ursprung und Wirkung 231
Rodogune, ein Trauerspiel des Hrn. von Corneille 312
Rogen verschiedener Fische, gezählt 173
— wird bey einigen Fischen nicht zugleich ausgeworfen 177
Roller, Christ. Nik. 193. 196
— Joh. Nik. 194. 195
Roßbach, Schlacht bey 78

Rousseau, J. J. Anmerkungen über dessen Schriften III. 463
— ist ein grosser Plagiarius III. 464
— verdient Mitleiden III. 467
le Roy, Pet. Versuch die Meereslänge zu finden. III. 446
Rumy, Died. Herm. 296
Rußische Kriegsverrichtungen gegen Preussen 89
Rutty, John III. 525

S.

Salamander. S. Wasser-Salamander.
Salz, alkalisches. S. Alkali.
— ein kräftiges Mittel wider giftige Bisse 136
— dessen gute Wirkungen wider die Würmer 431
Sandiges Land zu verbessern 285
Saturn, besondere Bemerkung an demselben 391
Sayer, Joseph 437
Schaman, Zauberer unter den Tataren III. 426
Schatten einer platten Sphäroide 144
Schlacht bey Jägerndorf 90
— bey Lissa 84
— bey Roßbach 78
Schlözer, Aug. Ludw. 301
Schnee, wie er sich gegen das Wasser verhalte III. 365
Schneeschuhe der Tunguſen beschrieben III. 432
Schnecken. S. Erdschnecken.
Schotten stammen nicht von den Irländern ab 201
— sondern von den Deutschen 202
Schumacher, Diederich 297
— F. J. A. 186
— Herm. Henr. Ebend.
Schweden, deren Kriegsverrichtungen 94
Schweiß, eine Krankheit der Kühe, und dessen Cur 313
Schwenke, Thomas, ein haagischer Arzt III. 512
Search, Edw. 437
Seewasser zu destilliren 37
Sehrohr, 130 Fuß langes 388
Seltenheit der Kunstwerke ist kein Verdienst 46

Shakespear, ihm zu Ehren wird ein Jubelfest gefeyert 270
Sharp, Gregory 220
— William 153
Shepherd, R. 437
Simonis, Enoch Christoph 331
Sitten, Verfeinerung derselben, ein Werk des weiblichen Geschlechts III. 396
Smidt, Johann 298
Smith, W. 429
Sonne, ihre Entfernung von der Erde 159
Sonnenfinsterniß vom Jahr 1766 165
Spalding, J. J. 323
Spallanzani, Abt 260
Spazirengehen kommt den amerikanischen Wilden seltsam vor III. 395
Sphäroide, platte, Schatten derselben 144
Spinne in der Mitte eines festen Kieselsteins 427
Spry, Doct. 154
Stahl, ein Chymicus vom höchsten Range III. 439
Stavely, Thomas III. 528
Stein, Mittel dagegen III. 476
— in der Harnröhre von 5 und einer halben Unzen 329
Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts, Berechnung derselben III. 505
Sternkunde, Anleitung dazu 205
Succeßions-Pulver ist muthmaßlich aus Bley 22
Sündfluth, Erklärung derselben 145
Suttons Methode bey der Blatterbelze beurtheilet 127
Swifts, Jonath. Briefe 216
Swinton 156. 157. 168

T.

Tafel, ein Stadt-bremisches Grundgesetz 305
Tanzkunst, Briefe über dieselbe 322
Tataren um Astrachan, Nachricht von denselben III. 412
— in und um Tobolsk, Nachricht von denselben III. 416
— ihre Art Krieg zu führen III. 421

Tatarische Hütten, Beschreibung derselben III. 422
— Lämmerpflanze gehöret zu den Fabeln III. 413
— — woher diese Fabel entstanden III. 414
— Stämme und Nationen, Nachricht davon III. 404
— Weiber tragen Ringe in der Nase III. 412
— — reiten auf Ochsen Ebend.
Testa, P. dessen Werke werden gerühmt 45
Thermometer, Beobachtung an denselben 168
Thiere, unvernünftige, von derselben künftigem Leben 210
— — sind nicht zu quälen. Ebend.
Thierpflanze, actinia foeiata 225
Thon dient zur Verbesserung des Sandlandes 285
Tickneß, Philip 217
Tiling, Joh. Henr. 328
— dessen Leben. Vorber. zum III. St.
— Joh. Nik. 187. 303
Timotheus-Gras, Anweisung es zu bauen III. 477
Tobolsk, Tataren in und um III. 416
Tollen Hunds Biß, Mittel dagegen 136
Tongusen. S. Tungusen.
Torgott-Chorluk, ein Kalmuckischer Fürst. III. 407
— verläßt sein Land, und warum III. 408
Tozen, M. E. gegenwärtiger Zustand von Europa, ins Engl. übersetzt III. 528
— — Kritik der Engländer über dieses Buch III. 530
Treffen. S. Schlacht.
Tremeßin, Königreich, von Barbarossa erobert. III. 372
Tripolis, eine kurze Nachricht davon III. 390
Trump, Joach. ein seltenes Genie 383
Tscheremissen, Nachricht von denselben III. 410
— sollen von den X israelitischen Stämmen abstammen. Ebendas.
Tschuwaschen, Nachricht davon. Ebendas.
Tubus, ausserordentlich grosser 388
Tungusen, Nachricht von denselben III. 428
— grosse Aehnlichkeit derselben [mit den] Kanadiern III. 435
— ihre Sitten und Lebensart III. 429

Tungusen, ihr Mittel die Quaal des Hungers zu erleichtern III. 434
Tunis, innerliche Unruhen daselbst III. 374
— von Barbarossa erobert III. 376
— ergiebt sich an Kais. Carl V. III. 385
— Plünderung und Blutvergiessen daselbst III. 386.
— der Citadelle daselbst bemächtigen sich die christlichen Sclaven. III. 384
Türken, von den Sitten derselben 432

U. V.

Van Dyk, Anekdoten von ihm 74
Venus, derselben Durchgang 169
Verzinnung, wie sie geschiehet 25
— der kupfernen Gefässe ist gefährlich 24. 26
Vesuv, Ausbruch desselben 1765 und 1766 161
— — 1767. 236. 249
— speyet nebst der Lava siedend heisses Wasser aus 244
Virgil, Erklärung desselben 217
Unterscheidungslehren der Protestanten, sind nicht wichtig 333
Voltaire, Anmerkungen über einige Stellen aus dessen Schriften III. 436
— ist ein schlechter Chymicus III. 440
— dessen unrichtige Begriff vom Pentateuch III. 441
— schreibt das Buch Jesus Sirach dem heidnischen Philo von Byblus zu III. 443
— unrichtige Vorstellung von den Cherubim III. 442
de la Voye 69

W.

Walpole, Horaz 209
Warner, Ferdinand 203
Warren, R. 432

Wasser, Seewasser zu destilliren 37
Wasser zu Bath, dessen Hitze 165
— dessen Verhältniß zu dem Schnee III. 365
Wasser-Insect, merkwürdiges 150
Wasser-Salamander, verstümmelte werden wieder hergestellt 267
Watson, W. 210. 394
Wein mit Glätte oder Bley vermischt ist giftig 23
— einen künstlichen zu machen. 132
Weise der Bienen, Merkwürdigkeit davon 57 f.
Weisse Hasen in Siberien III. 428
Weizen, Versuche bey Pflanzung desselben. 394
— dessen erstaunliche Vermehrung 395. f.
Wentworth, dessen Großmuth 1
Wettergeschichte von Dublin III. 526
Whytt, Robert 442
Wilden, amerikanische, können ausserordentlich geschwind laufen III. 393
— ihre Faulheit III. 395
— sind tyrannisch gegen ihre Weiber. Ebend.
— stehen stundenlang in einer Stellung. Ebend.
— ihre Weiber müssen die schweren Arbeiten verrichten. Ebend.
Wildmann von den Bienen 52. 434
— Erklärung seiner Kunst, die Bienen folgsam zu machen 57
Wilkes, John 433
Williams, Ge. 213
Wind, Art, die Geschwindigkeit desselben zu messen III. 359
Witchel, George 144
Witwenpflegeschaft, bremische 324. f.
Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften 207
— Bremisch-Niedersächsisches 296
Wouermann ohne Pferd, eine Seltenheit 48
Würmer, leuchtende in den Austern 60

Y.

Yoricks empfindsame Reisen 217

Z.

Zärtlichkeit eines Vaters, eine Nordamerikanische Erzählung 289

Zauberer unter den siberischen Tataren III. 426. 430

— Beschreibung ihres Beschwörungs-Processes III. 427

Zelle wird in Brand gesteckt 115

Zenobia, ein Trauerspiel, Auszug davon 117

Zinn, Verzinnung kupferner Gefässe ist schädlich 24

Zobel, wie sie gefangen werden III. 434

Zoologie, britische, von Pennant 423. 429

Druckfehler

des 3 Bandes des N. Br. Magazins.

Titel. Z. 6. Von einigen Liebhabern derselben, ist auszulöschen.
Seite 6 Z. 7. mit ihm.
—— 7 — 8. Ormsby.
—— 15 — 14. waren.
—— 36 — 21. distinct.
—— 38 — 10. einen Brennkolben.
—— 41 — 21. Havanna.
—— 48 — 20. anschwätzen.
—— 61 — 19. Seiten, welche.
—— 62 — 11. leuchtet.
—— 64 — 3. als, auszustreichen.
—— 126 — 14. laid.
—— 127 letzte S. N. Br.
—— 134 — 18. Cook.
—— 156 — 16. noch grösserer.
—— 165 — 20. Zeugen.
—— 166 — 19. Percival.
—— 169 — 2. Münze.
—— 198 — 12. Laune.
—— 207 — 6. wishes.
—— — — 7. Sir.
—— 208 — 23. Novellen.
—— 209. Die Blattzahl bis zu Ende des 2ten Sts. muß 209 ꝛc. seyn.
—— 210 — 2. most.
—— 212 — 17. Anstatt: Einen starken Auszug ꝛc. ist zu lesen: S. N. Br. Mag. B. II. S. 445.
—— 217 — 2. zeuget.
—— 227 — 3. selbe.
—— 238 — 18. Secunden.
—— 273 — 21. Ranelagh.
—— 291 — 2. Canoe.
—— 294 — 15. der Plackereyen.
—— 296 — 23. Rump.
—— 321 — 24. Erb; Hanseestädte.

Seite.

Seite 332 Z. 6. Kunst- oder
— 346 letzte. Pence.
— 363 — 10. Essex.
— 378 — 5. scheepen.
— 387 — 20. in so kurzer.
— 403 — 27. jedes.
— 441 — 16. Kew.
— 444 — 7. Geach.
— 445. Dieses 2te St. fängt mit der unrichtigen Blattzahl 345 an, und läuft so fort, anstatt 445 ꝛc.
— 346 — 6. uneingeschränkten.
— 347 — 3 von unten, geschähe.
— 353 — 3. König.
— 359 — 2. von unten, erzeiget.
— 369 — 1. sie wird weggestrichen.
— 377 — 21. richten, anstatt Gerichten.
— 394 — 2 von unten, Hälfte.
— 403 — 17. der Lerm, den.
— 410 — 7. Tscheremissen und Tschuwaschen.
— 425 — 24. trocknen.
— 460 — 8. gemäßigten.
— 493 — 14. Canoen.
— 515 — 1. daß.
— 531 — 6. Lediard's.
— 536 — 12. Southwark.



Neues Bremisches
Magazin
zur
Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;
mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften gesammlet.

Des vierten Bandes erstes Stück.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1772.

Vorbericht.

Das Schicksal, welches lange fortgesetzte Werke zu haben pflegen, daß deren Verfasser nach und nach verändert werden; betrifft itzt aufs neue dieses Bremische Magazin. Nachdem die ersten Urheber das Alte mit dem siebenten Bande geschlossen hatten; so übernahm Einer der Mitarbeiter, das Neue herauszugeben, der es bis auf das zweite Stück des dritten Bandes gebracht hat, und nunmehro durch den Tod hinweg genommen ist. Der gegenwärtige Herausgeber hat bisher gar keinen Antheil an diesem Unternehmen gehabt, und nur mit

dem letzten Stück des dritten Bandes, (mit Ausnahme der litterärischen Nachrichten) die fernere Herausgabe dieses Werks unternommen. Doch werden keine Veränderungen in der wesentlichen Einrichtung gemacht werden. Die erste Anlage dieses Buchs erfordert, daß es Aufsätze aus den beliebtesten Schriften der Engländer enthalte, und die Hauptabsicht wird noch immer auf Geschichte, Naturlehre und Haushaltungskunst, als Wissenschaften, die man in diesem Jahrhundert am mehresten liebt, gerichtet werden. Statt der bisherigen Verzeichnisse von herausgekommenen neuen englischen Büchern, denen kein Urtheil beygefügt war, folglich auch wenig Nutzen haben können:

werden solche Schriften, die in die vorgenannten Wissenschaften einschlagen, umständlicher angezeigt, und die merkwürdigsten Stellen daraus vorgelegt werden. Doch wird ein für allemahl erinnert, daß diese Beurtheilungen aus den englischen kritischen und anderen Zeitschriften genommen sind. Auf diese Art wissen die Leser, daß die Urtheile von gründlichen Männern herrühren. Die langen Stellen, welche aus den Büchern selbst beygebracht werden, setzen sie in den Stand, die Wahrheit des Urtheils selbst zu prüfen, und verschaffen eine gehörige Abwechselung. Es würde unmöglich seyn, alle die anzuzeigenden Bücher, bey ihren hohen Preisen, selbst kommen zu lassen. Da auch

andere der berühmtesten Zeitschriften in Deutschland, dieser Art, ausländische Schriften anzuzeigen, sich bisher ohne Widerspruch bedienet haben; so ist destomehr zu hoffen, daß diesem Magazine darüber kein Vorwurf werde gemacht werden. Unterdessen sind doch die Anzeigen nicht übersetzte Recensionen, als welche mehrentheils von den englischen Kunstrichtern sehr weitläuftig abgefaßt werden: die mannigfaltigen Proben, die dem Leser vorgelegt werden, setzen den Deutschen in den Stand, hie und da das Urtheil zu ändern, oder auf eine freie Weise, theils mit, theils ohne Beibehaltung der Worte der Urkunde, eine Anzeige abzufassen.

In Ansehung der kurzen Anzeigen aus

den

den philosophischen Transactionen, wird es vermuthlich den Lesern angenehmer seyn, wenn ihnen an deren Stelle, die merkwürdigsten Abhandlungen aus jedem neuen Bande dieses noch immer wichtigen Werkes, ganz vorgelegt werden; zumahl da sie fast mehrentheils aufs kürzeste abgefaßt sind, und durch einen Auszug oftmahls vieles leiden.

Die Geschichte des letztern Krieges, davon bisher in jedem Stücke des Magazins eine kurze Fortsetzung eingerücket worden, wird hiemit gänzlich abgebrochen. Sie ist erst bis zum Anfange des dritten Jahres, nehmlich bis 1758, fortgeführet worden; sie würde noch viele Bände dieses Magazins erfordern, wenn sie noch fernerhin so stück-

weise sollte erzählet werden; und der Leser verliehret gänzlich den Faden der Begebenheiten, oder muß mühsam den Zusammenhang aufsuchen. Vielleicht aber wird denen, die die freie Denkungsart der Engländer in dieser Art von Erzählungen lieben, die Fortsetzung davon in Supplementen zu dem Bremischen Magazin geliefert, die aus einer, bey den Engländern und auch auswärts, sehr beliebten politischen Schrift, die den Titel führet: The Annual Register, genommen werden sollen. Es kommt von derselben alle Jahre ein Band heraus, worin die Begebenheiten der Welt, freilich zwar nur aus den öffentlichen Nachrichten, aber in einem Lichte und auf eine Art erzählet werden,

die einen jeden anlockt, das, was er schon weiß, noch einmahl zu lesen, ohne daß er darüber ermüdet, oder es ihm an Vergnügen fehlet. Pragmatisch kann nun eine solche Erzählung noch unmöglich seyn, sollte es ihr aber darum an Vortheilen fehlen? Die besten neueren Geschichtschreiber endigen da, wo die neuesten Begebenheiten angehen, weil sich die noch nicht auf eine befriedigende Weise erzählen lassen. Wenn sie aber, wenigstens Anhangsweise, in einer so guten Ordnung, und mit so vieler Wahrheit, als vorizt zu erreichen ist, vorgetragen würden: so hätten vielleicht die Leser, besonders der jüngern Welt, den Vortheil, daß die Geschichte, die sie izt erleben, mit denen, die sich

vor ihnen zugetragen haben, in ihrem Geiste, in einer, wenigstens äusserlichen Verbindung stünden; da sie itzt zwischen dem, was sich von dem ersten oder zweiten Zehnten dieses Jahrhunderts, bis auf die Zeit ihres Denkens zugetragen hat, eine grosse Lücke wahrnehmen, und also genöthiget sind, zu bändereichen und geschmacklosen Werken ihre Zuflucht zu nehmen, die ihnen gar bald ihre Lüsternheit verleiden. In dieser Betrachtung würde die obgedachte Erzählung der Engländer, so lange, bis eine Geschichte dieses Zeitlaufs kann abgefaßt werden, ihre Dienste thun; da sie mit vieler Einsicht, Geschmack und Freimüthigkeit abgefaßt ist, auch noch immer manches unbekannte enthält:

hält. Es verhindern aber noch einige Umstände, daß nicht mit völliger Gewißheit dazu kann Hofnung gemacht werden.

Bey einem Werke von der Art, als dieses Magazin ist, kann es nunmehro, da so viele Arbeiten von ähnlicher Art, nach dessen erstem Anfange, in Deutschland unternommen sind, schwerlich verhütet werden; daß nicht hie und da Aufsätze eingerücket werden, die schon anderswo vorkommen. So viel, als nur möglich ist, soll dies zwar verhütet werden. Wenn aber die gütigen Leser zu erwägen belieben, wie unmöglich es bey der grossen Menge neuer Bücher sey, zu wissen, was schon in einer andern Schrift bekannt gemacht worden; wie oftmahls ein

Aufsatz

Aufsatz verdienet allenthalben ausgebreitet zu werden; und wie angenehm es manchmahl dem, der andere Werke nur wenig kennet, seyn müsse, einen Aufsatz, der ihm noch ganz neu ist, allhier zu finden: so werden sie dan ein, dem Herausgeber selbst unangenehmes aber unvermeidliches Versehen, desto eher verzeihen. Die Engländer haben ohnedies die Gewohnheit nicht, die Quelle anzuzeigen, aus der sie ihre Abhandlungen entlehnen, und dies setzet oftmahls den Verfasser eines Werkes, als das gegenwärtige ist, in einige Verlegenheit. Auf diese Weise ist schon in das vorige, oder dritte Stück des dritten Bandes, (welches wegen des, durch den Tod des vorigen Verfassers verursachten

sachten langen Aufschubes, mit Eilfertigkeit ausgearbeitet werden mußte) ein Aufsatz von den seeräuberischen Staaten eingerücket, dessen Verfasser von den Engländern nicht genannt war. Die Schreibart, und die ganze Kunst der Erzählung, verrieth zwar sogleich die Meisterhand eines Robertson; und daß sich alles so in der Erzählung auf Karl V bezog, machte es fast gewiß, daß das Stück aus der Geschichte dieses Kaisers müsse ausgezogen seyn; es würde demnach, da diese schon ins Deutsche übersetzt ist, weg geblieben seyn, wenn es nicht fast unmöglich geschienen hätte, daß die Verfasser, von einem solchen Manne sollten geborgt, und ihn nicht genannt haben; welches doch würklich der Fall ist, und demnach entschuldiget werden muß.

Noch

Noch ist zu erinnern, daß künftig alle Jahre zwey oder drey Stücke dieses Magazins ordentlich, wenigstens so viel der Herausgeber für sich versprechen kann, sollen herausgegeben werden. Vielleicht wäre es auch dem Unternehmen am vortheilhaftesten, wenn es so, wie bisher ohne Namen des Urhebers fortgesetzt werden könnte; die weite Entfernung aber des nunmehrigen Herausgebers von dem Orte des Verlegers, macht es nothwendig, daß Liebhaber oder Gönner, die einige Erinnerungen zu machen belieben, oder auf andere Art das Unternehmen zu befördern gedenken, wissen; wohin sie sich am nächsten zu wenden haben. Den übrigen Lesern kann, und wird hoffentlich, der Name des Herausgebers sehr gleichgültig seyn.

Inhalt

des ersten Stücks im IV Bande.

I. Fortsetzung der Anmerkungen über einige Stellen in Voltairs Schriften. Seite 1.

II. Leben Edwards Lord Herbert von Cherbury, von ihm selbst beschrieben. 25.

III. Hrn. Dutens Nachricht von einer Maschine, die das Schach spielt. 110.

IV. Ueber den Ursprung der Quellen und Flüsse. 117.

V. Ein Brief von Lorenz Stern. 128.

VI. Beschluß der Nachrichten aus Bells Reisen, von den tatarischen Nationen. 132.

VII. Nachricht von englischen Büchern. 158.

* *



I.

Anmerkungen

über einige Stellen

in Voltairs Schriften.

Fortsetzung von dem vorigen Stücke dieses Magazins.

Die christliche und muhamedanische Religion erkennen die jüdische für ihre Mutter, und, welches ein merkwürdiger Widerspruch ist, sie verabscheuen und ehren ihre Mutter zu gleicher Zeit. Melanges de Literature, c. 60.

Antwort. Die alte jüdische Religion war heilig und ehrwürdig; es war ein Gottesdienst,

den Gott selbst vorgeschrieben hatte; aber dieser Gottesdienst sollte, den göttlichen Aussprüchen zufolge, abgeschaft, seine Opfer aufgehoben, und seine Diener verworfen werden. Die gegenwärtige jüdische Religion ist in den Augen der Christen und Muhamedaner dieser abgeschafte Gottesdienst. Worin besteht der Widerspruch, wan sie zwar den einen verehren, aber den andern verwerfen?

Kurz, man wird finden, daß die Juden ein unwissendes und barbarisches Volk sind, die sich längst zu dem schamlosesten Geitz, dem verabscheuungswürdigsten Aberglauben, und zu dem entsetzlichsten Haß gegen alle Nationen, die sie dulden und bereichern, vereinigt haben. Doch (setzt er gleichsam als eine Gnadenbezeugung hinzu) müssen wir sie nicht verbrennen. Ebend.

Antwort. Herr von Voltaire mag sicherlich glauben, daß viele von denen, mit den er so grausam umgeht, weit lieber würden wollen verbrannt werden, als solche schreckliche Beschuldigungen sich machen lassen. Vielleicht könnte man ohne Schwierigkeit beweisen, daß die Juden weder unwissender, noch barbarischer, noch abergläubiger sind, als ein anderes Volk, und daß die Vermögenderen unter ihnen mehr der Verschwendung

als

als dem Geize ergeben sind. Man braucht aber nichts, als nur zu erwägen, was durchgängig öffentlich bekannt ist, um zu beweisen, daß sie so sehr den patriotischen Geist des Volks, unter dem sie leben, annehmen, daß sie ihn oft weiter treiben, als selbst die Eingebornen. Die Juden sind auf den Ruhm der Nationen, welche die Juden dulden, und von den Juden bereichert werden, *) höchst eifersüchtig. Wan Herr von Voltaire sich Zeit nehmen wird, diese Sache noch einmahl zu überdenken, so wird er finden, daß er den Juden, der Wahrheit, dem jetzigen Zeitalter, und, welches das Vornehmste ist, der Nachkommenschaft (die sich auf sein Ansehn berufen wird, ein Volk zu misbrauchen und zu beschmützen, das schon elend genug), eine Genugthuung schuldig sey.

Insbesondere ist die vorgegebene Unwissenheit, die er den Juden beymisset, noch lange nicht bewiesen **). Sie haben gehabt, und haben auch noch,

*) Es ist vielleicht eine Frage, die der Untersuchung der Staatskundigen nicht unwehrt ist, zu wissen: ob die Juden die Länder, die sie aufnehmen, bereichern, oder ob sie blos sich selbst bereichern?

**) Clearch führt den Aristoteles an, daß derselbe erzählt habe, als er sich in Asien aufgehalten, sey ein Jude zu ihm gekommen, der so tief gelehrt gewesen, daß, im Vergleich mit ihm, die Griechen so unwissend, wie Thiere zu seyn geschienen.

in Ländern, wo sie nicht beunruhiget sind, gelehrte Männer unter sich. Ihre Kriegeswissenschaft verdient nicht verachtet zu werden; ihre Sprache hat grosse Schönheiten; und wenn Herr von Voltaire das Hebräische unter seine übrige unermeßliche Wissenschaften mit eingeschlossen hätte, so würde er an den dichterischen Schönheiten, deren sie fähig ist, grosses Vergnügen gefunden haben. Was davon in einigen Werken, nach schwachen Uebersetzungen, hinüber gegangen ist, kann dies beweisen; zum Beyspiel dienen die erhabenen Oden eines Rousseau; die bewunderswürdigen Züge in der Athalia; und ist nicht Herr von Voltaire aus eben dieser Goldgrube versehen worden, um verschiedene seiner Arbeiten damit auszuzieren? Esaias fließt von Schönheiten über, ein Beweis, daß Künste, Wissenschaften und Geschmack an dem Hofe in Jerusalem regierten. Es würde leicht seyn, zu zeigen, daß, nach der Gefangenschaft und der Zerstreuung der Juden, gelehrte Leute unter ihnen gewesen, sowol in Arabien, als in Spanien, wo sie Aerzte und Oberaufseher über die königl. Haushaltung waren. Maimonides war in allen Wissenschaften seiner Zeit erfahren.

Dies Volk (fährt Volt. fort) war nicht wegen einer einigen Kunst berühmt.

Es

Es ist schwer, in die Dunkelheit eines so entfernten Zeitalters einzudringen; allein trotz aller der Schleyer, die die Griechen über alles gezogen haben, das vor ihnen geschehen ist, um die Erfindung aller Künste und Wissenschaften sich selbst zu zueignen, ist es doch offenbar, daß die Juden ihnen in vielen zuvor gekommen, zum Beyspiel, in der Kunst in köstliche Steine zu graben, 2 Mos. 28, 9. Eben das kann auch von verschiedenen andern Künsten gesagt, und von viel mehreren gemuthmaßt werden; wenigstens ist nicht zu leugnen, daß wir in dem hebräischen Alphabet den Ursprung des griechischen finden, das den Lateinern zur Grundlage gedient hat.

Die Juden (sagt Herr von V. weiter) sind nie natürliche Weltweise, noch Meßkünstler, noch Sternkundige gewesen.

Bey der natürlichen Weltweisheit will ich mich nicht lange verweilen, keine alte Nation ist weit darin gekommen; die natürliche Geschichte aber vom Salomon ist eher geschrieben worden, als Aristoteles und Plinius seine. Für den Salomon muß es, als König und als Philosoph, schwer gewesen seyn, mehr Kleinigkeiten in seine Werke einzurücken, als diese beiden Weisen gethan haben: Salomon schrieb von der Ceder bis auf

den Isop, das ist genug. Findet man keine Spuren der Meßkunde in der Beschreibung der Stiftshütte, und nicht noch mehrere in der Beschreibung des Tempels Salomons, und dessen, davon Ezechiel den Entwurf vorlegt? Was die Sternkunde betrifft, so ist es sonderbar, daß Herr von Voltaire nicht wissen sollte, daß die Juden, unter allen alten Völkern, am besten den Lauf der Sonne und des Mondes, und die Kunst der Einschaltungen gewußt, und am besten mit der astronomischen Kenntniß begabt gewesen, mittelst der sie in ihren Kalendern der Verwirrung zuvor gekommen, die in diesem Stücke bey den Griechen und Römern statt gehabt. Daher kommt die Meinung ihrer Rabbinen, daß ihre höhere astronomische Kenntniß von Mose offenbaret worden, und zu allen Zeiten andern Völkern ein Geheimniß geblieben; wenigstens ist es gewiß, daß Mose aus Egypten Erkenntnisse mitgebracht hat, die weit über die Kenntnisse seines Zeitalters und Vaterlandes erhaben gewesen.

Daß aber die Gestalt und Beschaffenheit des Alphabets ursprünglich von den Hebräern oder Phöniziern herkomme, beweiset hinlänglich der Poenulus des Plautus, so wie auch verschiedene andre Werke des Alterthums. Ein jeder weiß, daß die Züge A. B. C. D. nur die verdorbenen griechi-

schen

schen Buchstaben Alpha, Betha, Gama, Deltha sind, und es ist klar, daß diese von den Hebräischen Aleph, Beth, Gimmel, Daleth hergeleitet sind. Wovon dies ein Beweis ist, daß der Name jedes Buchstabens im Hebräischen die Figur führet, die diese Buchstaben dem Auge darstellt, und die erste Gelegenheit gegeben, in Hieroglyphen zu schreiben, die dem Auge mehr Bilder und Zeichen vorstellet, dan Charaktere, die nur auf gerathe wohl erwählet sind. Zum Beyspiel Beth ב bedeutet ein Haus, und das ist auch die Gestalt dieses Buchstabens. Gimmel oder Gamel ג bedeutet ein Kamehl, und der Buchstabe bildet den Hals dieses Thiers ab. Daleth ד heißt eine Thür, und der Umriß des Buchstabens stellt eine vor. Vav ו bedeutet eine Säule, und die druckt die Figur auch aus. Zain ז sagt so viel, als ein Säbel, oder Skymittar, so wie auch das Papier vorstellt. Sin ש bedeutet Zähne, und der Buchstabe bildet eine Heugabel oder Dreyzack ab. Hghain ein Auge, Phe der Mund, stellen diese Gegenstände natürlich vor. *)

*) Es ist zu verwundern, wie der geschickte Verfasser diesen rabbinischen Träumen noch Glauben beygemessen, die schon so lange ausgezischt sind, und dem spottenden Voltaire nur Gelegenheit zum Gelächter geben werden. Das Auge allein widerlegt ja dies Vor-

Wolaston (statt Woolston), Collins, Tindal, Shaftesbury, Bolingbroke, und viele andere, haben angeführt, daß die Kunst, Gedanken in polirte Steine, auf Mauersteine oder Bley zu graben, zu Mosis Zeiten die einzige Art zu schreiben gewesen sey, und daß die Chaldäer und Egyptier damahls nicht auf andere Art geschrieben haben. Also hat Moses den Pentateuch nicht schreiben können. (Von der Offenbarung, K. 12.)

Statt eines gesunden Urtheils, scheint das nur eine Folgerung zu seyn, die ganz fälschlich aus ungewissen Vordersätzen gezogen wird.

Eine fälschlich gezogene Forderung: denn wenn es gleich wahr ist, daß das Graben in solche

Vorgeben hinlänglich, denn wo ist wol in der Figur des ב die geringste Aehnlichkeit mit einem Hause? was in der Welt für eine Thüre stellt ד vor? u. s. w. Vermuthlich sind wol anfangs die Namen der Buchstaben ganz einzeln gewesen, wie ietzt im Deutschen a b c d e ꝛc. und nur mit der Zeit hat man ihnen andere Namen gegeben, und dazu solche Wörter gesucht, deren erster Buchstaben der Laut selbst waren, den man benennen wollte; dem A suchte man ein Wort, das mit A anfing, und fand eins, nämlich Aleph; so mit B C u. s. w. Herausgeber.

che harte Materialien damahls die einzige Art zu schreiben gewesen, folgt dan daraus, daß Moses den Pentateuch nicht schreiben können? Wie war es ihm, natürlich, methaphysisch, oder moralisch unmöglich, auf Steine zu graben, oder, wo diese zu hart waren, auf Bley, und, in Ermangelung dessen, in Holz?

Ein ungewisser Vordersatz: was können wirklich diese Gelehrten zum Beweise anführen? Haben sie einige geheime Nachrichten aus diesen alten Zeiten, die sie gelesen haben, und wovon alle andre Gelehrte nichts wissen?

Die Kunst, ihre Gedanken in Steine, Holz, u. s. w. zu graben, war damahls die einzige Art zu schreiben. — Wußten sie denn nichts von der Kunst, sie zu mahlen? Um ihre Gedanken einzugraben, mußten sie einige kupferne oder stählerne Werkzeuge erfunden haben, obgleich dem Herrn von Voltaire zufolge, so viele glückliche Zufälle, so viel Fleiß, so viele Zeitalter erfordert wurden, Eisen schmieden zu lernen, oder dessen Mangel zu ersetzen, daß es kaum zu begreifen ist, wie Menschen es so weit haben bringen können. *) Und dennoch hatten

*) Siehe die Philosophie der Geschichte, unter dem

sie, um ihre Gedanken zu mahlen, solche Farben nicht erfunden, die ihnen doch die Natur täglich vor Augen stellete? Wan fing denn diese bequeme und seitdem so gemein gewordene Kunst an, in diesen Ländern bekannt und aufgenommen zu werden? Die Chineser, die Mexikaner,*) übten sie seit den frühesten Zeiten ihres Reichs, die Wilden in Amerika sind mit ihr bekannt, und die Egyptier und Chaldäer wußten davon nichts, als erst bis nach Mosis Zeiten! Wir haben bis auf diese Zeit einige Egyptische Mumien, die über 4000 Jahr alt sind.**) Wissen diese Schriftsteller gewiß, daß keine von denen, die man mit Tüchern, auf denen gemahlte Hieroglyphen

dem Artikel **Chaldäer**. Dieser Verfasser meint, daß das Eingraben der Schriften, in Steine und Metall, vor dem Zeichnen und Mahlen gewesen, und diesem Grundsatz zufolge, behauptet er, daß es für Mosen unmöglich gewesen, den Pentateuch zu schreiben.

*) Siehe die **Geschichte von Mexiko**; von den Chinesern lese man die Zusätze zu dem Versuch über die allgemeine Weltgeschichte, was der Verfasser von dem Fohi erzählt, und von seinen Gesetzen, die auf dem Rücken einer geflügelten Schlange geschrieben, also, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht eingegraben waren.

) S. **Philosophie der Geschichte, Art. **Egyptische Denkmähler**.

phen waren, umwickelt gefunden, aus diesen Zeiten her sind? Herr von Voltaire sagt selbst, daß ein Kind von den mindesten Fähigkeiten, daß nicht im Stande ist, seine Meinung verständlich zu machen, versuchen wird, mit einer Kohle an der Wand abzuzeichnen, was es haben will; und dauerhaftere Farben ausfindig zu machen, ist nur ein Schritt weiter. *) Und diesen Schritt konnten die Chaldäer nicht thun! Dieses Volk, das, ihm zufolge, so alt und so erleuchtet war, **) das von der Zeit der Sündfluth her Sonn- und Mondfinsternisse ausrechnete, das konnte von da an, bis auf Mosis Zeit, nicht begreifen, was doch einem Kinde so leicht einfallen soll.

Gesetzt

*) S. **Philosophie der Geschichte**, Art. **Sprache der Egyptier und ihre Symbole.** Eingehauene Schriften müssen, gegen Schriften mit Farben gezeichnet, eben das seyn, was Einhauen gegen Zeichnen ist, folglich von späterer Erfindung.

) In der **Philosophie der Geschichte, Art. **Chaldäer**, nimmt es Herr von Voltaire auf sich, zu beweisen, daß dieses Volk eher gewesen, als die Sündfluth; es fehlt wenig, daß er nicht ihre ganze Rechnung von 470000 Jahren annimmt. Ist es aber nicht offenbar, daß, je höher hinauf er den Ursprung der Chaldäer, und das Alterthum der benachbarten Völker, ansetzt, desto wahrscheinlicher wird

es,

Gesetzt aber, sie wußten davon nichts, Farben zum Schreiben zu gebrauchen, oder sie machten keinen Gebrauch davon, worauf gründen doch diese Gelehrten ihre Meinung, daß sie die Materialien, worauf sie schrieben, blos auf Stein, Holz und Metalle einschränken? Woher wissen sie es gewiß, daß die Egyptier nicht auf gewisse Rinden von Bäumen, auf Palmblätter u. s. w. geschrieben, wie es die Indianer und Chineser längst gemacht haben?

Doch es ist nicht hinlänglich, zu sagen, daß ihr Grundsatz ungewiß ist, wir können auch hinzu setzen, daß ohne Zweifel das Gegentheil wahr ist, und zum Beweise dessen, wollen wir uns auf den scharfsinnigen Grafen von Caylus berufen: „Es „ist

es, daß diese alten Nationen die Kunst, ihre Gedanken zu mahlen, zur Zeit Moses schon werden haben erfunden gehabt.

Um eine recht hohe Vorstellung von den Wissenschaften und dem Alterthum der Chineser zu geben, sagt eben dieser Schriftsteller in dem nämlichen Werke, daß die Chineser auf kleine Täfelchen von Bambu geschrieben, als die Chaldäer blos auf Backsteinen geschrieben. Glaubt er, daß die Chaldäer auf nichts anders schreiben können, oder, daß diese ihre Art zu schreiben leichter sey, als die, so er den Chinesern beymißt?

„ist gewiß, sagt derselbe, daß, wenn das Schrei-
„ben einmahl erfunden worden, so muß es auf al-
„les seyn gebraucht worden, was dasselbe annehz-
„men können.„ Also war es denn nicht blos Stein, oder Holz und Metall, worauf sie in den ersten Zeiten schrieben, sondern alles, was im Stande war Schriften anzunehmen. Dies lehret der Verstand, der von der Wissenschaft erleuchtet ist, und kein vernünftiger Mensch kann es leugnen, er müßte denn einen eigenen Vortheil davon haben, daß er das Gegentheil behauptet. „Die Materialien (setzt der Graf hinzu) sind zu ver-
„schiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern ver-
„schieden. Doch kann man wohl sagen, daß
„man zu einer solchen Nothwendigkeit des Le-
„bens dasjenige vorgezogen habe, was am gemein-
„sten und am leichtesten zu tragen war.„ Ohne Zweifel würde jedes Volk dies vorziehn. Aber mit einem Geiste der Widersetzlichkeit, der bey jeder andern Nation unbegreiflich seyn würde, thaten die Chaldäer und Egyptier gerade, bis zu Mosis Zeiten, das Gegentheil. Dies weise Volk zog das Allerbeschwerlichste, und zum Tragen Unbequemste, dem Leichtern vor. Ist das glaublich?

Demnach ist die Folgerung übel gezogen, und der Vordersatz nicht nur zweifelhaft, sondern auch falsch. Ist das eine passende Art zu schliessen?

Zu

Zu Mosis Zeiten, setzt dieser Gelehrte hinzu, schrieb man blos mit Hieroglyphen. Auf diese Art aber konnten sie nur das Wesentliche einer Sache bezeichnen, die sie den Nachkommen überliessen, nicht aber auf einander folgende und genaue Geschichte.

Ist es fürs erste gewiß, daß man zu Mosis Zeiten blos mit Hieroglyphen geschrieben? Das Sonderbare einer Meinung befreiet nicht von Anführung der Beweise. Wo sind sie?

Im Gegentheil haben wir zureichend starke Beweise, daß die Buchstaben des Alphabets damahls bekannt gewesen; unter andern, zum Beyspiel, sind: die Neuheit der oben vorgetragenen Meinungen, und das Alter der Unsrigen, eine Art von Besitz, den man nicht auf leere Muthmassungen und unbewiesene Behauptungen darf fahren lassen; die Unwahrscheinlichkeit, daß Mosis, der, wie Herr von Volt. zugiebt, wenigstens seine vornehmsten Gesetze, und die vorzüglichsten Begebenheiten der Geschichte seines Volks, aufgesetzet hat, mit hieroglyphischen Charakteren sollte geschrieben haben, die mehrentheils aus Menschen und Thieren bestanden; da er doch, unserm Schriftsteller zufolge, durchgängig verboten hatte,

hatte, diese abzubilden;*) und, nach andern Gelehrten, nothwendig wissen mußte, daß der Mißbrauch dieser Charaktere eine der Quellen der egyptischen Abgötterey gewesen; kurz, die wenige Wahrscheinlichkeit, daß er in die Stelle dieser Charaktere, die der Gesetzgeber gebraucht, und Gott selbst geheiliget hatte, andere sollte gesetzt haben, ohne daß die geringste Spur von einer so merkwürdigen Veränderung in der Schrift, oder durch Ueberlieferung, übrig geblieben.

Zu diesen setze man noch die besondere Beweise; das Zeugniß, selbst weltlicher Schriftsteller, die uns belehren, daß fast alle alte Völker die Erfindung der Buchstaben, als ein Stück des höchsten

*) Anderen Schriftstellern zufolge, verbot Mose nur das Machen der Bildnisse von Menschen und Thieren, um ihnen zu dienen. Voltaire geht noch weiter; er behauptet, daß es den Hebräern, nach dem zweiten Gebot ihres Gesetzes, verboten gewesen, mit Hieroglyphen zu schreiben. Mose konnte also auch nicht einmahl seine vornehmsten Gesetze mit Hieroglyphen schreiben; es ist nicht nur den Zeugnissen, sowol des heiligen als weltlichen Alterthums, zuwider, sondern auch selbst dem, was Herr von Voltaire zugiebt, oder er müßte sie mit alphabethischen Buchstaben geschrieben haben, welches gerade der Meinung der oben angeführten Kunstrichter entgegen ist.

höchsten Alterthums betrachtet haben; daß die Assyrier, die Chaldäer, sie für so alt gehalten, als ihr Reich, daß die Egyptier vorgegeben, ihr Thot, oder einer seiner Kinder, sey der Erfinder davon; „sie,„ sagt der berühmte **Warburton**, „die ihren Gottheiten keine Erfindungen von Dingen zuschrieben, deren Ursprung ihnen bekannt war;„ *) daß dies Volk, in dessen Wissenschaften allen Moses unterrichtet gewesen, ein politisches und ein priesterliches Alphabeth, zur Zeit ihrer alten Könige, gehabt; daß **Cekrops** und **Kadmus**, von denen der eine älter, als der jüdische Gesetzgeber, der andere mit ihm gleichzeitig ist, die Kenntniß der alphabethischen Charaktere in Griechenland eingeführet u. s. w.

Es ist also nicht gewiß, daß man zur Zeit **Mosis** blos mit Hieroglyphen geschrieben. Wir wollen jetzt beweisen, daß es eben so gewiß ist, daß er, bey Gebrauch dieser Charaktere, den Pentateuch hat können geschrieben haben.

Zuerst wollen wir bemerken, daß die Charaktere des representativen und hieroglyphischen Schreibens

*) Dieser gelehrte Schriftsteller glaubt, daß die egyptischen Hieroglyphen nicht nach der Erfindung der Buchstaben heilig gemächt worden, und daß sie zur Zeit Josephs heilig gewesen.

bens verschiedene Veränderungen erlitten hat. Anfänglich mahlte man die Gegenstände ganz roh, wie sie in der Natur erscheinen,*) und dis war, aller Wahrscheinlichkeit nach, die erste Art zu schreiben bey den alten Völkern, den Egyptiern, Chaldäern, Chinesern u. s. w. So machen es noch heut zu Tage einige Nationen in Amerika. Nach diesem mahlten sie nicht mehr die Gegenstände ganz aus, sondern zeichneten nur blos die Aussenlinien der vornehmsten Theile. Zuletzt schrenkten sie sich auf die nothwendigsten Linien ein, und zeichneten sie. So schreiben noch die Chineser, und scheinen es auch die mehresten Völker gemacht zu haben, bis sie, mittelst einer glücklichen Anstrengung des Genies, nicht mehr die Gegenstände zeichneten, sondern die Zeichen der Gedanken, das ist, Worte, die uns die Gedanken ins Gedächtnis bringen.

Laßt uns nun annehmen, was diese Schriftsteller nicht bewiesen haben, daß Mose wirklich

*) Vor den Hieroglyphen, sagt Herr von Volt. mahlte man roh, was man verständlich machen wollte. Wie? sie konnten zeichnen, mahlen, Farben brauchen; sie wußten sie so zu brauchen, daß sie ausdrücken konnten, was sie verlangten; und sie schrieben blos indem sie in Steine gruben? S. Philos. der Gesch. Art. Egyptier.

blos nur die hieroglyphischen Charaktere der ersten Art gekannt habe, war es ihm dan, bey deren Gebrauch, unmöglich, eine solche Geschichte zu schreiben, als seine fünf Bücher sind; ein blosser Auszug, und nichts mehr, als was das Nothwendigste war? Die Mexikaner waren blos mit der ersten repräsentativen Art zu schreiben bekannt; nichts desto weniger hatten sie ihre Geschichte, von ihrer ersten Ankunft in dies Land, bis auf die Zeit, da die Europäer es eroberten; und diese Geschichte enthielt ihre Gesetze, die Einrichtung ihrer bürgerlichen Verfassung, die Begebenheiten ihrer Regierung u. s. w.*) Warum sollte der jüdische Gesetzgeber nichts ähnliches haben schreiben können?

War es nicht unmöglich, auf einander folgende und genaue Geschichte, in der ersten repräsentativen Art zu schreiben, zu haben, so gibt es noch stärkere Gründe für die andere, und noch stärkere für die dritte Art, das ist, für die laufende Hieroglyphen. Haben nicht die Chineser auf einander folgende und genaue Geschichte? Den-

*) Einige Ueberbleibsel dieser Geschichte sind noch da, die mehresten aber dieser kostbaren Ueberbleibsel sind von den Spaniern zerstöhret, die sie für Zauberbücher hielten. S. Memoires de l'Academie de belles lettres.

Dennoch ist ihre Schreibart die eben erwähnte dritte Art, oder wenigstens kommt sie ihr doch sehr nahe. *) Was haben nun diese Gelehrten für Beweise, daß Mose die zweite oder dritte Art, mit Hieroglyphen zu schreiben, nicht gekannt habe?

Gesetzt also, daß zu Mosis Zeiten die alphabetische Charaktere noch nicht erfunden gewesen, so war es ihm doch nicht unmöglich den Pentateuch zu schreiben.

Es ist unmöglich, sagen diese grossen Kunstrichter, grosse Bücher in einer Wüste zu graben, wo man an allem Mangel hatte u. s. w. Richtig, grosse Bücher, solche zwölf bis fünfzehn Folianten, die in unseren Büchersammlungen stehen, als z. B. die Encyclopedie, oder andere Werke dieser Art. Vergleichungsweise aber zu reden, ist der Pentateuch ein kleines Buch, ja das ganze erste Buch Mose kann vielleicht ausgelassen werden, denn wir

*) Wie können wir es unternehmen, sagt Herr von Voltaire, indem er von den Chinesern spricht, die Archive einer Nation zu bestreiten, die ganz gesittet gewesen, als wir noch wild waren? Waren die Europäer was mehr, als die Republik der Juden von Mose eingerichtet ward?

wissen nicht gewiß, ob Mose es nicht vielleicht noch in Egypten geschrieben hat. Wenigstens muß das fünfte Buch weg bleiben, denn dies ist nicht in der Wüste geschrieben.

Herr von Volt. sagt, daß Josua dies in Stein habe graben lassen. Allein dies Buch ist der fünfte Theil des Pentateuchs. Warum konnte Mose das übrige nicht auf eben die Art eingegraben haben? Es würde ihn nur vier mahl so viel Zeit gekostet haben. *)

Aber, sagen diese Schriftsteller, eben das ist die Schwürigkeit. Wie konnte man in einer Wüsten, wo der Aufenthalt so oft geändert ward, Zeit dazu hernehmen? Nicht so oft. Diese Veränderungen sind uns gar wohl bekannt; sie waren lange so häufig nicht, als Herr von Volt. glaubt. Die Reisen der Israeliten sind in den Büchern Mosis angegeben; laß uns ihnen zehn Jahre zugestehn, um sie zu Ende zu

*) Wir reden hier blos nach dem, was Hr. von V. zugibt, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß wir durch die Worte des Gesetzes, die Josua in Stein graben lassen, nicht das ganze fünfte Buch, sondern nur die Stücke vom Fluch und Segen eingraben lassen.

zu bringen, und das ist gewiß zu viel,*) so bleiben doch noch dreissig Jahre ruhigen Aufenthalts übrig. Konnten sie in dreissig Jahren auch sogar in Stein nicht drey oder vier solche kurze Bücher eingraben, als diese des Gesetzes sind?

Aber wie konnten so viele Eingraber in einer Wüsten gefunden werden, wo nicht einer war, der sie mit Kleidern versorgen, nicht einmahl ihre Schuhe bessern konnte u. s. w.

So viele! Waren dann so viele nöthig, war ein Dutzend nicht genug, in dreissig Jahren, selbst in Stein und mit Hieroglyphen, drey oder vier Bücher des Pentateuchs einzugraben? Und wurden sie nur blos in Holz gegraben, wie diese Kunstrichter zugeben, daß es geschehen können, und nur mit alphabetischen Charakteren, wozu die grösseste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, so würde noch weniger Zeit und wenigere Arbeiter seyn erfordert worden.

*) Die verschiedenen Züge der Israeliten in der Wüste betragen in allem kaum vierhundert und fünfzig Meilen, die sie in weniger denn zehn Jahren zurück legen konnten, ohne zu geschwinde zu gehen.

In einer Wüsten, wo es an den nöthigsten Künsten mangelte, wo sie nicht einmahl etwas hatten, Brodt davon zu machen? *) Aber warum konnten sie keins machen? weil sie die Kunst zu backen verlohren, und keine Becker hatten? keinesweges, sondern weil sie kein Mehl hatten. Eben das ist der Fall mit den andern obgenannten Künsten. Weder an Schuster noch an Schneider, sondern an Leder und Tuch fehlte es. Die Materialien waren verbraucht, die Künste aber und die Künstler blieben. Warum sollten nicht mehr Eingraber bleiben; Künstler, die wenigstens, nach

Herrn

**) Man bewundere doch die Richtigkeit dieser Schlüsse: Die Israeliten in der Wüste lebten, aus Mangel des Brodts, von Manna; folglich hatten sie die Kunst zu backen verlohren. Es mangelte ihnen an Leder und Tuch; folglich hatten sie weder Schuster noch Schneider unter sich; folglich hatten sie ihre Eingraber, und die Kunst einzugraben verlohren; folglich war Mose nicht der Verfasser des Pentateuchs. Ist diese Art zu schliessen nicht gar hoch philosophisch? Wollten wir sagen, „die Hebräer, „die keine Becker in der Wüste hatten, hatten auch, „aller Wahrscheinlichkeit nach, keine Köche, folg„lich wan Wachteln auf ihr Lager fielen, so fielen „sie hier alle gebraten herunter, oder sie assen sie „alle roh;„ so wäre dis eine genaue Nachahmung dieser seltenen Logik.

Herrn von Voltairs Hypothese, so nöthig waren? Dies ist desto wahrscheinlicher, da es, allem Anschein nach, weder an Holz noch an Steinen, zum Eingraben, mangelte, wiewol es an Stoffen, Kleider, und an Leder, Schuhe zu machen, fehlete.

Ueberdem, wenn Moses nicht mehr Eingraber hatte, wie kam Josua dazu? Kann man glauben, daß er sie aus den Königreichen Og und Sihon genommen, oder daß er die Kinder Israel geschickt in die Städte Ai und Jericho, das Eingraben zu lernen? Kurz man bemerke, daß das Gesetz, oder der grösseste Theil des Gesetzes an dem Berge Sinai geschrieben worden, wo Gott, indem er es dem Mose einzeln gab, ihm jedes Mahl befahl, zu gehn und niederzuschreiben, was er da empfangen hatte. Die Israeliten gelangten acht und vierzig Tage nach ihrem Abzuge aus Egypten an dem Berge Sinai an. Ist es wahrscheinlich, daß sie in so kurzer Zeit alle ihre Eingraber sollten verlohren haben? Und was hat Herr von Voltaire für einen Vorwand, das Sterben insbesondere unter diese Künstler kommen zu lassen? Konnten nicht wenigstens einer, oder ein Paar, übrig bleiben, die während des Aufenthalts der Hebräer an dem Fuß des Gebirges junge Leute unterrichtet hätten?

ten? Nein, Meister und Lehrlinge müssen sterben. Es ist was hartes, daß man genöthiget ist, so viele Leute zu tödten, um Eine Schwierigkeit zu heben. Wir wollen sie lieber leben lassen, und gestehen, daß die Israeliten in der Wüste weder alle Künste noch alle Künstler verlohren; das ist natürlicher, und dem gemeinen Lauf der Dinge gemässer.

Mose fehlte es also in der Wüste nicht an Eingrabern der Charaktere; es fehlte ihm weder an Steinen, noch Holz, noch Zeit zum Eingraben. Folglich war, nach der falschen Hypothese dieser Kunstrichter, der Aufenthalt der Hebräer in der Wüste kein Hinderniß, daß seinem Aufsetzen des Pentateuchs im Wege stand. Die Unmöglichkeit, die diese Schriftsteller vorwenden, ist demnach eine Chimäre; und ihre Angriffe sind kraftlos.

Daß solcherley Argumente in den Schriften eines Collins, Tindals u. s. w. gefunden werden, ist nicht zu verwundern; der Charakter dieser Schriftsteller ist bekannt genug. Daß aber ein solcher Mann, als Hr. von Volt. ist, sie auszuschreiben werth hält, daß er sich so weit erniedriget, dergleichen Lumpen seinen Schriften einzuweben, daß er sie ganz kaltblütig seinen Le-

sern,

sern, als nützliche Betrachtungen, vorlegen kann; das ist ganz unverantwortlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Leben
des berühmten
Edward
Lord
Herbert von Cherbury.

Von ihm selbst beschrieben.

Mein Vater war Richard Herbert Esq. ein Sohn von Edward Herbert Esq. und Groß-Sohn von Sir Richard Herbert, Ritter (Knight), der einer von den jüngern Söhnen von Sir Richard Herbert von Colebrook in Monmouthshire war. Ich erinnere mich, daß mein Vater schwarze Haare und Bart hatte, wie alle meine Vorfahren, väterlicher Linie, gehabt haben sollen. Er hatte ein

männliches, aber etwas finsteres, überhaupt aber ein gutes Aussehn, war wohl gewachsen, und besaß grosse Herzhaftigkeit. Seine Redlichkeit in den Aemtern, die er, als Unter-Deputirter (Deputy - Lieutenant) der Grafschaft, als Friedensrichter und als Kustos Rotulorum, bewies, ist bis auf den heutigen Tag in so gutem Andenken, daß man sagt: seine Feinde haben an sein Gericht appellirt, und bey allen Gelegenheiten Gerechtigkeit gefunden. Seine Gelehrsamkeit war nicht alltäglich, er verstand sein Latein gut, und war in der Geschichte wohl geübt. Mein Großvater versuchte mehr als eine Lebensart; mit dem Hofe fing er an, ward, nachdem er daselbst den grössesten Theil seiner Mittel zugesetzt hatte, ein Kriegsmann, und machte sein Glück mit dem Degen (bey der Belagerung von St. Qvintin in Frankreich, und in andern Kriegen im Norden, und bey der Rebellion zu den Zeiten König Edwards VI und der Königin Maria) mit so gutem Erfolge, und mit Erlangung so vielen Geldes und Vermögens: daß er den größten Theil der Güter, die auf mich gefallen sind, damit erkaufen konnte. Er war als ein grosser Feind der Verwiesenen und Diebe bekannt, die zu der damahligen Zeit in grossen Haufen in den Gebirgen von Montgomeryshire Räubereien begingen. Er fand auch viel Vergnügen

gnügen an der Gastfreiheit, und hatte eine sehr lange Tafel, die bey jeder Mahlzeit zweymahl mit den besten Speisen, die zu bekommen waren, besetzt wurde, seine Familie war auch sehr groß. Doch dieser Ausgaben ohngeachtet, erzog er seine jüngern Söhne auf der Universität, und verheyrathete seine Töchter an seine vornehmsten Nachbarn. *) Mein Elter-Vater, Sir Richard Herbert, war zur Zeit König Heinrich VIII Oberrichter (Stewart) der Herrschaften und Gränzen North-Wales, East-Wales und Cardiganshire, mit der Gewalt, Verbrecher hinrichten zu lassen. Er war ein grosser Verfolger der Rebellen, Diebe und Verwiesenen, und war gerecht und gewissenhaft. Mein Ur-Elter-Vater war der unvergleichliche Held, Sir Richard Herbert von Colebrook, der zweymahl, ganz allein, durch ein grosses Kriegesheer der Nordländer ging, mit seiner Streitaxt in seiner

*) Um einiger Leser willen, die vielleicht an dieser weitläuftigen Geschlechts-Erzählung keinen sonderlichen Gefallen finden möchten, müssen wir erinnern, daß wir, während der Uebersetzung, mehr als einmahl gedachten, sie zu übergehen, konnten uns aber, um anderer Leser willen, nicht entschliessen, die sie, wegen der naiven Art zu erzählen, und der Züge des ehrlichen Alterthums, die man daran wahrnimmt, mit Lust lesen mögten. (H.)

seiner Hand, und zurück kam, ohne eine einzige tödtliche Wunde empfangen zu haben; welches mehr ist, als der berüchtigte Amadis, oder der Ritter von der Sonne, gethan hat. Ausser seiner Tapferkeit in der Schlacht bey Edgecothill, will ich ein Paar Nachrichten von ihm anbringen, die ich aus sicherer Hand habe. Die eine ist, daß, da er mit seinem Bruder Wilhelm, Graf von Pembroke, den Auftrag erhalten, gewisse Aufrührer in Nord-Walis zur Ruhe zu bringen, Sir Richard Herbert einen der vornehmsten Anführer davon in dem Schloß Harlech-castle in Merionetshire, belagerte; der, da er in den Kriegen Frankreichs ein Soldat gewesen, sagte: er hätte sich in Frankreich in einem Schlosse so lange gehalten, daß er alle alte Weiber in Wallis von sich reden gemacht, und nun wolle er dies Schloß so lange halten, daß alle alte Weiber in Frankreich von ihm reden sollten; und in der That, da der Ort unmöglich anders, als durch Hunger, zu erobern war, so ward Sir Richard Herbert genöthiget, ihn auf Bedingungen anzunehmen, und der Anführer ergab sich nur mit der Bedingung, daß Sir Richard Herbert thun sollte, was er könnte, ihm das Leben zu erhalten; Sir Richard Herbert führte ihn zu dem Könige Edward IV, und begehrte von Sr. Hoheit, ihm

ihm Verzeihung zukommen zu lassen, sintemahl er einen Platz von Wichtigkeit aufgegeben, den er, ohne diese Hofnung, noch länger hätte halten können; allein der König antwortete, daß Sir Richard, vermöge seines Auftrags, nicht die Vollmacht gehabt, irgend jemanden Verzeihung zu ertheilen, und dem zufolge sollte er, nachdem er diese Vorstellung gethan, ihn der Gerechtigkeit überliefern; Sir Richard versetzte, er hätte noch nicht das Beste gethan, was er für ihn thun könnte, und er ersuchte demnach demüthigst Sr. Hoheit um eins von beiden Dingen: entweder ihn in das Schloß, wo er gewesen, wieder einzusetzen, und einem andern den Auftrag zu geben, ihn heraus zu treiben; oder, wenn Se. Hoheit das nicht thun wollte, sein Leben, statt des Lebens des gedachten Hauptmanns, anzunehmen, indem dies der höchste Beweis wäre, den er geben könnte, daß er alles, was in seinen Kräften stünde, gethan habe, dem gedachten Hauptmann das Leben zu retten. Der König, der sich so in die Enge getrieben fand, schenkte dem Sir Richard das Leben des Hauptmanns, gab ihm aber keine andere Belohnung für seine Dienste. Die andere Geschichte ist, daß Sir Richard Herbert, als er mit seinem Bruder, dem Grafen von Pembroke, in Anglesey war, sieben Brüder entdeckte,

deckte, die viel Unheil und Morde angerichtet hatten, und der Graf von Pembrok, der es für nöthig hielte, ein so gottloses Geschlecht aus zurotten, verurtheilte sie alle, gehangen zu werden; worauf die Mutter von ihnen zu dem Grafen kam, und ihn auf ihren Knieen bat, zweenen, oder wenigstens einem, von ihren gedachten Söhnen zu verzeihen, indem die übrigen hinreichend wären, der Gerechtigkeit ein Genüge zu thun, oder ein Beispiel zu geben. Diese Bitte unterstützte Sir Richard Herbert; der Graf aber, der sie alle unter einerley Schuld fand, sagte, er könnte keinen Unterschied unter ihnen machen, und befahl demnach, daß sie alle zusammen sollten abgethan werden; worüber die Mutter so aufgebracht ward, daß sie mit ein Paar wollnen Rosenkränzen an ihren Armen (denn so geht das Gerede) auf ihren Knieen ihm fluchte, und Gott bat, daß in der ersten Schlacht, die er liefern würde, Unglück über ihn kommen mögte. Nach diesem, als der Graf mit seinem Bruder nach Edgcot-field kam, und seine Leute in Ordnung gestellt hatte, fand er seinen Bruder, den Sir Richard Herbert, an der Spitze seiner Leute, wie er sich auf eine gewisse traurige und nachdenkende Art über seiner Streitaxt lehnte; worauf der Graf zu ihm sagte: Wie? fürchtet sich dein grosser

Kör-

Körper (denn er war höher, als einer im Heere,) vor etwas, daß Du so schwermüthig bist; oder bist Du müde vom Marsch, daß Du Dich so auf deiner Streitaxt lehnest? Sir Richard antwortete: es sey keines von beiden, wovon er gar bald den Beweis sehen sollte, nur sey er seinetwegen in Furcht, daß nicht der Fluch des Weibes mit den wollenen Rosenkränzen über ihn kommen möchte. Als der Graf von Pembroke und Sir Richard Herbert in dieser Schlacht, bey Vertheidigung der gerechten Sache Edwards IV, gefangen genommen wurden, wünschte der Graf nie, daß sein eigen Leben gerettet werden mögte, sondern nur seines Bruders seines; so, daß sie nur für einander zu leben oder zu sterben schienen.

Meine Mutter war Magdalena Newport, eine Tochter des Sir Richard Newport und dessen Weibes, Margareta, der Tochter und Erbin des Sir Thomas Bromley, Geheimen Raths und Executors König Henrich VIII; die, da sie ihren Mann überlebte, seltene Beweise einer unvergleichlichen Frömmigkeit gegen Gott, und Liebe zu ihren Kindern an den Tag legte. Vermittelst dieser Vorfahren stamme ich ab: von Talbot, Devereux, Grey, Corbet und

vielen andern Familien, wie man aus den ehelichen Verbindungen sehen kann, aus denen die vielen schönen Wappen herkommen, welche die Newport's führen. Die Namen der Kinder meiner Mutter waren Edward, Richard, Wilhelm, Karl, George, Henrich, Thomas, Elisabeth, Margareta und Franziska.

Ich wurde gebohren zu Eyton in Shropshire, zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht; in der Kindheit war ich sehr kränklich, mein Kopf reinigte sich beständig durch die Ohren, daß es eben deswegen lange währete, ehe ich reden lernte, so, daß auch viele glaubten, daß ich immer würde stumm bleiben; das längste, was ich denken kann, ist, daß ich, als ich verstand, was andere redeten, mich zu reden noch immer hütete, damit ich nicht was Unrichtiges oder Unschickliches sagen mögte; als ich zu stammlen anfieng, war das erste, wornach ich fragte, wie ich auf diese Welt gekommen? Ich sagte meiner Wärterinn, und andern, daß ich mich zwar hie befände, aber nicht begreifen könnte, durch was für Ursache, oder Anfang, oder durch was für Mittel ich da wäre? Doch so, wie meine Amme, und andere Weiber, die dabey waren, mich auslachten: so ward ich von andern bewundert, die sagten, daß sie nie ein

Kind

Kind solche Frage hätten thun hören; worüber ich nachgehends, als ich zu reifern Jahren kam, diese Bemerkung machte, daß so, als ich mich selbst in dem Besitz dieses Lebens gefunden hatte, ohne was von den Schmerzen und Arbeiten meiner Mutter zu wissen, die doch ohne Zweifel mich nicht weniger betroffen und gepeinigt hatten, als sie; eben so hoffe ich auch, daß meine Seele in ein besseres Leben übergehen werde, ohne die Angst und Schmerzen zu empfinden, die mein Körper im Sterben leiden wird. Denn so, wie ich glaube, daß ich, durch Gottes grosse Gnade, in einen weit glückseligeren Zustand, als der gegenwärtige ist, werde versetzt werden: so habe ich auch das Vertrauen, daß ich nicht besser wissen werde, wie ich aus dieser Welt kam, als wie ich herein gekommen bin. Doch, um diese Betrachtungen fahren zu lassen, und wieder auf meine Kindheit zu kommen, so erinnere ich mich, daß das obgedachte Ohrenfliessen so heftig fort dauerte, daß meine Freunde es nicht einmahl für thunlich hielten, mich auch nur mein A B C zu lehren, als bis ich sieben Jahre alt war, zu welcher Zeit mein Fluß aufhörte, und mich von der Krankheit unangefochten ließ, der meine Vorältern unterworfen gewesen, nämlich der fallenden Sucht. Ich erinnere mich, daß ich um diese Zeit wegen mancherley Dinge bestraft wor-

den bin, aber nie wegen einer Lüge, oder eines andern boshaften Fehlers, indem meine natürliche Beschaffenheit und Neigung aller Falschheit so zuwider war, daß, wann ich befragt wurde, ob ich dies oder jenes gethan, darüber man mich mit Recht in Verdacht zog, ich solches allemahl frey bekannte, und dafür lieber Strafe leiden, als mein Gemüth mit einer einzigen Lüge beflecken wollte, die, wie ich damahls dachte, kein Verbrechen je verändern könnte, und ich kann es mit Wahrheit vor der ganzen Welt behaupten, daß ich, von meiner ersten Kindheit an, bis auf diese Stunde, nie mit Willen etwas falsches gesagt, indem meine Seele von Natur eine Abneigung gegen alle Lügen und Betrug hat. Als ich zwölf Jahr als war, hielten meine Aeltern es fürs beste, mich nach Oxford in das Universitäts-Collegium zu schicken, wo ich mich erinnere, bey meinem ersten Eintrit, aus der Vernunft-Kunst disputirt zu haben; und die Uebungen im Griechischen, die in diesem Collegio erfordert werden, machte ich öfter, als die lateinischen, indem ich schon den Grund meiner Kenntniß in der Schule in Shropshire gelegt hatte. Ich war nicht viele Monate auf der Universität gewesen, als mir die Zeitung von meines Vaters Tode gebracht ward, und bald darauf hielt es meine Mutter für gut, mich nach Hause kommen

men zu lassen. Ich ward bald wieder zum Studiren nach Oxford geschickt, wo ich nicht lange gewesen war, als ein Heyrathsvorschlag, mit der Tochter und Erbinn des Sir Wilhelm Herbert von St. Gillian's, gethan ward, welches bey folgender Gelegenheit geschahe. Sir Wilhelm Herbert, der männliche Erbe des alten Grafen von Pembroke, von einem seiner jüngern Söhne, (denn der älteste Sohn hatte eine Tochter, die alle die grossen Besitzungen mit sich nahm, die jetzt der Graf von Worcester in Monmouthshire hat) hinterließ eine einzige Tochter am Leben, und machte einen letzten Willen, in welchem er alle seine Güter in Monmouthshire und Irland seiner Tochter anwies, doch mit der Bedingung, daß sie einen von dem Zunamen der Herberte heyrathete, oder die gedachten Güter sollten auf die männlichen Erben von ihm, dem Sir William, fallen, und sie, die Tochter, sollte nur einen Theil dieser Güter, im Angleseyischen und Caernarvonshire, haben. Kurz darauf starb Sir William. Er war ein Mann, der sich viel mit Büchern beschäftiget, und vornehmlich der Gottesgelehrtheit sehr ergeben hatte, so, daß er auch eine Erklärung der Offenbarung schrieb, die gedruckt ist, wiewol einige glauben, daß er so weit davon war, ihren wahren Sinn zu finden, als er weit davon war, den

Stein der Weisen zu entdecken, welches einen andern Theil seiner gelehrten Geschäfte ausmachte; doch dem seye wie ihm wolle, in allen andern Dingen hatte er einen guten Verstand, und man kannte ihn, als einen sehr stolzen Mann. Seine Tochter und Erbin, die Maria hieß, blieb, nach ihres Vaters Tode, bis in ihrem ein und zwanzigsten Jahre, unverheyrathet, indem sich in dieser ganzen Zeit keiner von den Herberts fand, der sich, in Ansehung seines Alters, oder der Glücksumstände, zu einer Heyrath mit ihr geschickt hätte. Um diese Zeit hatte ich das fünfzehnte Jahr meines Alters erreicht, und es kam endlich eine Verbindung in Vorschlag, der, der grossen Ungleichheit unsers Alters ungeachtet, zu Stande kam; wir wurden den 28 Febr. 1598 in dem Hause zu Eyton verheyrathet. Nicht lange nach meiner Verheyrathung kam ich wiederum nach Oxford, sammt meiner Frau und Mutter, die hier ein Haus mietete, und eine Zeitlang hier lebte; und da ich nun ein gehöriges Mittel gegen die Ausschweifungen hatte, zu denen die Jugend von Natur geneigt ist, so blieb ich ämsiger bey meinen Büchern, als vorher, und lebte auf diese Art, bis ich das Alter von ungefehr achtzehn Jahren erreichte, da meine Mutter ein Haus in London nahm, zwischen welchem Ort und Montgomery-castle ich meine

Zeit

Zeit vertheilte, bis ich ein und zwanzig Jahr alt war; in welcher Zeit ich verschiedene Kinder hatte, von denen aber jetzt keine übrig sind, als Beatrice, Richard und Edward. Während den Jahren, daß ich auf der Universität, oder zu Hause, lebte, erwarb ich mir, ohne Lehrmeister, die Kenntniß der französischen, italiänischen und spanischen Sprachen, mit Hülfe einiger in diesen Sprachen übersetzter lateinischer oder englischer Schriften, und der Wörterbücher dieser Sprachen. Auch erlangte ich die Geschicklichkeit, meine Partie bey dem ersten Uebersehen der Musik zu singen, und nach sehr weniger oder fast gar keiner Anweisung, die Laute zu spielen. Meine Absicht, bey Erlernung der Sprachen, war, mich, so viel möglich, zu einem Bürger der Welt zu machen; und die Musik erlernte ich, um mir zu Hause selbst eine Unterhaltung zu verschaffen, und zugleich nach meinem Studiren, dem ich über alle Maassen ergeben war, meinem Gemüthe eine Erhohlung zu geben, und damit ich nicht nöthig hätte, eine Gesellschaft von jungen Leuten zu halten, an denen ich zu diesen Zeiten böse Beispiele und Schwelgerey wahrnahm.

Nicht lange darnach, als ich im Jahr 1600 nach London gekommen war, führte mich mehr

die Neubegierde, als der Ehrgeiz, an den Hof; und da es zu dieser Zeit üblich war, daß alle Welt vor der grossen Königin Elisabeth, die damahls regierte, niederkniete, lag ich gleichfalls in dem Vorzimmer auf den Knien, als sie hindurch nach der Kapelle ging. So bald sie mich sahe, blieb sie stehen, schwur ihren gewöhnlichen Schwur, und frug: „Wer ist das?„ Alle, die gegenwärtig waren, sahen auf mich, aber kein Mensch kannte mich; bis Sir Jakob Croft, einer von der Leibwache, da er sahe, daß die Königin stille stand, umkehrte, und ihr sagte, wer ich wäre, und daß ich Sir Wilhelm Herbert von St. Gillian's Tochter geheyrathet hätte; die Königin sahe mich hierauf aufmerksam an, und sagte, mit Vorausschickung ihres gewöhnlichen Schwurs, „es ist zu bedau„ren, daß er so jung verheyrathet worden;„ und gab mir darauf ihre Hand zweimahl zu küssen, wobey sie mir beide mahl sanft auf die Backen klopfte.

Mehr kann ich mich sehr wenig von mir erinnern, bis König Jakob als König erkannt wurde, und nach London kam, da ich es für gut befand, Sr. Majestät bis Burley, ohnweit Stamford, entgegen zu gehn. Kurz darnach ward ich zum Ritter vom Bade gemacht,

mit

mit den gewöhnlichen Umständen, die bey diesem alten Orden statt haben. Ich könnte erzählen, wie sehr meine Person von den Lords und Ladies gepriesen worden, die gekommen waren, diese Feierlichkeit zu sehen, allein ich würde mir zu sehr schmeicheln, wenn ich es glauben sollte.

Ich muß nicht vergessen, der alten Gewohnheit zu gedenken, die darin bestand, daß eine der vornehmsten Personen, dem, den der König bestimmt hatte, diese Würde zu empfangen, den rechten Sporn anlegen mußte; der Graf von Shrewsbury, der sahe, daß mein Schildträger (Esquire) da war, und meinen Sporn in der Hand hatte, kam von freien Stücken zu mir, und sagte: „Vetter, ich glaube Sie „werden ein guter Ritter seyn, und darum will „ich Ihnen den Sporn anlegen;„ worauf ich, nachdem ich ihm aufs unterthänigste für solch eine grosse Gnade gedankt hatte, meinen Fuß gegen die Mauer setzte, da er mir den Sporn anlegte.

Eine andere Gewohnheit ist noch, daß die Ritter den ersten Tag die Kleidung irgend eines geistlichen Ordens tragen, und die folgende Nacht sich baden: worauf sie dan einen Eid schwören, daß sie nie an einem Orte, wo Unrecht gethan

wird, sitzen, sondern daß sie aus allen ihren Kräften Recht verschaffen wollen, und besonders dem Frauenzimmer, dem an seiner Ehre Unrecht geschieht, wan es ihren Beistand begehret, und viele andere Punkte, die den Romanen der irrenden Ritter nicht ungleich sind. Den zweeten Tag tragen sie einen langen Rock von karmesin Taffent (in welcher Kleidung ich in meiner Studierstube abgemahlt bin), und reiten darin von St. James nach Whitehall, mit ihren Schildträgern (Esquires) vor sich her; und den dritten Tag tragen sie eine lange Kleidung von purpurrothen Atlas, an deren linken Aermel gewisse, aus weisser Seide und Gold gewebte Schnüre befestiget, und in einen Knoten verschlungen sind, und daran Quaste, ebenfalls aus weisser Seide und Gold, hingen. Diese müssen alle Ritter so lange tragen, bis sie mit ihren Waffen eine rühmliche That gethan, oder bis eine Dame von Stande sie abnimmt, an ihrem Arm fest macht, und sagt: „ich stehe dafür, daß er ein guter Ritter seyn wird.„ Ich hatte diese Schnüre nicht lange getragen, als eine der vornehmsten Hofdamen, und die gewiß, nach der mehresten Leute Urtheil, die schönste war, sie mir abnahm, und sagte: „sie wollte ihre Ehre für „die meinige zu Pfande setzen.„ Ich nenne diese Dame nicht, einiger nachher vorgefallenen

Umstände

Umstände wegen, die mich schweigen heissen, obgleich nicht das geringste zu ihrem Nachtheil mit Recht konnte gesagt werden.

Kurz darnach wollte ich mit dem Lord Admiral Karln, Grafen von Nottingham, mitreisen, der nach Spanien ging, für den König, wegen der Friedens-Artikel zwischen beiden Kronen, den Eid zu leisten; allein durch die Aemsigkeit derer, die um mich waren, und mich gern zu Hause behalten wollten, ward ich verhindert, und statt mitzugehen ward ich zum Landvogt von Montgomeryshire gemacht. Dies öffentliche Amt verhinderte mich nicht, meinen geliebten Studien, mehrentheils auf dem Lande, nach zu gehn; wiewol ich auch zu Zeiten nach Hofe kam, doch ohne da was zu suchen, noch weniger mich mit den verderbten Vergnügen dieser damahligen Zeiten zu beflecken; denn da ich mit meiner Gattin, an zehn Jahre lang nach meiner Heyrath, in aller ehelichen Vertraulichkeit lebte, so wich ich allen Anlockungen und Reizen aus, die mich hätten verführen können, mein Ehebette zu entheiligen.

Um das Jahr 1608 stellte ich meiner Ehegenossin vor, daß sie mir jetzt erlauben mögte, eine Zeitlang fremde Länder zu besuchen, da ich

vor meiner Heyrath zu jung gewesen, übers Meer zu gehen. Sie antwortete, „daß es ihr sehr „nahe gienge, daß ich übers Meer gehen wollte; „doch wenn es Noth thäte, daß ich ginge, so „könnte sie nichts dabey thun.„ Dies mögte nun eine gegebene oder genommene Einwilligung seyn, so bediente ich mich derselben, Anstalten zu meiner Reise vorzukehren; damit ich sie aber so wenig mißvergnügt machte, als möglich wäre, hinterlies ich ihr nicht nur Nachkommenschaft, die Familie der Herberts von St. Gillian's nach ihres Vaters Wunsche zu erneuern, und die Güter zu beerben, sondern auch die Einkünfte aller Ländereien, die sie mir zugebracht hatte, und behielte mir blos die meinigen vor, theils meinen Brüdern und Schwestern ihren Antheil auszuzahlen, theils meine Reisekosten gut zu machen. Ob es mich gleich betrübte, daß ich meine Frau verlassen mußte, da wir die ganze Zeit über uns sehr wohl mit einander betragen hatten, so hielte ich es doch, nach diesen Einrichtungen, für keine unbillige Ehrbegierde, daß ich gerne fremde Länder kennen mögte, besonders da ich größtentheils die Sprachen schon gelernet hatte, und nicht willens war, lange Zeit ausser meinem Vaterlande zuzubringen.

Bevor ich aber abreisete, hinterließ ich sie schwan-

schwanger mit einem Sohne, der nachgehends in der Taufe den Namen Edward empfangen; und nun, da ich nach Hofe kam, erhielt ich die Erlaubniß, über Meer zu gehen, und nahm mit mir zur Gesellschaft den Herrn Aurelian Townsend, der französisch, italiänisch und spanisch aufs vollkommenste sprach; und zur Aufwartung einen Kammerdiener, der französisch redete, zween Laquaien und drey Pferde. Als ich so nach Dover kam, und nach Calais übersetzte, reisete ich, ohne daß mir was merkwürdiges begegnet wäre, bis ich in der Vorstadt St. Germain in Paris anlangte, wo Sir George Carew, damahls Gesandter des Königes, wohnete; ich wurde von ihm freundlich aufgenommen, und oft bey ihm zur Tafel gebeten. Neben ihm wohnte der Herzog von Ventadour, der eine Tochter des Hrn. Montmorency, Gros-Connetable's von Frankreich, zur Gemahlin hatte. Da die Herzogin und die Gemahlin unseres Gesandten starken Umgang mit einander hatten, so gefiel es der Herzogin, mich in ihres Vaters Haus, auf dem Schlosse Merlou, vier und zwanzig Meilen von Paris, einzuladen; und hier fand ich, bey diesem braven alten General, eine freundliche Aufnahme, denn als er meinen Namen nennen gehört, sagte er, er kenne meine Familie wohl, und erzählte, daß er zu aller-

erst

erst von den Herberts, bey der Belagerung von St. Quentin, gehöret, wo mein Gros-Vater, unter Wilhelm, Grafen von Pembrok, ein Kommando zu Fusse gehabt. Als ich zween oder drey Tage hier gewesen, trug es sich zu, daß eine Tochter der Herzoginn, von etwa 10 bis 11 Jahren, einen Abend aus dem Schlosse auf die Wiesen spatzieren ging, und ich, nebst verschiedenen französischen Herren, wie auch den französischen Herren, die zu ihrem Gefolge gehörten, begleiteten sie; einer von den französischrn Edelleuten, nahm mit einmahl diesem Frauenzimmer eine Schleife von Band weg, die sie am Kopfe trug, und steckte sie sich am Hute; das junge Frauenzimmer, die das übel nahm, forderte ihre Schleife wieder; als er sie ihr aber nicht wiedergeben wollte, wandte sie sich zu mir, und sagte: „Mein Herr, ich bitte Sie, ma„chen Sie, daß Sie meine Schleife von dem „Herrn bekommen.„ Hierauf ging ich zu ihm, mit meinem Hut in der Hand, neigte mich höflich, und bat ihn, „daß er mir die Ehre erlau„ben mögte, daß ich dem Frauenzimmer ihre „Schleife wieder zustellete;„ er antwortete aber unfreundlich: „Denken Sie, daß ich sie Ihnen „geben werde, da ich sie ihr versagt habe?„ Ich versetzte: „Gut mein Herr, so will ich Sie „denn zwingen, daß Sie sie ihr wiedergeben;„

wor-

worauf ich meinen Hut aufsetzte, und nach dem seinigen griff; er aber lief weg; und da er, nach langem Herumlaufen auf der Wiese, endlich sahe, daß ich ihn beynahe eingeholt hatte, wandte er kurz um, lief auf das Frauenzimmer zu, und wollte ihr eben die Schleife wieder zustellen, als ich seinen Arm ergriff, und zu dem jungen Frauenzimmer sagte: „ich war es, der sie gab.„ „Um „Vergebung,„ versetzte sie, „er hat sie mir gege„ben:„ Darauf antwortete ich: „Madam, „ich will Ihnen nicht widersprechen; allein, wo „er sagen darf, daß ich ihn nicht gezwungen habe, „sie Ihnen zu geben, so will ich mich mit ihm „schlagen.„ Der französische Herr antwortete für diesmahl nichts darauf, und führte das junge Frauenzimmer wieder ins Schloß zurück. Den Tag darauf verlangte ich von dem Herrn Aurelian Townsend, daß er dem französischen Kavalier sagen sollte, „er müßte entweder geste„hen, daß ich ihn gezwungen hätte, die Schleife „wieder zu geben, oder sich mit mir schlagen;„ allein dieser Herr, der nicht willens war diese Ausforderung anzunehmen, verließ das Zimmer, und ich folgte ihm nach. Einige von den Herren, die zu der Haushaltung des Connetable's gehörten, wurden das gewahr, und gaben ihm davon Nachricht, da er dan dem französischen Herrn nachschickte, ihm einen derben Verweis

für

für seine Unverschämtheit gab, daß er sich unterstanden, seiner Groß-Tochter die Schleife zu nehmen, und verbot ihm sein Haus; und das war alles, was ich je von diesem Herrn gehört habe. Zween bis drey ähnliche Vorfälle hatte ich in England; die Herren des geheimen Raths aber verhinderten allezeit den Zweikampf durch ihre Befehle: hieraus aber kann man abnehmen, wie strenge ich mich an meinen Ritter-Eid hielte; sonst kann ich im übrigen mit Wahrheit sagen, daß ich nie mit jemanden um mein selbst willen eine Fehde gehabt, ob ich gleich bey den Kriegesheeren und an den Höfen der grössesten Fürsten in der Christenheit gelebt habe; so daß ich, ob ich gleich sehr auflaufend und hastig war, doch nie mit einem Menschen ohne Ursache Streit gehabt, und eben so wenig irgend jemanden anreizte mich zu beleidigen, als bekannt der Ruf von meiner Herzhaftigkeit zu allen Zeiten gewesen ist. Für meine Freunde habe ich mich oft in Gefahr gewaget, aber nie meinen Degen um meinet willen allein gezogen; da ich immer Unrecht zu thun verabscheuete, und nur blos das, was mir zugefügt wurde, aufnahm.

Dieser brave Connetable von Frankreich, der mir jetzt noch mehr Achtung bezeugte, als zuvor, sagte zu mir, bey seiner Abreise von

Merlou

Merlou nach seinem schönen Hause zu Chantilly, fünf bis 6 Meilen davon: „daß er mir das „Schloß unter meinen Befehlen hinterlasse, so „wie auch seine Wälder und Jagd-Plätze, die „mit wilden Schweinen und Hirschen wohl ver„sehen waren, und daß ich jagen konnte, wan „es mir beliebe.„ Ich nahm diese Anerbietung mit grossem Danke an; und so wie ich alle Morgen auf dem abgerichteten Reitpferde ritte, so brachte ich manche Nachmittage mit der Jagd zu, die folgendermassen veranstaltet ward: Der Herzog von Montmorency hatte allen Hauseignern der Stadt Merlou und der herumliegenden Dörfer Befehl ertheilt, mich zu begleiten, wenn ich auf die Jagd ging; sie erschienen demnach auf meiner Aufforderung vor denen Wäldern, wo ich mein Wild zu jagen gedachte, an 60 bis 80, bisweilen auch an 100 Mann, stark, mit Trommeln und Flinten, sie begaben sich mit diesem Lermen, mit Losschiessen ihrer Flinten und Trommelschlagen, auf diese; und wir, an die andere Seite des Waldes, wo wir 20 bis 30 Schäferhunde und Windspiele gestellt hatten, und die Thiere erwarteten, die jene aus dem Walde heraus treiben würden. Wenn Hirsche oder wilde Schweine hervor kamen, so verschonten wir die gemeiniglich, und verfolgten nur die Wölfe, von denen ich manche mit meinem Degen

tödtete,

tödtete, und auch einmahl auf die Art ein wildes Schwein, wiewol nicht ohne meine und meines Pferdes grosse Gefahr.

So brachte ich den ganzen Sommer zu, theils mit diesen Uebungen, theils mit Besuchen des Herzogs von Montmorency in seinem schönen Hause zu Chantilly, das, in Ansehung seiner Schönheit und Lage, seines gleichen nicht hat. Und fürwahr, wie sehr dies Haus nebst dem Gehölze von grossen Fürsten geschätzt worden, kann man aus zwo kleinen Erzählungen abnehmen, die ich hier einschalten will.

Karl V, der grosse Kaiser, der zu Franz I Zeiten durchreisete, ward einige Zeit in diesem Hause von einem Herzoge von Montmorency, der ebenfalls Connetable von Frankreich war, aufgenommen. Als er diesen Pallast, nebst dem anstossenden Gehölze, in Augenschein genommen, sagte er, er mögte gerne eine seiner Provinzen in den Niederlanden für einen solchen Platz geben, indem, wie er dächte, nirgend wo eine solche Lage wäre.

Heinrich IV war auch sehr begierig auf dies Haus, und erbot sich, einen jeden von seinen Pallästen mit weit mehr Land, als dies daherum

werth

werth wäre, dagegen zu geben; der Herzog von Montmorency aber gab diese schlaue Antwort: „Sire, das Haus ist Ihres, aber erlauben Sie mir, daß ichs an Ihrer Statt bewohne.„

Als ich an die acht Monate zu Merlou zugebracht hatte, begab ich mich zu dem Herzog von Montmorency nach Chantilly, und nachdem ich mich für seine gütige Aufnahme wohl bedankt hatte, nahm ich von ihm Abschied, und ging nach Paris. Als ich eben abzureisen bereit war, kam einer seiner Edelleute zu mir, und sagte: „Sein Herr wolle mich nicht abreisen „lassen, ohne mir ein Geschenk zu schicken, das „ich, als einen Beweis seiner Zuneigung, an „nehmen mögte;„ worauf man mir einen Zelter brachte, den der Herzog ausdrücklich in Spanien hatte kaufen lassen, und der ihm fünf hundert Kronen kostete. Die Grösse dieses Geschenks, nebst vielen andern Höflichkeiten, die ich genossen hatte, setzten mich in nicht geringe Verlegenheit, indem ich nicht wußte, wie ich sie erwiedern sollte. Ich hätte gern meine Pferde gegeben, die sehr viel werth waren, ich hielte sie aber für ein zu geringes Geschenk. Der Herzog, der meine Gedanken merkte, bat mich auch bey aller meiner Liebe zu ihm, „daß ich an keine

„Erwiederung gedenken sollte, so lang ich in „Frankreich wäre; wollte ich ihm aber, wenn „ich nach England zurück käme, eine Stute „schicken, die einen guten Paß ginge: so würde „ich ihm viel Vergnügen machen.„ Ich sagte dem Boten, „daß ich mich bemühen würde, so „wol auf diese, als auf jede andere Art, meine Dankbarkeit an den Tag zu legen;„ und ließ ihn mit einer guten Belohnung von mir.

Als ich nach Paris kam, fand ich, vermittelst der Empfehlung unseres Herrn Gesandten, in dem Hause des unvergleichlichen Gelehrten Isaak Kasaubons, aus dessen gelehrten Unterredungen ich grossen Nutzen schöpfte, eine sehr gute Aufnahme. Ausserdem legte ich mich fleissig auf die Waffenübung, übte mich das Schulpferd zu reiten, die Laute zu spielen und, nach den Regeln der französ. Meister, zu singen.

Bisweilen begab ich mich auch nach dem Hofe des französischen Königes Heinrichs IV, der mich mit grosser Herablassung empfing, und mich umarmte, auch eine Zeitlang in seinen Armen fest hielt. Zu Zeiten ging ich auch an den Hof der Königin Margaretha, wo ich vielen Bällen und Mummereien beywohnte, bey welchen Gelegenheiten die Königin mich allezeit ne-

ben sich sitzen ließ, nicht ohne Bewunderung des einen, und den Neid des andern, die gewohnt waren, diese Gnade zu haben. Ich will einen Vorfall erzählen, der mir, während meines Aufenthalts daselbst, begegnet ist.

Als einmahl alles zu einem Ball fertig gemacht war, und ein jeder seinen Plaz eingenommen hatte, ich selbst auch neben der Königin saß, und wir nunmehro erwarteten, daß die Tänzer würden herein kommen, so klopfte jemand an die Thüre, meinem Bedünken nach, etwas ungestümer, als es sich für eine Person von feiner Lebensart schickte. Ich erinnere mich, daß, als er herein kam, die Damen sich einander schnell zuflüsterten, „Herr Balagny,„ worauf ich auch sahe, daß die Damen und Herren, eins nach dem andern, ihn baten, daß er sich zu ihnen setzen sollte, und was noch mehr ist; wan ein Frauenzimmer eine Zeitlang seine Gesellschaft genossen hatte, so sagte eine andere: „Sie haben ihn lange genug gehabt, nun muß „ich ihn haben.„ Wiewol ich mich nun über diese ihre kühne Höflichkeit wunderte: so erstaunete ich doch noch darüber desto mehr, da ich an der Person dieses Herrn keine ungewöhnliche Schönheit wahrnehmen konnte. Seine Haare, die kurz abgeschnitten waren, fielen ins Grauliche,

seine Weste hing ihm ganz los auf dem Leibe, als ein Hemde, und seine Beinkleider waren von schlechtem grünen Tuch. Ich erkundigte mich bey einigen Herumstehenden, wer er wäre? und man sagte mir: er wäre einer der bravesten Leute in der Welt, indem er acht bis neun Leute im Zweikampf erlegt hätte, und daß deswegen die Damen so viel von ihm machten; indem alles französische Frauenzimmer sehr viel auf tapfere Leute hielte, weil es glaubte, daß es aus nichts in der Welt, ihrer Ehre unbeschadet, so vieles machen könnte. Obgleich dieser Kavalier schon halb einen grauen Kopf hatte, so war er doch noch nicht dreissig Jahr alt; und ich habe seiner hier um desto eher erwähnen wollen, weil nachgehends bey der Belagerung von Jülich zwischen ihm und mir ein und anderes vorfiel, das ich an seinem Orte erzählen werde.

Nachdem ich auf diese Art den ganzen Winter, bis zum Ausgang des Jenners, zugebracht, so nahm ich meinen Abschied vom französischen Hofe; bey welcher Gelegenheit die Prinzessin von Conti mir einen Schleier gab, den ich von ihrentwegen der Königin Anna zum Geschenk nach England mitnehmen sollte; welches ich annahm. Als ich nach London kam, und bey Hofe erschien, küssete ich Sr. Majestät die Hand, und

und berichtete ihm einige Umstände von Frankreich. Das Geschenk, so ich an Ihre Majestät abzuliefern hatte, wollte ich lieber durch eine ihrer Hofdamen abgeben, als deswegen um eine persönliche Audienz anhalten; allein Ihro Majestät, die damit nicht zufrieden waren, befehligten mich, Derselben aufzuwarten, und legten mir verschiedene, diese Prinzessin und die Höfe in Frankreich betreffende Fragen vor, und sagten: daß Sie zu anderer Zeit weiter mit mir sprechen würden; daher Sie mir befahlen, Ihnen öfterer aufzuwarten, und wünschten von mir zu wissen, was sie wieder dafür für ein Geschenk der Prinzessin schicken sollten?

Einige Wochen darnach kehrte ich zu meiner Gattin und Familie zurück, wo ich meine Zeit theils mit Studiren, theils mit Reiten auf Schulpferden, womit mein Stall wohl versehen war, zubrachte. Kein Pferd hielt ich so hoch, als den Zelter, den ich aus Frankreich gebracht hatte, und der mich so liebte, daß er keinen Menschen sonst auf sich sitzen ließ, oder ihm nur nahe zu kommen, wan ich darauf saß, erlaubte; denn es war ein sehr wildes Pferd. So bald ich in den Stall kam, so wieherte es; und wan ich ihm näher trat, so leckte es mir die Hand, auch die Backen, wenn ich es zuließ; aber zu

gleicher Zeit ließ es auch keinen Menschen nahe an seine Füsse kommen. Sir Thomas Lucy hätte mir gerne 200 Pfund für dies Pferd gegeben; wiewol ich dies Geld aber nicht annehmen wollte, so ließ ich ihm doch das Pferd, als ich nach den Niederlanden reisete, und es starb nicht lange darnach. Der Krieg, der wegen Kleve, Jülich und andern Provinzen zwischen den Niederlanden und Deutschland entstanden war, gab mir Gelegenheit dorthin zu gehen. Der Prinz von Oranien beschloß, die Stadt Jülich zu belagern; und als Lord Chandes und ich aus England nach Flandern übergingen, fanden wir die Belagerung nur eben angefangen, und die niederländische Armee, die von 4000 Engländern, unter Befehl des Sir Edward Cecil, unterstützt ward. Dies war im Jahr 1610. Wir waren hier nicht lange gewesen, als der Marschall von Chartres, statt Heinrichs IV, der von dem Bösewicht Ravaillac war ermordet worden, mit einer tüchtigen franz. Armee ankam, unter der sich auch der obgedachte Herr Balagny als Oberster befand. Sir Edward Cecil war ein sehr thätiger General, und pflegte oft, während dieser Belagerung, in Person zur Nacht aus zugehn, um etwan verlohrne Schildwachen aufzuheben; dabey mußte ich ihn dan, auf sein Verlangen, allemahl begleiten, und wir wagten beide dabey

gar öfters sehr viel; denn indem die erste Schildwache zur zweiten, und die zweite sich zur dritten zurück zog, so mußten wir gemeiniglich drey Flintenschüsse aushalten, ehe wir wozu kommen konnten; wiewol wir hernach auch einiges Vergnügen hatten, wan wir sie verfolgten, und, mit dem Degen in der Faust, bis unter ihre Hauptwache zurück jagten.

Einmahl, als Sir Edward Cecil und ich an die Approchen kamen, die Herr von Balagny gegen eine Bastion der Stadt angelegt hatte, sagte Balagny zu mir, in Gegenwart des Sir Edward Cecil und verschiedener englischer und französischer Officiere: „Man sagt, „daß Sie einer von den tapfersten Leuten in ihrer „Nation sind, und ich bin Balagny, laß uns „sehen, wer über den andern ist!„ Hierauf sprang er plötzlich, mit dem Degen in der Hand, aus den Laufgräben; ich machte es wie er, folgte ihm augenblicklich nach, zugleich bestrebte sich ein jeder von uns dem andern zuvor zu kommen. Da die Leute auf den Wällen der Stadt und auf der Kortine das sahen; so kamen wenigstens 3 bis 400 grosser und kleiner Kugeln auf uns zugeflogen; weil wir aber immer gerade aus liefen, und einer den andern überlaufen wollte, so fielen die Kugeln zwischen uns und dem Laufgraben, aus

dem wir gesprungen waren. Als Balagny solchen Hagel von Kugeln sahe, sagte er: „Hier „ist es sehr heiß;„ ich antwortete kurz: „Sie „müssen zuerst zurück wenden, oder ich wende „mich nie.„ Hierauf lief er, was er konnte, gegen den Laufgraben, wobey er sich etwas krum machte; ich, für meinen Theil, folgte ihm mit mehr Musse und aufgerichtet, und kam doch eher in den Laufgraben, als sie auf den Wällen wieder laden konnten. Als dem Prinzen von Oranien dies Stückgen erzählt ward, sagte er: „es „sey eine sonderliche Bravade von dem Balagny, „und wir wären einem unvermeidlichen Tode ent„gegen gelaufen.„

Während dieser Belagerung trug sich zwischen mir und dem Lord Howard von Walden, ältesten Sohn des Grafen von Suffolk, damahls Lord Ober-Schatzmeisters von England, ein eigner Handel zu, den ich, um allen falschen Nachrichten vorzubeugen, treulich erzählen will. Dieser Lord, der auf einem Gastmahl gewesen war, wo man reichlich getrunken hatte, kam in des Sir Edward Cecil's Quartier, und indem ich, einer ganz geringen Sache wegen, auf eine lustige Art mit ihm sprach: nahm er das für diese Zeit so übel auf, daß er gewaltsamer Weise auf mich zu lief; dies ward ich sobald nicht gewahr, als

als ich auf mehr als dem halben Wege ihm entgegen ging. Indessen hatte die Gesellschaft so gut auf uns Acht, daß sie uns von einander brachte, ehe noch ein Hieb geschahe. Dem sey aber wie ihm wolle, da er auf mich zu gekommen war, so hielt ich dafür, daß ich ihm den Tag darauf eine Ausforderung schicken müßte, wobey ich ihm sagen ließ, „wenn er etwas mit mir aus zu „machen hätte, so wollte ich an einem Orte, „wo uns niemand hindern könnte, mit ihm zu„sammen kommen.„ Kurz darauf kam von seinet wegen Sir Thomas Payton zu mir, und sagte: „daß der Lord sich mit mir schlagen wolle, „zu Pferde und auf den Degen,„ und, setzte er hinzu: „ich werde sein Beistand seyn; wo ist „der Ihrige?„ Ich antwortete: „daß weder Sr. „Herrlichkeit noch ich abgerichtete Pferde mit uns „genommen hätten, daß ich wohl wüßte, daß „er sich eher, als ich, eines würde borgen können; „allein, dem ungeachtet, würde er mich zu Pfer„de oder zu Fusse antreffen, wenn ich nur den Platz „wüßte, den er erwählt hätte.„ Hierauf ritten wir beide auf zween Wallachen an einer Seite eines Waldes, und Payton sagte: „daß er die„sen Platz erwähle, und die Zeit solle Morgen „mit Anbruch des Tages seyn.„ Ich sagte ihm: „daß ich mich zu rechter Zeit auf dem „bestimmten Platz einfinden würde, ob ich gleich

„nicht wüßte ein besseres Pferd zu bekommen, „als diesen Stümper, auf dem ich ritte; und, „was den Beistand anbetrift,„ setzte ich hinzu: „so verlaß ich mich auf Ihre edle-Gesinnung, und „weiß gewiß, daß Sie keinem von uns Unrecht „thun werden, wenn Sie gleich, um auf sei„ner Seite zu seyn, kommen werden.„ Er drang nochmahls in mich, für einen Beistand zu sorgen; ich sagte ihm: „ich könnte für nie„manden gut sagen, als für mich allein, und, „wenn ich mit einem meiner Freunde bey der Ar„mee darüber sprechen sollte, so würde die Sache „ohne Zweifel auskommen und hintertrieben „werden.„

Kaum hatte er mich verlassen, als der Abend einbrach, und ich beschloß, die ganze Nacht unter einer schönen Eiche zu schlafen; mein Pferd band ich mit seinem Zaum an einen andern Baum. Ich hatte noch nicht zwo Stunden geruhet, als ich ein Feuer gewahr ward, das mir näher zu seyn schien, als ich es an einem so einsamen Ort für möglich hielt; und da mich die Neubegierde überfiel, zu wissen, was das bedeutete, so setzte ich mich wieder zu Pferde, und war nicht weit geritten, als ich aus den Reden der Soldaten, die daselbst waren, erkannte, daß ich in den schottländischen Quartieren wäre.

Da

Da ich in einem Stalle ein sehr schönes Pferd fand, das abgerichtet war, so wollte ich wissen, ob es für eine ansehnliche Summe mögte verkauft werden? ein Soldat antwortete, daß es ihres Hauptmanns, Sir Jakob Erskine's, bestes Pferd sey. Ich fragte nach Sir Jakob; der Soldat aber sagte, daß er nicht im Quartier wäre. Ich fragte nach seinem Lieutenant, und der Soldat ging höflich, und bat ihn, zu mir heraus zu kommen. Dieser Lieutenant hieß Montgomery, und stand in dem Rufe eines tapfern Mannes; ich sagte zu ihm, daß ich gerne ein Pferd, und, wo möglich, dasjenige kaufen wollte, das ich vor einem Augenblick gesehen hätte; er sagte mir aber, daß da keines zu verkaufen wäre. Ich erbot mich, ihm 100 Pfund zu Pfande zu lassen, wenn er mir ein gutes Pferd auf ein oder zween Tage leihen wollte; ausserdem wollte ich ihm noch ein Geschenk zur Dankbarkeit geben, wan ich ihm das Pferd wieder zustellte.

Obgleich der Lieutenant mich nicht kannte, so muthmassete er doch, daß ich etwan eine Fehde hätte, und daß ich das Pferd verlangte, um eines Zweikampfs willen; demnach sagte er zu mir: „Mein Herr, Sie mögen seyn, wer Sie „wollen: so müssen Sie doch ein würdiger Mann „seyn,

„seyn, und Sie sollen das beste Pferd haben,
„das im Stalle ist; und wo Sie eine Fehde
„und keinen Beistand haben, so erbiete ich mich,
„Ihnen auf einem andern Pferde zu Dienste zu
„stehn; und wollen Sie mir, auf diese Bedin-
„gung, erlauben, daß ich Sie begleiten darf,
„so verlange ich kein Pfand wegen des Pferdes.„
Ich sagte ihm, „daß ich keinen Beistand neh-
„men wollte; und bat ihm, die 100 Pfund,
„die ich bey mir hätte, zu Pfande zu nehmen,
„und in kurzem sollte er Nachricht von mir haben,
„und wan ich gleich seine großmüthige Anerbie-
„tung, mich zu begleiten, nicht annehme, so
„würde ich ihm doch Zeit Lebens verbunden
„bleiben,„ worauf ich ihm meinen Beutel mit dem Gelde gab, mich auf sein Pferd setzte, und ihm meines zurück ließ.

Als ich auf diese Art weggeritten, und ei-
wan um 12 Uhr in der Nacht in dem Walde war, wo ich hergekommen, stieg ich vom Pfer-
de ab, und ruhete da bis an den Morgen. Als der Tag anbrach, setzte ich mich zu Pferde, und erwartete den Lord Walden mit seinem Beistan-
de. Die erste Person, die erschien, war ein Schottländer [der, wie ich hernach erfuhr, von der Lady Walden abgeschickt war, und] der mich nicht so bald erblickte, als er mit aller Eile

zurück

zurück lief. Ungefehr zwo Stunden darnach kam Sir Wilhelm St. Leiger, und sagte, daß er die Ursache wüßte, warum ich hier wäre; daß die Sache dadurch ausgekommen, daß der Lord Walden so früh aufgestanden wäre; und daß dreissig bis vierzig Leute ausgeschickt wären, unsere Zusammenkunft zu hindern. Kurz darauf kamen noch viel mehrere an den Ort, wo ich war, und sagten zu mir: „ich müßte mich „nicht schlagen.„ Ich blieb noch zwo Stunden da; weil ich aber sahe, daß noch mehr Gesellschaft kam, so ritte ich wieder nach dem schottländischen Quartier, gab mein Pferd ab, empfing mein Geld und Pferd von dem Lieutenant Montgomery, und begab mich wieder nach dem französischen Quartier, um eine schickliche Zeit abzuwarten, da ich wieder an den Lord Walden kommen könnte.

Indem ich mich unter den Franzosen aufhielt, erinnerte ich mich der Bravade des Herrn Balagny, und ging zu ihm, und sagte ihm, „ich „wüßte, daß er ein tapferer Mann wäre, und „da er mich einmahl auf die Probe gesetzt, als „ich neulich mit ihm in seinen Laufgräben gewesen, „so wolle ich ihn nun auch auf die Probe stellen.„ Dabey sagte ich: „ich hätte gehört, daß er eine „schöne Gebieterin hätte, und daß die Schärpe,

„die

„die er trüge, ein Geschenk von ihr wäre, und „daß ich behaupten wollte, daß ich eine würdi„gere Geliebte hätte, als er, und daß ich für sie so viel thun wolle, als er, oder irgend ein an„derer für die seinige.„ Balagny sahe mich hierauf lustig an, und sagte: wenn wir sehen wollen, wer unter uns der tüchtigste ist, seine Geliebte zu bedienen, so - - - giebt es andere Mittel *) - - - - er, für seinen Theil, werde sich um solcher Fehde willen nicht schlagen. Ich sahe ihn darauf mit einer verachtenden Miene an, und sagte zu ihm: „daß er nicht als ein Kava„lier spräche„ - - - - weil er aber darauf nichts antwortete, so ritte ich davon nach dem englischen Quartier, wo Sir Thomas Sommerset, den ich, nebst noch 11 bis 12 andern Officieren, antraf, mit beleidigenden Worten mich zu Rede stellete, daß ich mit dem Lord Walden Händel gehabt hätte. Ich sprang gleich vom Pferde und zog meinen Degen, welches er so bald nicht sahe, als er auch den seinigen zog, welches ihm die ganze Gesellschaft nach that. Hierauf lief ich mitten unter sie, fing einige ihrer Stösse auf, machte mich besonders an ihn, nachdem ich einen seiner Stösse aufgefangen hatte, und

*) Der Wohlstand verbietet es, die ganze Antwort zu übersetzen. (H.)

und würde ihn gewiß durchgerennt haben, wenn nicht ein gewisser Lieutenant Pritchard mich in diesem Augenblick bey der Schulter gefaßt, und auf die Seite gekehrt hätte: doch erholte ich mich gleich wieder, rennte zum zweiten mahl auf ihn los, welches er aber gewahr ward, und mit seiner Gesellschaft sich in die Gezelte zurück zog, doch aber so eilfertig nicht, daß ich nicht noch einen gewissen Proger, und andere, die mit ihm waren, hätte beschädigen können. Weil ich nun nichts mehr zu thun fand, so setzte ich mich wieder zu Pferde, und hatte nur empfangen: eine geringe Wunde aussen auf den Ribben und zween Stösse, einen durch meine Wammsschösse und den andern durch die Beinkleider, und ungefehr 18 Hiebe auf den Degen und Degengefäß.

Nicht lange darnach, als die Stadt über gegangen war, und sich ein jeder auf seinen Weg nach Hause machte, schickte ich wieder einen Herrn an den Lord Walden ab, und bot ihm an, ihm mit dem Degen in der Faust zu begegnen; er schlug es aber auf keine feine Art ab.

Nachdem ich von Sir Edward Cecil Abschied genommen, und auf meiner Rückreise nach Hause nach Düsseldorf gekommen war, hatte ich mich noch nicht zwo Stunden in dieser Stadt auf

gehal-

gehalten, als ein gewisser Lieutenant Hamilton mir einen Brief von Sir Jakob Erskine brachte, der ebenfalls in der Stadt war. Der Inhalt war: „Daß sein Lieutenant ihm gesagt „hätte, daß ich mit seiner des Erskines Einwilligung sein Pferd entlehnt hätte; daher verlange er, daß ich unter zwey Dingen eines „wählen sollte: entweder sollte ich die Worte, „von welchen er in seinem Gewissen glaube, daß „ich sie nicht gesagt hätte, zurück nehmen; oder, „wo ich sie rechtfertigen und für die meinigen „erkennen wollte, so sollte ich ihm Zeit und Ort „bestimmen, wo er sich mit mir schlagen könne.„ Nachdem ich eine Weile überlegt hatte, was ich in diesem Fall zu thun hätte; so sagte ich zu dem Lieutenant Hamilton: „daß ich mich auf meiner Ehre verbunden hielte, den edlern Theil „dieses Vorschlages anzunehmen, nämlich mich „mit dem Hauptmann zu schlagen, da es mir „vielleicht alsdan leicht genug wäre zu sagen, „daß ich sein Pferd auf andere Bedingung gehabt, als es ausgesprengt wäre.„ Hierauf gab ich ihm das Maaß meines Degens, und sagte zu ihm: „so bald er einen andern von gleicher Länge ausgesucht hätte, so würde ich mich „mit Erskine schlagen, wünschte aber sehr, daß „er eilen mögte, weil ich gerne, so bald, als „möglich, die Sache mögte ausgemacht haben.„

Als Hamilton zurück gieng, begegnete er dem Montgomery, und erzählte ihm, was vor ginge; worauf dieser ohne Bedenken antwortete: „Ich sehe, daß dieser großmüthige Edelmann „sich lieber schlagen, als mir widersprechen will; „allein, daß ich eine Lüge gesagt, muß keine „Gelegenheit seyn, daß mein Hauptmann oder „er ihr Leben wagen.„ Er ging sogleich zu Sir Jakob, und erzählte ihm den ganzen Verlauf der Sache, wegen des Entlehnen des Pferdes; welches dieser nicht so bald gehört hatte, als er den Lieutenant Hamilton wieder zu mir schickte, und mir melden ließ: „er hätte voll„kommene Genugthuung, und hätte mir nichts „zu sagen, als daß er mein unterthäniger Die„ner sey, und daß es ihm leid thäte, daß er „mich je auf diese Art befragt hätte.„ Doch dem sey, wie ihm wolle, Sir Jakob wollte den Lieutenant Montgomery, wegen seiner Aufführung bey diesem Handel, kassiren, ich bat aber für ihn bey dem Prinzen von Oranien, auf dessen Vorbitte er seine Stelle behielt.

Nachdem ich einige Zeit an dem Hofe zu Brüssel zugebracht, begab ich mich von da nach Calais, wo ich ein Schiff nahm, und zu Dover, nachgehends auch zu London, glücklich ankam. Kaum war ich zween Tage da gewesen, als die

Herren des geheimen Raths mich fordern liessen, und meine Fehde zwischen dem Lord Walden und mir schlichteten. Und nunmehr stand ich, falls ich es ohne Eitelkeit sagen darf, sowol bey Hofe, als in der Stadt, in grosser Achtung, und viele von den Grössesten suchten meinen Umgang, wiewol ich vor der Zeit nicht die geringste Bekanntschaft mit ihnen gepflogen. Richard, Graf von Dorset, mit dem ich sonst gar nicht bekannt war, bat mich einmahl zu sich, nach Dorset-Haus, wo er mich in seine Gallerie führete, und mir viele Gemählde zeigte; zuletzt führte er mich auch zu einem Gemählde, das mit grünem Tafft verhangen war, und fragte mich, was ich wol dächte, wer dahinter wäre? Zu gleicher Zeit zog er den Vorhang weg, und zeigte mir mein eigenes Bildniß; ich fragte ihn: wie Se. Herrlichkeit dazu käme? er sagte: „er „hätte so viele tapfere Thaten von mir gehört, „daß er sich eine Kopie von dem Gemählde ver„schaft, das ein gewisser Mahler Larkin für „mich gemacht hätte, und davon das Original „dem Sir Thomas Lucy bestimmt war.„ Doch nicht nur der Graf von Dorset, sondern auch eine Person, die zu groß ist, als daß ich sie hier nennen sollte, (Königin Anna) hatte eine andere Kopie von diesem Larkin, die sie nachgehends in ihrem Kabinet aufstellte (ohne daß ich

das

das Geringste von dem allen wußte), welches denen, die diesen Abriß nach ihrem Tode sahen, zu mehr Gerede Anlaß gab, als ich wünschen dürfte; und ich kann es mit Wahrheit sagen, daß es mir, aus mehr Ursachen, als ich an zu führen für gut finde, nachtheilig gewesen, daß man so viel Abbildungen von mir genommen hat.

Es war auch ein gewisses Frauenzimmer, Gemahlin des Ritters Sir Johan Ayres, die ebenfalls Mittel gefunden hatte, vom Larkin eine Kopie von meinem Bildniß zu bekommen, das sie dem Mahler in Blackfriars, Isaak Oliver, gab, daß er es, nach seiner Manier, ins kleine bringen sollte; hierauf ließ sie es in Gold und Schmelzwerk einfassen, und trug es um den Hals, so niedrig, daß es unter ihren Brüsten versteckt war; welches dem Sir Johan Ayres, als er es entdeckte, mehr Anlaß zur Eifersucht gab, als nöthig gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, wie unschuldig ich an allem dem war, was ihm, oder seiner Gemahlin, zum Nachtheil gereichen konnte, sintemahl ich mir auch nicht einmahl träumen ließ, daß sie mein Bildniß hätte, oder mehr, als gewöhnliche Zuneigung zu mir trüge; es ist wahr, sie hatte eine Stelle am Hofe, und wartete der Königin Anna auf, und ausserdem, da sie vortreflichen

Witz besaß, und sehr angenehme Gespräche führete, so hatte sie sich grosse Aufmerksamkeit zu gezogen: nichts desto weniger ging zwischen uns nie was vor, als gemeine Höflichkeit, ob ich gleich gestehe, daß ich glaube, daß sie keine Mannsperson lieber sahe, als mich, in Ansehung dessen ich folgenden Vorfall anführen kann.

Als ich einmahl in ihr Gemach trat, sahe ich durch die Gardinen, wie sie, mit einem Wachslicht in der einen, und mit obgedachtem Gemählde in der andern Hand, auf dem Bette lag. Als ich darauf etwas dreist zu ihr trat, blies sie das Licht aus, und versteckte das Gemählde vor mir; weil ich begierig war zu wissen, was es wäre, steckte ich das Licht wieder an, und fand, daß es mein Bildniß war, das sie mit mehr Aemsigkeit und Leidenschaft ansah, als ich schwerlich geglaubt hätte. Ich hätte diese Begebenheit gerne übergangen, sie gab aber zu einer blutigen Geschichte Anlaß, die nachgehends daraus entstand; ich muß aber vor dem ewigen Gott erklären, daß ihre Ehre unbefleckt blieb. Und nun schickte eine hohe Person am Hofe verschiedene mahle zu mir, und ließ mir sagen, daß ich ihr meine Aufwartung machen mögte; ich gehorchte zwar diesen Aufforderungen, aber, Gott weiß, daß ich so oft, als es nur ohne ihren

Unwillen

Unwillen zu besorgen, geschehen konnte, zu ihr zu kommen abschlug; und das that ich nicht nur aus anständigen Ursachen, sondern auch, um aufrichtig zu sagen, deswegen, weil zwischen mir und einer andern Dame, die, wie ich glaube, die schönste zu ihrer Zeit war, eine solche Zuneigung statt hatte, daß mich nichts davon abwendig machen konnte. Ich war nicht lange in London gewesen, als mich ein heftiges hitziges Fieber überfiel, das mich fast in den Tod brachte, doch erlangte ich nach und nach meine Gesundheit wieder. Indem ich mich auf einem guten Wege zur Besserung befand, liessen verschiedene großmüthige Leute mir hinterbringen, daß Sir Johan Ayres mich auf meinem Bette um zubringen gedächte, daher sie wünschten, daß ich mich und mein Zimmer wohl in Acht nehmen mögte. Ich bat darauf den Lord Powis, daß er dem Ayres sagen mögte, „daß ich mich sehr „über die Nachricht wunderte, die man mir hin„terbracht hätte, weil ich mir gar keinen Grund „davon denken könnte; doch, wenn er etwas „mit mir auf gute und edle Art auszumachen „hätte, so wollte ich ihm unsere Zusammenkunft „bestimmen, so bald ich nur Stärke genug hätte, „auf den Füssen zu stehen.„ Lord Powis brachte mir von ihm eine so zweideutige Antwort, daß er, was auch immer seine Meinung seyn mögte,

seine eigentliche Absicht mir noch nicht erklären wollte, die aber, wie ich nachher einsahe, wirklich keine andere war, als daß er mich auf eine oder andere Art umbringen wollte, indem er, wiewol fälschlich, sagte, ich hätte seine Gemahlin entehret.

Nach diesem, als er sahe, daß er auf keine andere, als verrätherische Weise einen Vortheil über mich gewinnen könnte, so beschloß er, mich auf folgende Art zu ermorden. Als er hörte, daß ich zu Pferde, blos mit zween Bedienten, nach Whitehall gekommen wäre, so lauerte er auf mich mit vier Leuten, die alle bewafnet waren, um mich umzubringen, wan ich zurück reiten würde. Als ich an den Ort kam, wo er sich mit seinen Leuten versteckt hatte, lief er, ohne mir nur die mindeste Warnung zu geben, mit einem Degen und einem Dolch wüthend auf mich los, verwundete aber, statt mich, mein Pferd in der Brust, und gleich darauf in der Schulter. Wiewol nun mein Pferd dadurch furchtsam ward, so gewann ich doch Zeit, meinen Degen zu ziehen. Hierauf umringten mich seine Leute, und verwundeten mein Pferd noch an drey Stellen, da es dan so ausschlug und sich warf, daß sich keiner unterstehen durfte, mir näher zu kommen. Dieses Vortheils bediente ich mich,

aus

aus aller meiner Macht auf den Sir Johan Ayres einzuhauen, er wendete aber den Hieb mit seinem Degen und Dolche ab. Anstatt ihm Leides zuzufügen, zerbrach ich meinen Degen innert einen Fuß vom Gefäß, da ich dan vom Pferde absteigen wollte. Kaum aber hatte ich einen Fuß auf die Erde gesetzt, als Sir Johan Ayres, der es auf mich absahe, wieder auf das Pferd los ging, da dan dieses, als es das merkte, auf der Seite, wo ich abstieg, so auf mich andrang, daß es mich niederwarf, und ich der Länge nach auf die Erde fiel, mit einem Fuß in dem Steigbügel, und in der rechten Hand das Stück vom Degen. Hierauf lief Sir Johan Ayres um das Pferd herum, und wollte mich mit seinem Degen durchstossen. Als ich nun sahe, in welcher Gefahr ich war, langte ich mit beiden Händen nach seinen Füssen, und zog sie zu mir, bis er rücklings auf den Kopf niederfiel; und da hatte ich nun Zeit, indem einer meiner Leute den Fuß aus dem Steigbügel los machte, auf die Beine zu kommen, und mich mit dem armseligen Ueberbleibsel meines Gewehrs in die beste Verfassung zu setzen, die möglich war. Unterdessen war Sir Johan Ayres auch aufgekommen, und hatte von jeder Seite zween Leute und seinen Bruder hinter sich. Ich rennte gewaltiglich auf ihn an; er aber, weil er wußte, daß mein Degen

keine Spitze hatte, hielt seinen Degen und Dolch über seinen Kopf, weil er glaubte, daß ich eher hauen, als stossen könnte. So bald ich das gewahr ward, brachte ich ihm mitten auf der Brust einen tüchtigen Stoß bey, so, daß ich ihn mit solcher Gewalt nieder schlug, daß er mit dem Kopf zuerst fiel, und die Füsse in die Höhe warf. Hierauf griffen seine Leute mich an, und Sir Johan, der wieder aufstand, gab mir mit seinem Dolch in der rechten Seite einen Stich, der die Ribben längs herunter, bis an die Hüfte reichte; er mußte aber den Dolch, der in mir steckte, bald fahren lassen. Sir Heinrich Cary, nachgehends Lord Faulkland, riß ihn heraus, und ich, der ich mich an Sir Johan Ayres machte, warf ihn zum dritten mahl nieder, warf mich auf meinen Knien auf ihn; hieb mit meinem Stück Degen so gewaltig auf ihn zu, als ich konnte; verwundete ihn an unterschiedenen Stellen, und hieb ihm bey nahe seine linke Hand ab. Seine beiden Leute hieben unterdessen auf mich zu; seine Freunde aber, die wol sahen, daß er in Gefahr war, zogen ihn mir zwischen den Füssen weg, und führten ihn in einem Boote über den Fluß. Ich blieb Meister von dem Platz und von seinen Waffen; begab mich in das Haus eines Freundes an dem Ufer, und ein Wundarzt, der meine Wunden

besich-

besichtigen mußte, fand, daß sie nicht tödtlich waren, und heilete sie in Zeit von einigen zehn Tagen, während welcher ich viele edle Besuche und Botschaften von den vornehmsten Leuten im Königreiche bekam. Als ich mich ganz wieder hergestellt fand, bat ich Sir Robert Harley, daß er zu Sir Johan Ayres gehen, und ihm sagen mögte: „daß, ob ich gleich glaubte, daß „er nicht so viel Ehre übrig hätte, daß ich einigermassen begierig seyn könnte, sie ihm zu rauben; so verlangte ich doch, ihn mit dem Degen in der Faust auf dem Kampfplatz zu sehen.„ Seine Antwort war: „daß ich seine Gemahlin „entehrt hätte, und daß er mich mit einer Flinte „aus dem Fenster todt schiessen wolle.„

Die Herren des geheimen Raths, die erst nach meinem Degen geschickt hatten, um das kleine Bruchstück eines Gewehrs zu sehen, mit dem ich mich so geholfen hatte, daß vielleicht etwas ähnlichts auf keine glaubwürdige Weise je ist gehöret worden: liessen hernach uns beiden ansagen, daß wir vor ihnen erscheinen sollten. Allein ich, der ich mich mit Fleiß entfernet hatte, schickte einen gewissen Humphrey Hill mit einer Ausforderung an ihn ab, die er sich anzunehmen weigerte, worauf Humphrey Hill sie auf die Spitze seines Degens steckte, und so vor ihm,

in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, nieder fallen ließ.

Die Herren des geheimen Raths hatten nunmehro Befehl gegeben, den Sir Johan Ayres zu greifen, und da ich sahe, daß ich sonst nichts anders thun konnte, so unterwarf ich mich ihnen gleichfalls. Sir Johan Ayres hatte nunmehr allenthalben öffentlich ausgesprengt: daß die Ursache seiner Eifersucht, folglich auch seines Angriffs auf mich, von dem Geständniß seiner eigenen Gemahlin herrührte. Sie nun, um so wol ihre eigene Ehre zu retten, als auch mich von der Beschuldigung zu befreien, schickte ihrer Muhme, der Lady Crook, einen Brief, dieser Sache wegen, zu, dessen Inhalt war: „Daß „ihr Gemahl, Sir Johan Ayres, fälschlich „lüge, wan er sage, daß ich sie entehrt hätte; „am allerschändlichsten aber lüge er, wan er sage, „daß er dieses aus ihrem eigenen Geständniß „wisse, indem sie nie etwas dergleichen gesagt „hätte.„

Diesen Brief gab mir die Lady Crook gerade zur bequemsten Zeit, als ich eben vor den geheimen Rath trat, der bey der Untersuchung mit Sir Johan Ayres gefunden hatte, daß er noch bey dem Bekenntniß seiner Gemahlin beharrete.

Da

Da er jetzt abgetreten war, wurde nach mir geschickt, und der Herzog von Lennox, nachgehends von Richmond, sagte zu mir, daß dies die Ursache seiner Händel und die einzige Entschuldigung wäre, die er, wegen seines Angrifs auf mich, vor sich hätte. Ich begehrte, daß Se. Herrlichkeit diesen Brief lesen mögten, der mir, wie ich ihm sagte, in dem Augenblick, da ich in das Zimmer trat, wäre gegeben worden. Der Brief wurde öffentlich von einem Geheimschreiber vorgelesen; worauf der Herzog sagte, er hielt den Sir Johan Ayres für den elendesten Mann auf dem Erdboden, indem nicht nur seine Gemahlin ihn Lügen gestraft, sondern auch sein Vater ihn darum enterbt hätte, daß er auf solche barbarische Weise mich umzubringen gesucht. Und dies war, wie ich nachgehends erfuhr, wirklich wahr. Daher empfohl er mir, im Namen Sr. Majestät und aller Herren des geheimen Raths, daß ich künftig weder eine Ausforderung dem Sir Johan Ayres zuschicken, noch eine Botschaft, die einen Zweikampf beträffe, von ihm annehmen sollte; welchem Befehl ich nachkam. Doch muß ich nicht auslassen zu erzählen, daß einige Jahre darnach, als Sir Johan Ayres von Irland zurück kam, und durch Beaumaris ging, wo ich mich damahls aufhielte, etliche von meinen Bedienten und

Beglei-

Begleitern die Thüren des Hauses auf brachen, wo er war; und ich glaube, sie würden ihn in Stücken gehauen haben, wan ich nicht bey Zeiten davon gehört, und sogleich mich nach dem Hause begeben, und sie zurück berufen hätte; ließ ihm auch sagen: daß ich es mir schimpflich hielte, so mit ihm umzugehen, wie er mit mir wäre umgegangen, und daß ich ihn ungehindert aus der Stadt schaffen wolle; welche Höflichkeit er, wie ich nachgehends erfuhr, damahls mit vielem Danke annahm. In Ansehung der Jahre 1611 bis 1614 kann ich wenig merkwürdiges von mir erzählen, als daß ich meine Zeit, ohne bemerkenswerthen Vorfall, theils auf dem Lande zu brachte, theils am Hofe, wo ich (ich bezeuge es vor Gott) mehr Gnadenbeweise genoß, als ich begehrte. Zu Anfange des Jahrs 1614 hörte ich, daß die niederländische und spanische Armee dies Jahr zu Felde gehen würde. Ich faßte daher den Entschluß, dem Prinzen von Oranien meine Dienste anzubieten, der mich bey meiner Ankunft gar wohl aufnahm, mir fast nicht erlaubte anderswo zu speisen, als an seiner Tafel, und mich Nachmittags in seiner Kutsche sitzen ließ, um Theil an denen Ergötzlichkeiten zu nehmen, womit er sich, wan er keine dringende Geschäfte hatte, zu belustigen pflegte. Da jetzt die niederländische Armee zum Aufbruch

bereit

bereit war, machten sich Sr. Excellenz fertig, ins Feld zu rücken; er kam mit seinem Heere vor der Stadt Emmerich, die aufgefordert ward, und sich ergab. Hier liessen wir eine Besatzung, und beschlossen, auf Rees los zu gehen. Spinola, der spanische General, schickte hierauf zu Sr. Excellenz, und ließ ihm versichern, daß er ihm, wo er Rees wegzunehmen gesonnen wäre, auf einer Ebene vor der Stadt ein Treffen liefern wolle. Sr. Excellenz, die gar nicht darüber erstaunten, rückten an; die Spanier vermieden ein Treffen, und wir nahmen Rees weg.

Hierüber war es so spät im Herbst geworden, daß beiderseits Armeen sich in die Winterquartiere zu begeben gedachten, als von der spanischen Armee ein Trompeter zu der unsrigen kam, und von einem spanischen Ritter eine Ausforderung brachte, die folgendes Inhalts war: „Daß, „falls irgend ein Ritter unter unserm Heere sich „mit ihm, seiner Geliebten wegen, schlagen „wollte, so würde der Spanier zu uns kommen, „wan er des Platzes wegen würde Sicherheit be„kommen haben.„ Diese Aufforderung kam früh Morgens ins Lager, ward aber von niemanden bis 10 oder 11 Uhr angenommen, um welche Zeit ich davon zu hören kriegte, und gerades Weges zu Sr. Excellenz ging, und ihn ersuchte,

ersuchte, daß ich die Ausforderung annehmen dürfte. Se. Excellenz sahe mich ernstlich an, und sagte: „er wäre ein alter Soldat, und „hätte bemerkt, daß zwo Arten von Leuten Aus„forderungen von dieser Gattung auszuschicken „pflegten; die einen, die zum Theil ihre Ehre im „Felde gegen den Feind verlohren hätten, und „sie durch einen Zweikampf wieder erlangen woll„ten: und die anderen, um zu erfahren, ob in „unserer Armee Leute wären, die sich auf diese „Art auf die Probe wollten stellen lassen; doch,„ setzte er hinzu, „wan gegen diesen Mann nichts „einzuwenden wäre, so wüßte er niemanden, „dem er die Ehre der ganzen Armee besser anver„trauen könne, als mir.„ Und dies sagte er in Gegenwart verschiedener französischer und engelischer Officiere. Mit Erlaubniß Sr. Excellenz schickte ich einen Trompeter in das spanische Lager, mit der Antwort: „Daß, falls derjenige, „den man schicken würde, ein Kavalier, an dem „nichts einzuwenden wäre, so würde ich mit „solchen Waffen, als wir unter uns ausmachten, „und an den Ort, den er anweisen würde, mei„nen Mann stellen.„ Mein Trompeter war aber kaum in dem Lager angekommen, als schon ein anderer vom Spinola in dem unsrigen anlangte, und Bericht brachte, daß diese Ausforderung ohne dieses Generals Einwilligung ergan-

gen

gen sey, daher er sie nicht verstatten könne. Als Se. Excellenz die Botschaft gehört hatte, sagte er zu mir, der ich eben gegenwärtig war: „Das ist sonderlich; sie schicken eine Ausforde„rung hieher, und wan sie es gethan haben, so „widerrufen sie sie; es würde mir sehr lieb seyn, „wenn ich die rechte Ursache davon erfahren könn„te.„ Ich sagte: „Gnädiger Herr, wo Sie „es erlauben, so will ich gleich in ihr Lager gehn, „und sie eben so heraus fordern; vielleicht ma„chen sie sich ein Bedenken darüber, daß der „Kampfplatz in Ew. Excellenz Lager bestimmt ist; „ich will ihnen einen Kampf in ihrem eigenen „anbieten.„ Se. Excellenz willigten ein; ich ging in das spanische Lager; man fragte mich, mit wem ich zu sprechen verlangte? ich antwortete: „Mit dem Herzog von Neuburg;„ und man führte mich in sein Gezelt. Er erinnerte sich meiner sehr wohl, weil er mich bey der Belagerung von Jülich gesehen hatte, umarmte mich sehr freundschaftlich, und fragte: „weswegen „ich gekommen wäre?„ Ich sagte ihm die Ursache, worauf er blos versetzte: „daß er es dem „Marquis Spinola berichten wolle;„ und da dieser bald darauf selbst in des Herzogs von Neuburg Gezelt trat, wandte er sich zu mir, und sagte: „Er wisse wohl, warum ich gekom„men wäre; die nämliche Ursache aber, um de-

„rent

„rent willen er dem spanischen Ritter verboten „hätte, sich in dem Lager des Prinzen von Ora„nien in einen Kampf einzulassen, machte auch, „daß er es ihm in seinem eigenen untersagen „müßte; doch sollte ich ihm willkommener seyn, „als ich selbst wollte; worauf er mich bat, daß „ich mit ihm gehen, und zu Mittage mit ihm „speisen mögte.„ Weil ich sahe, daß sonst nichts zu thun war, so nahm ich die Anerbietung freundlich an, und begleitete ihn in sein Gezelt, wo eine tüchtige Mittagsmahlzeit aufgetragen ward; den Herzog von Neuburg setzte er oben an, an einem Ende des Tisches, und mich an dem andern; er selbst saß unter uns, und legte uns mit seinen eigenen Händen das Beste vor, das der Vorschneider ihm überreichte. Er fragte mich darauf: „woran Hr. Franz Vere „gestorben wäre?„ Ich antwortete: „Weil „er nichts zu thun gehabt!„ Spinola sagte: „Mehr brauchts nicht, einen General ums Le„ben zu bringen;„ und dieser tapfere Befehlshaber war würklich nicht zur Zeit des Krieges, sondern im Frieden, gestorben.

Als ich von dem Marquis von Spinola Abschied nahm, sagte ich zu ihm: „wan er je „ein Heer gegen die Ungläubigen anführte, so „wolle ich der erste seyn, der in dieser Fehde sein

„Leben

„Leben daran setzte.„ Zugleich bat ich ihn um Erlaubniß, seine Armee sehen zu dürfen, welches er mir zugestand. Nachdem ich kurz darauf zu Sr. Excellenz zurück gekommen war, erzählte ich ihm den Ausgang meines Abentheuers.

Da der Feldzug jetzt geendigt war: so ging ich nach Venedig, wo ich von dem englischen Gesandten, Sir Dudley Carlton, mit vieler Ehre aufgenommen ward. Unter andern Gunstbezeugungen, die mir erzeigt wurden, ward ich auch zu einer Nonne in Murano geführt, die für eine der grössesten Seltenheiten, nicht nur dieses Orts, sondern auch dieser Zeit, gehalten ward, indem sie eine bewundernswürdige Schönheit war, und überdas auf das vortreflichste sang. Wir kamen in ein Zimmer gerade dem Kloster gegen über, und sie erschien hinter dem Gitter, wo sie so über alle Masse schön sang, daß, als sie abtrat, weder der Gesandte, noch seine Gemahlin, ein einziges Wort hervorbringen konnten, ihr für ihre ganz ausserordentliche Musik, die sie uns gemacht hatte, zu danken; da ich dan, weil ich mich schämte, daß sie, ohne Bezeugung unserer Empfindung der Harmonie ihrer Schönheit und Stimme, zurück kehren sollte, auf italiänisch zu ihr sagte: „Sterben

„Sie, wan Sie wollen; Sie brauchen weder „Gesicht noch Stimme zu verändern, um ein „Engel zu seyn!„ Diese Worte waren, wie es scheint, von böser Vorbedeutung, denn als ich von hier nach Rom ging, und kurz darauf wieder zurück kam, hörte ich, daß sie in dieser Zeit gestorben wäre.

Nachdem ich mich einige Zeit in Venedig aufgehalten hatte, begab ich mich nach Florenz, und von da nach Rom, und besuchte nach und nach die merkwürdigsten Oerter Italiens. In Meiland hörte ich wieder jene berühmte Nonne zur Orgel singen. Eine andere Nonne, die zuerst zu singen anfing, machte ihre Partie so vortreflich, daß alle Zuhörer ihr, wegen ihrer unvergleichlichen Stimme und Kunst, den höchsten Beifall gaben; nur meinte man, daß sie etwas tiefer sang, als sonst anderes Frauenzimmer pflegte; als ich eben weggehen wollte, so hörte ich ganz unvermuthet (denn sehen konnte ich niemanden), jene berühmte Nonne um ein Achtel höher singen, als die andere gesungen hatte; ihre Stimme war die angenehmste, stärkste und kläreste, die ich je gehört hatte, und sie wußte sie mit so vieler Kunst zu gebrauchen, daß sie zum Entzücken dahin riß.

Zu Novarra nahm der Gouverneur, ein Spanier, mich mit einem der prächtigsten Gastmahle auf, das ich je gesehn habe, ob es gleich nur in neun Gerichten bestand, die in drey Trachten aufgesetzt wurden. Die erste Tracht bestand aus drey Fricasseen oder Gemengseln aus allen Arten von gekochten Speisen, die in dreien grossen silbernen Becken, die die Länge des ganzen grossen Tisches einnahmen, aufgetragen wurden; die Speisen selbst waren sehr künstlich in eine Pyramide aufgesetzt, auf deren Spitze ein Sperling war. Die andere Tracht war wie die vorige, und bestand aus gebratenen Speisen, wo alle Arten von Vögeln, von Phasanen und Rebhühnern an, bis zu andern geringern Vögeln, bis zur Lerche, herab, aufgehäuft waren. Die dritte Tracht bestand aus allen Arten von trockenen Zuckergebacknen und dergleichen, das alles auf die nämliche Art aufgethürmt war.

Von da kam ich nach Turin, wo ich mich zween bis drey Tage erhohlte, und darauf nach den Niederlanden zurück zu gehn gedachte. Ich war aber nur an den Fuß des Berges Cenis gekommen, als der Graf Scarnafigi, im Namen des Herzogs (Karl Emanuel) von Savoyen, zu mir kam, und mir einen Brief von ihm brachte, worinnen stand, daß der Herzog

gehört hätte, daß ich ein Kavalier von grosser Tapferkeit wäre, und den Krieg liebte; wenn ich demnach in seine Dienste treten wollte, so sollte ich selbst die Bedingungen aufsetzen (er war aber damahls mit den Spaniern im Krieg begriffen). Auf eine so ehrenvolle Einladung kehrte ich wieder um, und ward von dem Herzoge in ein Zimmer gewiesen, das mit seidenen und goldenen Tapeten ausgehangen, auch mit einem prächtigen Bette aufgesetzt war, und alle Kosten wurden mir aus des Herzogs Chatoulle, in dem Hause des englischen Gesandten, gut gemacht. Es war eben die Karnevalszeit, daher der Herzog, der den Umgang mit Frauenzimmern liebte, und mehr tanzte, als irgend sonst ein Fürst, verschiedene Bälle und Mummereien gab, auf denen, unter andern Damen, seine eigene Prinzessinnen Töchter tanzten, wobey es seine Gewohnheit war, daß er mich eigenhändig zu einem oder anderem schönen Frauenzimmer zum Sitz führte, und uns wünschte, daß wir uns durch Gespräche wohl unterhalten mögten; unter den Italiänern eine Gnade, die sehr groß ist!

Der Herzog, der endlich beschloß, wie er meine Dienste brauchen wollte, fand es für gut, mich nach Languedoc in Frankreich zu schicken, damit

damit ich ihm 4000 Reformirte (die ihm zu diesem Kriege ihren Beistand versprochen hatten) nach Piemont zuführen mögte. Ich nahm diesen Auftrag bereitwillig an, und der Graf Scarnafigi bekam Befehl, mir Gesellschaft zu leisten, auch einige Kleinode mitzunehmen, die er zu Lyon in Frankreich versetzen, und mit dem daraus gemachten Gelde die obgedachten Soldaten bezahlen sollte; denn obgleich der Herzog ausserordentliche schwere Auflagen auf seine Unterthanen gelegt hatte, so, daß sie nicht nur für jedes Pferd, Ochse, Kuh oder Schaaf, so sie hielten, sondern auch nachher für jeden Schornstein etwas erlegen mußten, ja zuletzt auch noch eine Kopfsteuer von einer Pistol, oder 14 Schilling Sterling, auf die Person bezahlten, so fehlte es ihm doch an Gelde; worüber ich mich aber weit weniger wunderte, als über die Bereitwilligkeit der Unterthanen, bey denen ich mich erkundigte, wie sie diese Auflagen tragen könnten? und von einigen darunter zur Antwort erhielte: „Wir sind nicht über den Herzog wegen dessen so „unwillig, was er uns nimmt, als wir ihm „für das danken, das er uns läßt.„

Der Graf Scarnafigi trat nun mit mir die Reise an; wir ritten den ganzen Tag die Post, ohne unter wegens zu essen oder zu trinken, in-

dem der Graf mich versicherte, daß wir in eine gute Herberge zu Nacht kommen würden. Um die Zeit der Abenddämmerung kamen wir an eine einsame Herberge, oben auf einem Berge. Als die Wirthin das Geräusch der Pferde hörte, kam sie heraus, mit einem Säugling auf dem linken Arm, und einem Binsenlichte in der Hand. Da sie den Graf kannte, so sagte sie gleich: „Ach Signor, Sie kommen zu einer „schlimmen Zeit, des Herzogs Soldaten sind heu„te hier gewesen, und haben mir nicht das ge„ringste gelassen!„ Ich sahe den Grafen betrübt an, er flüsterte mir aber ins Ohr, und sagte: „Sie mag vielleicht denken, daß wirs so mit ihr „machen werden, als die Soldaten gethan ha„ben; gehen Sie nur hinein, und sehn Sie zu, „ob Sie drinnen was finden können; ich will „ums Haus herum gehn, vielleicht kann ich wo „eine Aente, oder Henne, oder ein junges Huhn „aufspüren.„ Als ich ins Haus hinein ging, traf ich, statt alles Hausraths, ein Stück von einer alten Bank an, worauf ich mich niedersetzte; da die Wirthin mit einem Binsenlicht zu mir kam, und sagte: „ich bezeuge vor Gott, daß „das, was ich dem Grafen gesagt, wahr ist, „hier ist nichts zu essen! Sie sind aber, wie es „scheint, ein Edelmann, es jammert mich, daß „Sie nichts haben sollen; wollen Sie, so will

„ich

„ich Ihnen etwas Milch aus meiner Brust in „dieser hölzernen Schale geben, die ich hier „habe.„ Diese unerwartete Mildigkeit machte auf mich solchen Eindruck, daß ich mich nicht erinnere, jemahlen, um irgend einer Ursache willen, so empfindlich gerührt gewesen zu seyn; meine Antwort war: „Da sey Gott vor, daß „ich dem Kinde, das ich in euren Armen sehe, „die Milch, so seine Speise ist, nehmen sollte: „aber all mein Lebenlang will ich das für den „höchsten Beweis von Menschenliebe halten, da„von ich je gehört habe.„ Damit gab ich ihr eine Pistol. Scarnafigi und ich stiegen wieder zu Pferde; wir ritten noch eine Post, und kamen an eine Herberge, wo der Tisch sehr erbärmlich war, allein der Hunger machte ihn uns wohlgeschmackt.

Ich erinnere mich, daß ich auf dieser Reise über den Berg Gabelet bey Nacht kam; ich wurde diesen jähen Ort in einem Sessel herab getragen, und ein Wegweiser mit einem Bündel Stroh ging voran, wovon er von Zeit zu Zeit einige Halme anzündete, damit wir den Weg sehen konnten. Als ich den Berg herab war, setzte ich mich wieder zu Pferde, und ritte nach Burgoine, indem ich da etwas auszuruhen gedachte, und dies, die Wahrheit zu sagen, um desto eher,

weil ich schon viel Redens gehört hatte, daß des Wirths Tochter das schönste Weibsbild wäre, das ein jeder in seinem Leben gesehen hätte. Als ich in die Herberge kam, wünschte mir der Graf, daß ich da zwo bis drey Stunden ausruhen mögte, unterdessen, daß er vor mir nach Lyon gehen wollte, um alles Nöthige zu meiner Reise nach Languedoc zu veranstalten. Da des Wirths Tochter nicht zu Hause war, so sagte ich zu ihrem Vater und Mutter, daß ich nur blos sie sehen wollte, indem ich schon in England mit sehr grossem Vortheil von ihr hätte reden gehört. Sie antworteten, daß sie auf einer Hochzeit wäre, doch wollten sie gleich nach ihr schicken, wobey sie wünschten, daß ich auf einem Bette eine Zeitlang ausruhen mögte, denn sie sahen wohl, daß ich der Ruhe benöthiget war. Nach zwoen Stunden ungefehr wachte ich auf, und sahe sie neben meinem Bette sitzen, wo sie darauf wartete, daß ich die Augen öfnen sollte. Ich muß eine kleine Beschreibung von ihr machen: Ihr glänzend schwarzes Haar war ganz natürlich und auf solche Art in Locken gekräuselt, als ein sorgfältiges Frauenzimmer es aufsetzen würde, eine Locke stieg über die andere in die Höhe, und eine jede war mit einem schmalen Bande, von der Farbe, als die Ritter vom

Ba-

Bade *) tragen, gebunden, welches eine sehr angenehme Vermischung gab, indem alles, von der Schulter an, bis oben auf dem Kopfe, auf diese Art gebunden war. Ihre Augen, die rund und schwarz waren, schienen das Muster ihrer ganzen Schönheit, und auf gewisse Weise auch ihres Anzuges zu seyn, indem eine Art von Licht oder Flamme von ihnen abstrahlte, die derjenigen nicht unähnlich war, die das Band, womit ihre Haare gebunden waren, von sich warf. Ich erinnere mich nicht, je einen schönern Mund oder weissere Zähne gesehen zu haben. Kurz alles, was man an ihr sahe, stand in der schönsten Harmonie, und es war nichts an ihr zu finden, das nicht Wohlgefallen erregte, man müßte denn etwan sagen, daß sie etwas zu braun von Farbe war, die aber doch durch ein frisches Blut in den Wangen gar schön erhöhet ward. Das Kleid, das sie an hatte, war ein grüner türkischer Grogram, **) der ganz und gar, von der Schulter und den Aermeln, bis auf die Füsse, in viereckigen Stücken und schmalen Stremelen geschnitten, und immer, von ungefehr einer

*) Die Farbe des Bandes, so diese Ritter tragen, ist die rothe. (H.)

**) Ist ein Zeug, das aus Kamelgarn und Seide gemacht wird. (H.)

Handbreit zur andern, mit eben solchem Bande, als ihre Haare, aufgebunden war, so, daß ihr Anzug so sonderlich ins Auge fiel, als ihre Person. Ich halte mich zu lange bey der Beschreibung der Tochter eines Gastwirths auf; unterdessen glaube ich, daß ich eher von ihr sprechen kann, als von verschiedenen anderen Schönen, die ich oft gesehen habe, und die für die besten und schönsten ihrer Zeit gehalten wurden. Nachdem ich mich noch etwan eine Stunde aufgehalten hatte, reisete ich ab, ohne die geringste Unanständigkeit zu begehen, und in der That war es, nach einer so beschwerlichen Reise, genug, daß ihr Anblick allein mir einigermassen Erfrischung gab.

Von hier ging ich gerade zu nach Lyon. Als ich unter das Thor kam, fragte mich die Wache, wie gewöhnlich, wer ich wäre, woher ich käme, und wo ich hin wollte? Unterdessen, daß ich darauf antwortete, ward ich gewahr, daß einer wechselsweise bald auf ein Papier, daß er in der Hand hielt, bald wieder sehr aufmerksam mich ansahe. Nachdem er das etliche mahl gethan, gerieth ich auf den Verdacht, daß das keine gute Bedeutung haben müßte, und betrog mich in meiner Muthmassung nicht; denn da die Königin Mutter von Frankreich ohnlängst

einen

einen Befehl ausgehen lassen, daß in Frankreich keine Soldaten von Ausländern sollten angeworben werden, so hatte der französische Gesandte zu Turin, der Marquis von Rembouillet, dem Gouverneur zu Lyon mein Gewerbe kund gemacht, auch eine Beschreibung meiner Person mitgeschickt. Dieser Befehl war so strenge, daß derjenige, der einen einzigen Mann anwürbe, den Kopf verliehren sollte. Die Wache verlangte, ich sollte zu dem Gouverneur gehen; man führte mich in eine Kirche, wo er zur Vesper war, und ich hatte mich nicht lange hier verweilt, als eine einzelne Person in einem schwarzen Kleide zu mir kam, den ich eher für alles andere, als für den Gouverneur von Lyon gehalten hätte. Seine erste Frage war: „wo ich her käme?„ Ich sagte, aus Turin! — „wo ich hin wollte?„ ich antwortete, ich wäre selbst noch nicht darüber einig! — „Was es denn Neues in Turin gäbe?„ worauf ich versetzte, daß ich nichts Neues zu erzählen hätte, indem ich glaubte, daß er bloß Unterbedienter wäre. Hierauf rief er einen von der Wache zu sich, und nachdem er ihm etwas ins Ohr geflüstert hatte, so sagte er zu mir: er wünschte daß ich mit demselben gehen mögte; welches ich auch willig that, indem ich meinte, daß derselbe mich zu dem Gouverneur bringen würde. Dieser führte mich stillschwei-

schweigend aus der Kirche in ein schönes Haus, und sagte, als ich hinein getreten war, daß der, den ich in der Kirche gesehen, Befehl ertheilt hätte, daß ich hier im Gefängniß bleiben sollte. Eben war Sir Edward Sackville in Lyon, und besuchte mich sogleich, als er gehört hatte, was mir widerfahren war. Nachdem wir eine kurze Zeit zusammen gesprochen hatten, ging er zu dem Gouverneur, und erzählte ihm, von was für Familie und Stande ich wäre; daß ich niemanden angeworben, und nicht gewußt hätte, daß er der Gouverneur wäre; worauf Befehl ertheilt ward, mich in Freiheit zu setzen. Inzwischen, da mir eine so grosse Beleidigung widerfahren war, so sagte ich zu Sir Edward Sackville, daß ich dem Gouverneur eine Ausforderung schicken wollte, welches er mir auf alle mögliche Art auszureden suchte, so, daß ich wohl sahe, daß ich darin seinen Beistand gar nicht erwarten dürfte; und würklich begab er sich auch den Tag darauf aus der Stadt. Da ich jetzt allein gelassen war, dachte ich auf nichts, als wie ich die Ausforderung abschicken könnte, fand aber in zween bis drey Tagen keinen Menschen in der Stadt, den ich dazu gebrauchen konnte. Endlich traf ich den Herrn Terant an, den ich bey der Belagerung von Jülich hatte kennen lernen, und der die Ausforderung anbrin-

gen

gen wollte, obwol er glaubte, daß mir der Gouverneur keine Antwort geben würde. Es war jetzt Nacht, und weil ich in meiner Herberge ruhiger zu schlafen gedachte, als ich seit drey Nächten hatte thun können, so vernahm ich ungefehr um ein Uhr zu Mitternacht ein grosses Lermen vor meiner Thür, an die einige Leute so hart anklopften, als ob sie sie in Stücken schlagen wollten, worüber ich aufwachte und durch die Ritzen Licht sahe. Ich sprang gleich im Hemde aus dem Bette, nahm meinen Degen in der Hand, fragte wer sie wären? und deutete ihnen zugleich an, wo sie kämen, mich gefangen zu nehmen, so würde ich weit eher mit dem Degen in der Faust sterben, worauf ich die Thür auf machte, und auf der Treppe ein halb Dutzend mit Hellebarden bewafneter Leute sahe, denen ich mich sogleich auf das hartnäckigste zu widersetzen gefaßt machte, der Anführer aber sagte mir, daß sie nicht von dem Gouverneur kämen, sondern von meinem guten Freunde, dem Herzog von Montmorency, einem Sohn des obgedachten Herzogs, der auf seiner Reise aus seinem Gouvernement, von Languedoc nach Paris, diese Nacht in die Stadt gekommen wäre, und mich bitten ließ, wo ich ihn lieb hätte, ohne Aufschub aufzustehen, und zu ihm zu kommen. Ich zog mich an, und ging mit ihnen nach dem

Hause

Hause des Gouverneurs, wo der Herzog sich aufhielte. Er nahm mich ein wenig beyseits, und erzählte mir, „was er von der Ausforderung „gehört hätte, daß er aber meine, daß Leute „von seiner Würde nicht wie Privatpersonen ver„bunden wären, Ausforderungen zu beantwor„ten, um Dinge willen, die sie kraft ihres öf„fentlichen Amtes thäten; unterdessen sollte ich ei„ne so vollkommne Genugthuung erlangen, als „ich nur wünschen mögte.„ Hierauf führte er mich zu dem Gouverneur, der zu mir sagte: „er „wisse nun, wer ich sey, und er könne mir versi„chern, daß ihm das Vorgegangene leid thäte,„ und wünschte, daß ich dies für Genugthuung annehmen mögte. Der Herzog sagte sogleich: „Es ist genug!„ Ich kehrte mich zu ihm, und fragte ihn: ob er wol in ähnlichem Falle dies für eine Genugthuung annehmen wollte? Er sagte: Ja. Das sagte der Gouverneur ebenfalls: also küßte ich meine Hand, gab sie ihm, er umarmte mich: und auf diese Art war des Herzogs von Savoyen Auftrag zu Ende.

Nach einigen Complimenten, die zwischen dem Herzog und mir vorgegangen waren, fragte er mich, ob ich mit ihm nach Paris gehen wollte? weil ich aber schon versprochen hatte, nach den Niederlanden zu kommen, so sagte ich zu ihm

ihm, daß ich sein unterthäniger Diener sey, ich mögte mich aufhalten wo ich wollte; darauf reisete ich ab, den Prinzen von Oranien zu besuchen. Es begab sich, daß die niederländische Armee diesen Sommer nicht ins Feld rückte, daher entschloß ich mich, nach England zu reisen, und ging in der Absicht nach Ostende, um daselbst eine Barke zu miethen; weil aber damahls das Wetter sehr ungestüm war, so begab ich mich, einer Gesellschaft zu gefallen, nach Brüssel. In der Herberge, in der ich mich befand, wurde alle Tage Tafel gehalten, an die verschiedene Edelleute und vornehme Officiere von der spanischen Armee speisen kamen. Als ich den Tag darauf mitten unter ihnen saß und mit ihnen speisete, ohne daß einer von ihnen wüßte, wer ich wäre, fingen drey unter ihnen, einer nach dem andern, an, von dem Könige Jakob, meinem Herrn, auf eine sehr verächtliche Weise zu reden. Das Herz brannte mir im Leibe, ich nahm meinen Hut ab, stand vom Tische auf, und sagte zu ihnen, daß ich ein Engländer, und nicht würdig zu leben wäre, wann ich leiden sollte, daß von dem Könige, meinem Herrn, dergleichen Reden geführt würden; worauf ich mich zu denen wandte, die ihn beschimpft hatten, und sagte: „Ihr habt falsch geredet, ich will mich mit euch allen schlagen.„ Die übrigen von der Gesell-

sellschaft gaben diesen einen scharfen Verweis, und damit ichs kurz mache, brachten sie dahin, daß sie den König mußten um Vergebung bitten, wobey des Königs Wohlseyn rund um den Tisch getrunken ward; ich reisete von dannen ab, und kam kurz darauf in England an.

Ich war nicht lange in London gewesen, als ich von dem Könige und geheimen Rath zum Gesandten nach Frankreich ernannt ward. Meine erste Verrichtung war, daß ich den Verbindungseid zwischen beiden Kronen erneuern mußte, um welches Geschäfte willen ich, als ausserordentlicher Gesandter dahin ging, wo ich, wan dies würde geschehen seyn, als ordentlicher bleiben sollte. Ich hatte zu meiner Reise an sechs bis sieben hundert Pfund empfangen, und in einigen Koffern in meinem Hause verschlossen; als ich die Nacht darauf, ungefehr um ein Uhr in der Nacht, in dem Theile des Hauses, wo niemand schlief, als ich und meine Gemahlin mit ihren Bedientinnen, verschiedene Leute reden, und an die Thür klopfen hörte. So bald, als ich das Lermen hörte, fiel mir gleich ein, daß sie kämen mir mein Geld zu stehlen; doch hielt ich es fürs beste, auf zu stehen, und ans Fenster zu gehen, um zu sehen, wer sie wären? Das erste Wort, das ich hörte, war: „Darfst Du Dich unterstehen

„stehen herunter zu kommen, Welschman!„ das ich nicht so bald vernommen hatte, als ich meinen Degen in der einen Hand und eine kleine Tartsche in der andern nahm, und im Hemde die Treppe herunter lief, die Thüre plötzlich aufriß, und über ihrer zehn oder zwölfe mit solcher Wuth herfiel, daß sie die Flucht ergriffen, wobey einige ihre Hellebarden wegwarfen, und die andern ihre Mitgesellen beschädigten, indem sie sie trieben, in der engen Strasse, in der sie waren, geschwinder zu laufen. In dieser Unordnung jagte ich sie bis mitten in die Strasse, wo ich merkte, daß die Steine, auf denen ich lief, meine blosse Füsse verwundeten, da ich dan umkehrte, und sie ihrer Flucht überließ.

Einige Tage darauf machte ich mich auf meine Reise, und hatte ein Gefolge von mehr als hundert Personen mit mir. Meine Aufnahme in Paris war prächtig, und nachdem die Ceremonien des Einzuges vorbey waren, übergab ich dem Könige den Beglaubigungsbrief von dem Könige, meinem Herrn. Er versicherte mich einer gegenseitigen Zuneigung, und daß ihm meine Ankunft am Hofe insbesondere sehr angenehm wäre. Er machte nie viel Worte, denn er stotterte so sehr, daß er oft eine gute Zeitlang seine Zunge aus dem Munde hielt, ohne im

Stande zu seyn, ein einziges Wort hervor zu bringen; ausserdem hatte er eine doppelte Reihe Zähne, und man will an ihm bemerkt haben, daß er selten oder gar nicht ausspie, oder die Nase schneuzte, noch auch sehr schwitzte, ob er gleich sehr arbeitsam, und in seinen Leibesübungen, der Jagd und Falkenierkunst, fast unermüdlich war, waran ihn auch der Bruch, den er am Leibe hatte, so wenig hinderte, daß er öfters, auf Spaziergängen zu Fuß, nicht nur seine Höflinge, sondern auch seine Bediente, ermüdete, und, wie man glaubte, weder Hitze noch Kälte empfand. Sein Verstand und natürliche Fähigkeiten waren so gut, als man sie bey jemanden erwarten kann, der in grosser Unwissenheit erzogen worden, welches man mit Fleiß that, damit er sich desto länger mögte beherrschen lassen; doch, da er mehrentheils mit weisen und der Geschäfte verständigen Leuten Umgang hatte, so erlangte er mit der Zeit selbst eine grosse Einsicht in die Angelegenheiten. Zwo Eigenschaften bemerkte man an ihm, die allen denen eigen sind, die in Unwissenheit erzogen worden: Argwohn und Verstellung; denn da unwissende Leute so sehr im Finstern wandeln, so sind sie nie von der Gefahr, anzustossen, befreiet; und da es ihnen an den wahren Grundsätzen, ihre öffentliche und besondere Handlungen auf eine vernünftige, gründliche und einleuchten-

de Art einzurichten, mangelt, so suchen sie gemeiniglich diese Unvollkommenheiten künstlich zu verbergen, und sich zu verstellen; eine Sache, die vielleicht an Leuten, die arm am Geist sind, entschuldiget, und unter denen, die kleine Geschäfte auszurichten haben, häufig angetroffen wird, die man aber an Fürsten nicht übersieht, welche zu solchen armseligen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nicht nehmen, sondern nach Gründen der Vernunft und des Muths verfahren müssen. Doch muß ich auch sagen, daß ihm weder seine Furcht bey sich ereignenden Gelegenheiten seinen Muth benahm, noch auch seine Verstellung sich so weit erstreckte, daß er seinen Unterthanen unter Hand Leides zugefügt hätte. Sein Günstling war der Hr. von Luines, der in des Königes minderen Jahren dessen Herz dadurch gewonnen hatte, daß er Falken abgerichtet, auf alle kleine Vögel zu stossen, und wiederum einige von diesen kleinen Vögeln, Schmetterlinge zu fangen. Hätte ihn der König sonst zu nichts gebraucht, so wäre man zufrieden davon gewesen: da aber, als der König zu reifern Jahren kam, die Regierung der öffentlichen Angelegenheiten vorzüglich nach seinen Rathschlägen geführt wurde, so wurden nicht wenige Fehler begangen.

Ich will nur ein Beispiel von der Auffüh-

rung dieses Herrn de Luines anführen, das zu einer Einsicht in seinen ganzen Charakter führen wird. Der König hatte jetzt eine Armee versammelt, und erlangte einige Vortheile über die Reformirten. Der König, mein Herr, schickte mir eine Instruction, daß ich den Frieden vermitteln sollte, und wenn ich darin nicht zum Zweck käme, so sollte ich mich solcher Ausdrücke bedienen, die zum Theil einen Beweis von der Liebe des Königes zu denen von dieser Religion abgeben, theils auch dem Könige von Frankreich zu verstehen geben, daß er deren gänzlichen Untergang und Ausrottung nicht ungeahndet ansehen könnte. Ich bekam von dem König keine andere Antwort, als daß ich Sr. Majestät Willen von dem Herrn de Luines erfahren sollte. Als ich zu demselben kam, fand ich äusserlich alle gute Aufnahme: ich wußte aber nicht, daß er mit List verfuhr, um meine Bemühungen zu verrathen und zu vereiteln. Er hatte aber einen Edelmann, der Herr Arnaud hieß, und zwar damahls von dieser Religion war, aber einen Aufstand zum Vortheil des Königes zugesagt hatte, hinter den Teppichen versteckt, damit derselbe, wie er es nachgehends dem Grafen Carlisle selbst gestanden hat, seinen Glaubensgenossen hinterbringen könnte, wie wenige Hülfe sie von mir zu erwarten hätten, da sie aus der Antwort, die mir der Herr de Luines

geben

geben würde, einen sichern Schluß auf das übrige machen könnten; denn da er mich fragte, was meine Angelegenheit wäre? und ich sie ihm erklärt hatte, so gab er mir zur Antwort: „Wir „brauchen ihren Rath nicht;„ worauf ich versetzte: „daß ich diese Worte für eine Antwort „annehme, und wie ich den Auftrag hätte, ihm „zu sagen, daß wir wissen würden, uns darnach „zu richten.„ Darüber ward er so aufgebracht, daß er sehr hitzig antwortete: „So wahr Gott „lebt, wären Sie nicht der Herr Gesandte, so „würde ich auf andere Art mit Ihnen sprechen.„ Ich erwiederte: „ich wäre nicht allein Gesandter, „sondern auch ein Edelmann, und dies hier„ (wobey ich meine Hand auf mein Degengefäß legte) „sollte ihm antworten;„ und auf diese Art verließ ich ihn.

Weiter kommt in diesem Leben des Lord Herbert, so er selbst beschrieben hat, nicht eben was sehr Merkwürdiges vor. So rühmlich und ehrenvoll für ihn diese Gesandschaft war, so wußte doch de Luines, den er verachtete, und dem er nicht schmeicheln könnte, es dahin zu bringen, daß er von dem englischen Hofe zurück gerufen ward.

Als er sich in dem Sommer, da die nieder-

ländische Armee nicht zu Felde ging, bey dem Prinzen von Oranien aufhielt, so vertrieb sich dieser Fürst, wie er erzählt, damit die Zeit, daß er des Nachmittags mit ihm Schach spielte, oder mit ihm nach Riswik spazieren fuhr, oder seiner Liebe nach ging, worin ihm Lord Herbert Gesellschaft leistete.

Von seiner guten Gesinnung gegen seine Bediente führt er ein Beispiel an; daß auf einer von seinen Reisen, der eine von seinen Bedienten in einem gewissen Flusse, da er sein Pferd tränken wollen, von dem Strome fortgerissen sey. Seine übrigen Bedienten fingen an zu schreien, daß Richard ersaufen würde. Der Lord aber gab seinem Pferde die Sporn, und kam zu dem Bedienten, als er schon halb im Wasser war; er ritt selbst hinein, hielt den Richard mit einem Arme in die Höhe, und brachte ihn bis in die Mitte des Flusses, wo durch die gütige Vorsehung Gottes eine Sandbank war. Hier ruheten sie beide aus, nachdem sie viele Schwierigkeiten überwunden hatten, und überlegten nunmehro, ob es besser wäre, weiter zu gehen, oder nach der Seite, wo sie hergekommen waren, umzukehren. Richard behauptete, es sey gewiß, daß sie schwimmen müßten, wenn sie das letztere erwählten, dagegen auf der andern Seite

vielleicht

vielleicht der Fluß nicht so tief wäre. Der Herr folgte den Rath des Bedienten, und sie kamen glücklich an Land.

Merkwürdig, wiewol nicht mehr ganz unbekannt, ist, was der Lord in Ansehung seines Buchs von der Wahrheit, de veritate, erzählt, das im Jahr 1624, und hernach 1633 zu Paris, und darauf zu London 1645 gedruckt worden. Die Absicht dieses Buchs ist, wie bekannt, zu zeigen, daß die natürliche Religion zureichend, allgemein und durchaus vollständig ist, wodurch er zu behaupten sucht, daß alle ausserordentliche Offenbarung unnöthig und unnütz sey. Bald darauf erschien der erste Theil seiner Schrift von der Religion der Heiden und von den Ursachen ihrer irrigen Meinungen (de religione gentilium, errorumque apud eos causis). Da dieselbe in dem nämlichen Geiste geschrieben worden, so hat man durchgängig Se. Herrlichkeit mit unter die Deisten gerechnet; doch müßte er ein gewissenhafter Deist gewesen seyn, falls die folgende Begebenheit von ihm richtig erzählt worden. „Da ich wußte, sagt er, daß mein Buch vielen Widerspruch finden würde, so bedachte ich, ob es nicht besser wäre, wenn ich es eine Zeitlang zurück behielte. Indem ich in dieser Ungewißheit mich einmahl

mahl an einem schönen Sommertage in meinem Zimmer befand, da mein Fenster gegen Süden offen war, die Sonne helle schien und kein Wind sich regte, nahm ich mein Buch von der Wahrheit in die Hand, ließ mich auf meine Knie nieder, und sprach andächtig diese Worte: O du ewiger Gott! Urheber des Lichts, das jetzt auf mich herab scheint, und Geber aller innerlichen Erleuchtung, ich bitte deine unendliche Güte, eine grössere Forderung, als ein Sünder thun darf, zu verzeihen; ich bin nicht gewiß genug, ob ich dies Buch, de veritate, bekannt machen soll; gereicht es zu deiner Verherrlichung, so bitte ich, gieb mir ein Zeichen vom Himmel; wo nicht, so will ich es unterdrücken.

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als ein lauter wiewol sanfter Schall vom Himmel kam (denn es war keinem irrdischen Schalle gleich) der mich so aufrichtete und erfreute, daß ich meine Bitte als erhört ansahe, und dies für das Zeichen hielte, so ich begehrt hatte; worauf ich mich dan entschloß mein Buch drucken zu lassen. So befremdend dies auch immer scheinen mag, so bezeuge ich doch vor dem ewigen Gott, daß es wahr ist, und ich habe mich darin keines weges auf eine abergläubische Weise hintergangen,

denn ich hörte nicht nur den Schall ganz deutlich, sondern die Luft war auch so helle, als ich sie je gesehen, ohne die kleineste Wolke, und ich meine den Ort gesehen zu haben, wo der Schall herkam.„

Herr Wood schildert den Charakter des Lords überhaupt so: er hatte Sprachen und Künste wohl gelernet, war ein guter Philosoph und Geschichtkündiger, und kannte die Menschen so gut, als die Bücher, wie man aus seiner Geschichte des Lebens und der Regierung Königs Heinrich VIII ersehen kann. Im Jahr 1621, ward er, wegen obgedachter Ueberwerfung mit dem Herrn de Luines, von seiner Gesandschaft in Frankreich abgerufen. Im Jahr 1625 ward er zum irrländischen Baron gemacht, und gelangte zur Würde eines englischen Lords, mit dem Titel eines Barons Herbert von Cherbury, in Shropshire. Im Jahr 1630 schrieb er seine Expeditio Buckinghamii in Ream insulam. Nach dem Ausbruche der bürgerlichen Kriege, war er auf der Seite des Parlements, und verlohr darüber das Schloß Montgomery, das von den Königlichen verwüstet ward; doch empfing er dafür 1644 den 25 Febr. eine Ersetzung. Diese überlebte er nur wenige Jahre, indem er den 20 August 1648 von dem

Tode weggenommen ward. Er starb in seinem Hause in der Königinstrasse in London, die damahls zu dem Kirchspiele der Kirche St. Giles's in the Fields gehörte, in deren Chore er auch begraben liegt. Ueber sein Grab wurde ein flacher Marmorstein gelegt, mit einer Inschrift.

Anmerkung. Dies Leben ist genommen aus dem Aufsatze, der in das Universal Magazine of Knowledge and Pleasure vom Jahr 1770 eingerückt ist. Es ist ein bloßer Auszug aus dem Leben, das der Lord selbst aufgesetzt hat, und welches der bekannte Herr **Walpole**, ein Sohn des berühmten Staatsbedienten dieses Namens, im Jahr 1764 zu **Strawberry-Hill** herausgegeben. Unsere Bemühung, zu mehrerer Befriedigung der Leser dieses Werk selbst kommen zu lassen und zu gebrauchen, würde ganz umsonst gewesen seyn; denn so neu es ist, so höchst selten ist es. Wir sehen aus einer Anmerkung, die Herr **Granger** in seinem, den Liebhabern der schönen Wissenschaften nicht unbekannten Buche, Biographical History of England, London, 1769, Vol. IV. bey der kurzen Abschilderung des Lords Herbert macht, daß Herr **Walpole** und sein

Freund

Freund, der Graf Powis, nur zweihundert Abdrücke von diesem Buche haben machen lassen, davon ein jeder unter ihnen hundert genommen, und unter seine Freunde ausgetheilt habe, ohne daß es je in die Buchläden gekommen. Daher ist es schon in einer Büchersteigerung für 3 Pfund und 12 Schillinge (oder beinahe 8 Dukaten) verkauft worden, ob es gleich nur hundert und siebenzig Seiten in klein Quarto beträgt, und Herr Granger glaubt mit gutem Grunde, daß er für sein Exemplar noch mehr hätte haben können. Die Schreibart in der Urkunde hat ganz das Gepräge desjenigen Zeitalters, darin der Lord schrieb, und wenn man in dieser Uebersetzung die Bündigkeit und Ründe der Perioden vermisset, so müssen wir, zur Nachricht für die Leser, nur hinzusetzen, daß man mit Vorsatz diesem Fehler nicht abgeholfen, um der Schreibart des Verfassers so nahe zu kommen, als es die deutsche Sprache hat erlauben wollen, und dennoch viele Perioden, die sich in dieser unmöglich zu einer so ungeheuren Länge und Verwickelung ausdehnen liessen, ohne fast ganz unverständlich zu werden, in mehrere zerschnitten hat. Uebrigens kann man auch

aus

aus diesem Auszuge schon den Verfasser besser und genauer kennen lernen, als es bisher möglich gewesen, und zugleich einsehen, ob seine Tugenden würklich so groß und stark gewesen, als wol hie und da geglaubt worden; und ob er wol grosse Ursache gehabt habe, die Wahrheit einer solchen Offenbarung, als die christliche ist, zu wünschen? Ist es aber nicht sonderbar, daß ein Mann, der eine göttliche Offenbarung überhaupt leugnet, sich für seine Person eine ausbittet, und auch erhält, um zu beweisen, daß es keine giebt, und daß keine nöthig sey? Man hat nicht einmahl nöthig, dies Geschichtgen, das uns der Lord so feierlich erzählt, zu leugnen. Hat er es für wahr gehalten, so erkennt man gar zu leicht den Selbstbetrug, der dabey vorgegangen; und wäre es würklich wahr, so hätte er ja bewiesen, daß er ohne Offenbarung, durch seine Vernunft, die Wahrheit seiner eigenen Religion nicht habe einsehen können. Konnte er sein Buch wol bündiger widerlegen? — Zum Beschluß fügen wir noch die Schilderung hinzu, die obgedachter Herr Granger von ihm macht.

„Lord

„Lord Herbert, sagt er, nimmt unter den „öffentlichen Staatsbedienten, Geschichtforschern „und Vernunftweisen seiner Zeit die erste Stelle „ein. Man kann schwerlich bestimmen, ob er „an Gestalt, oder an Verstande, oder an Muth „ausserordentlicher gewesen; denn die Schöne, „der Gelehrte, und der Held bewunderten ihn „in gleichem Maasse. Allein eben dieser Mann „war klug und wunderlich; stritte fürs Recht, „und haderte um Kleinigkeiten; haßte Andächte„ley in der Religion, und war selbst ein An„dächtler in der Vernunftweisheit. Er begab „sich in Gefahren, denen andere muthige Män„ner sorgfältig würden aus dem Wege gegan„gen seyn, und zog die Grundlehren einer Re„ligion in Zweifel, die, ausser ihm, niemand „die Verwegenheit hatte zu bestreiten.

„Lord Herbert war Verfasser des Lebens „und der Regierung Heinrich VIII, das alle„zeit für eine der besten Geschichte in englischer „Sprache ist gehalten worden; man findet aber „nicht die vollkommene Aufrichtigkeit darin, die „man von einem so berühmten Geschichtschreiber „wünschen oder erwarten mögte. Er hat uns „eine richtigere Abschilderung von sich, als Hein„richen, gemacht. Alle Schwachheiten oder „Mängel seines eignen Charakters scheint er sehr

gut

„gut ins Licht gestellt zu haben; die ungeheuren „Laster dieses unbarmherzigen Tyrannen aber setzt „er in Schatten, und stellt dessen Unkeuschheit, „Prachtsucht und Großmuth von einer vortheil„haften Seite vor. — Seine andern Bücher „sind bekannt. Er starb im August 1648.

III.

Nachricht von einer Maschine, die das Schach spielt.

In einem Briefe von dem

Herrn Prediger Dutens.

Universal Museum 1771. p. 81. 82.

Presburg, den 24 Jul. 1770.

Mein Herr.

Ich überlasse es andern, die prächtigen Feste und Lustbarkeiten zu beschreiben, die hier, durch die Gegenwart der Kaiserin-Königin, des Kaisers, und der ganzen kaiserlichen Familie,

Familie, veranlasset werden. Es ist, meiner Einsicht nach, unmöglich, dieser Ehrfurcht und Zutrauen zugleich einflössenden Gesprächigkeit und Herablassung, mit welcher diese hohe Personen ihre Unterthanen behandeln, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und eben so wenig ist es möglich, den edlen Zoll der Liebe und Ergebenheit zu beschreiben, den sie von ihren Unterthanen dagegen empfangen. Ich begnüge mich, Ihnen von einer Erfindung Nachricht zu geben, die den Wissenschaften nicht weniger Ehre bringt, als der Stadt **Presburg**, in der sie ist gemacht worden.

Während meines Aufenthalts in dieser Stadt, bin ich so glücklich gewesen, mit dem Herrn **von Kempel**, einem Hofrath und Ober-Director der Salzbergwerke in Ungarn, Bekanntschaft zu machen. Es scheint unmöglich, eine vollkommnere Einsicht in die Mechanik zu erreichen, als dieser Herr erlangt hat: wenigstens ist bisher noch kein Künstler im Stande gewesen, eine so wundervolle Maschine zu Stande zu bringen, als er vor einigen Jahren verfertiget hat. Der Herr **von Kempel**, der durch die Nachrichten von den ausserordentlichen Werken eines berühmten **Vaukanson**, und anderer sinnreichen Köpfe in Frankreich und England, aufgemuntert wurde,

de, hatte anfangs nur die Absicht, diese Künstler nachzuahmen; er hat aber mehr gethan: er hat sie weit übertroffen; er hat ein Automatum gemacht, das mit den geschicktesten Spielern Schach spielen kann. Diese Maschine stellet einen Mann von natürlicher Grösse vor, der türkisch gekleidet ist, und vor einem Tische sitzt, auf dem ein Schachbret steht. Dieser Tisch, der etwan drey und einen halben Fuß lang, und zween und einen halben Fuß breit ist, steht auf vier Füssen, die unten kleine Rollen haben, damit man ihn desto bequemer von einer Stelle zur andern führen kann, welches der Besitzer von Zeit zu Zeit thut, um allen Verdacht einer Gemeinschaft unter dem Tische zu benehmen. Sowol der Tisch, als die Maschine sind voller Räder, Springfedern und Hebel. Herr von Kempel macht sich kein Bedenken, die Maschine inwendig zu zeigen, besonders wenn er wahrnimmt, daß jemand muthmasse, daß etwan ein Knabe darin verborgen ist. Ich habe sowol den Tisch, als die Maschine sorgfältig untersucht, und bin überzeugt, daß man nicht den mindesten Grund zu solchem Verdachte haben darf. Ich habe selbst mit dieser Maschine ein Spiel Schach gespielt. Besonders habe ich mit grossem Erstaunen die mannigfaltigen und zusammen gesetzten Bewegungen des Arms bemerkt, womit sie das

Spiel

Spiel spielt. Sie hebt den Arm auf; richtet ihn nach der Seite des Schachbrets, wo der Stein steht, der weggenommen werden soll; bringt, vermittelst einer Bewegung des Handgelenks, die Hand an den Stein nieder; macht die Hand auf; macht sie wieder zu, um den Stein zu fassen; hebt ihn auf, und stellt ihn auf das Feld, wo er hinkommen soll. Wan dies geschehen ist, legt sie ihren Arm auf ein Polster, das neben dem Schachbret liegt. Wenn sie dem Gegenpart einen Stein nimmt, so bringt sie ihn mit einer einzigen Bewegung ganz vom Schachbrett weg, und führt, durch eine solche Reihe von Bewegungen, als ich beschrieben habe, den Arm wieder herzu, ihren eigenen zu nehmen, und ihn auf das Feld zu stellen, wo derjenige stand, den sie genommen hat. Ich versuchte im Spielen eine kleine List, und ließ die Königin gehen, wie der Springer geht; meine Maschine aber ließ sich nicht betrügen: sie faßte meine Königin, und stellte sie wieder auf das Feld, wo sie vorher gelagert war. Das alles geschieht mit so viel Fertigkeit, als ein geübter Spieler bey diesem Spiele zu zeigen pflegt; und ich habe oft mit Personen gespielt, die weder so fertig noch geschickt spielten, als dies Automatum, das es sehr übel nehmen würde, wenn man es mit ihnen sollte in Vergleich stellen. Vielleicht erwarten

Sie, daß ich Ihnen einige Muthmassungen vorlegen soll, wie diese Maschine ihre Bewegungen macht. Ich wünschte, daß ich im Stande wäre, auf eine einzige zu kommen, die vernünftig und gegründet wäre; allein, der allersorgfältigsten Aufmerksamkeit ungeachtet, die ich zu wiederholten mahlen darauf verwandt habe, bin ich nicht im Stande, auf die geringste Muthmassung zu kommen, die mir ein Genüge thun könnte. Der englische Gesandte, der Prinz Giustiniani, und verschiedene englische Herren, für die der Erfinder die Gefälligkeit hatte, die Maschine spielen zu lassen, standen um den Tisch herum, als ich mit ihr spielte. Sie richteten allesamt ihre Augen auf den Herrn von Kempel, der bey dem Tische stand, oder bisweilen fünf bis sechs Fuß davon wegging; allein nicht ein einziger unter ihnen konnte die geringste Bewegung an ihm merken, die auf die Maschine hätte Einfluß haben können. Diejenigen, die die Würkungen des Magneten, bey den sonderbaren Vorstellungen zu Paris, gesehen hatten, riefen aus, daß der Magnet das Mittel wäre, das hier gebraucht würde, den Arm zu regieren. Allein ausser dem, daß man dieser Muthmassung vieles entgegen setzen kann, so erbot sich auch der Herr von Kempel, mit dem ich hierüber eine weitläuftige Unterredung hatte, daß er einem jeden,

den

den es beliebte, erlauben wollte, den stärksten und aufs beste bewafneten Magneten, den man finden könnte, oder so viel Eisen, als man will, an den Tisch zu bringen, ohne daß er sich im geringsten fürchten wolle, daß die Bewegungen der Maschine dadurch gestöhrt oder angegriffen werden mögten. Er ging auch so weit weg, als man haben wollte, und ließ die Maschine vier bis fünf Züge thun, ohne sich ihr zu nähern. Es ist unnöthig anzumerken, daß das Wunderbare dieser Maschine hauptsächlich darin besteht, daß sie nicht, wie andere der berühmtesten Maschinen dieser Art, eine bestimmte Reihe von Bewegungen hat, sondern daß sie sich allemahl bewegt, wie es die Bewegung ihres Gegenparts erfordert, woraus eine erstaunende Menge von mannigfaltigen Verbindungen in den Bewegungen erwächst. Herr von Kempel zieht von Zeit zu Zeit die Federn des Arms seiner Maschine auf, um dessen bewegende Kraft zu erneuern; man bemerkt aber wohl, daß dies mit der richtenden Kraft, oder mit dem Vermögen, den Arm hie oder dorthin zu lenken, die das grösseste Verdienst dieser Maschine ausmacht, nichts zu thun hat. Ueberhaupt glaube ich, daß der Erfinder auf die Richtung eines jeden Zuges, den das Automatum thut, seinen Einfluß hat, wiewol ich, wie schon bemerkt worden, gesehn habe,

daß er es etliche Züge hinter einander sich ganz allein überläßt, welches, meiner Meinung nach, derjenige Umstand ist, der unter allen, die diese Maschine angehen, am schwersten kann begriffen werden. Das Verdienst des Herrn von Kempel ist bey diesem Kunststück desto grösser, da er sich beklagt, daß er nicht von Künstlern und Handwerkern unterstützt worden, die alle, zu einem Werke von dieser Art, erforderliche Geschicklichkeit besessen; und er hofft in kurzem Werke an den Tag zu bringen, die noch weit erstaunender seyn werden. In der That kann man alles von seiner Kenntniß und Geschicklichkeit erwarten, Tugenden, die durch seine ungemeine Bescheidenheit noch ausserordentlich erhöhet werden. Nie hat ein Genie triumphirt, und weniger groß dabey gethan. Ich bin ihr ꝛc.

Ludwig Dutens.

IV.

Ueber den Ursprung der Quellen und Flüsse.

Obgleich keine Würkung in der Natur sichtbarer, nützlicher und schöner ist, als der unerschöpfliche Zufluß der Quellen und der Lauf der Flüsse, die seit Jahrtausenden zu strömen fortfahren, so giebts doch auch keine Würkung, deren Ursache die Natur sorgfältiger für uns scheint verborgen zu haben, als eben diese. Was für eine Quelle ist hinreichend, einen Fluß zu nähren, dergleichen die Donau ist? Was für ein Vorrathshaus ist groß genug, die gewaltigen Brunnen des Amazonenflusses, des Rheins, des Ganges, mit Vorrath zu versehen? Welche sind diese unermeßlichen unsichtbaren Behälter, die, vermittelst so vieler geheimen Kanäle, so unerschöpfliche Schätze von Wasser hervor geben; die Flüsse mit einem Ueberfluß füllen, der über alle Maasse hinreichend ist, allen unsern Bedürfnissen abzuhelfen;

sen; und doch in solche Gränzen eingeschränkt sind, daß sie nicht die Länder, durch die sie sich ergiessen, überschwemmen, statt sie zu bereichern?

Es giebt über die vorhabende Frage nur drey Muthmassungen, die einigermassen erträglich sind: alle die andern sind nicht des Widerlegens werth.

Die erste ist die Meinung des **Des Cartes**, der annahm, daß das Wasser aus der See sich in allen Richtungen unter der Erde ergösse, und auf dem Grunde der Berge grosse Höhlungen anträfe; in die es, nachdem es durch die Centralhitze von unten verdünnet worden, in Dünsten in die Höhe stiege; seine Salztheilgen aber, die an sich schwerer sind, zurück lasse; daß diese Dünste, da sie bey ihrem Aufsteigen an dem Boden der Höhlen eine Hinderniß antreffen, sich vereinigten, und kleine Ströme oder Flüsse von Wasser machten, so wie der Dampf in dem Helm eines Distillirkolbens.

Es ist aber weit gefehlt, daß diese Muthmassung mit der Wahrheit übereinstimmen sollte; denn vors erste wird dabey ohne Beweis angenommen, daß es zwischen der See und den

Grund-

Grundflächen der Berge freie Durchgänge gebe, da man doch keine einzige Erfahrung anführen kann, die diese unterirrdische Kanäle bestätigen.

Allein zugegeben, daß die Wasser aus der See nach dem Boden hoher Berge einen freien Durchgang zwo bis dreyhundert Stunden weit hätten: wo sind doch die Oefen, die beständig bereit und voller Hitze sind, diese Wasser zu verdünnen, und zu machen, daß sie in Wolken ausdünsten? Allein auch zugegeben, daß es jederzeit zu diesem Endzweck einen hinlänglichen Grad von Hitze gebe: wo sind dan doch diese sechs bis siebenhundert Fuß hohe Höhlen, deren kalte Gewölbe diese ausgedünsteten Dämpfe versammlen und verdichten? Es ist gewiß, daß die Menschen in die Eingeweide der Erde und Gebürge tief genug eingedrungen sind, die Entdeckung zu machen, ohne jemahlen Höhlungen zu finden, die nur groß genug wären, den Dünsten zu erlauben, ungehindert zu den Quellen aufzusteigen, aus denen die Flüsse entspringen. Ausserdem könnte der Zusammenfluß aller dieser Dünste doch nie das kleinste Strömchen frischen Wassers hervor bringen; denn die Dünste, die sich an den Seiten der Höhlen anhängen, und keinen Behälter finden, der sie aufnehmen kann, und von dannen sie zu den Seiten weg heraus fliessen könnten,

müssen

müssen nothwendig wieder in das Becken herab fallen, aus dem sie in die Höhe stiegen, so, daß diese wundervollen Kolben, an denen Des Cartes ein so gewaltiges Vergnügen zu finden scheint, in blosse Einbildungen verschwinden, und in der Natur selbst nicht anzutreffen sind.

Die andere Muthmassung setzt voraus, daß das Seewasser durch die kleinen Oefnungen der Erde durchsickert, die zwar groß genug sind, das Flüssige durchzulassen, allein viel zu klein, den Salztheilchen, mit denen es vermischt ist, den Durchgang zu verstatten; daher dan das Wasser, während des Fortgangs in seiner Durchseigerung, dieselben zurück läßt, und sich so reiniget und verfeinert, daß es frisch und trinkbar wird, ehe es sich mit den Quellen und Flüssen vereiniget.

Allein diese Muthmassung ist nicht minder ungereimt, als die vorige; denn was muß aus dem Salze werden, das so viele Flüsse unter der Erde müssen abgelegt haben? Es sind nunmehr an sechstausend Jahr, daß die See, zufolge dieser Voraussetzung, ihr Wasser und Salz an die Quellen der Flüsse ausgetheilt hat, ohne von ihnen etwas anders, als frisch Wasser, dagegen empfangen zu haben; daher muß dan nach und

nach

nach eins von beiden geschehen seyn: entweder muß sich die See von allem Salze ausgeleret haben, oder die Erde muß so damit überladen seyn, daß diese Salztheilchen endlich diese unterirrdischen Kanäle, durch welche das Wasser, die Quellen wieder anzufüllen, kommt, gänzlich müssen verstopft haben.

Durch wiederhohlte Erfahrungen hat man gefunden, daß ein Pfund Salzwasser vier Drachmen Salz enthalten kann; und dem Zufolge, wird ein Kubik-Fuß Wasser, der an siebenzig Pfund wiegt, drey Pfund Salz geben; damit aber unsere Rechnung als mässig, und den Einwürfen nicht ausgesetzt angesehn werde, so wollen wir nur zwey Pfund annehmen. Nun hat der berühmte Dr. Halley, durch eine unstreitige Berechnung gefunden, daß die Menge Wasser, die alle Tage durch die Themse fliesset, über 76,032,000 Kubik-Fuß ausmache; und demnach muß die Menge Salz, die täglich in den Eingeweiden der Erde abgelegt wird, ehe es an die Quellen dieses Flusses kommt, 152,064,000 Pfund, oder über 678,857 Tonnen betragen. Bisher haben wir nur einen Fluß in unsere Rechnung gebracht; nehmen wir sie aber alle von der ganzen Erde, was für eine ungeheure Menge Salz müßte nicht täglich in den Eingeweiden der

Erde angehäuft werden! wenige Jahre würden im Stande seyn, diese Anhäufungen grösser zu machen, als die Berge selbst sind, und die Erde müßte beständig anwachsen, und von diesen Zuflüssen von Materie anschwellen.

Die dritte Muthmassung hat den scharfsinnigen Naturkundigen Dr. Edmund Halley zum Urheber, und besteht darin: Die Erfahrung lehret, daß von den Oberflächen der Seen und Flüsse, und andern Gewässern, ein beständiger Dampf aufsteiget. Dieser Dampf wird, in Gestalt einer Wolke, oder eines Nebels, durch die Atmospähre, vermittelst der Winde, herum getrieben; und wenn er eine kältere Luft antrifft, oder durch Berge in seinem Fortgang aufgehalten wird, so verdichtet er sich, und fällt als Thau, Schnee oder Regen herab. In welcher von diesen Gestalten er auch hernieder kommt, so findet er doch immer Ritzen und Spalten, durch die er in die Hügel oder Berge hinein dringt, wo er sich auf die Betten von Stein oder Thon u. s. w. so, wie es die Beschaffenheit des Bodens mit sich bringt, lagert, bis er sich, nachdem dessen Vorrath und Gewalt nach und nach vermehret worden, durch die erste beste Oefnung, die er antrifft, einen Weg bahnet, und die Benennung einer Zeitquelle, oder beständigen Quelle, erhält,

erhält, nachdem er aus seinem Becken mehr oder minder Zufluß bekommt.

Diese Muthmassung, die von der gelehrten Welt mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, wollen wir suchen, durch die beiden folgenden Sätze, zu erweisen. 1) Die Dünste, die aus der See aufsteigen, sind mehr dan zureichend, sowol die Oberfläche der Erde, als auch die Flüsse, mit Wasser zu versorgen. 2) Die Berge haben diese ihnen eigene Bildung und Beschaffenheit, daß sie die Dünste und Regen, die in der Luft herum irren, an sich ziehen und fest halten, und sie, wan sie dieselben in ihren Behältern gesammlet haben, durch ihre Seiten wieder von sich geben, entweder durch beständig laufende, oder durch Zeitflüsse.

In Ansehung des ersten Satzes stellte der sinnreiche Erfinder folgende Erfahrungen an: Er nahm ein Gefäß mit Wasser, welches er, vermittelst des Hydrometers, so salzig machte, als das Seewasser ist; und nachdem er ein Thermometer hinein gesetzt hatte, machte er es, vermittelst eines darunter gesetzten Kohlenfeuers, so warm, als im heissesten Sommer die Luft ist. Hierauf setzte er dies Gefässe nebst dem Thermometer in die eine Wagschale, und in die andere

legte

legte er Gewichte, und wog das Gefäß mit dem Wasser und Thermometer aufs genaueste ab. Zwo Stunden darnach fand er, daß der sechzigste Theil eines Zolles in Dünsten davon geflogen war; so, daß in zwölf Stunden, der Länge eines natürlichen Tages, der zehnte Theil eines Zolles würde weggedünstet seyn.

Aus diesem Versuche folget, daß jede zehn Quadrat-Zoll von der Oberfläche des Wassers den Tag über einen Kubik-Zoll, jede (englische) Quadrat-Meile 6914 Tonnen, und jeder Quadrat-Grad (zu 15 teutschen Meilen) 33 Millionen Tonnen Wasser in Dünsten von sich giebt. Wenn man nun annimmt, daß die mittelländische See 40 Grad lang, und, nach einer mitlern Zahl, 4 Grad breit sey, welches die geringste Breite ist, die man annehmen kann; so wird die Oberfläche dieses Meeres 160 Quadrat-Grade seyn, von der demnach alle Tage, im Sommer, 5280 Millionen Tonnen Wasser wegdünsten.

Das mittelländische Meer empfängt Wasser aus den neun folgenden grossen Flüssen: dem Ebro, der Rhone, der Tyber, dem Po, der Donau, dem Nieſter, dem Nieper, dem Don oder Tanais und dem Nil. Die übrigen sind klein, und ihr Wasser unbeträchtlich.

Nun

Nun wollen wir setzen, daß ein jeder von diesen Flüssen dem Meere zehnmahl mehr Wasser zuführe, als die Themse; so haben wir schon angemerkt, daß die Themse täglich 76,032,000 Kubik-Fuß von sich giebt; folglich werden alle diese neun Flüsse zusammen 1,827,000,000 Tonnen Wasser ausgiessen, welches etwas mehr, als ein dritter Theil dessen ist, was alle Tage von der See wegdünstet. Die erstaunende Menge Wasser, die noch übrig bleibt, wird, nach der Meinung dieses Gelehrten, auf den Regen, der wieder in die See fällt, auf die Gewächse u. s. w. verwendet.

Nachdem wir nun gezeigt haben, daß die Menge der Dünste überflüssig zureichend sey, die Flüsse mit Wasser zu versehen, so wollen wir weiter gehen, und zeigen, auf was für Art sie in den Eingeweiden der Berge gesammlet werde, so, daß sie die verschiedenen Arten von Quellen bilde, die wir in der Natur antreffen.

Auf den Gipfeln der Berge findet man fast durchgängig offene Behälter und unterirrdische Höhlen. Diese Gipfel, die über die Wolken hervor zu ragen scheinen, halten die Dünste, die in der Luft herum irren, auf; und wan sie dadurch verdichtet worden, so fallen sie in Wasser herab,

herab, und dringen, vermittelst ihrer Schwere, gar leicht durch die Betten von Sand und leichter Erde, bis sie in ihrem Herabsteigen durch dichtere Lagen, dergleichen die Betten von Thon, Stein u. s. w. sind, aufgehalten werden, gleichsam ein Becken oder einen Brunnen bilden, sich einen wagerechten Durchgang erarbeiten, und an einer Seite des Berges heraus laufen.

Viele von diesen Quellen, die zwischen den Hügelspitzen in das Thal herab rieseln, vereinigen ihre Ausströmungen, und machen Bäche, von denen sich wieder viele auf der Ebene vereinigen, und zu Flüssen werden.

Ausser den vielen Flüssen, die auf der Oberfläche der Erde fortströmen, giebt es noch andere, die sich in derselben Eingeweiden verbergen, und unter der Erde fortlaufen, bis sie sich in die See ergiessen. Einen sehr merkwürdigen Fluß dieser Art hat man an der Küste von Languedok, ohnweit Frontignak, entdecket. An der Küste von Kroatien, gegen über Venedig, giebt es verschiedene von dieser Art.

Und auf diese Art haben wir den Ursprung der Quellen und Flüsse erklärt, und gezeigt, daß diejenigen Berge, aus denen sie entspringen, ihren

ren Vorrath aus den mächtigen Vorrathskammern herleiten, die der allweise Schöpfer in der Atmospähre zusammen bringt; von dannen er seine Schätze Wasser herabschauert; ihre erquickende Ströme unten über die Ebenen ergiesset; den Pflanzen und Gewächsen Leben und Grün ertheilet; und die ganze Erde verschönert und mit Seegen erfüllet. Zugleich erkennen wir die Gemeinschaft, die zwischen solchen Theilen der Natur Statt hat, die, dem ersten Anblick nach, keine Verbindung unter einander zu haben scheinen; und daß die ganze Natur durch ein allgemeines Gesetz der Harmonie und Uebereinstimmung zusammen verknüpft ist, welches genugsam zeiget, daß sie das Werk eines allweisen Schöpfers sey.

V.

V.

Ein ächter Brief

von dem

verstorbenen Prediger

Lorenz Stern.

Universal Museum. 1771. Jan. p. 66.

Das erstemahl, daß ich in dieser sich endigenden Woche meine Feder ins Dintenfaß tunke, thue ich es, um an Sie zu schreiben, — und ihnen aufrichtigst für ihren freundlichen Brief zu danken! — Wird dies Entschuldigung genug dafür seyn, daß ich ihn zehn Tage auf meinem Tische liegen gehabt, ohne ihn zu beantworten? — Ich traue, es wirds — ich weiß es gewiß, meine Empfindungen sagens mir, — denn ich empfinde, daß es mir unmöglich ist, etwas zu thun, das Ihnen zuwider wäre. Nicht jegliche Stunde, oder Tag, oder Woche in eines Mannes Leben, ist für die Pflichten der Freundschaft eine schickliche Zeit: — Empfindsamkeit ist nicht immer bey Handen; — Thorheit und Stolz, und

was man Geschäfte nennt, halten sie oft in einiger Entfernung; — und was ist Freundschaft ohne Empfindsamkeit? — ein Name! — ein Schatten! — Allein um einer Misdeutung alles dessen vorzubeugen (doch, wie dürfte ich die von einem so gütigen und sanften Herzen befürchten, als das Ihrige ist!), muß ich Ihnen sagen, daß durch die Fahrlässigkeit meines Substituten, oder seiner Frau, oder seiner Bedientin, oder irgend eines in seinen Thoren, das Pfarrhaus zu — vor ungefehr vierzehn Tagen auf den Grund abgebrannt ist, mit dem Besatz, der mein war, und einer guten Sammlung von Büchern, — ein Verlust von 350 Pf. (2000 Rthlr.) — Den Morgen darauf nahm der arme Mann mit seiner Frau die Flügel, und flohe davon. — Das verursachte mir würklichen Kummer. — Denn mein Mitleiden und Hochachtung für ihn war so groß, daß ich zu ihm schickte, so bald ich dies Unglück vernahm, und ihn bitten ließ, zu kommen, und bey mir zu wohnen, bis eine andere Wohnung ihn aufzunehmen würde fertig seyn; allein er war schon fort, und zwar, wie man mir sagte, weil er befürchtete, daß ich eine gerichtliche Untersuchung mögte wider ihn anstellen. — Himmel! wie wenig kennt er mich, daß er glauben kann, ich gehöre unter die Elenden, die Unglück auf Unglück häufen, und

wan die Last fast unerträglich ist, noch mehr Gewicht dazu legen. — Gott, der in meinem Herzen lieset, weiß, daß es die Wahrheit ist, ich wünsche lieber, die Last des Niedergedrückten tragen zu helfen, als sie schwerer zu machen, lieber den Strom von Kummer abzutrocknen, als einen einzigen Tropfen hinzu zu thun. — Was frag ich nach dem staubigten Gepäcke der irrdischen Welt? — nicht einen Seufzer kostet mir der Verlust dessen; — denn nach allem dem, was geschehen ist, kann ich noch mit dem spanischen Hauptmann sagen, daß ich ein so guter Edelmann bin, als der König, nur nicht völlig so reich. — Doch zur Hauptsache. —

Soll ich Sie diesen Sommer hier erwarten? — Ich wünsche gar sehr, daß es Ihnen gelegen wäre, mir einen Besuch auf wenige Wochen zu schenken: ich will Ihnen einen gebratenen Vogel zu Mittage geben, und alle Tage ein reines Tischtuch, und will Ihnen zum Nachtisch eine Geschichte erzählen. Bey der Hitze des Tages wollen wir im Schatten sitzen, und am Abend soll das schmuckeste unter allen Milchmädchen, die vor meiner Thüre vorbey gehen, einen Blumenkranz für Sie flechten.

— Sollte ich so unglücklich seyn, und Sie

bey

bey mir nicht sehen, so machen Sie, daß ich Sie zu Anfange des Octobers in London zu sehen bekomme, — ich werde mich da ein vierzehn Tage aufhalten, und dan — einen gütigern Himmelsstrich suchen! — Dieser mein böser Husten scheint Wurzel zu fassen, und wird mich endlich ins Grab bringen, trotz allem, was ich dabey thun kann; allein, so lange ich noch Kräfte genug habe, davon wegzulaufen, will ich es thun! — Ich habe nun diese zwanzig Jahre lang mit ihm gerungen, und habe durch Lachen und guten Muth verhindert, daß er mich nicht darnieder gelegt; aber nun dringt mein Widersacher stärker auf mich ein, und mir bleibt von meiner Seite nichts übrig, als noch eine auswärtige Reise! — A propos — Sind Sie für ein Unternehmen dieser Art? — Wo nicht, so werden Sie doch so gut seyn, und mich wenigstens bis Dover begleiten, damit wir an dem Ufer noch zusammen eins lachen, und den Meergott bey guter Laune erhalten, eh ich zu Schiffe steige. — Gott segne Sie! — Leben Sie wohl!

L. Stern.

VI.

Beschluß

der im vorigen Stücke abgebrochenen

Nachrichten

von den

Tatarischen Nationen,

aus den Reisen des Herrn Bell.

Von den Buraten.

Hier finden wir noch einen andern Stamm von Tatarn, die in Siberien einheimisch, und in gewissen Stücken von allen denen, die ich vorher beschrieben habe, verschieden sind. Von den Russen werden sie Bratky genannt, sie selbst aber nennen sich Buraty. Sie leben das ganze Jahr hindurch in Gezelten; und da sie grosse Heerden Schaafe, auch viele Kühe und Pferde haben, so begeben sie sich von einem Orte zum andern, wie die Grasung es zu läßt. Ihre Sprache kommt sehr mit der kalmukischen überein; und sie haben Priester unter sich, die das Kalmukische lesen und schreiben können.

In

In Ansehung ihres Anzuges und Lebensart, konnte ich zwischen ihnen und den Kalmucken an der Wolga wenig Unterschied wahrnehmen, daher schliesse ich, daß sie beide einerley Ursprung haben. Doch ist ihr Gesicht nicht gänzlich so platt, wie der Kalmucken ihres, sondern ihre Nasen sind etwas mehr erhoben; sie haben auch eine freiere Aussicht.

Die Buraten sind tapfere und hurtige Leute, haben aber einen Abscheu vor aller Arbeit. Denn ob sie gleich sehen, daß die Russen ihr Land pflügen und besäen, und im Ueberfluß leben, da der reiche und fruchtbare Boden ihnen so viel giebt, so leben sie doch lieber in ihren Gezelten, und weiden ihre Heerden, von denen sie ihre ganze Nahrung haben.

Das Hauptgeschäfte der Männer ist Jagen und Reiten. Sie haben eine gute Zucht Sattelpferde, und ihr Hornvieh ist sehr groß. Ihre Schaafe haben breite Schwänze und ihr Schöpsenfleisch ist vortreflich. Ziegen haben sie auch im Ueberfluß. Für alle diese Thiere sind sie um Futter unbekümmert, indem sie sie auf freiem Felde weiden lassen. Wenn sehr tiefer Schnee fällt, welches in diesen Gegenden selten geschieht, so treiben sie sie nach Süden, auf höhere Gründe, wo wenig Schnee liegt.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Spies-

se und Säbel, welche sie alle zu Pferde brauchen, denn Fußvolk haben sie nicht, eben so, wie die Kalmucken. Sie sind geschickte Bogenschützen und wohlberittene Reiter.

Vordem waren diese Buraten einem mongolischen Fürsten unterworfen, leben aber jetzt ganz geruhig unter der russischen Regierung. Sie machen ein sehr grosses Volk aus, und erstrecken sich auf der Morgen- und Mittagsseite des Sees Baikal; man hält sie gemeiniglich für sehr ehrlich und aufrichtig.

Die Männer tragen zu allen Jahrszeiten einen weiten Rock, oder vielmehr einen Mantel von Schaafsfellen, der um die Mitte zugegürtet ist; eine kleine runde Mütze, die mit Pelz aufgeschlagen, und oben an der Spitze eine roth silberne Tolle hat; und dies macht, nebst ein Paar Beinkleider und Stiefeln, ihren ganzen Schmuck aus. Die Weiber kleiden sich fast auf nämliche Art; nur ist ihr Rock um die Lenden herum in Falten gelegt, und hängt als ein Unterrock herab. Die verheurathet sind, haben ihr Haar in zween Zöpfen geflochten, die von jeder Seite des Kopfes herab hangen, und durch zween eiserne Ringe gezogen sind, damit sie nicht auf die Brust herab fallen, so, daß sie einer Knoten-Perück sehr ähnlich sehen. Um die Stirn herum haben sie einen Reifen von polirtem Eisen, der hinten

fest

fest gemacht ist; und auf dem Kopf tragen sie eine kleine runde Mütze, die mit Pelz ausgemacht, und, nach ihrer Art, gestickt ist, um sie von einer Mannsmütze zu unterscheiden. Die Dirnen gehen eben so gekleidet, nur daß ihre Haare geflochten, und um den Kopf herum in einzelnen Zöpfen hangen, die so schwarz sind, wie Raben. Einige darunter sehen gut aus. Sowol Männer als Weiber sind in ihrem Betragen sehr höflich. Sie würden mir noch besser gefallen, wenn sie etwas reinlicher wären. Sowol sie, als ihre Gezelte, sind ungemein schmutzig, denn sie brauchen blos Felle gegen die Kälte, und darauf sitzen oder liegen sie in ihren Gezelten um das Feuer herum.

Die Religion der **Buraten** scheint mit der Kalmucken ihre einerley zu seyn, das ist, ein pures Heidenthum von der gröbsten Art. Sie reden zwar von einem allmächtigen und guten Wesen, das alle Dinge geschaffen hat, und das sie **Burchun** nennen; unterdessen scheinen sie doch in dunkeln und fabelhaften Begriffen von dessen Natur und Regierung ganz verwildert zu seyn. Sie haben zween grosse hohe Priester, denen sie grosse Ehrerbietung bezeugen, und unter denen der eine **Delay-Lama**, und der andere **Kutuchtu** genannt wird. Von diesen Priestern werde ich nachgehends zu reden Gelegenheit haben.

Wenn ich in die Gezelte der Buraten ging, habe ich oftmahls eine lange Stange gesehen, woran der Kopf und das Fell eines Schaafes aufgehangen war; und wenn ich nach der Ursache fragte: so sagten sie mir, daß das Thier, von dem dieser Kopf und Fell war, geschlachtet, und dem Gott, der ihre Heerden beschützte, geopfert worden. Ich konnte keine Bilder unter ihnen gewahr werden, ausgenommen einige Reliquien, die ihnen die Priester gegeben, welche sie von dem Delay-Lama bekommen hatten. Gemeiniglich hängen sie solche in einer Ecke ihrer Gezelte auf, und bisweilen trägen sie sie auch um den Hals, als Amulete, um sich vor Unglück zu bewahren.

Von einem Buratsky Schaman, oder Zauberer.

Man erzählte uns viel von einem berühmten buratischen Schaman, der ebenfalls ein Lama oder Priester war, und sehr weit herbey gehohlet wurde. Da diese Schamane in dieser Gegend der Welt viel Lerm machen, und von dem unwissenden Volk für begeistert gehalten werden, so will ich von dem Betragen dieses einzelnen eine Nachricht geben, woraus man sehen wird, daß alles eine Betrügerey ist.

Er wurde bey unserm Gesandten, durch den Befehls-

Befehlshaber, eingeführt, und verschiedene Oberhäupter seines Stammes begleiteten ihn, und bezeugten ihm die tiefste Ehrerbietung. Er war ein Mann von ungefehr dreissig Jahren, von ernstem Ansehen und Betragen. Bey seiner Einführung ward ihm ein Becher mit Brantwein angeboten, den er austrank, mehr aber nicht annehmen wollte.

Nach einer kurzen Unterredung ward von ihm verlangt, daß er eine Probe seiner Kunst zeigen sollte; er antwortete aber, daß er in einem russischen Hause nichts anfangen könnte, weil die Bilder der Heiligen den Fortgang verhinderten. Dem zufolge ward das Schauspiel aufgeschoben, und der Schauplatz sollte ein buratisches Gezelt in den Vorstädten seyn. Auf den Abend begaben wir uns auf den bestimmten Platz, wo wir den Schaman, nebst verschiedenen von seinen Mitgesellen, fanden; sie sassen um ein Feuer und rauchten Toback; Weibsleute hatten sie aber nicht unter sich. Wir setzten uns im Gezelt auf der einen Seite, die andere überliessen wir ihm und seinen Landesleuten. Nachdem wir eine halbe Stunde gesessen hatten, so setzte sich der Schaman mit verschränkten Beinen dicht vor einem Kohlenfeuer, das auf dem Heerde brannte, mit dem Gesicht nach seinen Gesellen gewandt. Hierauf nahm er zween, ungefehr

vier Fuß lange Stöcke, in jeder Hand einen, und fing an, in einem fürchterlichen Tone zu singen, wobey er mit den Stöcken den Takt schlug. Seine Begleiter stimmten in den Gesang mit ein. Während dieses Auftrits wandte und verdrehte er den Leib in mannigfaltige Stellungen, bis er zuletzt in solche Wuth gerieth, daß ihm der Mund schäumete, und die Augen roth und starr wurden. Nunmehr sprang er auf, fing an, wie ein Unsinniger, zu tanzen, bis er das Feuer mit seinen blossen Füssen ausgetreten hatte. Diese widernatürlichen Bewegungen wurden von dem gemeinen Haufen den Würkungen einer Gottheit zugeschrieben; und in der That könnte man geglaubt haben, daß ihn irgend ein Teufel besässe. Nachdem er sich ganz mit Tanzen ermüdet hatte, begab er sich an die Thüre des Gezelts, und that drey fürchterliche Schreie, wodurch er, wie seine Spießgesellen sagten, den Teufel rief, der ihm Anweisung geben sollte, die Fragen zu beantworten, die ihm würden vorgelegt werden. Darauf kehrte er um, setzte sich ganz geruhig nieder, und erklärte, daß er bereit sey, alle Fragen aufzulösen, die ihm würden vorgelegt werden. Unsere Leute legten ihm Fragen genug vor, die er alle fertig beantwortete, aber in solchen zweideutigen Ausdrücken, daß man nichts daraus machen konnte. Nunmehr zeigte er allerhand Taschen-

schenspielerkünstchen: z. B. er stach sich ein Messer ins Herz, und brachte es zum Munde wieder heraus; er rennte in sein Schwerdt, und dergleichen Kleinigkeiten mehr, die des Erwähnens nicht werth sind. Kurz, nichts ist offenbarer, als daß diese Schamane eine Art von Taschenspieler und Betrüger sind, die das unwissende und leichtgläubige Volk hintergehen.

Von einem Buratischen Theetrinken.

Da unsere Pferde im Wasser gewesen waren, so begaben wir uns in ein buratisches Gezelt, bis sie wieder trocken würden geworden seyn. Die gastfreie Wirthin setzte sogleich den Kessel übers Feuer, um uns was Thee zu machen, dessen besondere Kocherey ich nicht unterlassen kann zu beschreiben. Nachdem sie einen grossen eisernen Kessel über das Feuer gesetzt hatte, so fing sie an, ihn mit einem Pferdeschweif, der in einer Ecke des Gezelts dazu da hing, rein auszuscheuren. Alsdan goß sie Wasser hinein, und bald darauf that sie schlechten Thee Boe, der aus China kommt, und etwas Salz, hinzu. Als das Wasser bey nahe kochte, nahm sie einen grossen kupfernen Löffel, und rührte den Thee um, bis das Gekochsel sehr braun war. Hierauf nahm sie es vom Feuer, und klärte es in ein anderes Gefäß

ab,

ab, nachdem es sich zuvor etwas gesetzt hatte. Als sie den Kessel nochmahls, wie zuvor, mit dem Pferdeschweif ausgewischt hatte, so setzte sie ihn wieder ans Feuer. Darauf machte sie einen Teig von Mehl und frischer Butter, die in einem Felle, ohnweit dem Pferdeschweif, hing. Den Teig that sie in den Theekessel, und briet ihn. Der Thee ward wieder auf diesen Teig gegossen, und etwas gute dicke Milchrahm dazu gethan, die aus einem reinen Schaafsfell genommen ward, das mit unter andern Sachen an einem hölzernen Nagel hing. Nunmehr rührte man wieder fünf bis sechs Minuten lang alles mit dem Löffel um, und endlich ward der Thee vom Feuer abgenommen, da er dan eine Weile stehen mußte, um abzukühlen. Jetzt nahm die Wirthin einige hölzerne Becher, die etwa eine halbe Pinte halten mögten, und setzte ihrer Gesellschaft den Thee vor. Die vornehmste Eigenschaft dieses Thees ist, daß er zugleich den Hunger stillt und den Durst löscht. Ich fand ihn nicht unangenehm, er würde mir aber noch besser geschmeckt haben, wenn er auf eine reinlichere Art wäre gemacht worden. Unterdessen hatte uns doch unsere gute Wirthin einen herzlichen Willkomm gegeben; und da diese Leute nichts von dem Gebrauch des Geldes wissen; so hatten wir auch nichts für unsere Aufnahme zu bezahlen. Wir machten ihr nur

ein

ein kleines Geschenk von Rauchtoback, wovon diese Leute grosse Liebhaber sind. Ich habe hier dies Recept um deswillen nieder geschrieben, damit irgend ein europäisches Frauenzimmer es verbessern könnte.

Von den mongolischen Tataren.

Die **Mongolen** sind ein zahlreiches Volk, und nehmen ein grosses Stück Land ein, von hier bis an der **Kallgan**, welches die ewige Mauer, oder die grosse chinesische Mauer, anzeigt. Von dieser Mauer an erstrecken sie sich mitternachtwärts, bis an den **Amur**-Fluß, und von dem **Amur** abendwärts bis an den **Baykal**-See, wo sie an den Ländern des **Kontaischa**, oder Prinzen der schwarzen Kalmucken, gränzen. Gegen Mittag werden sie von einer Nation umgeben, die **Tangut** heißt, unter welcher der **Delay**-Lama seinen Sitz hat. Nach dem weitläuftigen Lande, das die **Mongolen** bewohnen, kann man sich leicht die Vorstellung machen, daß sie sehr zahlreich seyn müssen; besonders wenn man erwäget, daß sie unter einem gesunden Himmelsstriche leben, und in keine Kriege verwickelt gewesen, seitdem sie zum Theil abendwärts von den Russen, zum Theil morgenwärts von den Chinesern unterwürfig gemacht worden, denn denen muß dies ganze Volk Tribute bezahlen.

In

In vorigen Zeiten waren diese Mongolen für die Chinesen sehr unruhige Nachbaren, gegen deren Einfälle die grosse Mauer gebauet worden.

Der jetzige Kaiser von China, Kam-hi, war der erste, der diese kühne Tataren besiegte, und zwar mehr durch gütige Behandlung und Menschlichkeit, als durch das Schwerdt; denn dies Volk liebt die Freiheit ungemein. Eben diese sanfte Behandlung haben auch die Russen gegen diejenigen beobachtet, die ihnen unterworfen sind. Und sie gestehen selbst, daß sie unter dem Schutz dieser mächtigen Kaiser mehr Freiheit geniessen, und besser leben, als vormahls unter ihren eigenen Fürsten.

Der jetzige Fürst der Mongaley heißt Tusch-tu-Chan, und hat seinen Sitz ungefehr sechs Tagereisen gen Südost von Selenginsk. Der Ort heißt Urga, und liegt ohnweit dem Orte, wo der Kutuchtu, oder hohe Priester, wohnt. Als die Mongalen sich dem jetzigen Kayser von China unterwarfen, ward ausgemacht, daß der Tusch-tu-Chan den Namen und die Autorität eines Fürsten über sein Volk behalten, allein keinen Krieg oder Kriegeszug, ohne Zustimmung des Kaisers, unternehmen sollte; und das ist seitdem aufs genaueste beobachtet worden.

Es ist merkwürdig, daß in dem ganzen weitläuftigen Gebiete der Mongalen nicht ein einziges

Haus

Haus zu sehen ist. Das ganze Volk, selbst der Fürst und hohe Priester, leben beständig in Gezelten; und wandern mit ihren Heerden von Ort zu Ort, wie die Bequemlichkeit es verstattet.

Dies Volk bekümmert sich nicht um Pflügen, oder daß sie den Boden im geringsten bearbeiten, sondern begnügen sich mit dem, was ihnen ihre Heerden bringen. Zufrieden mit dem Nothwendigen, ohne nach dem Ueberflüssigen zu streben, führen sie die allerälteste und einfältigste Lebensart, die ich, ich muß es gestehen, unter einem so milden und trockenen Himmelsstriche, für höchst angenehm halte.

Von dem Wolga-Fluß, bis zu der chinesischen Mauer, giebt es drey grosse tatarische Fürsten: den Ayuka-Chan, den Kontaysha und den Tusch-tu-Chan. Diese drey mächtige Nationen haben fast die nämlichen Gesichtszüge, Religion und Sprache, führen auch einerley Lebensart. Wenn man die Augen auf die Landkarte wirft, so kann man leicht gewahr werden, was diese Fürsten für ein weitläuftiges Gebiet besitzen, deren Unterthanen mit dem allgemeinen Namen der Kalmucken belegt werden. Es giebt wenig Sprachen, die einen Reisenden über einen grössern Strich Landes führen können, als die kalmuckische. Zwar kann man mit der arabischen viele Gegenden des Morgen-

landes

landes, von Egypten, bis an den Hof des grossen Moguls, reisen; allein mit der Illyrischen kommt man noch weiter, als mit einer von den beiden vorigen, nämlich von dem venetianischen Meerbusen, bis an die äussersten Gränzen von Kamtschatka; denn das Russische ist eine Mundart des Illyrischen.

Der grösseste Theil der Mungaley ist eine ununterbrochene Wüste, ausgenommen die Plätze längs dem Amur, und gegen die russischen Gränzen nach Abend hin. Auch der Boden von Selenginsk ist gar unvergleichlich, und könnte, bey gehörigem Anbau, verschiedene Arten von Getraide hervor bringen.

Von dem Kutuchtu, hohen Priester, oder dem Lama der mongolischen Tataren.

Eben der Officier, der den Brief des Gesandten dem Fürsten der Mungaley nach Urga überbrachte, hatte auch Befehl, dem Kutuchtu, oder hohen Priester, der ein naher Verwandter dieses Fürsten ist, seine Empfehlung zu machen. Er empfing den Abgeordneten sehr freundlich, und ließ ihn in seiner Gegenwart niedersitzen, eine Ehre, die nur sehr wenigen widerfährt, ausgenommen Gesandten und Pilgrimmen aus entfernten Gegenden. Bey seinem Abschiede beschenkte

schenkte er den Abgeordneten mit Dingen von geringem Werthe, besonders mit einigen Stücken chinesischer Seide.

Ich kann diesen ehrwürdigen Mann nicht verlassen, ohne einige Nachricht von ihm zu geben. Demnach will ich, unter tausend andern lächerlichen Dingen mehr, die die Leute dieses Landes erzählen und glauben, einige wenige Stücke von ihm anführen.

Dieser ausserordentliche Mann maasset sich eine Allwissenheit an, denn das heisset das Wort Kutuchtu, und das Volk wird unterwiesen zu glauben, daß er wirklich alles weiß, vergangene, gegenwärtige und zukünftige Dinge. Da er durch seine Lamae sehr viel erfährt, so ist es ihm sehr leicht, den gemeinen Haufen in diesem Stücke zu hintergehen. Sie glauben auch, daß er unsterblich ist; nicht daß sein Leib beständig fort lebt, sondern daß seine Seele, bey dem Absterben eines alten Körpers, sogleich in einen jungen menschlichen Leib übergehe; die Lamae schliessen aus gewissen Kennzeichen, daß er von der Seele des Kutuchtu beseelet werde, und betragen sich daher gegen ihn, als einen hohen Priester.

Wenn der Geist des Kutuchtu von einem neuen Körper Besitz genommen, das heißt auf gut Deutsch, wenn der hohe Priester gestorben

ist, so werden die Lamae sogleich ausgeschickt, zu entdecken, in welchem Theile der Welt diese wundervolle Person wieder aufgelebt, oder wie sie es ausdrücken, wiedergeboren ist. Indessen dürfen sie nicht weit gehen, um ihn zu finden; denn da die Sache vorher unter den vornehmsten Lamaen ausgemacht worden, so werden sie über die Wahl eines Nachfolgers bald einig; welches gemeiniglich ein junger Knabe ist, der zuvor wohl unterrichtet ist, wie er sich bey diesem Vorfall zu betragen hat. Wan sie vorgeben, einen Nachfolger gefunden zu haben, so wird eine Gesellschaft von Lamaen ausgeschickt, die Sache zu untersuchen, die eine Menge von Spielwerken mit sich nehmen, als kleine silberne Schellen und dergleichen Narrenpossen, die theils dem vorigen Kutuchtu gehöret haben, theils auch neu hinzu gekommen sind. Alle diese Dinge werden dem Kinde vorgelegt, welches das heraus klaubt, was seinem Vorgänger zugehört hat, als wozu es die grösseste Neigung entdeckt, mit Verachtung aber alles wegwirft, was nicht ächt ist. Ausser dieser Prüfung werden ihm noch einige Fragen vorgelegt, die sich auf die Kriege oder merkwürdige Begebenheiten in seinem vorigen Zustande beziehen, und alle, zur größten Zufriedenheit des Konklave, beantwortet werden. Worauf er dan einmüthig für den nämlichen leibhaften

haften Kutuchtu erklärt, mit grossem Gepränge nach Urga geführt, und in das Gezelt des hohen Priesters zu wohnen eingewiesen wird.

Bis der Kutuchtu zu einem gewissen Alter kommt, befindet er sich ganz unter der Regierung der Lamae; und nur wenige haben die Erlaubniß, ihn zu sehen, als nur in einer grossen Entfernung, und selbst alsdan ist es nicht leicht einen Zutritt zu ihm zu haben. Es könnte erstaunend scheinen, daß in einer so zahlreichen Gesellschaft von Lamaen unter den Wählenden keine Streite entstehen, oder heimliche Streiche gespielt werden sollten. Es geht alles ohne Lerm und Zank zu. Unterdessen glaubt man, daß das Ansehn des Prinzen, das meiste zu ihrer Einmüthigkeit beiträge.

Die Mongolen erzählen, daß ihr Kutuchtu jetzund vierzehn Menschenalter gelebt habe, und sein Alter mit jedem Monde erneuere; denn im Neumond erscheint er als Jüngling; beym Vollmond als ein Mann in seinen besten Jahren; und wenn derselbe dem Wechsel nahe ist, als ein alter Mann mit grauen Haaren.

Was sie Urga nennen, ist der Hof, wo der Fürst und hohe Priester ihren Sitz haben, die allemahl in einer geringen Entfernung von einander gelagert sind. Sie haben einige tausend Gezelte um sich herum, die von Zeit zu Zeit

weggenommen werden. Der Urga wird von Kaufleuten aus China, Rußland und andern Oertern häufig besucht, und der Handel wird alle durch Tausch getrieben, ohne alles Geld. Die Chineser bringen hieher Goldklumpen, Damast und andere seidene und wollene Zeuge, Thee und einiges Porcellain, das gemeiniglich von geringer Güte ist, und sich für solch einen Markt schicket. Die russischen Waaren sind vornehmlich allerhand Arten Pelzwerk. Die vornehmste Waare, die gegen alle diese Güter ausgetauscht wird, ist Rhabarber, deren dies Land, ohne Anbau, eine Menge hervor bringt. Die Mongolen sammlen und trocknen sie im Herbst, und bringen sie auf diesen Markt, wo sie zu wohlfeilen Preisen von den russischen und chinesischen Kaufleuten eingehandelt wird.

Der Kutuchtu und seine Lamae gehen alle gelb gekleidet, und kein Laie darf diese Farbe tragen, ausgenommen der Fürst. Dieses Unterscheidungszeichen macht sie allenthalben kenntlich und geehrt. Um den Hals tragen sie Rosenkränze, die sie bey Hersagung ihrer Gebete brauchen. Die Mongolen glauben und verehren einen allmächtigen Schöpfer aller Dinge. Sie halten dafür, daß der Kutuchtu Gottes Statthalter auf Erden ist, und daß ein zukünftiger Zustand der Belohnungen und Strafen seyn werde.

Die

Die folgende Begebenheit hat mir ein russischer Kaufmann erzählt, dem sie begegnet ist: sie zeiget, was für Mittel sich diese Lamae bedienen, um die Würde und den Charakter ihres mächtigen hohen Priesters zu behaupten. Dieser Kaufmann war nach Urga gekommen, mit den Chinesen einen Handel zu machen. Als er an diesem Orte war, wurden ihm aus seinem Gezelt einige Stücke Damast gestohlen. Er beklagte sich darüber gegen einige Lamae, mit denen er bekannt war. Die Sache kam bald dem Kutuchtu zu Ohren, der sogleich Befehl ertheilte, daß man die gehörigen Maaßregeln ergreifen sollte, um den Dieb ausfindig zu machen. Dies ward auf folgende sonderbare Art veranstaltet: Einer von den Lamaen nahm eine Bank mit vier Füssen, die mit zu den Zauberwerkzeugen zu gehören schien. Nachdem er sie verschiedene mahle nach verschiedener Richtung gewandt hatte, so setzte er sie endlich gerade dem Zezelt gegenüber, wo die gestohlenen Güter verborgen lagen. Jetzt stieg der Lama mit von einander gesperrten Beinen auf die Bank, und trieb sie alsbald, oder vielmehr, wie man gemeiniglich glaubte, sie führte ihn gerade auf dies Gezelt zu, wo er sogleich Befehl gab, den Damast heraus zu bringen. Man gehorchte alsbald,

denn bey solchen Fällen ist es umsonst, sich zu entschuldigen.

Hiezu will ich noch ein Paar Bemerkungen über den Delay-Lama setzen, oder den Priester in der Wüste, der noch für höher gehalten wird, als der Kutuchtu. Er lebt ungefehr eine Monatreise gen Südost von diesem Orte, unter einem Volke, das die Tonguten genannt wird, und eine andere Sprache redet, als kalmuckisch. Man sagte mir, daß die Religion der Tonguten mit der Mongolen ihrer einerley wäre; daß sie, in Ansehung der Seelenwanderung des Delay-Lama, eben die Meinungen hegen, als die Mongolen, in Betref des Kutuchtu, und daß er auf eben die Art erwählt wird. Das sonderbarste scheint zu seyn, daß diese beiden mächtigen Lamae in einem guten Vernehmen stehen, und in ihren Freiheiten einander keinen Abbruch thun. Das Wort Delay bedeutet entweder die See, oder eine grosse Ebene, dergleichen dieser Priester bewohnt.

Von einer Zusammenkunft und Jagd-Partie mit einem mongolischen Batyr oder Helden.

Einer, Namens Tayscha, ein Haupt dieser Mongolen, die seiner Majestät Unterthanen sind, kam herzu, um dem Gesandten seine Ehrerbietung

erbietung zu bezeugen, der ihn freundlich auf nahm, und zur Mittagstafel bey sich behielt. Er war ein lustiger alter Mann, nahe an die achtzig, aber so munter, daß er eben so behende auf ein Pferd steigen konnte, als ein junger Mensch. Es begleiteten ihn fünf Söhne und viele Bediente, die so ehrfurchtsvoll mit ihm umgingen, als wenn er ein König wäre; selbst seine Söhne liessen sich in seiner Gegenwart nicht eher nieder, als bis er es verlangte. Ich muß gestehen, daß mir diese Ehrerbietung, die sie gegen ihn bezeugten, viel Vergnügen machte. Einer aus unserer Gesellschaft, ein hübscher dicker Mann, frug den Tayscha, wie ers machen sollte, um auch so mager zu werden, als er war? Der alte Mann antwortete kurz: Wenig essen und mehr arbeiten! ein Ausspruch, der eines Hippokrates würdig ist. In seiner Jugend war er in vielen Treffen gegen die Chineser gewesen, die er sehr verächtlich hielt. Da er ein starker Weidmann war, so nahm der Gesandte mit ihm Abrede, wegen einer grossen Jagd, die sie anstellen wollten, worauf er und seine Begleiter sich wieder in ihre Gezelte begaben.

Zufolge dieser Abrede, kam der Tayscha-Batyr zur angesetzten Zeit an, und brachte drei hundert zur Jagd wohl berittene Leute mit sich.

Dieser alte Herr führte den Titel, Batyr, der bey den Mongolen von grosser Bedeutung ist. Er bezeichnet einen Held, und wird nur solchen gegeben, die sich durch ihren Muth und Tapferkeit auf dem Schlachtfelde vor andern hervor gethan haben. Ausser diesen Mongolen nahmen wir noch fünfzig von unsern Kosacken und unsere Gezelte mit, weil wir uns vorgenommen hatten, einige Tage aus zu seyn.

Des Morgens früh traten wir unsere Reise ostwärts an, und kamen über hohe Hügel und durch hoch aufgeschossene Wälder, wo es unten fast gar keinen jungen Zuwachs gab, so, daß unsere Pferde nicht aufgehalten wurden, und wir allenthalben eine freie Aussicht hatten, welches sehr angenehm war. Nachdem wir einige Meilen geritten waren, ertheilte der Taysche, als Weidemeister, seinen Leuten Befehl, ihre Linien zu strecken. Der Taysche und wir waren in der Mitte, und sahen oft, wie das Wild vor uns vorbey huschte, indem es die Jäger in größter Eilfertigkeit, ohne den mindesten Lerm, als was das Pfeifen der Pfeile machte, verfolgten. Da die Pferde zu dieser Art von Jagd gewöhnt sind, so verfolgen sie das Wild, wie die Spürhunde einen Hasen, so, daß die Reiter die Zäume ihnen fallen lassen, oder auf den Hals legen, und auf nichts Acht geben, als auf ihre

Bogen

Bogen und Pfeile. Man kann sich leicht einbilden, was für ein ausgesuchtes Vergnügen das ist, zu sehen, wie verschiedene von diesen Jägern ein Elendthier oder einen Hirsch durch die Thäler verfolgen. Wenn das Thier aus den Wäldern getrieben wird, so flieht es, der Sicherheit wegen, zu dem nächsten Felsen. Einige von diesen Geschöpfen sind beinahe so groß und stark, als die Pferde, die ihnen nachsetzen. Die Hirsche sind von zweierley Art; einige werden Zuber genannt, und sind einerley mit den deutschen Kronhirschen, nur etwas grösser. Der Zuber ist groß und schön, und trägt den Kopf, wenn er läuft, allemahl aufgerichtet, daher kann er nicht mit dem Geweihe in Baumzweigen hängen bleiben. In Rußland giebt es keine von dieser Art, auch nicht einmahl in Siberien, ausgenommen an dem Baykall-See und dessen östlicher Seite, denn weiter herauf, nach Norden, ist es für sie zu kalt. Das Elend ist grösser, als der Hirsch, und stärker von Knochen, und hat auch lange zweigigte Hörner, die aber ein wenig platt sind.

Als wir der Jagd überdrüssig waren, verliessen wir nach Mittage die Hügel, und kamen in ein schönes Thal herab, wo wir unsere Gezelte nahe an einem klaren Bach aufschlugen. Der Tayscha ließ alles gefällete Wild vor sich

bringen, und legte alles in seine Ordnung. Es fand sich, daß wir diesen Tag, weniger nicht, als fünf grosse Elendthiere, vier Hirsche, ein Dutzend Rehböcke, viele Wölfe und Füchse, wie auch Hirschkälber, und Hasen, erlegt hatten.

Der Tayscha ließ das Wild unter die Jäger austheilen, die sogleich anfingen es zuzurichten, indem sie es theils kochten, theils brieten, und, ohne Brodt und Salz zu haben, verzehrten. Die Hirschschwänze, die hier von diesen Leuten für sehr lecker gehalten werden, fielen dem Tayscha zu. Er schnitt sie in Stücken, und aß sie roh. Ich schmeckte einen Bissen davon, und fand sie sehr wohlgeschmackt. An Geschmack haben sie mit nichts eine grössere Aehnlichkeit, als mit Kaviar. Nachdem wir uns mit so mannigfaltigem vortreflichen Wildpret tractirt hatten, begaben wir uns zur Ruhe, und waren mit dem gehabten Vergnügen des Tages wohl zufrieden.

Von der Gewohnheit der Mongolen, auf grossen Ebenen ihres Landes das Gras abzubrennen.

Das Gras ist hier dick und überflüssig, und würde, da die Witterung trocken ist, mit weniger Arbeit ein vortrefliches Heu geben. Oftmahls wird dies Gras im Frühling, wan der Wind stark gehet, von den Mongolen angesteckt.

steckt. Zu solchen Zeiten brennt das Feuer mit grosser Wuth, und läuft als ein Wildfeuer, und breitet seine Flammen auf zehn bis zwanzig Meilen weit aus, bis es in seinem Fortgange durch einen dürren Hügel oder Fluß aufgehalten wird. Der Ungestüm dieser Flammen, der Rauch und das platzende Getöse, so sie machen, kann sich niemand leicht vorstellen, der es nicht gesehen hat. Wenn sich ein Mensch unter dem Winde befindet, wo die Flammen herkommen, so ist das einzige Mittel ihrer Wuth zu entgehen, daß er sogleich das Gras, wo er steht, anzündet, und seinem eigenen Feuer nachgehet. Zu dem Ende muß ein jeder allemahl mit Feuerstein, Stahl und Zunder versehen seyn. Die Ursache, warum die Mongalen das Gras anstecken, ist, daß sie gerne frühe Weide für ihre Heerden haben wollen. Die Asche, die auf dem Boden liegen bleibt, sinkt, wan der Schnee schmelzt, in die Erde, und giebt einen vortreflichen Dünger ab, so, daß im Frühling das Gras auf dem Lande, das auf diese Art gedünget worden, so hoch und dick stehet, als ein Weizenacker. Karavannen, Reisende mit Waaren, besonders aber Krieges-heere, lagern sich nie auf diesem starken Grase. Und man hat verschiedene Beispiele, da ansehnliche Heere in Verwirrung gerathen, und sogar

geschla-

geschlagen sind, wenn der Feind Feuer an das Gras anlegt.

Anmerkung. Dieser Auszug aus den Reisen des Herrn Bell ist genommen aus dem Annual Register, Vol. II. P. 2. p. 23. f. Er kann als ein Beitrag dienen zu dem, was andere Schriftsteller von den tatarischen Nationen geschrieben haben: ein Du Halde im vierten Bande seiner chinesischen Geschichte, Gmelin in seinen Reisen, besonders Deguignes in der Geschichte der Hunnen, und andere, von letzterm im vierten Theile genannte Schriftsteller, aus deren einigen man Auszüge findet in den allgemeinen Geschichten der Reisen, im siebenden und neunzehnten Bande, und am kürzesten und zusammenhängendesten in der lehrreichen Erdbeschreibung des fleissigen D. Büschings, im ersten Bande; aus welchen, und andern Schriften mehr, es leicht gewesen wäre, hie und da eine Zurechtweisung, Verbesserung, oder Verschiedenheit in der Erzählung des Herrn Bells anzumerken: vielleicht aber hätte das einige Leser zu lange aufgehalten; daher wir glauben, unserer Pflicht, durch diese allgemeine Anmerkung und Anzeige der Quellen, die wir, wäh-

während der Uebersetzung, alle vor uns hatten, ein Genüge gethan zu haben, zumahl da der Nutze solcher Bemerkungen nicht sonderlich groß seyn kann, zu einer Zeit, da die tatarische Geschichte noch einen Kopf erfordert, der sich aller dieser Quellen bediene, und daraus ein Ganzes mache, das deutlich, lehrreich und angenehm sey, und daß diese Nationen einst selbst, wan über einige Jahrhunderte das Licht der Wissenschaften auch sie erleuchten wird, mit Vergnügen und Nutzen, und mehrerer Empfindung lesen, als jetzt ein kalter Deutscher die Tacite und Cäsare. (H.)

VII.
Nachrichten von englischen Büchern und Schriften.

1. Letters from *Snowdon:* descriptive of a tour through the Northern Counties of *Wales*. &c. D. i. Briefe aus Snowdon: oder Beschreibung einer Reise durch die mitternächtlichen Grafschaften des Fürstenthums Wales; enthaltende die Alterthümer, Geschichte und Zustand des Landes, nebst den Sitten und Gebräuchen der Einwohner desselben. London, 1770, in 8vo. Preis 3 Schill. bey Ridley. — Diese Briefe sind ganz angenehm zu lesen, da der Verfasser die Aufmerksamkeit der Leser durch eine deutliche und schöne Schreibart, durch vortrefliche Schilderungen der Natur und treffende Anmerkungen über den Geist und die Gesinnung dieses Volkes, an sich zu halten weiß. In Betrachtungen über die Alterthümer, Geschichte, Policey oder Sitten

ten des Landes, läßt er sich nicht ein, die Proben aber, die man hier von geschichtkundigen Kenntnissen findet, verrathen ein Genie; der Verfasser sucht mehr zu ergötzen, als zu unterrichten.

„Es ist ungewiß, sagt er, zu welcher Zeit die Briten zuerst den Namen der Welschen (oder Walliser) bekommen, noch auch wo dieses Wort herstamme. Einige Geschichtschreiber sagen, daß Wallia von Italia komme, da die Briten Abkömmlinge des Eneas gewesen. Andere merken an, daß Welsch herkomme von Gaulisch, da sie von den Gaulen (Galliern) herstammen. Nichts ist ungewisser, als etymologische Gelehrsamkeit, besonders wenn man nichts anders für seine Meinung anführen kann, als die Aehnlichkeit der Schalle. Ich will nicht einmahl eine Muthmassung hierin wagen. Wo man auch immer das Wort Welsch herleiten mag; so hat man nicht übeln Grund zu glauben, daß es eine Art von Schimpfnamen gewesen, den ihnen die Sachsen beigelegt; denn sie selbst haben sich nie so genennt, sondern allemahl Cymry. Einige sind sogar schwach genug, das Wort Cymry von Cimbri her zu leiten, und bilden sich ein, daß die Briten von diesem Volk her kommen. Ich gebe alle diese Ableitungen, als leere und ungegründete Muthmassungen, gänzlich auf, und nehme keine davon an; indem,

meiner

meiner Meinung nach, die Namen der verschiedenen Nationen eher von zufälligen Begebenheiten entstanden sind, als daß sie deren Abkunft oder Vaterland anzeigen sollten.„

Die folgende Nachricht von den nordlichen Wallisern verdient hier einen Platz: „Viele Geschichtschreiber, sagt der Verfasser, haben über den Charakter der alten Einwohner dieses Landes sehr ungünstige Urtheile gefällt. Die Engländer befanden sich zu diesen Zeiten fast durchgängig mit diesem Volke in einem Stande des Krieges, und würden durch ihr Interesse und Leidenschaften geleitet, sie mit den verhaßtesten Farben abzuschildern. Giraldus Cambrensis, dessen Verbindungen und Abkunft ihn zum Vortheil dieses Landes hätten einnehmen können, unterließ nicht, die Walliser zu verläumden, um dem Könige Heinrich II den Hof zu machen. Noch sonderbarer ist es, daß der genaue und sinnreiche Lord Lyttleton versteckter Weise den Charakter angenommen, den ihnen der falsche und verläumderische Gyrald beigelegt hat. Diese Geschichtschreiber stellen sie so vor, als ob sie keine zarte Begriffe von Keuschheit hätten. Vermischtes Beieinanderliegen, sagen sie, wird ihnen auf eine Art verstattet, ohne daß eine Strafe oder Schimpf darauf stünde. Hätte Mylord Lyttleton das Gesetzbuch des Howel Dha zu

Rathe

Rathe gezogen, so würde er gefunden haben, wie höchlich sie allen Anschein eines ungesetzlichen Umganges der beiden Geschlechte mißbilligten. Ich will nur eine einzige Stelle anführen, die das, was ich sage, vollkommen beweisen wird: Si foemina convicta fuerit criminis turpis cum alieno viro patrati, nempe osculationis, vel contractationis, vel adulterii, viro suo licet illam repudiare, & illa omittet dotem integram sibi primitus a viro suo assignatam, si tantum exosculata fuerit, si a cæteris absit. Wenn ein Mann heyrathete, und fand seine Braut nicht Jungfer, so hatte er, nach eben diesen Gesetzen, die Freiheit, sie zu verstossen. Wir sehen daraus, wie sorgfältig die wallisischen Gesetze für die Züchtigkeit des Frauenzimmers gesorget, und wie unbillig sie vom Giraldus und denen, die auf sein Ansehn dasselbe behaupteten, sind beschuldiget worden. Die Sitten aller uncivilisirten Nationen sind sich gewissermassen ähnlich. Vor etwan sechshundert Jahren befanden sich die Walliser beinahe in eben dem Zustande der Civilisirung, als die amerikanischen Wilden in unseren Tagen. Man erzählt, daß Joseph von Arimathia nach Britannien gekommen sey, das Evangelium zu predigen. Diese Erzählung gründet sich auf das Ansehn mönchischer Geschichtschreiber, in denen sich kaum ein

wahres oder wahrscheinliches Wort befindet. Doch wird zugestanden, daß in Britannien schon frühe, vor der Ankunft der Sachsen, das Christenthum gepflanzt worden. Die Sachsen blieben lange nach ihrer Ankunft noch immer Heiden; unterdessen daß, diesen Geschichtschreibern zufolge, die Briten das Licht des Evangelii genossen. Man sollte meinen, daß es nöthig gewesen, diese Briten, die noch Wilde waren, zu Menschen umzubilden, ehe sie zum Christenthum könnten bekehret werden. Aus den Nachrichten, die ich gelesen habe, finde ich, daß durch ihre Bekehrung zum Christenthum weiter nichts gemeint wird, als daß sie getauft worden, ohne daß man ihnen die mindeste Kenntniß oder Glauben beigebracht. —

Zu den Zeiten Heinrichs II befanden sich die Einwohner von Wales in einer so bedaurenswürdigen Finsterniß, daß sie nicht mit dem geringsten Grunde Christen genannt werden konnten; ja viele darunter waren erklärte Heiden. Der Don Quischottische Erzbischof, nebst seinem Sancho Pansa, Giraldus, unternahm eine Expedition, diese Heiden zu bekehren. Der Erzbischof predigte den armen Walisern lateinisch, sie wurden getauft, küsseten das Kreutz, und so endigte sich diese Mission zu ihrer geringen Erbauung.

Nur noch unter der Regierung der Königin

Elisa-

Elisabeth waren, wenn wir dem Penry glauben dürfen, nicht mehr, als zween oder drey Männer, die in dem ganzen Fürstenthum Wales predigen konnten. In den letzteren Jahren haben viele die Sache der Religion dadurch sehr befördert, daß sie Andachtsbücher in diese Sprache übersetzt, und unter die Armen ausgetheilt haben. Es ist noch sehr viel zu verbessern übrig, da sie nicht nur Mangel haben, sondern auch begierig nach Religionskenntnissen sind.

In vormahligen Zeiten hat man die Einwohner von Wales als eine Nation von Soldaten beschrieben. In unruhigen Zeiten war ein jeder verbunden die Waffen zu ergreifen. Auf diese Art konnten sie, ob das Land gleich klein war, grosse Heere ins Feld stellen. Ihre Rüstung war leicht, indem sie den Krieg durch Einfälle und forcirte Märsche führten, und ihre Feinde mehr durch unerwartete Ueberfälle, als durch Stärke oder Tapferkeit, besiegten.

Die Brust bedeckten sie nur mit einem kleinen Schilde zur Vertheidigung, und den Wurfspieß brauchten sie als ein Angrifsgewehr. Mit dieser Bewafnung und Beschützung waren sie auf keine Weise in einer ordentlichen Schlachtordnung den Engländern gleich, die mit schwerer Rüstung, Helmen und Schilden fochten, und von allen Seiten bewafnet waren.

Sie fochten allezeit zu Fuß. Sie thaten so, wie alle undisciplinirte Soldaten, einen wüthenden Angrif; hielt der Feind den aus, so wurden sie sogleich in Verwirrung gebracht, und konnten nicht mehr zusammen gestellt werden. Sie flüchteten sich in die Gebürge, wo sie auf eine andere Gelegenheit warteten, über ihre Feinde herzufallen.

Sie verachteten den Handel und die mechanischen Künste, so wie sie es gemeiniglich noch bis auf diesen Tag machen. Ob sie gleich kein Geld unter sich hatten, so gab es doch keine Bettler im Lande, denn sie waren alle arm. Man beschreibt sie als Leute von ungestümer Gemüthsart, wankelmüthig, rachgierig und blutdürstig. Man muß sich aber erinnern, daß ihnen dieser Charakter von ihren Feinden beigelegt wird.„

Hiezu wollen wir noch einige Anmerkungen des Verfassers setzen, die, wo sie richtig sind, anzeigen, daß die Schriftsteller sich alle, in Ansehung der Gemüthsart der Walliser, irren, wenn sie sagen, daß sie feurig und hitzig sind.

„Ich will nicht sagen, daß die Esquires in Wales von denen, die gleiches Standes in England sind, wesentlich unterschieden wären, nur sind sie dem Gott der Freude mehr ergeben. Denn, wenn ein Fremder zu ihnen kommt, so erweisen sie ihm die Ehre des Hauses, wan sie,

den

den alten Thraciern gleich, ihn nöthigen, unmässig zu trinken, und erwarten, zur Erkenntlichkeit für ihre gute Aufnahme, wenigstens, daß er seine Vernunft ersäufe. Unterdessen haben sie doch auch einige gute Eigenschaften in höherm Grade, als die Engländer. Sie halten mehr auf einen guten Tisch, geben dem Armen mehr zu thun, sind minder geitzig und weit mitleidiger.

Im Ganzen genommen, sind die Geistlichen die einzigen Leute, die einige Kenntnisse von Wissenschaften haben; sie haben, um sich zum geistlichen Stande geschickt zu machen, den Vortheil eines guten Unterrichts in den Schulen, und bringen eine geraume Zeit auf der Universität zu. Es ist eine allgemeine, und, wie ich glaube, gar wohl gegründete Landesklage, daß sie mit sehr geringer Verbesserung ihrer Sitten und Gelehrsamkeit von dannen zurück kommen. Eine gewisse Art von Pedanterey, die mit einer eitlen Selbstzufriedenheit verbunden ist, nebst der Zulegung einiger modischen Laster, sind gar zu oft die einzigen Kennzeichen, woran man erkennen kann, daß sie auf der Universität erzogen sind.

Ich glaube, daß eine Landes-Akademie, unter gehörigen Einrichtungen, ein weit schicklicherer Ort seyn würde, junge Leute für die Kirche zuzubereiten. Es würde weniger Unkosten ver-

ursachen, und man könnte auf ihre Sitten und Religion mehr Aufmerksamkeit wenden, und diese Dinge sind doch die Hauptsache.

Die mehresten Geistlichen haben zwo oder drey Kirchen zu bedienen, und es ist demnach unmöglich, daß sie ihr Amt gehörig verwalten könnten. Selten werden die Abendgebete gelesen, und an vielen Orten wird wol gar niemahls gepredigt. Die Pfründen sind mehrentheils von sehr ansehnlichen Einkünften, und verschaffen einem Geistlichen einen anständigen Gehalt. Wenn man einige weltige Städte ausnimmt, und die Oerter, die an der englischen Gränze liegen, so wird sonst allenthalben der Gottesdienst in wallischer, oder alter britischen Sprache verrichtet.

Die Landleute und Bauern sind in ihrem Betragen höflich und verbindlich. Sie haben nicht die trotzende Gemüthsart, die den Engländer charakterisirt, und ein Eigenthum des Geistes der Freiheit und Unabhängigkeit ist, der die Seele eines Engländers belebet. Im Handel sind sie listig und verschlagen. Sie haben eine eingewurzelte Antipathie gegen alle Fremde, sonderlich Engländer und Irländer. Wenn ein Ausländer so unglücklich ist, und unter ihnen zu wohnen kommt, so sehen sie ihn mit eifersüchtigen Augen an, als ob er käme, sie ihres Unterhalts zu berauben.

Die

Die Lebensart der niedrigern Leute ist äusserst armselig. Ihre Hauptnahrung ist Gerste und Haberbrodt. Sie essen fast niemahls Fleisch, und trinken nichts als Milch. Sie sind nicht so hitzigen und auffahrenden Temperaments, als die Engländer sie beschreiben, sondern langsam, bedächtlich und vorsichtig im Reden und Betragen, und von unterwürfiger Gemüthsart. Ich weiß nicht, ob man das ihrer Lebensart zuschreiben soll, oder der grossen Gewalt, die die Landjunker über sie ausüben. So viel ist gewiß, daß der grosse Haufe dieses Landes überhaupt keine grössere Vorstellung von englischer Freiheit hat, als die französischen Bauern.„

Die folgenden Anmerkungen, über die Sitten des Volks um Merionydd herum, wollen wir auch noch hinzu setzen, und hoffen, daß sie für sich selbst eine Entschuldigung seyn werden, daß wir uns etwas lange bey diesem Buch auf halten, das sonst vielleicht sehr wenig in Deutschland mögte bekannt werden. „Diese Leute, sagt der Verfasser, sind noch mehr bloß Briten, als sonst in einer Gegend von Wales. So wie die Klane in Schottland, oder die Stämme der Hebräer, heyrathen sie fast nie anders, als in ihrem eigenen Geschlechte. Sie sind alle im ganzen Land unter einander Vetter und Basen, alle von

dem nämlichen welschen Blut, und beinahe von einerley Namen.

Wenn man sie fragt, wie sie ihr Leben in diesem Theil der Welt zubringen? so sind sie im Stande ganz kurz zu antworten: wir trinken, tanzen und sind lustig. In der That weiß ich kein Volk, das so lustig wäre. Man sollte denken, daß die Beschaffenheit ihres Landes dergleichen Gesinnungen der Lustigkeit und Freude nicht einflössen könnte. Sie singen, tanzen und trinken, nicht Stunden, sondern Tage und Wochen lang, und messen die Zeit nur nach der Dauer ihrer Lust und Vergnügen.

Die Männer schätzen ihre Stärke nicht, wie an andern Orten, nach ihren Thaten, sondern nach der Menge des süssen Bieres, das sie trinken, und man sagte mir, daß es nichts ungewöhnliches ist, daß ein Liebhaber gegen seine Geliebte damit groß thut, wie viele Thaten er schon in diesem Stücke verrichtet hat. Dies sind die Zeichen ihrer Tapferkeit, wornach die Schönen ihres Amanten Leibesstärke und Munterkeit beurtheilen.

Hieraus kann man schliessen, daß Bacchus in diesem Lande mehr Opfer schlachtet, als Mars in Deutschland. Die, deren glückliche Dürftigkeit es verhindert, daß sie sich diese Getränke anschaffen können, die den Begüterten verzehren,

zehren, bringen es zu einem hohen Alter. Unterdessen daß die Edelleute und Junker (squires) in ihrer Jugend weggenommen werden, dürfen ihre Erben nicht lange auf den Besitz ihrer Güter warten, die sie ebenfalls nicht lange geniessen. Dies Laster ist erblich in den Familien, und kommt von Vater auf Sohn:

Uno avulso non deficit alter,
— et simili frondescit virga metallo.

Die fescenninische Ausgelassenheit wird hier in ihrer unumschränktesten Ausdehnung genossen. Im Umgange bedienen sie sich gegen einander der äussersten Freiheit, die gemeiniglich nicht übel genommen wird. Sie bemühen sich sehr bäurische Schertze an zu bringen, die nicht immer die feinsten sind. Wer in diesem Kampfe bäurischen Witzes Sieger wird, dünkt sich sehr glücklich.

Ohne sich um die Schulfüchserey der Gelehrsamkeit, und um die eckelhaften Formalitäten der Höflichkeit zu bekümmern, sind diese guten Leute um Merionydd frey, wirthlich und munter. Daß sie ihrer Lustigkeit ungestöhrt, unbeunruhigt von Fremden, in Sicherheit und Ruhe geniessen! Sie werden in dem Genuß dieser Glückseligkeit immer unbeneidet bleiben, die niemand empfinden kann, als ein des Landes Eingeborner.

Die walliser Sprache wird hier in ihrer

grössesten klassischen Reinigkeit gesprochen. Sie rühmen sich hier ihrer welschen Barden, die Dichter von Natur sind. Diese Barden sind müssige Bursche, die blos von dem Zuschub des welschen Adels leben. Sie und ihre Spießgesellen, die Harfenschläger, die eine zahlreiche Innung ausmachen, werden gemeiniglich bey feierlichen Gastmahlen eingeladen, die Gesellschaft zu unterhalten, welches vermittelst lauter Narrenpossen und schlechter spöttischen Reime aus dem Stegreife geschieht. Bisweilen kommt ein Barde an die Thür, und bittet in Reimen, eingelassen zu werden; worauf der Barde drinnen gleichfalls in Reimen antwortet; wenn der Auswärtige in diesem poetischen Kampfe, nach dem Urtheil der Gesellschaft, den Sieg davon trägt, so wird er eingelassen, an der Feierlichkeit Antheil zu nehmen, und der Besiegte wird heraus gestossen, den trostlosen Platz des ersten einzunehmen.

Diesem Kampfe war das grosse Fest einiger massen ähnlich, das in Süd-Wales angestellt wurde, wozu die Barden aus verschiedenen Gegenden zu einem poetischen Kampf wurden eingeladen, und wo die Nord-Walliser, wie man sagt, den Sieg davon trugen.

Dieses herum schweifende poetische Geschlecht war vordem diesem Lande sehr nachtheilig, und man findet verschiedene Parlementsacten und Anordnun-

ordnungen, um es zu unterdrücken. Man sagt, daß Edward I diese Leute auf grausame Art ausgerottet habe; es steht aber dahin, ob er nicht damit dem Lande die grösseste Wohlthat erzeiget. Zu Heinrich IV Zeiten ward eine Acte gemacht: „daß keine Reimer, Geiger, oder andere Herum„treiber, sollen gehen, um Kymortha zu bitten.„ *) Der gelehrte Verfasser der Anmerkungen über die alten Bildsäulen, hat den Verstand des Wortes Kymortha verfehlt, welches ein Almosen oder Liebesgabe bedeutet, u. s. w.

Da dies Volk in der Verfeinerung keinen sonderlichen Fortgang gemacht, so sollte man natürlicher Weise glauben, daß seine Sprache barbarisch und uncultivirt sey: es ist aber das Gegentheil. Sie ist nicht mit so vielen unharmonischen einsylbigen Wörtern beladen, die die Anzeigen der Abänderungen, Fälle und Zeiten der Wörter sind, als die englische. Sie ist in ihren Zahlen und Bildungen weit harmonischer und nachdrücklicher; und ein Wort im Wallischen druckt oft eine ganze englische Redensart aus, wovon ein

*) Die Worte im Original lassen sich nicht mit gleichgültigen im Deutschen geben: sie lauten so, daß: No westours, rymours, minstrels, or other Vagabonds, should go about pur faire Kymortha ou coilage.„

ein unlängst verstorbener sinnreicher Schriftsteller genugsame Proben gegeben.

Ob sie gleich die Sprache eines Volkes ist, das nur einen kleinen unfruchtbaren Fleck der Erde bewohnt, der kaum in der Welt bekannt ist; ob sie gleich nicht die Wörter der gänzlich vernachlässigten Künste des Lebens hat; und von niemand gesprochen wird, als von solchen, die aus freien Stücken auf alle Verfeinerung Verzicht thun, so können doch, in Ansehung der Mannigfaltigkeit, des Reichthums, und selbst der Harmonie, wenige mit ihr verglichen, und vielleicht keine ihr vorgezogen werden.

Allein wir hören auf uns zu verwundern, wenn wir erwägen, daß es nicht blos die Sprache eines Volks ist, das in einem kleinen Winkel dieses Eilandes eingeschlossen. Sie ist die Sprache einer volkreichen und gesitteten Nation, der alten Celten. Daher kommt ihre Männigfaltigkeit und Harmonie. Sie ist die Sprache eines tapfern Volks. Daher kommen die Töne, die die Seele zu Handlungen erwecken. Durch diese beseelet, verachten sie Tod und Gefahr für ihr Vaterland.

Daher leiten einige die Staatskunst Edward I, der es für nothwendig zur Unterjochung dieses Volks ansahe, vorläufig die Barden aus

zurotten,

zurotten, die ihre Sprache und Dichtkunst verfeinerten.

Diese Sprache scheint um so viel geschickter zur Dichtkunst zu seyn, da sie (so ausserordentlich dies auch einigen, wegen der Menge ihrer Kehlbuchstaben und Mitlauter, vorkommen mögte) das Sanfte und Harmonische der italiänischen mit der Majestät und dem Nachdruck der griechischen verbindet. In der Bildung des poetischen Numerus unterscheidet sie sich von allen neueren Sprachen. Jede Zeile besteht aus einer gewissen regelmässigen Anzahl Füsse, so wie in andern Sprachen; darin aber unterscheidet sie sich, daß sie eine gewisse Art von Reimen, Geklingel, oder Wiederholung einerley Lauts hat, die nicht die Zeile endigen, sondern ganz durch sie hindurch laufen. *)

Die Dichter, oder solche, die es zu seyn vorgeben, maassen sich eine fast unverantwortliche poetische Freiheit an, des Lautes wegen neue Wörter zu stempeln, und sie machen sich selten ein Gewissen daraus, das zu thun, wenn ihnen ein Wort zum Reime mangelt. Daher besteht der gröss-

*) Ungefehr, wie Giraldus sagt, als in dem lateinischen Verse: Factus es o pulcher pæne puella puer, oder auch: O fortunatam natam me consule Romam.

grösseste Theil ihrer Dichterey in blossem melodischen Nonsense, einem vollkommenen Schwall harmonischer Töne; und wenn mans übersetzt, so ist kaum ein gesunder Menschenverstand heraus zu bringen. Unterdessen ist diese ungebundene poetische Freiheit, so gewöhnlich sie auch ist, nicht ganz allgemein angenommen. Denn es fehlt nicht an Dichtern, die sich das unverantwortliche Recht, neue Wörter nach Belieben zu machen, nur selten anmassen.„

Die beiden letzten Briefe enthalten einen ungemein angenehmen Auszug aus der wallisischen Geschichte, von der wir vielleicht zu anderer Zeit zu reden werden Gelegenheit haben.

2. A Treatise on Mineral Waters. By Donald Monro &c. D. i. Donald Monro's, Dr. der Arzeneyk. Arztes bey Sr. Maj. Armee und des Georgen-Hospitals, Mitglied der königl. Societät, Abhandlung über die Mineral-Wasser. London, 1770, 2 Bände, in 8vo. Preis 10 Schill. 6 Pf. Dies ist ein sehr sorgfältiger und genauer Abriß eines Lehrgebäudes der Mineral-Wasser, den man mit vielem Vergnügen und Nutzen gebrauchen kann. Im ersten Theile handelt der Verfasser von den ersten Bestandtheilen des Wassers, in so ferne man es als ein vollkommen reines und unverfälschtes Element betrachtet; worauf er zur Betrach-

trachtung des Regen- und Schneewassers über geht, als welches der Reinigkeit am nächsten kommt; und zuletzt handelt er von den mancherley Substanzen, womit das Wasser in den Eingeweiden der Erde kann geschwängert werden, und giebt Mittel an die Hand, das Daseyn dieser Bestandtheile zu entdecken. In dem zweiten Theile redet er von den kalten, und im dritten von den warmen Wassern, wobey er jede Art mit grosser Einsicht unter die Klasse gebracht, die die schicklichste zu seyn scheint, um von der Natur und den Eigenschaften dieser Wasser die beste und deutlichste Vorstellung zu geben. Bey jeder Klasse giebt er zuforderst die allgemeinen Kennzeichen und Tugenden des Wassers, das dahin gehöret, an; darauf liefert er die genaueste Auflösung, die mit jeder Art insbesondere ist angestellet worden; und bemerkt die Verschiedenheiten sowol, die Kundige bey ihren Versuchen gewahr worden, als auch die Tugenden, die ein jedes Wasser, ausser denen, die schon in der allgemeinen Beschreibung der Klasse angegeben worden, für sich eigen hat. Durchgängig hat er sich der besten und unverwerflichsten Zeugnisse bedient, und das betrügerische und offenbar falsche verworfen. Dies wird zu einem allgemeinen Begriffe von diesem Buche genug seyn.

3. An Account of the Character and manner of the *French*. D. i. Nachrichten von der Denkungsart und den Sitten der Franzosen, nebst zufälligen Anmerkungen über die Engländer. In 2 Bänden. London, 1770, 8vo. Kosten 8 Schill. Dies ist kein Buch gemeiner Reisenden. Der Verfasser denkt tief, und ist frey von den Vorurtheilen, mit denen sonst die Engländer fremde Nationen zu betrachten pflegten; dabey zeigt er viel Bescheidenheit; nur ist die Schreibart sich nicht immer gleich, öfters steif, und die Perioden nicht selten zu lang und verwickelt. Uebrigens scheint er lange Zeit, als ein unparteiischer Beobachter, unter Franzosen und Engländern gelebt zu haben.

In der Einleitung theilt der Verfasser die Geschichte der Gelehrsamkeit bey den Franzosen in drey Epochen ab. Die erste hebt an mit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, nach der Wiederherstellung der klassischen Gelehrsamkeit und der freien Künste in Italien, „von dannen wurden sie nach Frankreich gebracht, unter „dem Schutz und der Aufmunterung Franzens I, „der mit unserm Heinrich VIII gleichzeitig lebte. „— Dieser Zeitpunkt Franzens I wird von den „Franzosen le Siecle des Scavans, die Zeit „der Gelehrsamkeit, genannt. Die zweite „Epoche ist durch die glänzende Regierung Lud-

„wigs

„wigs XIV ausgezeichnet, und wird in Frank„reich für die Zeit des Genies, le Siecle de „Genie, gehalten; und die dritte, welches die „gegenwärtige, belegen sie mit dem Namen der „Zeit des Geschmacks, le Siecle du Gout.„

Der Verfasser läuft diese Zeiten geschichtmässig durch, und begleitet sie mit sehr treffenden Anmerkungen.

Das Werk selbst ist in Kapitel getheilt, die aber keine Ueberschriften haben, und nur auf eine willkührliche Weise zusammen hängen. Wir wollen aus dem zweiten Kapitel eine Probe von der Denkungsart und dem Vortrage des Verfassers geben.

„Was einen Ausländer am ersten zum Vortheile der Franzosen einnimmt, ist die Gesprächigkeit und Dienstfertigkeit, die er bey denen antrift, denen er gehörig empfohlen worden. Hiezu setze man das, was ihm (wenn er ein Mann von Verstande und edlen Gesinnungen ist, und, seiner Lebensart zufolge, feine Gesellschaften besuchen darf,) ein weit grösseres Vergnügen geben muß: die ungezwungene Gefälligkeit, und das vertrauliche Betragen, unter Leuten, die, in Ansehung des Standes und äusserlicher Umstände, weit von einander verschieden sind, und welche bloß ein innerliches Gefühl und eine Ueberzeugung von der Hochachtung und Ermunterung, die den

Verdiensten des Geistes gebühren, auf das angenehmste einander gleich macht.

So viel ist gewiß, daß eine Gleichförmigkeit der Erziehung vielleicht bey keiner Nation mehr, als bey den Franzosen, eine Gleichförmigkeit der Urbanität und guten Sitten, selbst bey Leuten von ganz verschiedenem Stande hervor bringt; und daß die Grossen ihre Untere, wenn sie Leute von bekannten Verdiensten sind, so wenig gering schätzen oder meiden, daß sie vielmehr ihre Gesellschaft und Umgang suchen.

In diesem Stücke ist Frankreich das erste Reich in der Welt, und man kann es als ein Muster darstellen, von dem es zu wünschen wäre, daß das übrige Europa ihm so begierig nach machen mögte, als es so viele andere von seinen Gewohnheiten nachahmt, die eben so sehr die Verachtung verdienen, als diese alles Beifalls würdig ist.

Man hat oft die Klage geführt, daß Männer von Gelehrsamkeit in England, obgleich der Zustand der Wissenschaften daselbst so blühend ist, nicht die Glückseligkeit eines leichten Zutrits und freien Umgangs mit den Grossen geniessen, falls man nicht etwan die Absicht hat, von ihren Geschicklichkeiten einen politischen Gebrauch zu machen.

Das Bezeigen des Lords **Bolingbroke** und **Oxford** hat dieß notorisch genug bestätiget; ob sie

sie gleich beide als Mecäne wollten betrachtet werden: so hatten sie doch bey ihrem Schutz, den sie Gelehrten angedeihen liessen, ihr vornehmstes Augenmerk ganz offenbar auf den Dienst gerichtet, den sie sich bey den politischen Zänkereien dieser unruhigen Zeiten, von ihren Federn versprachen.

Die ungemeine Achtung, die in Frankreich Personen erwiesen wird, die wegen Gelehrsamkeit im Rufe stehen, ist eben so ausserordentlich, als empfehlungswerth, wenn man erwäget, daß Personen von vorzüglichen Tugenden, oder von vielen Fähigkeiten, in weitläuftigen Staaten nicht so bald entdeckt, noch auch so geschwinde berühmt und geschätzt werden, als in kleinern, wo einer nicht weit von dem andern ist, und eher Gelegenheit hat, sich nach dem Charakter aller derer zu erkündigen, die über den blossen Pöbel sind. In einem solchen Staate ist es würklich eine Sache von eigenem Belang in einem persönlichen verdienstvollen Lichte zu stehen, indem das Verdienst daselbst nicht nur sichtbarer ist, sondern das Ansehn und Achtung, die es bey Leuten von jedem Range verschaffet, auf gewisse Weise seine eigene Belohnung wird.

Ganz anders verhält sich die Sache in grossen Reichen; wo die Leute für diese wechselseitige Erkündigungen zu weit von einander sind; und wo, wegen der erstaunenden Ungleichheit der

Stände, die aus der Ungleichheit des Vermögens entstehet, diejenigen, die auf der niedrigen Liste stehen, kaum einer Bemerkung werth gehalten werden, so viel Achtung sie auch in andern Absichten verdienen mögen. In solch einem Staate sind daher Reichthümer etwas nothwendiges, wegen des Glanzes, den sie ertheilen, und der fast einzig und allein der Gegenstand der Aufmerksamkeit ist; denn in der That ist Vermögen das einzige Mittel, den unwissenden und undenkenden Haufen zu verblenden und zu leiten, als der gegen alle Reize unempfindlich ist, ausgenommen solche, die auf die gröbste Sinne wirken.

Eine grosse Nation besteht aus zu vielen Gliedern, als daß sie alle durch die Stärke der Vernunft könnten gewonnen werden. Deren Beifall und Bewunderung wird anders nicht erhalten, als durch offenbaren Glanz, der keiner weitern Beweise bedarf, um ihn dem grossen Haufen anzupreisen. Daher geht das Bestreben aller derer, die nach Macht und Grösse ringen, auf Erwerbung grossen Vermögens, welches vollkommen im Stande ist, ihnen Ehrerbietung und Verbindungen zu verschaffen; und da sie dabey keiner würdigern Eigenschaften mehr nöthig haben, so darf man sich nicht wundern, daß sie andere Tugenden verachten, deren Mangel an sich selbst, sie nicht Ursache finden, zu beweinen."

Für

Für das Frauenzimmer in Frankreich ist der Verf. nicht zum Entzücken eingenommen; er will ihnen das Beiwort der Schönen nicht zugestehen, und wenn sie so viele Gefälligkeiten im Umgange äussern, so schreibt er das ihrem Bewustseyn, daß es ihnen an persönlichen Reizen fehlet, zu. Er leugnet nicht, daß sie schöne Augen und Zähne haben, die gar bald ins Gesicht fallen; sieht das aber auch eher für einen Beweis an, daß ihre übrige Züge und Bildung schlecht, als daß ihre Augen und Zähne vorzüglich fein sind. Und er scheint nicht Unrecht zu haben, er beruft sich auf die Erfahrung. Wenn eine Anzahl schöner Engländerinnen, oder aus andern Nationen, zusammen stehen, so kann eine jede darunter eben so feine Augen und Zähne haben, als immer ein französisch Frauenzimmer, das bemerkt man aber anders nicht, als nur obenhin; vielmehr ist es das Ganze ihrer Schönheit, das auf fält, und reizend und angenehm vorkommt. Und er macht überhaupt die Anmerkung, daß wenn eine sonst für schön gehaltene Person, insbesondere wegen eines feinen Zuges oder Gliedmasses berühmt ist, so müssen die andern Schönheiten unvollkommen seyn; denn die mehresten Dinge sind nur in Vergleich gegen andere vortreflich. Wir konnen hier mit dem Verfasser nicht weiter gehen, und so gerne wir wollten und könnten, andere Proben von

seinen Bemerkungen geben; so wollen wir doch nur eine auswählen, und damit beschliessen, in Hofnung, daß sie unsern Lesern nicht misfallen werde. Der Verfasser hat darin die so bekannten Abbees vor, die er auf folgende angenehme Art beschreibt.

„Da wir von dem häuslichen und vertraulichen Umgange der Geistlichen mit dem schönen Geschlechte in Frankreich reden: so würde es nicht zu verantworten seyn, wenn wir eines Geschöpfes nicht Erwähnung thun sollten, von dem wir einfältige Protestanten nicht den mindesten Begriff haben.

Dieß Geschöpfe wird hier ein Abbee genannt; ein Wort, das sich gar nicht in unserer Sprache ausdrücken läßt, indem diese Herren erst nach der Kirchenverbesserung ihr Daseyn gewonnen, und unter den Romischen, diese Art von Charakter vor etwan anderthalb hundert Jahren, und auch wol kaum einmahl so lange, aufgekommen ist. Ihr Ursprung ist, so wie der Ursprung einiger Nationen, kaum aufzuspühren; ohngeachtet man nicht zu viel wagt, wenn man behauptet, daß Frankreich das meiste Recht habe, das Verdienst, sie hervorgebracht zu haben, sich zu zueignen.

Sie scheinen um den Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerst erschienen zu seyn, denn vor

dieser

dieser Zeit trift man diese Benennung nicht an, als nur in dem mönchischen Sinne, der sehr alt ist, oder eine Person anzuzeigen, die von einer Abtey die Einkünfte bezieht, die dem Abt bestimmet sind; in der itzt gewöhnlichen und beynahe spashaften Bedeutung, ist das Wort Abbee obgedachten neueren Ursprungs.

Unterdessen ist das Wort doch sehr geschickt, das anzudeuten, was man sonst nicht unter einer Benennung fassen könnte; indem ein Abbee, nach der genauesten Erklärung, eine Person ist, die noch keine eigentliche oder feste Bestallung in der Kirche oder Staate hat, aber gar herzlich eine wünschet, und sobald möglich eine annehmen mögte. Wir hoffen, daß wir von der Wahrheit nicht abgehen, wenn wir sie in diesem Lichte vorstellen.

Zu gleicher Zeit haben sie mancherley Freiheiten. Sie haben einen Zutritt zu allen Gesellschaften, und es gereichet der besten nicht zur Erniedrigung, wenn sie gleich bisweilen in der schlechtesten angetroffen werden. Ihr Anzug ist eher akademisch, oder wie eines Gelehrten von Handwerk, als eines Geistlichen; beständig einerley Farbe, befreiet den Beutel von einer Auflage. Man meidet ihren Umgang nicht, denn sehr viele sind wohl erzogen, verständige, artige und einsichtsvolle Männer, die sich zum Umgang

mit einem jeden schicken, der Unterhaltung oder Belehrung sucht.

Man muß bemerken, daß der Name Abbee nicht nur denen gegeben wird, die wir bisher beschrieben haben, sondern auch Geistlichen vom höchsten Range; nur Kardinäle und Bischöfe gehen ihnen bey der gewöhnlichen Erwehnung der Geistlichen vor; übrigens bekommen Geistliche von allen Ordnungen, diesen Titel, ohne Unterschied, ohne daß er dem Charakter eines einigen zum Nutzen oder Schaden gereicht.

Und in der That ist es für den armen Adlichen sowohl als Gelehrten ein kleiner Trost, daß er sich unter dem Schirme einer anständigen Benennung unter die Vornehmeren mischen darf. Der Name eines Edelmanns wird lächerlich, wenn es an Mitteln fehlet, ihm äusserlichen Glanz zu geben; und der eines Gelehrten, würde eitel und gezwungen seyn.

Dieser Abbees ist eine grosse Zahl, und sie sind nutzbar. In den Kollegiis unterrichten sie die Jugend; in den Familien sind sie der jungen Herren Hofmeister; und viele leben ganz anständig von ihren Arbeiten des Witzes und der Gelehrsamkeit aller Art, von der tiefsten Philosophie an bis zu den windigsten Romanen. Kurz, sie machen eine Innung von Leuten aus, die einen Hauptstuhl von allgemeinen Gaben und Gelehr-

samkeit

samkeit besitzen, der ohne Unterlaß auf Anbauung aller Arten von Wissenschaften und Kenntnissen ausgethan wird. Ihnen entgeht nichts, weder ernsthaft noch lustig, weder gründlich noch possierlich, weder heilig noch unheilig, ihren Untersuchungen ist alles unterworfen, und da sie in allem bewandert sind, in Gegenständen der niedrigsten und höchsten Gattung, so ist ihr Ruf so groß in der gelehrten, als in der schmierenden Welt.

An dieser Beschreibung der Abbees würde was wesentliches fehlen, wenn wir ihre Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht unerwehnet liessen, dessen Günstlinge sie hinwiederum im vollesten und beneidenswürdigsten Grade zu seyn die Ehre haben. Eben der Witz und die Lebhaftigkeit, die sie überhaupt bemerkenswerth machen, sind die Dinge, die dem Frauenzimmer allhier gefallen; deren Gewogenheit zu erlangen ein jeder vergeblich arbeitet, der nicht mit diesen, in Frankreich so erwünschten Gaben, überflüssig versehen ist; denn in keinem Lande werden sie an denen, die sich bey den Schönen beliebt machen wollen, so nothwendig erfordert, und deren Mangel ungerner übersehen, als hier. De l'esprit et de la vivacité, Geist und Leben, ist die einzige Empfehlung bey französischen Frauenzimmern, die eine willkommene Aufnahme verschafft. Wer die nicht hat, ist in den mehresten französischen Ge-

sellschaften nicht sehr angenehm; denn da die Damen in denselben das Wort führen, und ihre Entscheidungen allein gelten: so würde der nur eine schlechte Figur machen, dem es an demjenigen fehlt, was sie für das nothwendigste halten.

Daher kommt es, daß wir ernsthafte und gesetzte Engländer, ob wir gleich von dem französischen Frauenzimmer, das unsere respective Verdienste gehörig zu schätzen weiß, keinesweges verachtet werden; uns dennoch beständig müssen beschuldigen lassen, daß wir in unaufhörlichen Träumereien versunken sind, aus denen uns nichts gänzlich reissen kann.

Unterdessen erstrecken sie ihre Beschuldigungen unbilliger Weise auf eine Menge von unsern Landsleuten, die eben so festlich und windig sind, als die lustigsten und lebhaftesten Franzosen. Allein die Lustigkeit eines Engländers ist nur zufällig, das toujours gay ist nur einem Franzosen eigen; und es verdient bemerkt zu werden, daß eine solche Gemüthsart den erstern so wenig anpaßt, daß eine Erkünstelung dabey der grosse pierre d'achoppement, oder die Klippe ist, daran unsere junge englische Reisende scheitern; indem sowohl ein Engländer, als ein jeder anderer Landsmann, allemahl zu seinem grössesten Vortheil erscheint, wenn er sich zeigt, wie er würklich ist, und sich nicht zwingt, eine fremde Gestalt anzu

nehmen,

nehmen, die seinem Temperament und Neigung nicht natürlich ist; und die ihn nur lächerlich macht, weil er sich ungeschickt bemüht, Originalen nachzuahmen, für die ihn die Natur nie zur Kopie bestimmt hat.

Um wieder auf unsere Abbees zu kommen! Sie sind der allgemeinen Erscheinung des Gay gleich, die man allenthalben antrift. Die Ursache davon darf man nicht weit suchen. Sie werden von den mehresten Leuten, aus verschiedenen Absichten, aufgesucht, indem sie sowohl Leute für Geschäfte, als für Vergnügen sind, und nicht minder erfahren in ernsten Verhandlungen, als voll Verlangen, an allem, was die lustige Welt ergötzet, auch ihren Theil zu haben. Daher besuchen sie fleissig alle öffentliche Schauspiele, als die ohne sie für unvollkommen gehalten werden, indem sie den einsichtsvollesten Theil der Gesellschaft ausmachen, und die wichtigsten Billiger oder Misbilliger dessen sind, was beynahe auf allen Plätzen vorgeht.

Es ist gewiß, daß sie in vielen Absichten nicht nur die Oberaufseher, sondern auch die allgemeinen Censoren des Landes sind; und daß die Urtheile, die von ihren Richterstühlen ausgesprochen werden, gemeiniglich das meiste entscheiden, und vielleicht mehr, als einige Personen von dem erhabensten Range ihnen verstatten mogten, wenn

deren

deren Gewalt sich so weit erstreckte, daß sie dem Verstande könnten Gewalt anthun.

IV. The Elements of universal Erudition — by Baron Bielfield — translated — by W. Hooper M. D.. 3 Vol. 8vo. Kosten 18 Schill. Es ist eine Uebersetzung der bekannten Elemente allgemeiner Gelehrsamkeit des Herrn Baron Bielefeld. Wie wir finden, so hat man dies Buch in England mit mehreren Lobsprüchen empfangen, als es in Deutschland bey gründlichen Gelehrten gefunden hat. Da die englischen Gelehrten, in Ansehung der Geschichte ausländischer Litteratur, ganz unglaublich stark zurücke sind: so muß ein jedes Unternehmen von der Art, wenn es nur mit gesundem Urtheile und einigem Schimmer ausgeführet wird, ihnen nicht nur willkommen seyn, sondern auch gewissermaßen ihre Augen etwas verblenden. Weil sie so viel neues mit einem Mahle sehen, so können sie auch nicht wissen, wie vieles ihnen noch vorenthalten werde. Der Deutsche, dem es an Kenntniß in- und ausländischer Litteratur nicht fehlet, sieht gar zu viele Lücken, und verliert darüber die Lust, die Theile des Gebäudes, die da stehen, genauer zu betrachten. Jener preiset zu laut; dieser urtheilet mit einigem Unwillen. Der seel. Baron Bielefeld hatte eine Arbeit unternommen, die eigentlich mehrere Gelehrte zugleich hätten unternehmen

men sollen. Er wagte sich allein daran, und in so ferne er nicht ein Gelehrter von Handwerk war, muß man gestehen, daß er weit mehr geleistet, als man hätte erwarten mögen. Es kann sich nun immer desto leichter ein gründlicherer Kopf an dieses Werk machen, und auf dem Grunde fort bauen. Werke von dieser Art, können nur nach und nach vollkommen werden.

V. Experiments on the Cause of Heat in living Animals, and Velocity of the nervous Fluid. By J. Caverhill. D. i. Versuche über die Ursache der Hitze in lebendigen Thieren, und die Geschwindigkeit des flüssigen Wesens in den Nerven. Von Joh. Caverhill. D. d. A. und Mitgl. der Königl. Gesellschaft, Lond. 1770. 8vo. Pr. 1 Sch. 6 Pf. Der Verfasser hat beynahe eine ganze Hekatombe armer Kaninchen grausamer Weise geopfert, um zu beweisen —— daß die Hitze in lebenden Thieren mit der Zerstörung der Nerven vermindert werde. Nicht nur die Menschlichkeit wird durch dergleichen Versuche, deren es hier gar keine mehr bedurfte, beleidigt, sondern die Folgen, die der Verfasser daraus herleitet, thun selbst der Vernunft Gewalt an. Da der Verfasser seine Versuche mit der vorurtheiligen Meinung angestellt hat, daß das flüssige Wesen der Nerven, von einer groben irdischen Natur ist; so behaup-

tet

tet er: daß sich dies Flüssige mit einer Geschwindigkeit bewege, die in dem Fortrücken vier und zwanzig Stunden, auf einem Wege von einem Zolle lang, zubringe. Dennoch leitet er aus dem Reiben, das durch die Bewegung durch die sanften und unelastischen Nerven entstehet, und ganz unbeträchtlich seyn muß, die Ursache aller thierischen Hitze her; ohne zu erwegen, daß ein unendlicher Unterscheid ist, zwischen der Bewegung, die in ganzen Nerven, durch die Kraft zu Wollen, oder den Einfluß der Seele hervorgebracht wird, und derjenigen, die in zerschnittenen Nerven durch Reizung entsteht; und daß man aus der letztern keine gründliche Schlüsse auf die erste machen kann.

VI. A candid and impartial State &c. D. i. Aufrichtige und unparteiische Beschaffenheit der Evidenz, in Ansehung der grossen Unwahrscheinlichkeit, daß Herr le Fevre aus Lüttich in Deutschland ein Specificum gegen das Podagra sollte erfunden haben. Lond. 1770. 8. Man wird sich noch aus den politischen Zeitungen erinnern, was Herr Le Fevre, wie er hier charakterisirt wird aus Lüttich in Deutschland, vor ein Paar Jahren von seinem Mittel wider das Podagra, für ein Aufsehen gemacht. In dieser Schrift werden die

vorge-

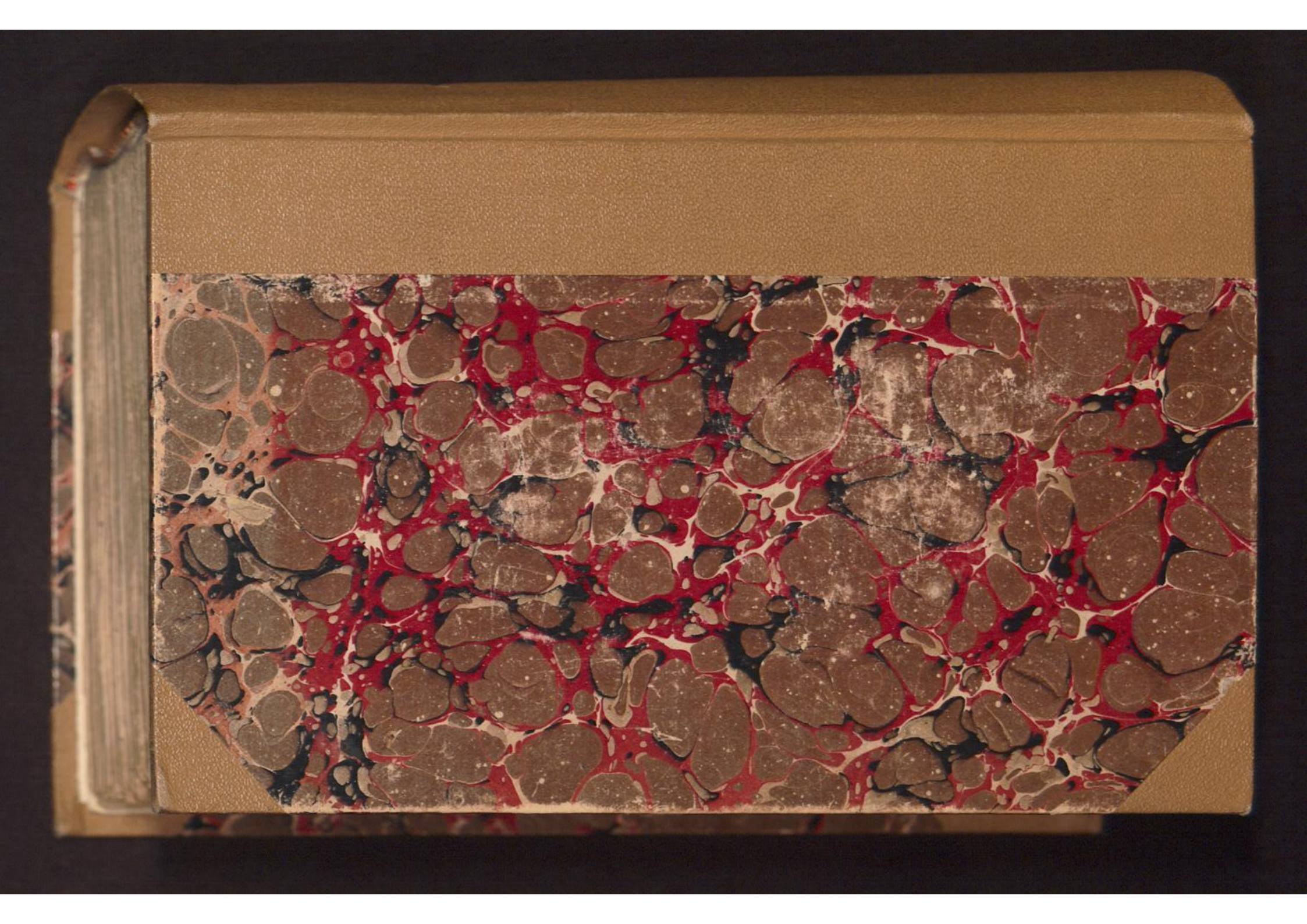
vorgegebenen Würkungen desselben mit starken Gründen bestritten.

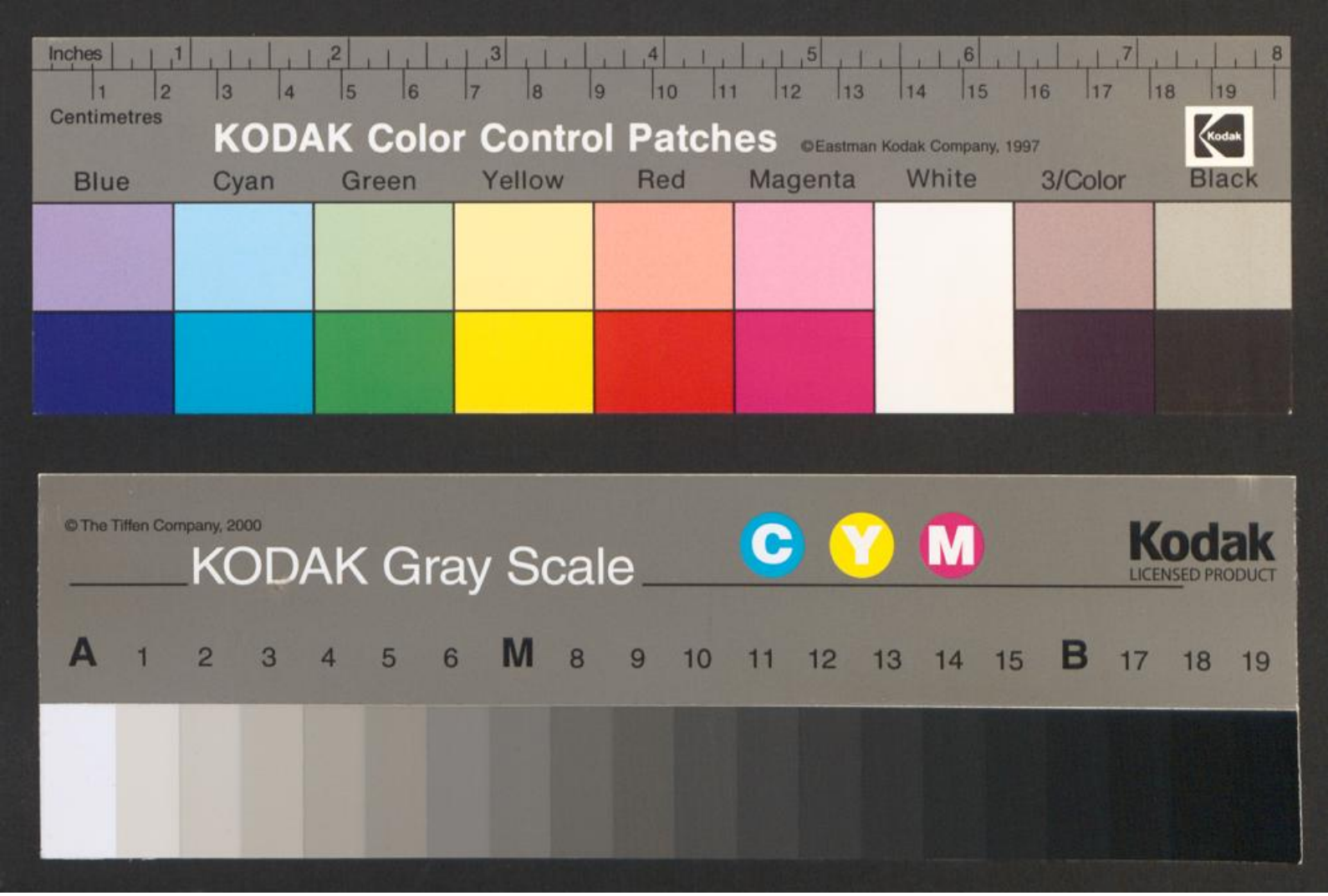
VII. Illustrations of Natural History — By D. Drury. D. i. Beiträge zur natürlichen Geschichte; oder Abbildung von mehr denn zwey hundert und vierzig ausländischen Insekten, nach ihren verschiedenen Gattungen, von denen nur sehr wenige bisher von einem einigen Schriftsteller beschrieben sind. Nach dem Leben mit der grössesten Genauigkeit, unter der eigenen Aufsicht des Verfassers, auf funfzig Platten in Kupfer gestochen und erleuchtet. Nebst einer Beschreibung jeglichen Insekts, wie auch Anmerkungen und Betrachtungen über die Natur und Eigenschaften einiger derselben. Von D. Drury. Nebst einer französischen Uebersetzung. 4to. London, 1771. Pr. 2 Pfund, 2 Schil. 6 Pf. Bey White — Ein sehr vortreflicher Kupferstecher, Hr. Miller, fing vor einigen Jahren an, die Roeselschen Insektenbelustigungen ins Englische übersetzt, heraus zu geben: das Werk gerieth aber, aus Mangel der Aufmunterung, gar bald in Stecken. Vielleicht rührte das daher, daß Roesel ein Deutscher war, und in England noch stark das Vorurtheil herrscht, daß aus Deutschland nicht viel sonderliches kommen

men könne; wenigstens fanden doch die kostbare Vögel-Geschichte des Edwards, und andre ähnliche Werke, ihren Abgang. Auch der gegenwärtige Herr Drury hat es gewagt, diese Beiträge zur natürlichen Geschichte zu liefern, deren Innhalt der Titel genugsam anzeigt, und es ist an einer guten Aufnahme seiner Arbeit nicht zu zweifeln, da die Kunstrichter ihm allen den Ruhm ertheilen, der dieselbe befördern kann. Die Beschreibungen sind auch hinlänglich weitläuftig und angenehm.

18. AUG. 1973

G. Logemann
Buchbinderei
u. Geschäftsbücherfabrik
BREMEN
Buchtstrasse 62




Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
KODAK Color Control Patches
©Eastman Kodak Company, 1997
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
© The Tiffen Company, 2000
KODAK Gray Scale
C
Y
M
Kodak
LICENSED PRODUCT
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19